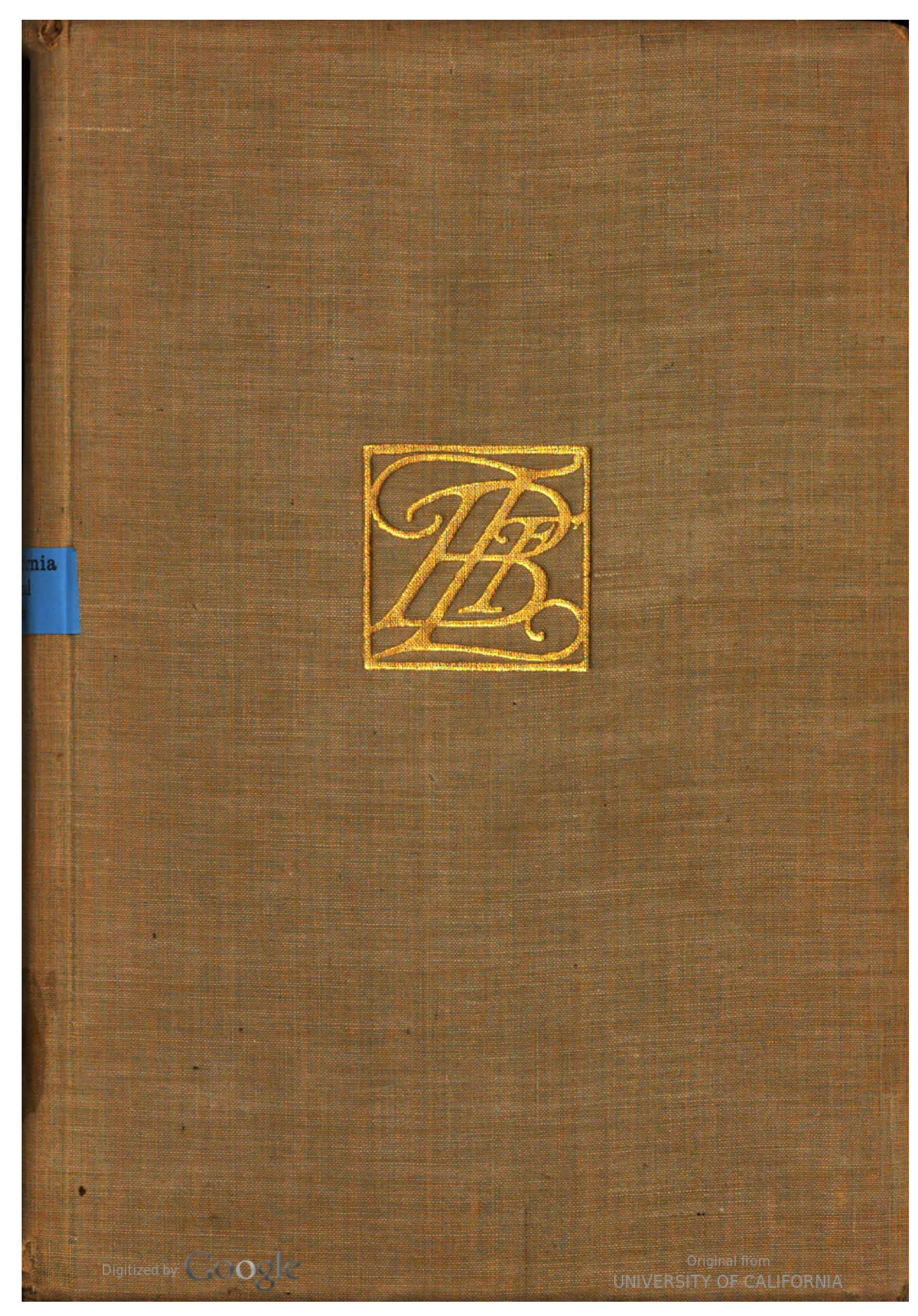






ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE



ZEITSCHRIFT
FÜR
BÜCHERFREUNDE

ORGAN DER GESELLSCHAFT DER BIBLIOPHILEN ⟨E.V.⟩
DES VEREINS DEUTSCHER BUCHGEWERBEKÜNSTLER ⟨E.V.⟩
UND DER WIENER BIBLIOPHILENGESELLSCHAFT

BEGRÜNDET VON FEDOR VON ZOBELTITZ

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN
VON
GEORG WITKOWSKI

ZWÖLFTER JAHRGANG



VERLAG VON E. A. SEEMANN IN LEIPZIG
1920

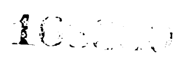
Inhaltsverzeichnis.

I. Hauptblatt.

II. Beiblatt.

Briefe.

Von den Auktionen.





Neue Bücher und Bilder.





Kleine Mitteilungen.

Kataloge.

Anzeigen.



Zu dem Aufsatz

Die sprachliche Überarbeitung der Simplicianischen Schriften Grimmelshausens.

Von Professor J. H. Scholte in Amsterdam.

Trutz Simplex:
Oder
Ausführliche und wunderseltzame
Lebens-Beschreibung
Der Ertzbetrügerin und Landstörtzerin
Courasche /
Wie sie anfangs eine Rittmei-
sterin/ hernach eine Hauptmännin/ ferner
eine Leutenantin/ bald eine Marcketente-
rin/ Mußquetirerin / und letzlich eine
Ziegeunerin abgegeben Meister-
lich agiret/ und ausbündig
vorgestellet:
Eben so lustig/ annemlich uñ nutz-
lich zu betrachten/ als Simplicissi-
mus selbst.
Alles miteinander
Von der Courasche eigner Per-
son dem weit und breitbekanten Simpli-
cissimo zum Verdruß und Widerwillen dem
Autori in die Feder dictirt, der sich vor
dißmal nennet
PHILARCHUS GROSSUS von Trom-
menheim/ auf Griffsberg/ etc.
Gedruckt in Utopia / bei Felix Stratiot.

Bild 1. Titel der „Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche“.
Ausgabe C M (1670?).
Nach dem Original in der Öffentlichen Bibliothek in Meiningen.
(1/1 Größe).

Trutz Simplex:
Oder
Außführliche und wunderseltzame
Lebens-Beschreibung
Der Ertzbetrügerin und Landstürtzerin
COURAGE/
Wie sie Anfangs eine Rittmeisterin/ her-
nach eine Hauptmännin/ferner eine Leutenan-
tin/bald eine Marcketenterin / Mußquetirerin/ und
letzlich eine Ziegeunerin abgegeben/ Meister-
lich agiret/und außbündig vor-
gestellet.
Eben so lustig/ annemlich und nutzlich zu
betrachten/ als Simplicissimus selbst.
Alles mit einander
Von der Courage eignen Person dem
weit und breitbekandten Simplicissimo zum
Verdruß und Widerwillen/dem Autori
in die Feder dictirt, der sich vor dißmahl
nennet.
PHILARCHUS GROSSUS von
Trommenheim/auf Griffsberg/etc.
(o)
Gedruckt in Utopia / bey Felix Stratiot.

Bild 2. Titel der „Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche“,
Ausgabe Cg B (1671?).
Nach dem Original in der Staatsbibliothek in Berlin.
(1/1 Größe).





Bild 3. Kupfertitel des „Simplicissimus", sogen. Ausgabe B (1669).
Nach dem Original in der Landesbibliothek in Wolfenbüttel.
(1/1 Größe).



Bild 4. Kupfertitel des „Simplicissimus", sogen. Ausgabe A (1669).
Nach dem Original in der Landesbibliothek in München.
(1/1 Größe).



Bild 5. Titelkupfer der „Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche", Ausgabe CG (1670?).
Nach dem Original in der Universitätsbibliothek in Göttingen. (1/1 Größe).



Bild 6. Titelkupfer der „Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche", Ausgabe CgB (1671 ?).
Nach dem Original in der Staatsbibliothek in Berlin. (1/1 Größe).



Bild 7. Buchdruckerzeichen der Firma Felßecker in Nürnberg,
nach dem Titelblatt des Ewigwährenden Calenders (1670).
Exemplar im Privatbesitz. (1/1 Größe).



Bild 8. Porträt Wolff Eberhard Felßeckers von Johann Alexander Böner.
Nach dem Original im Germanischen Museum in Nürnberg.



Bild 9. Porträt Wolff Eberhard Felßeckers von J. F. S.
Nach dem Original in der Nürnberger Stadtbibliothek.



Bild 10. Porträt Johann Jonathan Felßeckers von Knorr.
Nach dem Original in der Nürnberger Stadtbibliothek.

Die sprachliche Überarbeitung der Simplicianischen Schriften Grimmelshausens.

Von

Professor J. H. Scholte in Amsterdam.

Mit zehn Bildern.

I.

Auch wer sich nicht direkt für Sprachprobleme interessiert, wird es als eine auffällige Tatsache empfinden, daß uns der *Abenteuerliche Simplicissimus* in zwei Drucken desselben Jahres überliefert ist, von denen der eine sich mit Bezug auf markante Spracherscheinungen nahezu konsequent von dem anderen unterscheidet. Während die eine Ausgabe zum Beispiel das jetzt und sicher auch damals geläufigere Wort *spatzieren* gebraucht, finden wir in der anderen die in jenen Tagen gewiß nicht weniger als in unseren auffällige Neubildung *lustwandeln;* ähnlich steht neben *instruiren* und *concipiren* in der einen Ausgabe *unterrichten* und *überlegen* in der anderen. Aber nicht nur die Fremdwörterfrage spiegelt sich in den beiden Simplicissimusdrucken des Jahres 1669 ab, auch Fragen der Flexion und der Wortfügung haben bei der Drucklegung offenbar Beachtung gefunden: die Ausgabe, bei deren Herstellung eine konstatierbar puristische Tendenz gewirkt hat, wird auch in grammatischer Hinsicht normalisiert. Verbindungen wie *der Bank, der Butter, das Gesang, das Heimat* werden getilgt, alte Verbalformen wie *ich sihe, ich nimm* werden durch *ich sehe, ich nehme* ersetzt; in der sprachlich überarbeiteten Ausgabe lesen wir nicht mehr *er kieffe,* sondern *er kauffte,* nicht mehr *er befohle,* sondern *er befahl;* oberdeutsche Imperative wie *esse* und *befehle* werden korrigiert, *gewest* wird regelmäßig in *gewesen,* *ich wurde* konsequent in *ich ward* verändert. Diese letzte Änderung fällt uns auf: während die sprachliche Überarbeitung sich da, wo zwei Formen zur Verfügung standen, durchgängig für diejenige entschied, der die Zukunft gehörte, wählt sie hier eine Form, die uns jetzt als veraltet anmutet. Das konnte aber damals nicht vorausgesehen werden, denn noch der Sprachmeister der vorklassischen Periode, Gottsched, beantwortete die Frage *ward* oder *wurde* in demselben Sinne, wie sie in der überarbeiteten Simplicissimusfassung 1669 entschieden wurde. Es ist offenbar die Vorliebe für sprachgemäße, regelmäßige Formen, die hier den Ausschlag gibt: die Analogiebildung *wurde* empfand man als inkorrekt und merzte sie deshalb aus.

Eben diese Form *ich ward* (neben *ich wurde*) bietet uns das Mittel, die beiden Simplicissimusdrucke des Jahres 1669 auf den ersten Blick voneinander zu unterscheiden: das Titelkupfer mit seinem aus Körperteilen von Teufel und Mensch, Vogel und Fisch zusammengesetzten Phantasiegebilde hat in beiden Ausgaben eine Unterschrift, die auch die typischen sprachlichen Änderungen der beiden Drucke aufweist. Sie berichtet dem Leser, daß dieses Phantasiegeschöpf in allen vier Elementen zu Hause ist: durchs Feuer geboren, fliegt es durch die Lüfte, wandert es durchs Wasser, reist es übers Land; seine Erlebnisse zeigt uns das hingehaltene Buch.[1] In der ursprünglichen Fassung heißt die erste Zeile, in Übereinstimmung mit dem Sprachstand des Buches:

Ich wurde durchs Fewer wie Phoenix geborn (Bild 3);

die überarbeitete Ausgabe normalisierte auf nicht sehr glückliche Weise auch diese Zeile:

Ich ward gleich wie Phoenix durchs Feuer geboren (Bild 4).

Natürlich haben diese beiden Simplicissimusdrucke aus dem Jahre 1669 von jeher die Aufmerksamkeit sowohl der Philologen und Literatoren wie der Bibliophilen auf sich gelenkt. Schon sehr bald nachdem Eduard von Bülows Bearbeitung des Simplicissimus (1836) und

1 Über diese beiden Titelkupfer vergleiche man meinen Aufsatz in dieser Zeitschrift N. F. IV, Heft 1 und 2.



im Anschluß daran Hermann Kurz' Ausführungen im Spiegel (1837), Echtermeyers Aufsätze in den Hallischen Jahrbüchern (1838) und Passows wichtige Ergänzungen in den Blättern für literarische Unterhaltung (1843) den Simplicissimus in den Gesichtskreis der Literatoren gebracht und den Namen des Verfassers ermittelt hatten, empfand man das Bedürfnis, in einer kritischen Ausgabe die verschiedenen Drucke dieses interessanten Werkes der Gelehrtenwelt zugänglich zu machen. Vor mir liegt ein dünnes Heft aus dem Jahre 1851 mit dem Vermerk: „Diese schrift ist auf kosten des herausgebers in 380 exemplaren gedruckt worden, die nicht in den buchhandel gegeben werden", und dem nicht ganz anspruchslosen Titelblatt: „Der Abenteuerliche Simplicissimus; Versuch einer Ausgabe nach den vier ältesten Drucken von Dr. W. L. Holland, Ordentlichem Mitgliede der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache, Correspondierendem Mitgliede der Academie der Wissenschaften, Künste und schönen Literatur zu Caen; Tübingen, gedruckt bei H. Laupp, D. J., 1851." Der „Versuch" umfaßt die ersten einundzwanzig Kapitel des Ersten Buches des Simplicissimus und eine Vorrede, die über die dem Verfasser zur Verfügung stehenden Drucke, das Prinzip seiner Ausgabe und den damaligen Stand der Forschung Bericht erstattet. Es ist die erste auf wissenschaftliche Grundlage gestellte Ausgabe eines Grimmelshausenschen Textes.

Holland verzeichnet die beiden Drucke aus dem Jahre 1669, von denen oben die Rede war; außerdem einen aus dem Jahre 1670 und die mit zwanzig Kupfern illustrierte und mit gereimten Kapitelüberschriften versehene Ausgabe aus dem Jahre 1671. Das sind eben die „vier ältesten Drucke", die er seinem Versuch einer Ausgabe zugrunde legt und die noch jetzt den Hauptbestand für die Textrekonstruktion des Simplicissimus bilden. Die Ausgabe aus dem Jahre 1669 mit der normalisierten Sprache nennt er zuerst; wir erkennen sie an der Beschreibung des Titelkupfers: „Dem titel gegenüber findet sich ein bild, auf dem eine wunderliche allegorische figur vorgestellt ist; die Unterschrift unter derselben lautet: Ich ward gleichwie Phoenix durchs Feuer geboren usw." Darauf nennt er die andere Ausgabe aus dem Jahre 1669 mit der stärker dialektisch gefärbten Sprache, deren Titel er buchstabengetreu wiedergibt, indem er mit Bezug auf das Titelbild hinzufügt: „Das genannte titelkupfer findet sich auch hier; die unterschrift desselben stimmt mit der vorigen, einige kleinigkeiten abgerechnet, überein; in der dritten Zeile heißt es: *Ich wandert durchs Wasser, Ich raißt über Landt.*" Daß schon der Anfang *ich wurde* neben *ich ward* einen prinzipiell verschiedenen Sprachstand repräsentiert und deshalb als Unterscheidungsmittel um vieles bezeichnender ist, muß ihm entgangen sein.

Gleich bei diesem ersten Versuch, eine kritische Textausgabe des Simplicissimus vorbildlich anzudeuten, geschieht das Unglaubliche: der sprachlich überarbeitete, der normalisierte Text wird für den ursprünglichen erklärt. Er wird dem „Versuch einer Ausgabe" zugrunde gelegt und als A bezeichnet: „Als grundlage des textes habe ich A, die älteste ausgabe, betrachten zu müßen geglaubt; die seitenzahlen derselben sind am rande bemerkt; abweichungen und zusätze der späteren drucke sind in den noten verzeichnet worden." Seitdem sind die Buchstabenbezeichnungen A für den sprachlich überarbeiteten Druck aus dem Jahre 1669, B für die stärker dialektisch gefärbte Ausgabe aus demselben Jahre, C für die Ausgabe mit der Jahreszahl 1670, D für die mit den zwanzig Kupfern, den gereimten Kapitelüberschriften und der Jahreszahl 1671 beibehalten worden, natürlich nicht ohne weitere Verwirrung anzustiften mit Bezug auf die beiden Ausgaben aus dem Jahre 1669.

Wie verhängnisvoll dieses *vitium originis* war, zeigt der weitere Verlauf der Behandlung der Simplicissimustexte in der wissenschaftlichen Welt. Gleichzeitig mit Holland beschäftigte sich Adelbert von Keller mit den Werken des neuentdeckten Simplicissimusdichters. Er veranstaltete für den Literarischen Verein in Stuttgart eine Grimmelshausenausgabe in vier Bänden, die trotz ihres Alters noch heute jedem wissenschaftlichen Grimmelshausenforscher unentbehrlich ist. In Bezug auf das A—B der Forschung war Keller mit seinem Vorgänger, mit dem er übrigens in persönlichem Gedankenaustausch stand, nicht einverstanden: seiner Meinung nach wäre es „passend gewesen, die Ausgabe B A zu nennen". Er legte denn auch ein B-Exemplar seiner Textausgabe des Simplicissimus zugrunde, verteidigte seinen Standpunkt in den Anmerkungen zum ersten Doppelband (1854) und blieb dieser Ansicht treu, als er mit den Anmerkungen zum zweiten Doppelband (1862) seine Ausgabe abschloß.

Unangefochten blieb seine Meinung nicht: Heinrich Kurz, der in den sechziger Jahren eine mit nützlichem Kommentar versehene Ausgabe der Simplicianischen Schriften für die Deutsche Bibliothek zusammenstellte, beantwortete die Prioritätsfrage in dieser Ausgabe (1863/64) wieder im entgegengesetzten Sinne: „Da die späteren Ausgaben des Simplicissimus mit Ausnahme der von Keller und Holland besorgten entweder mehr oder weniger freie

Bearbeitungen des ursprünglichen Textes oder unkritisch sind, so haben sie für die Herstellung des Textes keinen Werth. Dieß gilt auch von den Drucken des Simplicissimus in den Gesamtausgaben, welche erst nach dem Tode des Verfassers erschienen sind. Wir haben uns daher nur mit den älteren Editionen zu beschäftigen. Diese scheiden sich auf den ersten Blick in zwei Familien, von denen die eine ADI und die andere BC begreift; A ist die Quelle der ersten, B der zweiten. Obgleich diese beiden Ausgaben im ganzen den nämlichen Text geben, so unterscheiden sie sich doch in wesentlichen Punkten. A gewährt meist starke Flexionsformen, während B schwache vorzieht; B trennt die zusammengesetzten Conjunctionen fortwährend durch Pronomina, A setzt diese nach (z. B. A obzwar er, B ob er zwar); A trennt die zusammengesetzten Tempora der Hülfsverben, B setzt sie vereinigt dem Verb nach (z. B. A wäre hergeholt worden; B hergeholt worden wäre). *Ueberhaupt trägt A bei weitem mehr das Gepräge des volkstümlichen Ausdrucks als B.*" So wird die Sache immer mehr auf den Kopf gestellt: wenn man das Wort *volkstümlich* gebrauchen will, so läßt es sich keinenfalls auf die normalisierte Sprache der sogenannten A-Ausgabe anwenden; Hunderte von Beispielen beweisen, daß dem natürlicheren Ausdruck des als B bezeichneten Textes die nach besonderen Regeln überarbeitete Sprache der gleichzeitigen Ausgabe gegenübersteht. Kurz kommt denn auch zu einer falschen Aufstellung der Druckverhältnisse, obschon er einen Fehler bei Holland zu berichtigen sucht. Es war ihm nämlich nicht entgangen, daß der Titel der sogenannten A-Ausgabe *Neueingerichter und vielverbesserter Simplicissimus* einen älteren, noch nicht verbesserten Druck voraussetzt. Da er nun andererseits an der Priorität der A-Ausgabe festzuhalten bestrebt ist, so kommt er zu einer komplizierten Hypothese: es habe eine frühere Ausgabe gegeben, die nicht auf uns gekommen sei, aus der A und B gleichmäßig hervorgegangen seien, und zwar müsse dann B, „da der Verfasser selbst sich über Nachdruck beklage", als unberechtigter Nachdruck angesehen werden.

Diese Hypothese, die für die Philologen der älteren Schule den Reiz des Komplizierten und Geheimnisvollen hatte, wurde von Rudolf Kögel in seine Simplicissimusausgabe in den Neudrucken deutscher Literaturwerke (1880) aufgenommen, ausgearbeitet und mit neuen Argumenten versehen: die Konstruktion wurde dadurch gekrönt, daß die verschollene Urausgabe mit dem gesternten Buchstaben X belegt wurde. Was für Kurz noch Hypothese war, wird hier nahezu zur Gewißheit: „Um die Ermittlung des Verhältnisses der alten Drucke des Simplicissimus zueinander hat sich Kurz in der Einleitung zu seiner Ausgabe entschiedene Verdienste erworben, besonders dadurch, daß er den Irrtum Kellers über das Verhältnis von A und B aufgedeckt (!) hat", und einige Seiten weiter: „B ist also (!) ein unrechtmäßiger Druck."

Als ich vor mehreren Jahren anfing Grimmelshausens Sprache systematisch zu untersuchen und mich dabei auf Kögels damals allgemein geltende Ansicht stützte, verwickelte mich die Hypothese Holland-Kurz-Kögel als Grundlage der Druckverhältnisse in derartige Schwierigkeiten, daß ich eine Neuprüfung derselben vornehmen mußte, bevor sich das gesammelte sprachliche Material kritisch verwerten ließ. In dieser Zeitschrift äußerte ich mich damals über die Prioritätsfrage bezüglich der beiden Drucke aus dem Jahre 1669 nur mit Rücksicht auf die beiden Titelbilder, die ich oben unter sprachlichem Gesichtspunkt heranzog. „Was nun die Frage der Titelkupfer betrifft", heißt es N. F. IV, S. 50, „so bietet die Deutlichkeit der Vorstellungen wenig oder keine Anhaltspunkte; allerdings sind bei dem Kupfer mit dem Titel *Abenteuerlicher Simplicissimus*[1] auf dem Blatt rechts (des hingehaltenen Buches) einige Figuren anders dargestellt. An der Stelle der Stadt[2] sieht man einen Zauberring; der Komplex von Salbenbüchse und Baum stellt sich hier als Brennstoff enthaltendes Gefäß mit emporschlagender Flamme dar. An und für sich ist es ebensogut denkbar, daß das brennende Gefäß und der brennende Ring das Ursprüngliche sind, als daß man sie als Überarbeitung anzusehen hat; allerdings scheinen mir für die Spezialerklärung die Vorstellungen auf dem rechten Blatt des Buches beim *Abenteuerlichen Simplicissimus Teütsch* etwas charakteristischer. Mit Sicherheit läßt sich aus den Kupferstichen allein die Prioritätsfrage derselben kaum lösen; die bessere Raumverteilung auf dem Bild *Simplicissimus Teütsch,* zum Beispiel der Abstand zwischen Schwanz und Schulter und Schwanz und Kopf, die richtigere Zuspitzung des Flügels verleihen diesem Kupfer eher den Anschein der Ursprünglichkeit;

1 Das ist eben das Kupfer mit der Anfangszeile *Ich ward gleich wie Phoenix durchs Feuer geboren*, also das der sogenannten Ausgabe A; vgl. Bild 4.

2 Das ist die Darstellung auf dem Kupfer mit der Anfangszeile *Ich wurde usw.*, also in der sogenannten B-Ausgabe; vgl. Bild 3.



entsprechend erregt auch die Placierung der Einzelgegenstände auf den Blättern des Buches die Vorstellung, als ob beim *Simplicissimus* ein Nachzeichner die Gegenstände etwas vergröbert und dabei dem Raumverhältnis hier und da geschadet hätte: die Figuren auf dem Buch des *Simplicissimus Teütsch* sind alle durchgängig frei voneinander, auf dem Buch des *Simplicissimus* scheinen sie sich zu drängen. Wenn ich meiner Argumentierung in dieser Hinsicht auch nicht allzugroße Beweiskraft zuschreiben möchte, so scheint es mir doch eher annehmbar, daß der Kupferstich *Simplicissimus Teütsch* für den anderen die Vorlage abgegeben hat, als umgekehrt."

Was ich damals nur zögernd konstatierte, hat sich im Lauf der Jahre nach verschiedenen Seiten hin so ausgiebig bestätigt, daß ich glaube, jetzt mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit behaupten zu dürfen: das Titelkupfer derjenigen Ausgabe, der Holland, Kurz und Kögel die Priorität zugeschrieben haben, ist als ein Nachstich zu betrachten, für den das Titelkupfer der als unecht verschrieenen Ausgabe die Vorlage abgab. In bibliophiler Hinsicht ist dafür besonders ein Parallelismus mit zwei Ausgaben und zwei Titelkupfern einer anderen Simplicianischen Schrift, der *Landstörtzerin Courasche*, interessant. Auf sie beziehen sich die Bilder 1, 2, 5 und 4, die in dem letzten Teil dieses Aufsatzes ihre Behandlung finden werden.

II.

Auf Grund sprachkritischer Motive war ich zu einer von der herrschenden Meinung abweichenden Einsicht in die Druckverhältnisse des Simplicissimus gekommen. Meine erste Veröffentlichung darüber berücksichtigte indessen nur äußere Criteria. Es war mir nämlich aufgefallen, daß eine einfache Vergleichung der Titel der vorliegenden Ausgaben ein Bild der Druckverhältnisse gab, das mit meinen aus sprachkritischen Gründen geschöpften Anschauungen vollständig übereinstimmte. Die Titelvergleichung des *Seltzamen Springinsfeld* in den Separatausgaben 1670 und in den Gesamtausgaben 1683/1684, 1685/1699 und 1713, die ich als *Erste, Zweite* und *Dritte Gesamtausgabe* bezeichnet habe[1], hatte mir dafür den Weg gewiesen: ähnlich wie diese Titel in ihrer Anordnung eine konsequente Steigerung bilden, so ergeben auch die vier Titelblätter der ältesten Simplicissimusdrucke, wenn man sie in die natürliche Reihenfolge legt, dem Gebrauch der Epitheta nach, eine regelmäßige Gradation. Sie erhellt aus folgender Aufstellung:

„Der Abentheurliche | Simplicissimus | Teutsch" . . . . 1669, sog. B.

„*Neueingerichter und vielverbesserter* | Abentheurlicher | Simplicissimus" . . . . 1669, sog. A.

„Der Abentheurliche | *Wiederum gantz neu umgegossene* | Und | Mit seinem usw. . . . . | vermehrte *und verbesserte* | Simplicissimus | Teutsch" . . . . 1670, C.

„*Gantz neu eingerichteter allenthalben* | *viel verbesserter* | Abentheurlicher | Simplicissimus" . . . . 1671, D.

Zu dieser Steigerung *Neueingerichtet und vielverbessert, Wiederum gantz neu umgegossen und verbessert* und *Gantz neu eingerichtet allenthalben viel verbessert*, stimmt auch die Nebenangabe des Titels: erst ist es einfach die *Beschreibung*, dann die *vollkommene* und schließlich die *außführliche, unerdichtete, und recht memorable Lebensbeschreibung;* so wird auch der Held erst als ein *seltzamer Vagant*, später als ein *einfältiger, wunderlicher und seltzamer Vagant* bezeichnet.

Diese in meinen *Problemen der Grimmelshausenforschung* vorläufig ohne nähere Motivierung gegebene Darstellung stützte ich nachträglich durch eine sprachliche Untersuchung, die im Jahre 1915 in den *Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*, XL, S. 268ff. erschien. Zunächst richtete ich dabei die Aufmerksamkeit auf eine charakteristische Abweichung in der Wortfolge der Nebensätze, wodurch sich die beiden Ausgaben aus dem Jahre 1669 voneinander unterscheiden. In der sogenannten B-Ausgabe finden wir im Nebensatz bei Anhäufung von Verbalformen regelmäßig den Typus:

1 Man vergleiche meine *Probleme der Grimmelshausenforschung*, Groningen 1912.



Ich fieng so andächtig an zu beten, als ob ich in einem Closter erzogen worden wäre;

in der als A bezeichneten Ausgabe ist folgender Typus nahezu konsequent durchgeführt:

als ob ich in einem Closter wäre erzogen worden.

An und für sich geht aus einer solchen Abweichung für die Priorität der Drucke nichts hervor: es ist ebensogut denkbar, daß jemand zuerst schreibt: *erzogen worden wäre* und nachher korrigiert oder korrigieren läßt: *wäre erzogen worden* als umgekehrt. Beweiskräftig können unter Umständen aber neben der regelmäßigen Umarbeitung gewisse Unregelmäßigkeiten auf der einen oder der anderen Seite werden, je nachdem sie mehr als natürliche Stilunebenheiten oder als unterbliebene resp. falsch angebrachte Korrekturen wirken und infolgedessen für die eine Auffassung oder für die andere ins Gewicht fallen. Konstruktionen wie

als wenn sie geschnitzelt wären worden

in der sogenannten A-Ausgabe wirken neben den vielen anderen Beispielen, die ich PBB., 40, 273 zusammenstellte, entschieden als Korrekturversehen.

Wenn man derartige Konstruktionsabweichungen aus einem umfangreichen Werk in zweierlei Fassung planmäßig zusammenstellt, kann es vorkommen, daß man plötzlich auf einen Fall stößt, wodurch das Verhältnis blitzartig beleuchtet wird. So erging es mir beim Schluß des 28. Kapitels des Ersten Buches, den ich nach beiden Fassungen nebeneinander abdrucke:

Sogenannte B-Ausgabe 1669:	*Sogenannte A-Ausgabe 1669:*
Es ist gut, sagte ich, und wans hernach schon stinckt, so wird man vermeynen, die Hund haben den Lufft verfälscht, sonderlich wann ich das lincke Bein fein hoch auffgehebt werde haben.	Es ist gut, sagte ich, und wanschon es hernach stinckt, so wird man vermeynen, die Hunde haben die Lufft verfälscht, sonderlich wan ich das lincke Bein fein hoch werde auffgehoben haben.

Die zusammengeschobene Konjunktion *wanschon* charakterisiert die Überarbeitung; das dialektische Geschlecht *der Luft*, das dialektische Partizip *auffgehebt* sind für die naive Sprache des Verfassers typisch; die Wortfolge *auffgehebt werde haben*, die in keiner regelmäßigen grammatischen Konstatierung eine Stütze findet, trägt unverkennbar den Charakter der Originalität. Wollte man hier annehmen, daß die sogenannte B-Redaktion auf eine nachträgliche Überarbeitung des A-Textes zurückzuführen sei, so müßte man dem Überarbeiter das Täuschungsvermögen eines genialen Antiquitätenfälschers zuschreiben!

Natürlich geht die strikte Beweiskraft erst aus der Zusammenstellung der verschiedenartigsten Konstatierungen hervor: zu Beobachtungen hinsichtlich des Wortgebrauchs und der Wortfügung stellen sich Vergleichungen mit Bezug auf Verbalformen, Geschlechtsbezeichnung und Substantivflexion. Auch hier möchte ich ein typisches Beispiel herausgreifen. Es findet sich im 10. Kapitel des Fünften Buches.

Sogenannte B-Ausgabe 1669:	*Sogenannte A-Ausgabe 1669:*
Noch ein anderer behauptete bey grosser Warheit, es seye ein Schütz auff der Spur deß Wilds bey dem See vorüber gangen, der hätte auff demselben ein Wassermänlein sitzen sehen, das einen gantzen Schos voll gemüntzte Goldsorten gehabt und gleichsam damit gespielt hätte.	Noch ein ander behauptete bey grosser Warheit, es sey ein Schütze auff der Spur deß Wildes bey der See vorüber gangen, der hätte auff demselben ein Wassermännlein sitzen sehen, das einen gantzen Schos voll gemüntzte Goldsorten gehabt, und gleichsam damit gespielet hätte.

Regelmäßig finden wir in der sogenannten B-Ausgabe auch in der Bedeutung „größeres Binnenwasser“: *der See*, in der sogenannten A-Ausgabe: *die See*. So auch hier. Aber die Beziehung *auff demselben* will dazu in A nicht passen: deutlich eine übersehene Korrektur

Und um nun schließlich noch einmal auf die Fremdwörter zurückzukommen, so kann auch hier die Beweiskraft nicht in Frage gestellt werden. Verdeutschungstendenzen sind im Zeitalter der Sprachgesellschaften an der Tagesordnung. Wollte man für den Simplicissimus



das umgekehrte Bestreben annehmen und etwa glaubhaft machen, daß die sogenannte B-Redaktion *spatzieren* für ein ursprüngliches *lustwandeln* eingesetzt hätte, so käme man wieder in die Mentalität des Antiquitätenfälschers, der neue Möbel mechanisch mit Wurmlöchern versieht.

All diese Beobachtungen zusammen, die unwiderlegbaren Konstatierungen mit Bezug auf sprachliche Unterschiede, die augenfällige Gradation in den Epitheta der Titelblätter, die an sich unbedeutenden, aber in diesem Zusammenhang doch nicht zu übersehenden Unterschiede in den beiden Titelkupfern müssen schließlich zu der Überzeugung führen, daß Jahrzehnte hindurch der Originaldruck des Simplicissimus, der in einem unseligen Moment zur B-Fassung geprägt wurde, in fortwährender Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse hintangesetzt worden ist, daß — Holland, Kurz und Kögel gegenüber — lediglich Adelbert von Keller den richtigen Standpunkt eingenommen hat.

Bei dieser Überzeugung hat es mich denn auch keineswegs überrascht, daß neuerdings von anderer Seite dasselbe Resultat gewonnen wurde. Während des Krieges erschien in Schweden ein Buch, das sich mit eben den Fragen beschäftigt, die ich im Obigen streifte: *Die beiden ältesten Drucke von Grimmelshausens Simplicissimus sprachlich verglichen* von G. Einar Törnvall, Uppsala 1917. Der Verfasser unterzieht die beiden Drucke einer sehr eingehenden Vergleichung und kommt, wie es ja auch nicht anders zu erwarten war, zu dem Ergebnis, daß die sogenannte B-Ausgabe, die volkstümlichere Version, ein treueres Bild von Grimmelshausens Sprache gibt als die Überarbeitung. Seine Resultate decken sich durchaus mit dem, was ich in meinen *Problemen der Grimmelshausenforschung* und den Aufsätzen im vierten Bande dieser Zeitschrift (N. F.) und im vierzigsten Bande der *Beiträge* konstatiert hatte, so daß er sich denn auch rückhaltlos zu meiner Darlegung der Druckverhältnisse bekennt: „Wenn man, wie Scholte zuerst in seiner Schrift *Grimmelshausenprobleme,* Groningen 1912, hervorgehoben hat, die Titel der verschiedenen Simplicissimusdrucke ohne vorgefaßte Meinung auf sich wirken läßt, fällt ein anderes Licht auf das Problem; ganz ungesucht drängt sich einem eine bedeutend einfachere Lösung auf. Ich bin — fügt der Verfasser in einer Fußnote hinzu — zwar unabhängig von der Hypothese Scholtes auf dieselbe Idee gekommen; da aber die Priorität unstreitig ihm zukommt, führe ich die betreffende Theorie mit seinen Worten an."

Und so wäre es denn jetzt wohl an der Zeit, die irreführenden Bezeichnungen A und B zu beseitigen. Solange die sogenannte Ausgabe A die ihr nicht zukommende, auf eine falsche Ansicht der Priorität sich stützende, ehrende Bezeichnung behält, wird der Irrtum immer wieder neuen, suggestiven Einfluß ausüben. Eigentlich sollten die Bezeichnungen A und B einfach umgekehrt verwendet werden. Diesen Vorschlag machen hieße aber, die Verwirrung bis auf ferne Zeiten hinaus vermehren. Es wäre darum zweckmäßiger, die Buchstabenbezeichnung, die hier doch auch bei den von Haus aus wenig komplizierten Verhältnissen nicht unumgänglich nötig ist, fallen zu lassen und die Drucke einfach unter verkürztem Titel neben Angabe der Jahreszahl zu zitieren. Der *Abentheurliche Simplicissimus Teutsch,* der bisher als Ausgabe B bezeichnet wurde, würde dann als *Simplicissimus 1669 (SS 1669)* angedeutet werden; für die unter dem Buchstaben A bekannte Überarbeitung, die vom Verleger als *Neueingerichter und vielverbesserter Abentheurlicher Simplicissimus* bezeichnet wurde, wäre die Andeutung *überarbeiteter Simplicissimus 1669 (üSS 1669)* passend; für den *Wiederum gantz neu umgegossenen und verbesserten Simplicissimus Teutsch* genügte die Andeutung *SS 1670*, während die mit den 20 Textillustrationen und den gereimten Kapitelüberschriften ausgestattete Ausgabe als *SS 1671* zu bezeichnen wäre. Die vereinzelten von diesen vier wichtigsten Drucken abweichenden Exemplare, die teils auf Nachdruck, teils auf Vermischung von Druckbogen zurückzuführen sind, werden, soweit die Forschung Veranlassung hat, sich mit ihnen zu beschäftigen, am besten nach dem Aufbewahrungsort bezeichnet. Wenn die Forschung sich dazu verstehen könnte, diese Bezeichnungen anzunehmen, würde dem Aufbauschen von unerheblichen Kleinigkeiten in Zukunft vorgebeugt und, was die Hauptsache betrifft, der so nötigen Klarheit in Bezug auf die Frage, was wir als Grimmelshausens Eigenes zu betrachten haben, der Weg gebahnt sein.

III.

Wir stehen also jetzt vor der interessanten Tatsache, daß im Jahre 1669 ein Verleger es für angebracht hielt, dasselbe Werk ungefähr gleichzeitig in zwei Ausgaben, einmal in dem Gewande einer volkstümlicher gefärbten Sprache und einmal in sprachlich überarbei-

teter Gestalt, erscheinen zu lassen. Aus dem Vorhergehenden hat sich allerdings noch nicht ergeben, daß es derselbe Verlag war, aus dem die beiden Simplicissimusdrucke stammen. Mit dieser Frage, die für das Bild von Grimmelshausens Verhältnis zur Verleger- und Lesewelt natürlich von großer Bedeutung ist, haben wir uns also noch zu beschäftigen, um so mehr, als Törnvall ihr anders gegenüberzustehen scheint: er läßt (Seite 17) die Möglichkeit offen, daß Grimmelshausen für den *Überarbeiteten Simplicissimus* einer anderen Druckerei das Verlagsrecht überlassen hätte.

Auf dem Titelblatt des *SS 1669* finden wir darüber die Andeutung: *Monpelgart, Gedruckt bey Johann Fillion, Im Jahr 1669.* Derselbe Vermerk findet sich auf dem Titelblatt des *üSS 1669*, nur daß der Ortsname hier an Stelle des *n* ein *m* hat. Die Übereinstimmung im Druckernamen spricht dagegen, daß die beiden Ausgaben unter verschiedenem Verlagsrecht zustande gekommen sein sollten. Wenn ich auch auf die Zuverlässigkeit der Andeutung selbst keinen Wert lege, im Gegenteil darin eine Fiktion erblicke, so läßt sich doch aus der Übereinstimmung der Buchadressen unabhängig von der Zuverlässigkeit an sich folgern, daß es dasselbe Geschäft sein muß, welches als Verlag für die beiden Ausgaben in Betracht kommt, es sei denn, daß man annehmen wollte, daß eine der beiden Ausgaben widerrechtlich sich dieses wirklichen oder fiktiven Druckernamens bedient hätte und dann natürlich auch ohne Einverständnis mit dem Verfasser als unberechtigter Nachdruck in die Welt gekommen wäre. Diese Annahme wäre in gewissem Sinne pikant, da man dann zu dem extremsten Gegensatz der früheren Ansicht über die Druckverhältnisse gelangen würde: nicht die sogenannte A-Ausgabe ist der rechtmäßige Druck und die sogenannte B-Ausgabe ein Nachdruck, sondern eben letztere Ausgabe ist als rechtmäßig und die als rechtmäßig angesehene Ausgabe ist als Nachdruck zu betrachten. Dieses Extrem wäre aber kaum weniger unrichtig als die frühere Ansicht. Grimmelshausen hat nämlich in der mit den zwanzig Kupfern und den gereimten Kapitelüberschriften ausgestatteten Ausgabe aus dem Jahre 1671, die unzweifelhaft als echt anzusehen ist, den überarbeiteten Text aus dem Jahre 1669 anerkannt, indem er eben diesen Text seiner letzten Überarbeitung zugrunde legt. Es bleibt also dabei: sowohl der *üSS 1669* wie der *SS 1669* ist ein rechtmäßiger Druck — die Nachdruckexemplare, die neben diesen beiden rechtmäßigen Ausgaben existieren, haben für die Forschung nicht den geringsten Textwert, da sie sich nur in unwillkürlichen Druckversehen von den genannten Ausgaben unterscheiden[1] — beide sind aus derselben Druckerei oder jedenfalls aus demselben Verlag hervorgegangen. Wer diese Verlagsfirma ist, läßt sich unschwer erweisen.

Sie verbirgt sich auf dem Titelblatt der beiden ältesten Ausgaben hinter dem Namen Johann Fillion in Mompelgart. Abgesehen von der Tatsache, daß es wenig wahrscheinlich wäre, daß Grimmelshausen seinen Simplicissimus in Mompelgart (Montbéliard) hätte drucken lassen, ist es so gut wie sicher, daß es einen Drucker Johann Fillion daselbst nie gegeben hat. Wenn man berücksichtigt, daß das Titelblatt einer Ausgabe von Grimmelshausens *Wunderbarlichem Vogelnest* aus dem Jahre 1673 diesen Johann Fillion in Amsterdam wohnen läßt — was sicher eine Fiktion ist —, so wird die Annahme fast zur Gewißheit, daß es sich bei der Buchadresse Johann Fillion in Mompelgart um eine Phantasiebildung handelt, die in das ganze Versteckspiel des Titelblatts nur allzugut hineinpaßt. Die Elemente dieser Phantasiebildung habe ich in meinen *Problemen der Grimmelshausenforschung* tastend anzudeuten gesucht; unter Heranziehung einiger neuen Gesichtspunkte möchte ich hier meine damalige Zusammenstellung vervollständigen und befestigen.

Wir haben dabei von den Werken auszugehen, die Grimmelshausen unter seinem eigenen Namen erscheinen ließ:

Dietwalts und Amelinden anmuthige Lieb- und Leidsbeschreibung, Zusammengesucht und hervorgegeben von H. J. Christoffel von Grimmelshausen, Gelnhusano, Nürnberg, Verlegt und zu finden bey Felßeckern, Im Jahr Christi 1670;

Simplicianischer Zweyköpffiger Ratio Status, lustig entworffen von Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen, Gelnhusano, Nurnberg, Gedruckt, und zu finden bey Wolf Eberhard Felßeckern, im Jahr Christi 1670.

Als Drucker und Verleger finden wir hier also Wolf resp. Wolff Eberhard Felßecker, dessen von Johann Alexander Böner gestochenes Bildnis Grimmelshausen mit einem Epigramm versehen hatte. Man vergleiche Bild 8.

1 Mit Bezug auf diesen Punkt macht Törnvall eine Bemerkung, die mir sehr überzeugend zu sein scheint, daß nämlich planmäßige Änderungen dem Charakter des Nachdrucks direkt widersprechen: „ein Abdrucker würde kaum Änderungen, welche die Laut- und Formenlehre betreffen, vornehmen, da es ja für ihn als Hauptsache gelten muß, den Diebstahl zu verbergen“.



Auf dem Titelblatt von „Dietwalt und Amelinde" wird er oder allenfalls seine Firma als Felßecker ohne weiteres angedeutet. Das Titelblatt des dritten unter Grimmelshausens eigenem Namen erschienenen Werkes, „Proximus und Lympida", erwähnt keinen Verlegernamen; wahrscheinlich ist das Werk in demselben Verlag wie die anderen erschienen.

Denn die Firma Felßecker ist der Hauptverleger der Grimmelshausenschen Schriften. Bei ihr erschienen außer den genannten Werken die drei Gesamtausgaben und außerdem verschiedene Einzelausgaben, wie der *Ewigwährende Calender* und der *Keusche Joseph*.

Drei Mitglieder dieser angesehenen Nürnberger Buchdruckerfamilie kommen für die Grimmelshausenforschung in Betracht: Wolff Eberhard, der im Jahre 1658 das Geschäft gründete und zu dem Grimmelshausen jedenfalls ein persönliches Verhältnis hatte; Johann Jonathan, sein Sohn, der die beiden ersten Gesamtausgaben veranstaltete, und Adam Jonathan, sein Enkel, der Verleger der dritten Gesamtausgabe.

Zur Zeit, wo die obengenannten Einzelschriften erschienen, müssen Vater und Sohn, Wolff Eberhard und Johann Jonathan, zusammen das Geschäft geführt haben; darauf weist das Druckerzeichen des *Ewigwährenden Calenders* hin, das ich nach einem in meinem Besitz befindlichen Exemplar als Bild 7 wiedergebe. *Dietwalt und Amelinde* und *Ratio Status* haben auf dem Titelblatt dieses Zeichen ebenfalls.

Die Worte auf dem Spruchband sind dieselben, die über dem Porträt mit dem Grimmelshausenschen Epigramm stehen: *Vigilantia et Labore*, der Wahlspruch des Wolff Eberhard Felßecker. Die beiden Frauenfiguren, die als Schildhalterinnen zur Linken und zur Rechten stehen, verkörpern eben diese „Wachsamkeit und Müh". Von besonderem Interesse ist das aufgeschlagene, an einen Felsen angelehnte Buch. Außer fünf Buchstaben, von denen ein *F* in der Mitte, unten und oben *W* und *E*, rechts und links *J. J.* stehen, zeigt es oben eine arithmetische Figur, die offenbar als *Eck* mit dem *Felsen* des Hintergrundes auf den Namen *Felßecker* schließen lassen soll. Die Buchstaben in der vertikalen mittleren Reihe sind natürlich als *Wolff Eberhard Felßecker* zu ergänzen, während ich in den vermutlich später hinzugekommenen Buchstaben zu beiden Seiten die Andeutung finden möchte, daß zur Stütze des Vaters der Sohn hinzugetreten ist.

Wenn man dies annimmt, erklärt sich unschwer ein Widerspruch, auf den uns die Verlagsgeschichte der Felßecker führt: sowohl Ernestis *Woleingerichtete Buchdruckerey*, Nürnberg 1724, wie das vermutlich sich darauf stützende Werk Johann Erhard Kappens *Die so nötig als nützliche Buchdruckerkunst und Schriftgießerei*, Leipzig 1770[1] berichten nämlich, daß Wolff Eberhard Felßecker im Jahre 1670 gestorben sei und „die Offizin mit allem wol versehen wie auch den Buchhandel" seinem Sohn Johann Jonathan hinterlassen habe, während andererseits die zweite Ausgabe des *Ewigwährenden Calenders* den Vermerk trägt: „In Nürnberg verlegt und zu finden bey Wolf Eberhard Felßecker, gedruckt zu Altenburg bey Georg Rügern, Im Jahr 1677".[2] Macht dieser Widerspruch es schon wahrscheinlich, daß Ernestis Angabe in dieser Hinsicht falsch ist, so tritt als ausschlaggebendes Argument noch hinzu, daß das Todesdatum Wolff Eberhards auf dem als Bild 9 reproduzierten Porträt, für dessen Überlassung ich der Nürnberger Stadtbibliothek hiermit meinen Dank abstatte, auf den 6. Oktober 1680 lautet. Der Widerspruch zwischen dem Todesdatum auf diesem Porträt und Ernestis Angabe wäre dann darauf zurückzuführen, daß jedenfalls 1670, aber vermutlich schon eher, Johann Jonathan in das Geschäft seines Vaters eingetreten war, bald Mitinhaber, in den siebziger Jahren vielleicht Haupttriebkraft des Geschäfts wurde, während Wolff Eberhard, ohne sich aufs Altenteil zurückzuziehen, auch noch nach dem Jahre 1670 sich für das von ihm zu Ansehen gebrachte Geschäft interessierte und somit der Charakteristik treu blieb, die Grimmelshausen von ihm entworfen und „zu stets beharrlicher Gunstbezeugung auffgesetzt" hatte.

1 Ich zitiere dieses Werk nach einer nicht im Handel erschienenen Gedenkschrift: *Zum 250jährigen Geschäftsjubiläum der Königl. Bayr. Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung von U. E. Sebald, Nürnberg, 9. Mai 1908*, die mir, als ich im Jahre 1912 in dieser Zeitschrift über die Felßecker schrieb, noch unbekannt war. Für freundliche Übersendung derselben bin ich dem jetzigen Inhaber der Firma U. E. Sebald, Herrn Dr. jur. Gustav Sebald, zu Dank verpflichtet. Auf Grund dieser Schrift füge ich hier mit Bezug auf die Nachgeschichte der Familie Felßecker hinzu, daß die Enkelin Adam Jonathan Felßeckers, Sibylla Margarete, die Tochter Paul Jonathan Felßeckers, sich am 8. April 1804 mit Christoph Adam Sebald, dem Sprossen einer seit Ende des 16. Jahrhunderts in Nürnberg ansässigen Familie, verehelichte, wodurch die fast 150 Jahre bestehende Buchdruckerei und Verlagshandlung der Felßecker unter dem Namen Paul Jonathan Felßeckers Erben an die Familie Sebald kam. Nach dem Sohn der Sibylla Margarete Sebald, geb. Felßecker, Ulrich Ernst Sebald, trägt die Nürnberger Firma noch jetzt ihren Namen.

2 Wolff Eberhard Felßecker hatte auch die erste Auflage von Grimmelshausens *Ewigwährendem Calender* auswärts drucken lassen: am Schluß dieser Ausgabe aus dem Jahre 1670 findet sich der Druckvermerk: *Gedruckt in der Fürstlichen Residentz-Stadt Fulda bey Marcum Bloß.* Wir dürfen wohl annehmen, daß für den komplizierten sechsspaltigen Druck des Calenders mit den vielen astronomischen Zeichen Felßeckers Druckerei nicht eingerichtet war.



Schon oben erwähnte ich in meiner Beweisführung die mit zwanzig Illustrationen und gereimten Titelüberschriften ausgestattete Simplicissimusausgabe aus dem Jahre 1671. Sie ist für die Textkritik des Simplicissimus von allergrößter Bedeutung, sowohl weil sie die beiden Ausgaben aus dem Jahre 1669 als rechtmäßig zusammenjocht, indem sie aus *SS 1669* das Titelkupfer und aus *üSS 1669* die normalisierte Sprache übernimmt, als wegen der für unsere Kenntnis von Grimmelshausens literarischer Persönlichkeit so wichtigen „Vorerinnerung an die Großgünstigen Leser." Auch für die Verlegerfrage der früheren Simplicissimusdrucke bietet diese Ausgabe den Schlüssel. Sie verbindet nämlich den fingierten Namen Johann Fillion mit Wolff Eberhard Felßecker: *Mompelgart, Gedruckt bei Johann Fillion, Nürnberg zu finden bei W. E. Felßeckern*, ähnlich wie das Buchdruckerzeichen den Namen Wolff Eberhard Felßecker mit Johann Jonathan verbindet. In diesem Zeichen liegen nämlich die Elemente für die Phantasiebildung Johann Fillion. Stellen wir zu dem Namen Wolff Eberhard Felßecker den seines Sohnes unter Andeutung des Verwandtschaftsverhältnisses als Joh. Jon. Fil., so ergänzen sich die Buchstaben des Druckerzeichens als *Gedruckt bei Wolff Eberhard Felßecker und Joh. Jon. Fil.*, oder mit Umstellung *Gedruckt bei Wolff Eberhard Felßecker und Johann Fillion*. Nach demselben Prinzip kommen die zahlreichen Anagramme wie *German Schleifheim von Sulsfort* und *Samuel Greiffenson von Hirschfeld* für *Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen* zustande; noch belehrender ist das Verfahren bei der Umbildung des Namens seines bescheidenen Besitztums, der *Spithalbühne*, zu dem mysteriösen Ortsnamen *Hybspinthal:* auch hier die Gliederung in Silben und gelegentliche Umwälzung.[1]

Unter dem versteckten Namen des Johann Jonathan Felßecker wanderten also die ältesten Simplicissimusdrucke in die Welt hinaus. Wir dürfen wohl annehmen, daß der alternde Wolff Eberhard seinen heranwachsenden, aber sicher schon die spätere Energie bekundenden Sohn mit der Sorge für die jugendfrisch-geniale, sich im Versteckspiel gefallende Schrift betraute, durch die sich Grimmelshausen bei der Nürnberger Firma einführte. So kommen wir zu einem ganz persönlichen, ein reizvolles Geschäfts- und Familienbild aufdeckenden Verhältnis zwischen dem Schwarzwälder Dichter und dem Nürnberger Verlegersohn. Und so ließe es sich nur zu gut verstehen, wie Johann Jonathan Felßecker es sich bis zu seinem Tode angelegen sein ließ, immer wieder die literarisch und ihm auch persönlich wertvolle Schrift dem Lesepublikum in gefälligem Gewande vorzuführen, bei Grimmelshausens Lebzeiten in wenigstens vier Auflagen, für die offenbar keine Mühe sprachlicher Überwachung und keine Kosten bildlicher Ausstattung für zu viel gehalten wurden, nach dem Tode des Dichters in groß angelegten Gesamtausgaben, die es der Nachwelt ermöglichten, sich über die reiche literarische Tätigkeit Grimmelshausens eine Übersicht zu verschaffen.

Als Förderer unseres Dichters verdient der Name Johann Jonathan Felßecker neben dem seines Vaters ohne Zweifel die Verehrung derjenigen, die in Grimmelshausen den größten deutschen Prosaisten des siebzehnten Jahrhunderts schätzen. Und so ist es mir eine Freude, durch das Entgegenkommen der Nürnberger Stadtbibliothek das Bild des Mannes, der durch die erste Gesamtausgabe an der Spitze der Grimmelshausenforschung steht (vgl. Bild 10), in weiteren Kreisen bekannt zu machen, als es in der Gedenkschrift der Verlagshandlung U. E. Sebald hat geschehen können.

IV.

Die Felßecker gaben, wie wir jetzt wissen, in einem und demselben Jahr den *Simplicissimus* in zwei Fassungen heraus. Der buchhändlerische Erfolg kann nicht gering gewesen sein, denn im nächsten Jahr folgt eine wahre Überschwemmung Simplicianischer Schriften: schon wieder ein *Simplicissimus;* eine geistreich konzipierte Gegenschrift, die *Courasche;* eine Fortsetzung dieser Courasche unter dem Namen *Springinsfeld;* ein Kalender, der ein kleines Vermögen an Ausstattung gekostet haben muß; ein großer historischer Roman *Dietwalt und Amelinde;* ein politisches Werk unter dem Titel *Ratio Status;* eine neue, um einen Anhang vermehrte Ausgabe des *Joseph;* ja, die Verbindung zwischen dem Simplicissimusdichter und den Felßeckern zeigte sich geschäftlich als so fruchtbringend, daß die Verlagsfirma sogar eine Anekdotensammlung, an deren Textherstellung Grimmelshausen sicher keinen Anteil gehabt hat, in Simplicianischem Gewande und mit der Empfehlung „durch Vorschub und Anleitung deß weit und breit Berühmten Simplicii Simplicissimi" auf den Büchermarkt brachte.[2]

1 Vgl. Grimmelshausen: Hybspinthal, *Zeitschrift für Deutsche Philologie*, XLIII, Seite 234 ff.

2 Das *Viridarium Historicum*, vgl. Z. f. B. N. F. IV, Seite 47.



Bei diesem intensiven Zusammenwirken und offenbar innigen Einverständnis zwischen Schriftsteller und Verleger ist es nicht leicht, den Anteil zu bestimmen, den jeder an dem Zustandekommen eines gemeinschaftlichen Unternehmens hatte. Vor allem bei der sprachlichen Überarbeitung des *Simplicissimus* wird diese Frage zum Problem. „Es wäre wertvoll zu wissen," so stellte ich dasselbe in dem oben zitierten Aufsatz über Grimmelshausens Sprache, „unter welchen Umständen diese einschneidenden, für die Sprachverhältnisse des siebzehnten Jahrhunderts so belehrenden Veränderungen zustande gekommen sind. Daß eine sprachtheoretische Tendenz vorliegt, ist klar: Fremdwörter werden verdeutscht, dialektische Eigentümlichkeiten werden beseitigt, die Flexionsformen werden modernisiert, die Wortfolge wird normalisiert. Hat der Dichter plötzlich eine so tiefgreifende sprachliche Beeinflussung erfahren? Verdankt er diese Belehrung einer Person oder einem Buch? Oder hat ein Zünftiger im Auftrag diese Überarbeitung unternommen? War es dann der Dichter, der diesen Auftrag gab oder ging der Anstoß vom Verleger aus? Wir wissen es nicht, und die Hoffnung ist gering, daß wir diese Fragen je mit Gewißheit werden beantworten können."

An der Hand von Äußerungen, die über Grimmelshausens Stellungnahme in sprachlichen Fragen Licht verbreiten könnten, suchte ich Anhaltspunkte zu gewinnen, um den Weg durch dieses Dunkel zu erhellen. Es ergab sich ein starkes Interesse unseres Dichters für sprachliche Probleme: er äußert sich über „das beste Deutsch", über die Rechtschreibung, besonders mit Rücksicht auf das tonlose *e*, über die Fremdwörter und ihre Verdeutschung; aber nirgends bieten seine Äußerungen eine Handhabe für die Ansicht, daß aus seinen theoretischen Anschauungen heraus die Umarbeitung geschehen sein könne, die eine so entschiedene Stellungnahme mit Bezug auf bestimmte sprachliche Erscheinungen voraussetzt.

Als diese äußeren Angaben mich also im Stiche ließen, versuchte ich durch die Mittel der inneren Kritik zu einem Resultat zu gelangen. Ich ging dabei von der Voraussetzung aus, daß der Dichter, wenn er selbst, sei es durch inneren Antrieb oder durch äußeren Anstoß, die sprachliche Überarbeitung seines Hauptwerks vorgenommen hätte, in den nach dieser Überarbeitung geschriebenen Werken sich dem neuen Sprachstand anbequemt haben würde. Durch ziemlich umfangreiche Stichproben untersuchte ich seine Werke, sowohl die früheren wie die späteren, auf die angedeuteten Fragen hin und fand, daß die späteren Schriften durchschnittlich genau denselben Sprachstand aufwiesen wie die, welche vor dem Jahr 1669 erschienen waren: das heißt den Charakter der nicht überarbeiteten Sprache der Erstausgabe des Simplicissimus. Die Sprache im *Wunderbarlichen Vogelnest*, in *Proximus und Lympida*, im *Teutschen Michel*, im *Galgenmännlein* schließt sich — so lautete das Resultat meiner Untersuchung — an die der Erstlingswerke und der nicht überarbeiteten Simplicissimusfassung an, „als ob von einer sprachlichen Überarbeitung, wie sie *üSS 1669* aufweist, niemals die Rede gewesen wäre".

Auf Grund dieses Resultats haben wir also anzunehmen, daß Grimmelshausen die sprachliche Überarbeitung seines Simplicissimus einem anderen überlassen hat. Diese Ansicht findet ihre Bestätigung in gewissen mechanischen, mitunter sogar stilwidrigen Veränderungen, die im *üSS 1669* anzutreffen sind. Wo es sich in der Hauptsache um Fragen einer sprachlichen Normalisierung handelte, denen Grimmelshausen vermutlich ziemlich neutral gegenüberstand, liegt der Gedanke nahe, daß der Anstoß zur Überarbeitung von dem Verleger, also von den Felßeckern, ausgegangen ist. Der Korrektor kann in sprachlichen Sachen nicht unbewandert gewesen sein; seine Handhabung gewisser Regeln, besonders auf dem Gebiet der Wortfolge im Nebensatz, ist eine so feine und sichere, daß er über detailliertere sprachtheoretische Kenntnisse verfügt haben muß, als die aus dem siebzehnten Jahrhundert uns überlieferten Grammatiken zu geben vermochten.

Natürlich hat auch Törnvall bei seiner Untersuchung auf diese Frage sein Auge gerichtet. Auch er kommt zu der Schlußfolgerung, daß der *Überarbeitete Simplicissimus 1669* seine Sprache „nicht dem Verfasser selbst verdanken kann." Mit Recht macht er darauf aufmerksam, daß es also methodisch falsch ist, wenn, wie dies in der einschlägigen Literatur, u. a. in Wörterbüchern, öfters geschieht, die Ausgabe des *üSS 1669* als für die Sprache und literarische Stellung Grimmelshausens charakteristisch angenommen wird. Den Wert dieses *überarbeiteten Simplicissimus 1669* erblickt er darin, daß seine Sprache „einen bedeutenden Fortschritt auf dem Wege bezeichne, der schließlich zur Bildung der modernen Schriftsprache führe". Wer es gewesen ist, der mit unzweifelhaft modernem Sprachempfinden den Simplicissimus überarbeitete, hat auch seine Untersuchung nicht herausgebracht: „Im übrigen muß ich hervorheben," heißt es in dem Schlußabsatz seines Buches, „daß ich ebenso wie Scholte, der in seinem Aufsatz (Beiträge a. a. O.) vielfach zu ähnlichen Resultaten ge-



kommen ist, eine Reihe von interessanten Problemen offen lassen mußte, so z. B. die Frage nach der Persönlichkeit des Korrektors, über die ich ebensowenig Aufschluß geben kann wie über seine mutmaßlichen Beziehungen zu Nürnberger und andern Sprachtheoretikern." Törnvalls Hinweise auf den *Poetischen Trichter* Georg Philipp Harsdörffers sind wichtig, wenn auch damit die Frage nicht gelöst ist. Harsdörffer war ja bereits zehn Jahre tot, als die Umarbeitung vorgenommen wurde. Aus seiner Schule mag immerhin der Korrektor hervorgegangen sein.

In diesem Zusammenhang bekommt die Verlagsgeschichte der Familie Felßecker eine für die Literatur- wie für die Sprachgeschichte hervorragende Wichtigkeit. Ich erkundigte mich deshalb bereits im Jahre 1913 bei der Firma U. E. Sebald nach dem Geschäftsarchiv der Felßecker aus dem 17. und 18. Jahrhundert, speziell nach Kontrakten und Verlagsverzeichnissen aus der Grimmelshausenzeit. Die Weltereignisse der letzten Jahre sind der Forschung, die sich über die Landesgrenzen hinausbegeben muß, nicht günstig gewesen; hoffen wir, daß auch in dieser Hinsicht die Zukunft Gutes im Schoße bergen möge. Jetzt nur noch einige Andeutungen, die für weitere Untersuchungen nützlich sein können.

Kurz vor dem Ausbruch des Krieges machte ich eine für die sprachliche Überarbeitung der Simplicissimusdrucke überraschende Entdeckung, die ich unter dem Gesichtspunkt dieses Aufsatzes noch zu behandeln habe. Ich schließe mich dabei am besten an den letzten Teil meiner mehrfach zitierten Abhandlung in dieser Zeitschrift an. Anläßlich des Kupfertitels der *Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche 1670* verglich ich die beiden Drucke dieses Werkes, in denen dasselbe Kupfer vorkommt, miteinander. Auf Grund von Exemplaren der Göttinger Universitäts- und der Meininger Öffentlichen Bibliothek stellte ich fest, daß es zwei, ungefähr gleichzeitige, in der Hauptsache übereinstimmende, in unbedeutenden Einzelheiten aber verschiedene Ausgaben dieser Schrift gab. Ich mußte dabei dem Göttinger Exemplar die Priorität zuerkennen und kam zu einem Parallelismus zwischen diesen beiden Exemplaren der *Courasche* und zwei in denselben Bibliotheken befindlichen Ausgaben des *Seltzamen Springinsfeld*, wobei die Priorität des Göttinger Courasche-Exemplars auch für den Göttinger Springinsfeld geltend gemacht werden konnte.

Was die Sprache betrifft, stehen beide Schriften in sämtlichen vier Drucken auf dem Standpunkt der nicht überarbeiteten Simplicissimusausgabe mit ihren volkstümlicheren Formen, Wörtern, Ausdrücken und Konstruktionen.

Nach allem Vorhergehenden wird man sich meine Überraschung ausmalen können, als ich in einem Exemplar der Courasche, das die Staatsbibliothek in Berlin unter Nummer Yu 5631, angebunden an *Veriphantors Betrogener Frontalbo*, besitzt, eine Ausgabe dieses Werkes zu Gesicht bekam, das die sprachliche Überarbeitung zeigt, die auch der Simplicissimus über sich hatte ergehen lassen müssen. Während das Göttinger bezw. Meininger Exemplar im siebenten Kapitel, um einen der Belege herauszugreifen, die für Grimmelshausen typische Wortstellung aufweist:

als wann ich von seinen Fußsohlen genommen worden wäre,

hat daselbst das Berliner Exemplar die Wortfolge, die den Korrektor der Firma Felßecker kennzeichnet:

als wann ich von seinen Fußsohlen were genommen worden.

Sämtliche weiteren sprachlichen Änderungen, über die ich im vierzigsten Band der Beiträge berichtete, finden sich in dem Berliner Exemplar der *Courasche* mit derselben Konsequenz wie im *üSS 1669*. Es unterliegt denn auch keinem Zweifel, daß es dieselbe Hand war, die sie dieser Revision unterzogen hat.

Nur in einem Punkt fällt ein etwas anderes Verfahren auf. Mit Rücksicht auf die Verdeutschung von Fremdwörtern sucht nämlich das Berliner Exemplar zu vermitteln: es ersetzt nicht, wie der überarbeitete Simplicissimus, die Fremdwörter einfach durch deutsche, sondern fügt die Verdeutschung zwischen Klammern hinzu. So finden wir hier: *aestimiren (halten), alieniren (umsetzen), Desperation (Unmuth und Verzweiffelung), Difficultäten (Schwierigkeiten), Libertet (Freyheit), Lupas (geile und unkeusche Wölfinnen), praesentiren (übergeben), revangiren (rächen), Servitut (Dienstbarkeit), Stratagema (Kriegslist).* Vielleicht haben wir in dieser Doppelandeutung die Vermittlung zwischen dem keineswegs puristisch veranlagten Verfasser und dem fremdwortfeindlichen Korrektor bezw. Verleger zu sehen. Wie dem auch sein mag, die Tatsache, daß nicht bloß der *Simplicissimus*, sondern auch die *Courasche* überarbeitet wurde, wirft auf das Verhältnis zwischen Grimmelshausen und seinem Verleger und auf die Entstehungsfrage der Simplicianischen Schriften überhaupt ein neues Licht.



Zunächst bestätigt sich dadurch die Vermutung (*Probleme* Seite 69), daß nicht bloß der Simplicissimus in dem Felßeckerschen Verlag erschien, sondern auch die anderen Simplicianischen Schriften, worauf ja schon die Bezeichnung Johann Fillion als angeblicher Drucker einer Vogelnest-Ausgabe und der Name Felßecker beim Ewigwährenden Calender hindeuteten. Der Verfasser, der in anagrammatischen Spielereien mit seinem Namen unerschöpflich ist, nennt sich auf dem Titelblatt der *Courasche* und des *Springinsfeld* in gelehrter Weise *Philarchus Grossus von Tromerheim;* der Verleger heißt diesmal *Felix Stratiot* und wohnt abwechselnd in *Utopia* und *Paphlagonia.* Auch hinter dem Verlegernamen dürfte sich eine stilgemäße Spielerei verbergen: aus einem *Felics Krieger* läßt sich unschwer etwa *J. J. Felsegcker* herauslesen.

Weiter wird durch die überarbeitete Courasche-Ausgabe bestätigt, daß wir zwischen dem Simplicissimus und der Courasche ein inniges Verhältnis, sowohl was die Beziehungen zwischen den Personen als die Entstehungszeit der Schriften (*Probleme* Seite 169) betrifft, anzunehmen haben. Es wäre in diesem Zusammenhang wertvoll, zu wissen, ob auch vom *Springinsfeld* eine sprachliche Überarbeitung bestehe.

Schließlich werden die Schlußfolgerungen hinsichtlich der sprachlichen Überarbeitung des *Simplicissimus*, sowohl was die Tendenzen der Umarbeitung als was den mutmaßlichen Urheber dieser Korrekturen betrifft, aufs schönste bestätigt. Der Anteil des Verlegers tritt, wo es sich zeigt, daß die tendenziöse Überarbeitung sich über mehr als eine Schrift erstreckt, um so schärfer hervor. So wächst die Notwendigkeit, daß die Grimmelshausenforschung der nächsten Zukunft besonders auf die Felßecker und ihren Verlag das Augenmerk richtet.

Bis jetzt ist mir außer dem Berliner Courasche-Druck nur noch ein Exemplar der überarbeiteten Ausgabe bekannt geworden, das die Universitätsbibliothek in Breslau besitzt. Vermutlich werden sich auch von dieser Auflage mehr Exemplare erhalten haben. Es wäre für eine Ausgabe der Simplicianischen Schriften, mit der ich beschäftigt bin, deren Fertigstellung aber durch den Krieg hinausgeschoben wurde, von Bedeutung, wenn ich über weitere Exemplare Nachricht erhielte. Sie sind auf den ersten Blick zu erkennen. Der Name der Heldin auf dem Titelblatt wird nämlich nicht in der für Grimmelshausen eigenartigen Schreibung *Courasche,* sondern sprachlich und orthographisch normalisiert als *Courage* angedeutet. In der verschiedenen Schreibweise dieses Namens liegt die natürliche Bezeichnung der beiden Drucke. Ich habe denn auch, um die Verwirrung in der Grimmelshausenforschung nicht durch noch mehr willkürliche Buchstaben, die zu neuen Prioritätsirrtümern Veranlassung geben könnten, zu vergrößern, die abkürzende Andeutung der verschiedenen Drucke für den kritischen Apparat meiner Ausgabe den Aufbewahrungsorten der Exemplare und der Titelschreibung der überarbeiteten Fassung entnommen: die sprachlich überarbeitete Courage-Berlin stelle ich als *CgB,* welche Bezeichnung zufälligerweise auch für das Breslauer Exemplar passend ist, den Exemplaren der Göttinger und Meininger Bibliothek als bzw. *CG* und *CM* gegenüber. Man vergleiche die Titelblätter von *CM* und *CgB* (Bild 1 und 2).

Auffällig ist dabei, daß, wie beim Simplicissimus die sprachlich überarbeitete Ausgabe sich durch einen täuschend ähnlichen Nachstich von den ursprünglichen Exemplaren unterscheidet, auch das in zeichnerischer Hinsicht wertvolle Kupfer der *Courasche,* das einen wirkungsvollen Moment aus dem 27. Kapitel ihrer Lebensbeschreibung festhält, in zwei stark übereinstimmenden, aber doch in der Platte verschiedenen Variationen besteht (Bild 5 und 6). Auf dem Spruchband haben beide den Namen *Courage:* schon der Zeichner des ersten Kupfers wich also von der grilligen Grimmelshausenschen Schreibung *Courasche* ab; dadurch könnte die Priorität dieses Kupfers in Frage gestellt werden, wenn nicht der Umstand, daß die Priorität der damit ausgestatteten Exemplare feststeht, alle Zweifel ausschlösse.

Wäre das nicht der Fall, so könnte man fast wieder auf umgekehrte Verhältnisse kommen; denn der Nachstich der *Courage* trägt einen Stechernamen, während das ursprüngliche Kupfer keine Andeutung der Herkunft aufweist. Letzteres ist bei den Kupfern der Simplicianischen Schriften Regel. Die bekannten Kupfertitel des *Ewigwährenden Calenders,* des *SS 1670* und *SS 1671* mit den fünf Medaillons sind wie die zwanzig Textradierungen letztgenannter Ausgabe anonym. Kann man für diese Radierungen mit gutem Grunde annehmen, daß sie nach eigenen Entwürfen des Verfassers angefertigt worden sind, für die Medaillonkupfer im Porträtstil reichte die Fertigkeit des Simplicianischen Bilderkomponisten mit dem Wahlspruch: „Der Wahn betreügt" nicht aus; besonders das prächtige Kupfer des Ewigwährenden Calenders (Z. f. B. N. F. IV, Seite 46) verrät eine sachkundige Künstlerhand. Nicht weniger ist das auch bei dem an Callot erinnernden ersten Courasche-Titelkupfer der Fall. Bisher fehlte jeder Anhaltspunkt, wen man als den Stecher der Simplicianischen Titelbilder anzusehen habe. Johann



Alexander Böner, der Stecher der Gesamtausgaben, kommt hier wohl noch nicht in Betracht; auch deutet das Fehlen der Unterschrift nicht gerade auf seine Urheberschaft.

Der Nachstich des Courage-Kupfers führt uns nun plötzlich in eine bekannte Künstlersphäre, die der Brüder Aubry. Peter Aubry, der ältere und begabtere, war hauptsächlich in Straßburg tätig: „Was für Nürnberg Paulus Fürst, Küssel für Augsburg," schreibt mein Freund Bechtold in dieser Zeitschrift (N. F. VI, Seite 270), „das war Aubry für Straßburg und den südwestlichen Teil Deutschlands. Es gab damals kaum einen Feldherrn, Staatsmann, Gelehrten oder Dichter, dessen Bildnis nicht aus seiner Werkstatt hervorgegangen wäre; in erster Linie hat er die Größen der kleinen Republik, in der er lebte, der Stadt Straßburg, im Bilde festgehalten." Ein Grimmelshausenbild besitzen wir leider nicht von ihm; wohl eins von dessen zeitweiligem Brotherrn Dr. Johann Küffer[1], bei dem Grimmelshausen zu Anfang der sechziger Jahre das Schaffneramt versah. Bekannt ist auch sein Porträt des Hanß Michael Moscherosch, womit Bobertag die Gesichte Philanders von Sittewald in der Deutschen Nationalliteratur (Band 32) schmückte.

Sein jüngerer Bruder Abraham lernte bei ihm und arbeitete auch für seinen Verlag. Später finden wir ihn selbständig in Frankfurt am Main, wo er in der „Mainzergassen" eine Kupferstichhandlung hatte; vorübergehend scheint er auch in Köln tätig gewesen zu sein. Das Künstler-Lexikon von Thieme und Becker erwähnt seine Tätigkeit für Paul Fürst in Nürnberg. Unser Titelkupfer deckt eine eigentümliche Beziehung zu den Felßeckern auf: in der Zeit seiner besten Schaffenskraft liefert Abraham Aubry der Firma Felßecker einen Nachstich zu einem anonym und ohne Verlegeradresse erschienenen Roman: deutlicher kann der Unternehmungsgeist des Johann Fillion bei der Herausgabe und Neuausstattung der zweiten Simplicianischen Schrift nicht dokumentiert werden. Wir haben damit nun auch einen Fingerzeig für die Beantwortung der Frage, wo die anderen Titelkupfer der Simplicianischen Schriften entstanden sein mögen. In dem Künstlerkreis der Fürst und der Aubry muß der sich ebenfalls in Anonymität hüllende Stecher zu suchen sein.

Das Künstlermilieu der Aubry, die Verlagsgeschichte der Felßecker, die Sprachverhältnisse Nürnbergs, das ist nunmehr die Welt, aus der wir näheren Aufschluß über die sprachliche Überarbeitung der Simplicianischen Schriften zu erhoffen haben.

---

1 Man vergleiche die feinsinnige Biographie Dr. Bechtolds: *Johann Jacob Christoph von Grimmelshausen und seine Zeit*, Heidelberg 1914.



Das Nordlicht.

Eine Selbstdeutung.

Von

Theodor Däubler.

Eine Erläuterung der Idee des Nordlichtes, wie sie im Epos gestaltet wurde, kann nur durch ein paar einleitende, autobiographische Sätze versucht werden. Autobiographisch, in einem symbolischen Sinn, ist nämlich auch die Dichtung, besonders in ihrem ersten Teil: sie gibt das Emporleuchten der Vision, ihr Wachstum und Gedeihen, ihre hervorgreifende Verbreiterung. Bleiben wir zuerst beim ursprünglich visionären, nicht beim verdichteten Erdämmern der kosmischen Anschauungen, die in diesem Werk zur Hämmerung gelangten. Um die Klarlegung durchzuführen, muß ich aber beinah in meine naive Kindheit zurückschweifen: etwa ins 14. Lebensjahr.

Meine Eltern waren durchaus aufgeklärte Menschen. Auch unser Bekanntenkreis gehörte der radikalen Richtung an. Dienstboten wußten das und versuchten meine Phantasie mit Katholizismen zu beschäftigen. Dadurch entstand in mir, einem religiös veranlagten Kind, ein großer Konflikt: der entscheidendste fürs ganze Leben! Oft fragte ich Verwandte, um tiefere Gründe des Lebens: natürlicherweise konnte ich da nichts erkunden; man war immer mit der einfachsten Antwort bereit: du bist noch ein Kind und kannst das nicht verstehen. Der Eifer der Katholiken begeisterte mich wohl, ich blieb aber auch ihm gegenüber argwöhnisch, irgendwie witterte ich die Kulissen, das Szenarium ohne eigentlich handelnde Person, in einem großen Passionsschaustück, das von Feiertag zu Feiertag, das ganze Jahr, beherrschen kann. Einmal beschloß ich ganz ernst, in der Richtung, die mir die Erziehung meiner Eltern wies, zu forschen! Mein Gemüt neigte zur Mystik, aber ich glaubte trotzdem nicht. Ganz klar stand es vor mir: alles Leben kommt von der Sonne. Meine Zweisprachigkeit — ich bin Triestiner — kam mir da zustatten. Im Italienischen heißt es: il sole (männlich), la luna (weiblich): ich verglich und entschied mich in meiner kindlichen Privatmythologie für die italienische und lateinische Einsetzung der Geschlechter bei den Gestirnen. Das Sonnenlicht war väterlich, die Erde mütterlich, der Mond unentschieden, aber mit stärkerem weiblichen Einschlag. Ich sah in unserm silbernen Trabanten etwa eine Traumgottheit: oft eine Amme, ja sogar Hebamme. Aber auch eine Vorstellung vom Arzt hatte schon sehr früh in diese kindlichen Phantasien hineingespielt. Die Vorgänge bei Zeugung und Geburt waren mir bereits sehr früh verraten worden. Schlaf und Traum, somit der Mond sind mir immer so rätselhaft und dadurch besonders wichtig vorgekommen. Die Nacht liebte ich vor allem, und schön lebte ich nur im Traum: den Mond hielt ich gradezu für den Retter des Lebens. Ohne ihn, sagte ich mir, müßte ja alles, was die Sonne hervorgezaubert, emporgesogen hat, sofort am Abend, bei Sonnenuntergang, verschwinden; bei Sonnenaufgang aber das Leben ganz neu und kurzfristig, ohne Zusammenhang mit seinem Gestern, wiederentstehen. Der Mond wurde mir zum ersten Architekten, da er eine silberne Brücke durch die Nacht, den Schlaf der Wesen, zu bauen imstande war. Aber genügte er, zum hohen Aufbau bis zum Menschen, der in sich die Wesensart der Sterne fühlt und erkennt? Mir dem Kinde nicht! Ich sann weiter. Jemand hatte mir einmal gesagt, daß Sonne und Erde, vor furchtbar langer Zeit, eins gewesen wären. Ich spekulierte: heute sind Sonne und Erde getrennt: bevor die Scheidung eintrat, mußten diese, heute vor unserem Verstand und unsrer Sinnesart herrschenden Kräfte unterirdisch (zugleich und eigentlichst untersonnig), gewühlt, auseinanderzerrend gewirkt haben. Schließlich siegten sie. Und nun: die früher alle vom Mittelpunkt losstrebenden Gewalten im Zaume haltende Sonnenkraft ist heute zum großen Aufruhr geworden. Die Starrheit der Erde muß von der Sonne aus dereinst bezwungen werden. Und die Erde selbst gebiert aus sich Kräfte, die der Schwerkraft entgegen, zur Sonne zurück wollen: ich sah darin die mechanische Gesetzmäßigkeit, durch die Leben wird. Jede Pflanze, jedes Tier umhüllt seinen Sonnenflug. Also nicht um die Wärme, Elektrizität,



Magnetismus usw. handelt es sich im Grunde für seelisches und leibliches Wachstum: verschiedene bekannte und unerforschte Gewalten umkörpern uns mit Sonne- Mond- und Sternen-Inhalt. Eigentlich heißt Dasein: Rückkehr zur Sonne. Bei Tag und bei Nacht ist unser Planet der Sonne tributpflichtig. Pflanzen, Tiere, Menschen bleiben der Schwerkraft, der eigentlichen Natur der Erde, entgegengesetzt: Opfer, die die Erde aus ihren Gebeinen, dem helleren, vollendeteren Gestirn darbringt. Nach dieser Art die Welt zu schauen, ist das Sonnenlicht Gott und Herrscher.

Bald wurde mirs klar, daß dieses Vorgehen mit eigner Phantasie stark spekulativ-materialistisch war. Ein Mensch hätte dabei sein müssen, als sich Sonne und Erde trennten, damit man sagen kann: was einst, als unterlegen, wühlte, wurde schließlich das Herrschende; was früher geherrscht hatte hingegen, besorgt nun den kosmischen Aufruhr. Bei solchem Grübeln verstand ich mich plötzlich folgendermaßen: das alles vollzog sich auch, aber nicht vor den Augen eines Menschen, sondern im Menschen selbst, der sonnengeborenen Auges ist. Daher ergänzen wir: solches geschieht immer noch! Und die Sonne endet nicht dort, wo wir ihren Rand sehen: ebenso nicht die Erde dort, wo ihr Saum Menschen gestattet, bei Sonne und im Sturm, zu leben und zu schauen. Tatsächlich verhält sichs so: wir selbst sind Sonne und Erde. Mit den äußeren Sinnen fühlen und sehen wir den Boden unter uns, die Sonne über uns. Mit dem innersten Sinn sind wir einig, urverbunden mit allen Welten: Sonne ist bloß unser herrlichster Inhalt: Später erklärte ich mir dieses Verhältnis in folgenden Versen:

Du schwache Nacht, du bist der Schatten unsrer Erde.
Wir sind die Sonne, der die Erde Sterne zeigt,
Denn unsre Erde ist dir richtige Geberde,
Die gütig Menschen in den Sternenhimmel neigt.

Und etwas weiter:

Die Nacht steht da, wir haben sie aus Macht erschaffen.
Die Erde ward und stand dem Menschen hilfreich bei,
Die Erde läßt die Nacht aus einem Abgrund klaffen.
Und da geschieht die Ewigkeit durch unsern Schrei.

Wir sind vom Licht und sollen Finsternis gebären,
Drum schufen wir die Erde und da kam die Nacht.
So konnten wir dem Himmel seine Macht bescheren.
Dann lachten wir: die Sonne hat aus uns gelacht.

Wir Männer, die dem Mut zu unsrer Tat entstammen,
Die aus der Flut das Ich bei Nacht ans Land gebracht,
Sind da, den Tag zum Überschwange zu entflammen:
Beflügelt war der Mensch vor seiner Welt gedacht.

Ich soll die Nacht mit meiner Sicherheit belauschen:
Wir haben witternd ihren Untergang gewußt.
Kometen kommt, ihr könnt die Dunkelheit berauschen:
Mein Wissen ist das Licht, die Sonne unsre Lust.

In diesen Versen aus der „Hymne an Venedig" spreche ich meine Kosmogonie aus. Die Stadt Venedig war ja das größte Erlebnis meiner Kindheit! Zur Zeit der Geschlechtsreife flog ich oft hinüber, sowohl leiblich als hauptsächlich im Traum; alles was ich da sah, ging auf einem phantastischen Markusplatz vor sich. Mein Glaube an Sonne, Mond und Sterne war mir ungemein lieb geworden. Ohne ihn und Venedig wäre ich verdorben, denn die Menschen verstanden mich nicht. Ich war ein schlechter Lerner, ein vergrübeltes Kind. Im Grunde hielt ich allerdings nichts von meinen Visionen, ich liebte sie nur ganz naiv, denn sie waren meine einzigen Freunde. Die Weckeruhr stellte ich auf 4, $^1/_2$ 5 Uhr, um, am Morgen ausgeruht, bevor das Feindliche des Tages beginnen sollte, etwas in Glück nachdenken zu können. Dichterische Äußerungen von mir erlebte ich nur spärlich: zwei italienische Schulaufsätze fielen allerdings meinen Hauslehrern als sehr erstaunlich auf: mein Wesen haben aber auch sie nicht begriffen.

Eines Tages, bei Bora, erschloß sich mir plötzlich folgender Sinn: selbstbeschlossner Zwiespalt! Die Menschen nennen vieles Sünde: ich, der kecke Atheist, in der Pubertätszeit,



der bei Mondschein über den Karst dahinbrauste, wollte das Böse bloß als Schatten des Hochseligen erfaßt haben.

Einmal auf einem Maskenball (ich selbst trug die Larve) sagte ich mir: das Leben ist nicht bloß gewollte Askese oder Zwang, Pflicht der Sonne gegenüber, damit wir uns zum Hochgestirn emporranken können, und die Erde nicht bloß Feindin, bestenfalls Vagina und Grab. Als Wirksamkeit ging mir auf: das Leben verlangt Fülle, die Geschöpfe dürfen göttlich emporjubeln. Ich lief aus dem Saal, auf die Straße. Ich fühlte glücklich, die Erde birgt in sich noch viel Sonne, die mit uns, gegen die Schwere verbunden, selbst wieder zur Sonne zurück will. Überall. Sogar im Eis. Gerade dort, an den Polen, wo die Nacht am tiefsten, am längsten, besonders mächtig! Eine leuchtende Umschlingung von erlöster Sonne zu der Erde und himmlicher Sonne bringt den monatelangen Nächten um die Pole das Polarlicht. Die Erde sehnt sich, wieder ein leuchtender Stern zu werden. Meine Privatkosmogonie hatte ihre Ergänzung erhalten!

Diese Idee von der Nordkrone ließ mich nicht mehr los. Schnell wußte ich, daß es eigentlich in uns Wunsch, Freude, Glück, Vertrauen sein konnte. Der Grund dazu lag für mich, ich sah's geradezu, in der Erde. Vielleicht in einem feuerflüssigen noch sonnenähnlicheren Innern! Das Lichterziel, die leuchtenden Kränze um die Pole wurden mir zum Sinnbild von Geschichte aus innerstem Geschehen. Ich erlebte einen Nordschein der Seele, was da vorging, verdunkelte alles am Tage Geschöpfte. Die Sonne verfinsterte sich mir. In meinen Nächten dämmerte das Vertrauen zu einer letzten, zu einer mittleren Sonne. Nordlicht kann uns den Weg zu ihr weisen: es nähert uns dem Urlicht. Von dem stammen wir Menschen, die alle sichtbaren Sonnen beschlossen, erwogen, zu ihrer Tat gemacht haben, ab. Ich scheute mich, in meiner Plötzlichkeit, keinen Augenblick, meinen naiven Atheismus nunmehr einem himmlichen Glauben an Hierarchien und überirdische Geistigkeit anzutrauen. Der Sprung ins Religiöse war aber dennoch ein Entschluß! Ganz kindlich wollte ich alle Bekannten umarmen, ihre Seelen als Wege zum Norden aller Völker ansehen. Also wiederum in Menschen: als Erwühler des Urlichts gleichwertig. Oft hatte ich geheim, vor mir selbst verschlossen, gebetet, nun gestand ich mir Beten zu. Durch das Nordlicht bekam mir unser Geschlecht seine Freiheit. Jeder Mensch, sagte ich mir, benützt sie zur Wahl einer Vision: jeder Einzelne kann auch bestimmen, wo und wann er geboren werden will. Wir sind nicht bloß Untertanen einer sichtbaren Sonne!

Folgendes aber bleibt die Aufgabe des Menschen: die Zukunft der Erde durchs Nordlicht zu erfüllen! Wir verkünden: die Erde wird wieder leuchtend werden, aber die Völker sind verantwortlich, daß dieser Stern, der ein dunkler ist, einst der allerhellste sei. Nicht ein Durchgangsplanet, sondern das Feld unsrer heiligsten Aufgabe ist von nun an unser strahlender Zukunftsstern. An den Polen versuchts die Erde schon, wieder hold aufzuleuchten. In strengen Seelen glüht der Beruf: im Menschen das Urlicht zu ergründen. Denn der Mensch birgt die Erleuchtung: in uns wird Zeugnis fürs erste Licht abgelegt werden; im Kosmos geschieht's durch den Nordschein. Noch bevor auf dem Planeten unsre Aufgabe erfüllt ist, steht es geistig fest, daß alle Sterne von der Erde bewegt werden, sich um sie, als ihren geistigen Mittelpunkt schmiegen Denn aus dem Menschen wird die Ursonne hervorstrahlen. Daher faßte ich schon damals das Leben als keine persönliche Angelegenheit auf, sondern jedem Dasein mußte, davon war ich überzeugt, eine überpersönliche Aufgabe mitgegeben sein. Wir sollten hier nicht bloß lernen, sondern es bleibt unsre Pflicht, die Erde zu sich, das heißt zu ihrem eigentlichen Licht zu bringen. Sie wird brennen, ihren feurigen Kern zur leuchtenden Schale hervordämmern lassen. Die Erde, eine dunkle Frucht, keimt bereits empor in eine Welt des erblühenden Lichtes. Religionen erglimmen, um Völker im innern Feuer umzugebären. Wir sind dafür verantwortlich, daß überall, aus allem Tun und Geschehen, das Licht der Hilfe ersprieße. Keine Verkettung im Dasein: Ursprünglichkeit! Das ist die Auferstehung des Fleisches!

Oft kam mirs vor, durch das metaphysische Erfaßthaben der Idee „Nordlicht" müßte es gelingen, hermetische Türen zu sprengen, damit Urlicht in die Schöpfung hereinglühen könne. Einmal, beim Schauen des Reigens hehrer Sternenbilder, glaubte ich auch, mir den Zusammenklang aller Bekenntnisse deuten zu dürfen.

Indien nannte ich das Gewissen der Tropen; alle Pflanzen, Tiere, Menschen sind dort zutiefst aufgewühlter Tribut der Erde: Opfer an die Sonne. Durch diese Wesen ist aber auch der Boden locker geworden, so daß Urlicht, polar nach Norden und Süden, aus dem Menschen herausstrebend, uns, durch seelisch aufgebrachte Freiwilligkeit, ins Sonnige hineinzugedeihen befähigt. Die sichtbare Aufforderung dazu, die planetarischen Beispiele bieten,



wie gleich einzusehen, ist Süd- und Nordlicht. Soviel über der Tropen Lebenskraft. Des Inders Seele aber will die Erde durch die Beruhigung in seiner Seele, im Urlicht, im Ewig-Ungebornen verankern. Wo die Natur am üppigsten, wie im Sturme, aus dem Boden emporsteigt, findet der Mensch den Frieden: und bringt ihn auch. Seiner lebendigst entzündeten Kulturphantastik tritt die Stille des Einzelnen entgegen: sonst bräche die Welt zusammen. Sonnenergebenheit, Sonnenopfer, Leben nach Sonnengeheiß, alles Sonnentum im Irdischen zeitigt Schicksal. Unausweichliches: die Kulissen des Karma lassen uns erschaudern. Doch, wir sagten es schon, des Tropenwaldes Sonnensturm, des südlichen Tieres Sonnentoben, des religiös entzündeten Menschen Sonnenerhobensein wird im allgemeinen Weltgeschehen durch das Brunnensuchen in der Seele bei den Edlen unter den Hindus besänftigt. In Freiheit schwebt seine Seele: sein Leichtsein hebt den Schwerpunkt der Welt auf. Durch ihn bleibt der Mensch mit seiner Schöpfung, der Erde, in den uns beschiednen Maßen und Bahnen des Kosmos. Des Inders Geist ist der Tod der Tropen.

Auf von Indien, in magischer Verzücktheit, bricht der Genius der Geschichte! Jedes Land hat seine Mission: jedes Volk erklimmt das ihm zugedachte Land, um des Bodens Aufgaben zu überdauern. Irgend einmal entsteht in Indien der Entschluß, sich selbst mit der eignen überirdischen Belastung zu verpflanzen, von einem Gedankengang verschleppen zu lassen. Über Irans sternwärts gerichtete Höhen gehts nordwärts: in der Spirale, künftigen weiterklimmenden Völkern zu. Jesus Christus erschließt uns die neue Aufgabe: das, was in uns gekommen ist, unsre vorgeburtliche Unvollkommenheit, als Kreuz, in diesem Leben auf uns zu nehmen: die eignen Leiden in heiligen Gemeinschaften auszudulden. Er wirbt um die Höhe aller Bekenntnisse und bringt sie uns, wo er Pfingsten vorbereitet. Das Fest in Geist! Des Urlichts Ausbruch aus der Natur kann uns, auf der nordwärts gerichteten Heimreise, zum Ruhepol in uns, immer zu einem überraschenden Feiertag werden. Pfingsten erfüllt und erwartet den Nordwärts-Schreitenden. Den nordwärts Denkenden. Den, der den Norden erleidet.

Solches schaute ich von nun an immer wieder. Ich hielt aber im Grunde nichts von der Vision, weil nichts von mir. Ein paar Gedichte schrieb ich wohl in größter Traurigkeit, zerriß sie jedoch oder zeigte sie keinem. Ich hoffte vielleicht dereinst Maler werden zu können. Doch einmal erzählte ich einem Altersgenossen etwas vom Nordlicht, und der ermunterte mich, die Geschichte zu verdichten: lange zweifelte und zauderte ich. Endlich, in Neapel, drängten sich solche Visionen bildhaft klar, blumenmäßig und feurig vor: ich schrieb. Plötzlich erfaßte ich den Plan zum Werk. Autobiographisch sollte der erste Teil sein: ein Sonnenpilgertum, das Eigne, in ihm gefaßt werden. Erlebtes in Verdichtungen wollte ich um mein Eigen-Ich stellen. Allerdings mußte schon der erste Teil entschieden symbolhaft zum zweiten hinüberleiten! In diesem tritt nun das im ersten Teil kräftig gehämmerte Ich so auf, daß es innerste Geheimnisse offenbaren kann. Apokalyptisches Weltwittern um dieses Ich, soweit es überindividuell zu schauen bereits berechtigt ist, setzt ein. Dieses nun aufleuchtende Ich, ich nenne es für mich „lyrisches Ich", überragt natürlicherweise ganz die eigne Person, wie sie sich in die irdische Sonnenwelt des ersten Teiles eingeschleiert hat: es steht auf einer andern Warte und beherrscht simultan Gestaltungen von Ideen und auch ihm dienende, es vertretende Menschen: darunter auch mich. In diesem Ich sind also ebenfalls meine Person und mein Weib enthalten. Durch Geburt und Tod bleiben wir jedoch durch urwunderreichen eignen Beschluß geschieden. Erst rein geistig wollen wir uns finden; über uns als Menschen hinaus im pfingstlichen Ich.

Mit einem Weltzusammensturz fängt der zweite Teil des Epos an; mit der Zusammenfassung aller Gebotenheiten im Menschen, in der Nordscheinblüte unsrer Erde, schließt er ab. Immer unpersönlicher tritt das Ich im fortschreitenden Epos auf. Wohl gestaltete es auch Menschen aus sich hinauf, die noch ganz sonnentrunken, im Irdischen festgehalten werden; aber ich nenne es dann, weil von den Vorgängen, die sich so abspielen, unendlich entfernt: Adam. Weil ganz allgemein menschlich wird es schließlich als grundsätzlich für unser Geschlecht geschaut. Verweilen wir noch an den Toren des zweiten Teiles: einsam schwebt das Ich über den Abgründen des Weltsturzes. An Millionen Jahre Geduld des „Logos" bleibt es einzig gebunden. Unendlichkeiten vor ihm, wie hinter ihm, sind seine Schwingen. Das Ich war schon immer zugegen, wenn ein Weltabschnitt zertrümmerte. Völker, die sich wie einzelne Seelen, durch Daseinsbeschluß, in Menschengestalt geborgen hatten, sieht es, das Ich (als ewig daran beteiligt), wieder von den Wogen der Urflut verschlungen werden. Alle Völker läßt es symbolhaft (Symbol ist immer äußerster Radikalismus) umkommen. Den Schrei des letzten Volkes vernimmt es:



Und die Menschheit hör ich schreien:
„Ra“
Als ein Echo ohne Ende
Hat der Schrei nun fortgegellt.
Wenn die ganze Welt verschwände,
Dieser Schrei blieb als die Welt!

Der Logos kündet dem Ich seine Ewigkeit, durch seinen eigensten Schrei, den Urruf, an. Den habe ich gesucht und gefunden. Als ich die Meeresbrandung nach ihm umgrübelte, flog ein großer Vogel erschreckt mit dem Schrei „Ra“ auf. Ich sah das Tier sofort als Umkörperung seines Angstschreis: mir träumte von Vögeln, die Träger unsterblich bleibender Sprachen in dieser Welt, das heißt: in unserm sonnsüchtigen Wesen, sind. Mit solchen Vögeln bevölkerte ich den Dunkelschlund nach dem Weltsturz. Dann peitschte das Rasen des Urorkans selbst Inselungen aus sich empor. Sein Sich-ausrasen wird zu Pferden. Ganze Herden bemähnter Flieher erklimmen als Fortsetzung der Brandungswut, brünstig und fast schon gestaltet, eine junge Felsenlehne. Einem neuen Dasein werden seine apokalyptischen Gewalten sofort wieder in den Schoß gesenkt. Die Erde, die sich umgebiert, verjüngt, aus sich selber wieder herauswälzt, bringt im platonischen Jahr des Stieres (als Sternbild) Lemuren hervor, die nach langem Dahindämmern, endlich geschlechtsreif und dadurch mit der Sprache begabt, wiedererwachen. Die Sprachenaare verschwinden aber dabei aus unserm Gesichtskreis. Im Zeichen des „Stieres“ war die Welt dereinst zusammengestürzt: noch einmal, viel später, erwachte brüllend der Apis Ägyptens. Aus Propheten ringt sich der Logos hervor. Diese dreimalige Stufung von Schrei, Sprache, Verheißung, die sich jedesmal unterm Sternbild des Stieres ereignete, war rein intuitiv erfaßt worden: ich erkenne erst heute, nachdem ich esoterische Werke oft in die Hand bekommen habe, die Rhythmik in der Schichtung der Vorgänge.

Das Ich, das den Trichter des Weltbruchs mit erduldet hat, entschließt sich triebhaft zum Pyramidenbau: seinem (des Welttrichters) Entgegen! Es wohnt ihm aber auch das Wissen über die Hyksos inne: wo Verwesung droht, ahnt sie das kulturverwaltende Ich herbei. Der Boden klafft auseinander: Überflutung durch ein Volk zu Pferde bricht in die kaum gefestigten Fugen und Kreise der wiedererstandnen Welt!

Auch der Urruf: „Ra“ lebt in den Gemütern des Ratragenden Volkes der Ägypter ausbruchhaft auf: ein König wird geboren, Amenophis der Vierte, der den Untergang des Apis, also des Stieralters, wittert. Es muß dem des Widders weichen: das ist der Augenblick, um das Ertönen des Logos im einzigen Sonnengot Ra zu erahnen: durchzusetzen! Amenophis der Vierte versuchts. Er schreckt nicht zurück, sogar Theben die Apisstadt in Feuer und Rauch aufgehen zu lassen. Sein Vorhaben gelingt ihm jedoch nicht: der Anhang verrät ihn. Wohl aber vollbringt er die Tat im Geist! Verzweifelt läßt sich der König bei lebendigem Leib einbalsamieren. In seinen schmerzzerbissnen Eingeweiden wird der männlichste Gott, der Eifrige, von dem sogar die Silbe Ra abfällt, geboren. Der Gott, der nun ist, darf nicht mehr genannt werden! Das hohe Ich, dem alljährlich Osiris entstrahlt, verläßt das Niltal: die späteren Mysterien der Isis verlaufen traurig: in Wehmut um den ausgewanderten Gott! Auch das war Intuition bei mir. Der Tod Amenophis des Vierten in dieser Form ist reine Erfindung. Zu Diensten einer Plastik, die einen wahren Vorgang im Innern des Menschen als verwirklicht ausdrücken soll: die Kunst muß ergänzen, was in Wirklichkeit sich nicht voll ereignet hat. Ich wußte längst, daß sich der Sonnenmonotheismus einmal gewaltsam in der Geschichte hat behaupten müssen, um aber allerdings sofort ins Geistige umzuschlagen! Ich suchte niemals eine Fährte dazu, fand sie aber sofort, als ich das Ereignis im Epos zu gestalten hatte. Auch ich war ursprünglich, mit einem Satz, von der Anbetung der Sonne zu unserm Einzigen Gott gelangt!

Das Nordlicht habe ich streckenweis in Wien, hauptsächlich jedoch in Paris, gedichtet. Eigentlich fand ich nie das rechte Buch, das mir die nötigen Aufschlüsse hätte geben können. Auch erzählt wurde mir wenig über das, was ich zu fügen und zu gestalten hatte. Ich konnte mich jedoch auf das Auge verlassen. Im Louvre fand ich die nötigen Bildwerke für meine Arbeit. Sogar die Namen indischer Götter und Wesen las ich von Glasmalereien im Museum der französischen Kriegsmarine ab.

Der erste Teil des Epos heißt: „Das Mittelmeer“. Die Welt unsrer beherrschten Kultur, in der das Ich sich finden, erraffen kann. „Sahara“ nannte ich den zweiten Teil. Es bedeutet der Wüste Einsamkeit, aus der das Ich sich rein verstrahlen darf; wo es eigentlich schöpferisch wird und sein Dasein umzugebären beginnt! Das nunmehr spendende Ich konnte

sich mir zuerst nur zwischen stürzenden, versinkenden Formen erhellen. Die Sahara-Erfahrungen gaben, wie bereits gesagt, einem Volk die Sehnsucht ein, dem Einsturztrichter entgegen, eine wirkliche Pyramide aufzubauen: das Ich, von dem ich mich nunmehr abhängig fühlte, war hingegen ganz von der Sehnsucht erfaßt, die Pyramide im Geiste aufzubauen. Höher als den Turm zu Babel: den in der Seele geschauten Ararat der Völker. Folgende Aufrufung des Nordscheins, über dem ewigen Eis, gibt am besten den Grundgedanken zu dieser Bergauftürmung in der Seele wieder:

„Du furchtbar großes Blutgespenst! Erwidre ich im Geiste:
‚Die Erde wurde mir im Traum zum Araratkristalle:
Als Pyramide sah ich schon den Ball, den ich bereiste!
Zur Spitze ward der Pol: zum Zweck, zu dem ich walle.'"

Der erloschne Vulkan trägt noch eine Krönung kalten Lichts: Den Nordschein! *„Die Erde ist trächtig!"* heißt es zu Anfang des Epos. Angedeutet wird, daß sie schon in Wehen liegt. Keinen neuen Mond wird sie nunmehr gebären: Erdbeben, Vulkanausbrüche zeigen aber die Geburt eines neuen, des künftigen Festlandes an, und zwar diesmal im stillen Ozean. Aber auch die tiefste Mondidee, die Verheißung unsrer Erdmitte, kann von Indern in den Brunnen der Seele geschaut werden: sie führt zum Geist.

Früher waren Erde und Mond vereint: der uns Erdenkindern noch sichtbare Mond ist aber der Spiegel der Erde. Durch Prophezeihung Wissender erhält sie Botschaft über ihre eigne Seele, aber nur im Mondspiegel erkennt sie ihre kosmische Wesensart. Das silberne Gestirn gibt kund, was das Sichverstrahlen der Erde in andern Welten verheißen kann. Ein Mondgeheimnis ist es auch, warum wir sterben müssen. Eine Mondleiche begleitet die Erde auf ihren alten Bahnen durch den Raum. Und die Mondidee will immer wieder unter uns sein: Erde und Mond werden sich noch lange, lange nicht vergessen, es ist aber auch unsre unweigerliche Bestimmung, daß wir Menschen, in unsrer Seele, die Trennung von Mond und Erde, die sich noch vollziehen muß, erleiden, mit durchführen werden. Daher wandelt sich auch der Mond. Er kommt nur wieder, um von uns Abschied zu nehmen. Er vergeht, um sein Wiedererscheinen zu verheißen: ein versteinertes Wahrzeichen des lebendigen Atems der höchsten Gottheit. Als Verkünderin des Todes versinnbildlicht die Mondidee ewige Trennung des dereinst in Liebe Verbundenen. Als Erbringerin von Geburten verspricht sie uns Auferstehung und dereinstige Einzigkeit des Alls. Im Buddha wird der Mond zum Mund. Zu diesen Geheimnissen pilgert das Ich. Es verkörpert sich in Menschen oder in Geistigkeiten, die Völker leiten. In tiefen, selbsterwühlten Grotten unterm Ararat erschließt sich ihm eine Arierwelt. Wer beim Weltsturz wissend und schauend zugegen war bestimmt, daß auch sein Werk, und wärs der Völker Bau, auf eignen freien Beschluß hin, wieder zertrümmert werden kann: ja muß. Das Ich fühlt daher den „Neuen Berg," versehen mit Glut und Sprudeln, damit der Vulkan im Schicksal zum Bersten gebracht werden kann. Kulturen werden aufgereckt, zum sichtbaren Beweis, daß Völker ihre Sendung erfüllen; worauf es aber ankommt, ist: das *„freigeborene Wort"* im Urlicht. Pfingsten soll es werden, ungenanntes, irdisches Glühen, leuchtendes Gewittern, aus Füllhörnern der Seele dereinst über dem Gletscher hervorstrahlend, sogar Sonne und Sterne befruchtend! Aus sämtlichen Rassen ein Ausbruch. Für die Menschheit ihr Ausspruch. Verschiedne Wege zum gleichen Ziel sind aber den Völkern bestimmt: Drachen, aus Feuern in der Erde, vertreiben sie! Verfolgen wir die Grundlinien des Dreiecks Vorderindien: der eine Weg nach Norden weist vorerst nach China, der andere über Iran nach Europa. Am Pol werden wir angelangt sein, wenn ein Beschluß im Geist die Verschiedenheiten der Rassen überwunden haben wird. Es steht im Epos:

Die letzte Heimat kann sich plötzlich mir entschleiern.
Sibiriens Gletscher sind mit Gnadenglas besprengt:
Es singen Kinder, Greise spielen noch auf Leiern.

Der tote Mond ist durch das ewige Licht verhängt.
Der Norden strahlt sein Blut in Welt- und Seelenfernen.
Im Menschen hat die Freiheit sich der Brust entengt.

Du ahnst den Ineinandersturz von Rassenkernen.
Die goldnen und die weißen Völker sind versöhnt
Und spenden ihres Wesens Heimlichkeit den Sternen:

Durch Geistesjugend wird das graue Land verschönt!



Das Christentum ist die höchste Erfüllung der Erde. Es hat vieles verborgen gelassen, auch um von andern Offenbarungen unterstützt zu werden: um nicht durch Gewalt, sondern durch gewollten Zusammenschluß, die Einigung der Erde zu vollbringen. Dereinst! Das liegt im Wesen der Liebe. Christi Tod auf dem Golgatha ist mehr als seine Lehre. Wenn auf dem geheimnisvollen Baum des Geschehens Sterne uns, als seine Blüten, sichtbar werden, wenn jede dunkle Welt mit einer Frucht zu vergleichen ist, so bedeuten Wesen wie der Mensch Sturz (der Frucht) und zugleich den Abfall von Geschöpfen ins Chaos.

Jesu Menschwerdung offenbart, daß das neue Erkeimen auf der Erde zu höchstem Leben führen wird: wir sind nicht verloren, keinesfalls dem Nichts preisgegeben. Dadurch, daß dieser dunkle Stern ausersehen ward, keine verfaulende Frucht zu werden, sondern, daß der Schöpfer ihn wieder entflammt hat, er ihm Seinen Sohn sandte, zieht er, der Stern, hohe Geister an, die sich unter uns einmenschen. Wo Gott selbst starb, nehmen auch sie Schicksal und Tod auf sich. Indien hingegen treibt die großen Seelen an, unsre Erde zu verlassen. Um diese Richtung entschiedner durchzusetzen: die Drohung mit Wiedergeburt! Sie ist also eine notwendige Äußerung des indischen Geistes, somit eine seiner Wahrheiten: braucht aber nicht wirklich zu sein. Unsre Verantwortung aber gebietet: innigstes Erglühen, über unsre irdisch verkörperten Pole hinaus, andern Welten bescheren!

Mit der Fracht seines Schicksals, dem Geheimnis unsrer Abstammungen (also Karma), schwerbelastet, begibt sich das Ich, in der Dichtung, auf den Weg seiner irdischen Aufgaben, nordwestlich gerichtet, über den Ararat. An Indien schließt sich des Berges steilste und eigenste Lehne „Iran" an. Aus dem „Tal" der „Zwillinge" (gemeint ist die Herrschaft des Sternbilds), wo es zwischen Gut und Böse zu entscheiden hat, steigt das geläuterte lyrische Ich rasch zu einer Höhe der Seele empor, wo es imstande ist, das Wort aus andrer Völker Mund zu vernehmen. Die Stierzeit, mit ihrer schweren Arbeit der Bodenbestellungen zieht auch für Iran herauf. In Grotten wird von Wissenden bereits das „Lamm" verkündet. In Kriegen verstärkt, im Kriege der Vernichtung nah, errichtet das Ich im Ararat, in der Hülle eines Parsenfürsten, seine Burg, in der sich von den Ariern Herkommende mit Sahara-Entwanderten zusammenschließen. Wandrung soll durch Entschluß in Wandlung umgewälzt werden. In diesem Kampf steht das unter Indiens Sonne geschaute, innerste Menschenfeuer den Parsen bei: es erscheint ihnen als indischer Dionysos. Raschest steigt nun der männliche Geist seinen Im-Flug-Erhobensein zu. Schließlich entschwebt er der Erde. Schlacken seines sich läuternden Geistes erstarren dabei zu sichtbarwerdenden Araratzacken. Ein schreckliches Trümmerfeld läßt das eingegeistete Ich zurück. Aber das Weib kam nicht mit, versinkt in Verrat: verbleibt dem Harem. Das ist seine Schuld, das ist die Schuld des Mannes. Das unter dem Sternbild der Zwillinge hold verschlungen gewesne Paar hat sich unterm Stier, zugunsten der Überlegenheit des männlichen Geistes, gespalten, getrennt, entfremdet. Unterm darauf folgenden Widder wurde die Versöhnung wieder angebahnt, aber erst unter den Fischen gelingt einmal der Zusammenschluß. Von Armeniens steilen Gipfeln steigt der reine Geist aus dem Mann, in der Gestalt von Perseus, in sein Götterbild zwischen den Sternen. Die Sternbilder des Perseus, des Pegasus, der Andromeda, des Zepheus und der Cassiopeia werden aufgerufen und treten deutlich hervor. Leichenfelder zertrümmerter Geistigkeiten, schreckliche Abgründe des Karma bleiben als Ararat zurück. Die Trennung von Geist und Leib, die Verschiedenheit von Mann und Weib drohen der Erde mit Untergang, beunruhigen den Kosmos: sie fordern einen Überbrücker, den Erlöser aus Verstrickung seelischer Einnetzung, für den es im Ich weder Mann noch Weib geben kann! Den Enthüller ursprünglichster Unzertrennbarkeit. Nur in Gestaltung, rein intuitiv dargebracht, stehen diese Dinge im Epos. Erst heute werden mir auch hier alle Beziehungen vollkommen klar.

Perseus fühlt sich in seiner Sternenkälte plötzlich von Wehmut zur Erde erfaßt; Reue kommt über ihn, das Weib im Verließ zurückgelassen zu haben. Das Feuer, das Liebe ist, hat ihn von der Erde her erreicht: in Bethlehem wurde des Menschen Sohn geboren. Unter den Sternen, auf der Erde, vor dem Meer der Mitte, ward Maria, ward ihr Land auserwählt, den Heilbringer zu tragen. Dem Mittelmeer entgegen, brannte die Glut aus Indien. Widerstand gegen den Sturm des Feuers hat einen Wunderweg ins Weiter erzaubert. Einer Jungfrau Leib mußte sich erschließen: um das Wort, das über alle Meere weht, Neues kündend, wieder zur Welt zu bringen. Wie über die salzigen Tiefen die Taube zu Noah, so taucht aus der See der Seelen abermals die Taube auf und kommt zur Mutter, um des Menschen Frieden zu bringen. Perseus kann nicht stolzest erhoben bleiben: er senkt sich erdwärts. Er sieht die Erde leuchten, um Christi Geburt umhüllt sie tausendjährige Weltnacht! Er folgt dem Licht. Ersehnt seine Nähe. Es wirft ihm Strahlenbündel, wie Fühler, entgegen;



und schon längst schwebt er im Erdenbann. Plötzlich erkennt er: das Licht ist vom Leuchtturm zu Alexandria: die Fühler, ihm zu, sind des Feuers Spiegelungen im Mittelmeer. Er entschließt sich zur Menschwerdung:

Du Pulslicht Du, Du Pharus, laß Dir Botschaft bringen:
Ich nahe Dir, als Flügelhauch des heiligen Geistes,
Nun laß uns beide um die Gotterkenntnis ringen.

Ich falle schon! Und Du, mein Gott, verzeihst es!
Ich will das Weib für Dich, Du Sterngebieter, retten,
Vielleicht, mein Heiland, leiste ich mein Bestes, Meistes!

Die Leuchtturmfühler fangen an, sich sanft zu glätten.
Es scheint die See gar hohe Wogen aufzugischten,
Ich höre ein Geräusch von fernen Menschenstädten:

Es ist, als ob sich Rufe in die Sänge mischten
Und meines Pferdes Flügelsymphonien lähmten.
Es wird, als ob sie Dunkellurche schrill durchzischten.

Nun werde ich empfunden und von unverschämten
Erdkeuchern abermals in einen Leib getrieben:
Es ist, als ob Geschreie meinen Sinn verbrähmten!

Schon wieder fühle ich sich viel um mich verschieben.
Mir scheints, daß ich Geburtsrufe ringsum vernehme.
Jetzt seh ich Schemen, die vermummt zerstieben,

Und steh darauf bewußt und fest im Stoffsysteme!

In Alexandria ist das gegen die See herauswuchtende Feuer in Weiber gefahren, die ein dionysisches Christentum offenbaren wollen. Große Weihnachtsfeier wird begangen: eine Sonne im Menschen ist im Zeichen des Steinbocks geboren. Perseus erkennt die wahre Richtung durch die Lehre Christi, spricht sie aus, versucht die Weiber zu besänftigen und wird getauft. Die Chaotik ist unterdessen selbst zur Ruhe gekommen. Als Christ heißt er Georg. Als Heiliger erhebt er sich abermals den Sternen zu. Die aber versinken allmählich: Sankt Georg selbst ist Schicksalsbeherrscher, bloß der Seele Sonnenbringer. An den Säulen des Herkules sieht er Angelika, sein Weib, an Felsen angeschmiedet. Dort bringt er den Wasserwurm, der es bewacht, um. Der Süden ist überwunden. Afrika wird erstarren. Den Wurm hat er bei Tagesgrauen erkannt: er war das Mittelmeer, das sich dem Wege der Menschheit nach seiner Lichterfüllung, von allem Urbeginn an, entgegengewälzt hat. Das Licht des jungen Tages bricht nun aber durch die Schleier des Mittelmeers. Zartestes Morgengewölk schwebt auseinander. Im Süden beben die Hüllen des Haremweibs: auch diese Schleier werden sich einst lüften. Im Norden schaut er verschleierte Klosterfrauen: wann werden ihre Hüllen zerschweben? Feurig war Perseus aus dem Vulkan Armeniens emporgeflogen. Sein starr kreisender Flug hat in Alexandria geendet. Freischwebend wiegt er sich in den Lüften des Westens, hoch über den Gewässern des Südens, denn er beschwebt alle Großküsten des Mittelmeers, doch seine Berufung führt ihn nach Norden: die Erde soll wieder leuchten, Tod und ewiges Eis müssen im Boden erflammend, über die Erde hinauf weisen. Sankt Georg verheißt aus seiner Ewigkeit die Freiheit des Weibes. Angelikas Fesseln fallen. In Afrika bleibt das Weib gebunden, aber jenseits des „Wurms“ entsteht ein neues Reich: das christliche Weib erscheint.

Die nächste Stufe im Epos heißt Roland. Der Held auf Erden vertritt das Werk des Heiligen im Geiste. Roland kämpft gegen Afrika und Asien, für die junge Welt, für den Gott, der aus Ägypten mit seinem Volke ausgezogen. Für den, der in seinem Sohn Wanderung in Wandlung umgestaltet hat. Ein neuer Tag bricht an auf Erden. Roland beginnt mit folgenden Versen:

„Der letzte Himmelsstern beginnt sich zu ereifern.“

Unser Wesen im Westen verschmäht den Sternenglauben. Die Völker ums westliche Mittelmeer waren im Grunde keine Astrologen mehr. Schon Moses stellte den zehn Häusern im



Tierkreis (damals gab es in Ägypten zehn, nicht zwölf) und ebenso den zehn Planeten (zehn Planeten sind auch eine esoterische Glaubenslehre) seine zehn Gebote (Verbote) entgegen; Sternenkult ist ganz eigentlich ein Beharren auf den Trieben, ja deren vollkommene Anerkennung, also Naturalismus. Der Geist, der Blitz zur Freiheit in uns, lehnt sich dagegen auf. Und auch die Erde: sie will durch den Menschen den Sternen gleichberechtigt sein. Im Nordlicht hat sie sich bereits von der Sonne für ihre tiefste Nacht unabhängig gemacht. Freie Geschöpfe muß sie ertragen, nicht bloß von Gestirnen abhängige! Eine Art von religiösem Naturalismus ist im Epos auch tatsächlich, solange es bloß sonnwärts geht, gestaltet. Erst in der Rhapsodie, wo es einmal heißt: „Ein hartes Nein ist stärker als Gestirne," tritt Ethos auf. Geistig wären somit die alten Perser unsre wahrhaftigsten Vorfahren. Aber auch sie gingen noch an den Sternen zugrunde. Sie brachten die Seele der Zwillinge in das Zeitalter des Stiers und dann sogar noch des Widders mit. In diesen kosmischen Kämpfen hielt der Mensch, als Charakter, zum erstenmal würdig stand. Aber erst die vollkommne Abweisung jedes Gefühls von Abhängigkeit von Gestirnen, mit der unbedingten Hoffnung, aus sich selbst die Freiheit gebären zu können, hat das moderne Ethos zu seinem Höhenflug beschwingen können. Bei Weststurm gewinnt der Mensch immer mehr Vertrauen zum künftigen Leuchten seiner Erde!

Die Wahrung unsrer Urbestimmung ereignet sich im Geist. Der verwundete, rasende Roland erkennt sich, durch andre Einschleierung seines Ichs in Menschengestalt, als Parsifal. Das ist das Geheimnis der Pyrenäen. Zuerst Perseus, dann Sankt Georg, dann Roland, schließlich Parsifal. Somit ein Feuerflug von Armenien bis Alexandria, dann freies Schweben bis in die Täler der Pyrenäen. Von Avatar zu Avatar: ein Ich begraben in seinem Ararat und zugleich Aar über seinen Gipfeln. Roland kommt vom Norden: er liebt nicht seinen Schatten in Spanien: den kurzen Zwerg, der ihm nachsteigt: Roland lebt einem Walhalla nahe: daher kann er seinen Nachschleier, also wiederum den Schatten, nicht ohne Pein neben sich spüren. Wann verblutet sein Leid? Im Augenblick seines Sterbens ist er entsetzt zu sehn, daß selbst der Held, als Wirklichkeit auf Erden, bloß Schattengebilde zurückläßt. Um Spaniens Könige werden lange Zwerge sein, Gnome spuken.

Die Reihenfolge von Perseus bis zu Parsifal ist ebenfalls ganz intuitiv geschaut: mehr als um ein Hintereinander handelt es sich jedoch um ein Zugleich. Unser Ich im Ararat bleibt noch immer von solchen Sternbildern und Vergottlichungen aus der Idee beleuchtet. Irdische Vertreter dieser Geistigkeiten sind geboren und wieder heimgegangen, aber nicht die Erinnerungen an sie wirken vor allem in den Menschen weiter, sondern noch immer ihr ewiges Bestehen, das der Menschheit Richtungen bestimmt. Nochmals sprach ich da von Sternenbildern: der Glaube an die Sterne sollte untergehn! Nur wenn ein Wissen von Gott und über Unsterblichkeit unumstößlich wieder dereinst aus den Sternen gelesen werden könnte, wird die Menschheit abermals auch zu den Sternen religiöses Vertrauen haben. Eines aber steht fest: der Glaube an Sterne war der Ursprung aller Kultur: bloß der Kampf gegen den Sternenglauben, vielleicht wie bei den Persern innerhalb ihres Kultus, hat uns für Ethos reif gemacht, zu innerster Freiheit beflügelt. Gründe der Symmetrien waren aber, wenigstens dem Anscheine nach, für mich der innre Beweggrund, des Geistes, Statthalter in der Menschheit, in der Art, wie es geschehen, in die Komposition des Epos hineinzugestalten. Als mein Roland fertig war, entstand in mir der Verdacht, daß ich eine Dichtung, die verschiedene Inkarnationen eines Ichs umspannt, rein aus plastischem Gefühl herausgefügt hatte. Mein Verstand sträubte sich dagegen, an Reinkarnation zu glauben. Bald beruhigte ich mich jedoch: das, was bisher stand, konnte nur schwer mißdeutet werden: Simultaneität, nicht einmal von Vermenschlichungen, sondern Eingeisterungen aus einem innersten und absoluten Ich, das ich beinahe schon „Adam" nennen konnte, waren bisher gestaltet und gegeben. Nun hieß es aber in dieser höchsten Frage, sich auf den eignen Instinkt verlassen und auch da eine Entscheidung treffen. „Drei Ereignisse", die längst im Plan des Werkes standen, wurden in dieser Krisis zusammengeballt. Der romantische Roland, dessen heldische Seele vom Übel der Welt so wenig befleckt ward, mußte noch einen irdischen Nachkommen durch das Elend der Erde durchschleppen, bevor das absolute Ich, in den Tiefen seines Ararats, das alle diese Erscheinungen über sich hat emporschatten lassen, die letzte Einsicht erringen könnte, um über alle Erfahrungen hinweg, sich „unbedingt" auszusprechen. Erst nach den „Drei Ereignissen," nach dem Zusammenbruch des Ararats, sollte das Nordlicht sich ganz klar aus einem Ich verstrahlen.

Der letzte Vers von Roland heißt: *„Mir ist's, als ob etwas den Fuß mir versehrte!"* Das schaut Roland bereits im Tartarus: und zwar handelt sichs um seinen Schatten, den er im Leben so sehr scheute, der in einer andern Ebne, im Jenseits, tatsächlich kompakt ge-



worden ist . . . und ihm da den Fuß verletzen kann. Ein hinkender Scholar aus Deutschland ist der Ertrager der „Drei Ereignisse." Er schleppt sich selbst Roland nach, und auch er fürchtet sich vor seinem Schatten. Der ist aber nun ein langer: der nordische! Nach des Scholaren Tod wird auch dieser gallerthaft und schließlich ganz fest: im Gegensatz zum spanischen Zwerg erweist er sich als deutscher Narr. In der alexandrinischen Phantasie wurde die Einkörperung eines Geistes in Menschengestalt gedichtet: Roland und der Scholar enden im Epos nicht mit dem Tod! Ihr Sterben: der Todessturz sind mitgeschaut. Beim Scholaren zum Schluß, wenn er unvermutet auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden soll, sogar die Todesahnungen und deren jenseitige Ursachen! Der letzte Teil der „Drei Ereignisse" spielt überhaupt gleichzeitig innerlichst im absoluten Ich und diesseits unter menschlichen Bedingungen. Haarsträubend sind die „Drei Ereignisse", ganz nichtig erscheinen sie schließlich in bezug auf die letzten Zwecke im Ich. Dieser Scholar, ein wildbrünstiger Mensch, darf nicht zum Genuß des Weibes gelangen: das ist seine metaphysische Aufgabe! Er kämpft verzweifelt für Liebe und auch für Begierde. Das Schicksal ist stärker: im Augenblick vor seiner Buhlschaft mit einer Hexe wird er von Häschern, eigentlich grundlos, erfaßt und ververbrannt. „Schutz" wollte ich zuerst die „Drei Ereignisse" nennen. Und zwar Schutz gegen den Sturz aus eigenster Berufung hätte ich da gemeint! Dann wollte ich lieber das Geheimnis zwischen allen diesen Ereignissen gewahrt wissen . . . und nur ungern spreche ich hier den eigentlichen Sinn dieses letzten Teiles in den Schleiern der Maja in meinem Epos aus. Es handelt sich dabei um keine Moral. Noch weniger um ein Ethos. Gesetzmäßigkeit eines Schicksals hat zur Beschleunigung einer Entwicklung, diesen Schutz einmal im *„besonderen Fall"* festgesetzt. Es geht nicht an, daß ein Wesen, das in irgend einer Beziehung zum „unbefleckten Ritter ohne Furcht und Tadel" steht, sich in die große Hurerei verirre. Man braucht oft nicht sich selbst zu besudeln, wenn man gegen das Gesetz handelt, weil man eben sehr stark ist, aber man steigert Unreinheit durch den Menschen. Man hinterläßt häßliches Karma. Im Fall des Scholaren kam es auch darauf an, daß durch ihn das Ich die Vereinigung seiner tiefsten Männlichkeit und tiefste, Weiblichkeit wiedererlange: und das ereignet sich auch rein geistig bald darauf unterm Nordschein. Des Scholaren wilde Phantasien haben so einen notwendigen Umweg hervorgerufen. Das Ich, der Adam im Ararat, muß noch in apokalyptischen Gestalten, in die es sich, allerdings in für uns jenseitigen Ebenen zum Ausdruck bringt, seine Visionen, wie es das Karma verlangt, austoben lassen. Ein vollzogener Fehltritt (des Scholaren) hätte aber die Katarsis noch bedeutend hinausgeschoben.

Christen können die Erde nicht als Halbgötter verlassen: so entgeht ihr nicht Roland, sondern der Vagabund. Nur wer die Leiden, die Demut unsres dunklen Planeten erkannt hat, wer hier im Geiste getauft wurde, hat seine Sendung erfüllt. Der Scholar hascht nach Lust, die er nicht erreichen darf, gelangt aber humpelnd zur höchsten menschlichen Taterbringung eines innern Erlebens, also zur Erfüllung seiner Aufgabe auf Erden. Inmitten des Feuers auf dem Scheiterhaufen stehend, schaut er den eignen Daseinslauf von den Höhen des Ararats. Der erloschne, alte Vulkan speit: in irdischem Licht erlöschen die Menschen, zum Urlicht zurück trägt sie ihre Bestimmung. Vor-dem-Tod und Nach-dem-Tod sind sich nun sehr ähnlich. Aus dem Jenseits eines Ichs erschallt mein Schrei:

„Mein Grab ist keine Pyramide,
Mein Grab ist ein Vulkan!
Das Nordlicht strahlt aus seinem Liede,
Schon ist die Nacht mir untertan!
Verdrießlich wird mir dieser Friede,
Der Freiheit opfre ich den Wahn!
Die Künstlichkeit, durch die wir uns erhalten,
Den Ararat, wird meine Glut zerspalten!"

Und dann später im gleichen Ausbruch:

„Mein Grab ist keine Pyramide,
Mein Grab ist ein Vulkan!
Mein Hirn ist eine Funkenschmiede,
Das Werk der Umkehr sei getan!
Kein Friede klingt aus meinem Liede,
Mein Wollen ist ein Weltorkan.
Mein Atmen schaffe klare Taggestalten,
Die kaum erschaut, den Ararat zerspalten!"



Das unverletzte Ich ist vollkommen frei. Seine Verkörperungen, also die Menschen, sind aber unausweichlich an seine Selbstbestimmungen gebunden. Das Ich hat seine Wege durch Urbeschluß festgesetzt: davon hängen die verschiednen Schicksale ab. Man könnte sagen, man wird, was man im unverletzten Ich durch Eigenwahl für sich bestimmt hat. Kehren wir nochmals zur Frage der Reinkarnation zurück, die früher angedeutet, aber nicht näher erörtert wurde. An der Gleichzeitigkeit verschiedner Verkörprungen, Geistigkeiten und Eingottungen aus dem gleichen Ich, das im letzten Grunde das einzige Ich ist, halte ich intuitiv und aus künstlerischen Gründen fest. Dieses Ich würde im letzten Grunde die ganze Schöpfung *ausmachen*, und nennen wir es Gott, so umfaßt es die ganze Schöpfung: um diese Zentralsonne im Geist bewegen sich aber auch andre Weltenheiten wie die Ichs der Mineralien, der Pflanzen, der Tiere. Auch Völker sind Wesenheiten mit eignem Geschick. Dabei glaube ich aber auch an übervölkische Gruppen, die von einem Ich durch alle Zeiten und Länder ausgestrahlt werden. Nur um so ein Ich, gewissermaßen einen Satelliten um die Gott-Sonne im Reich des Geistes, kann es sich im Epos handeln. In einer Kunst, die sich in der Zeit abspielt wie die Dichtung, kann man nur ein Hintereinander, kein Nebeneinander geben: dieses Gesetz beim künstlerischen Fügen berechtigt mich aber nicht, aussprechen zu sollen, daß ich ein Werk mit dem Instinkt für das Dogma der Reinkarnation habe aufbauen müssen. Spekulationen in diesem Sinn gehören meinem Gefühl nach in eine andre Kategorie. Kaum in die Kunst! So bin ich also, in den „Drei Ereignissen" mit meinem künstlerischen Gefühl an diese höchste Lebensfrage herangetreten, ohne sie für mich entscheiden zu können: irgend eine Antwort durch den Intellekt zu wagen, wäre mir unstatthaft vorgekommen. Das Geheimnis der Dinge deutet sich übrigens durch den Zauber der Dichtung noch am sinnfälligsten an! Überdies gibt es auf der Ebne des freien Ichs keine allgemeinen Regeln.

Wir nahen uns dem Ende des Epos: nunmehr gibt es nur noch symbolisch gefaßte Wesenheiten. Im ersten Teil des Nordlichts erlebt das sonnesuchende Ich einen Fasching, später schaut es die Fronleichnamsprozession. Im zweiten Teil verkörpert sich das Ich, aus herrlichen Regionen kommend, um dem Heiland bei der Weltwandlung beizustehen, in einem kosmischen Weihnachten zu Alexandria. Die „Drei Ereignisse" fallen in ihrem entscheidenden Augenblick auf Ostern, wobei eine Sonne im Geiste aus dem Ararat aufersteht. Eine Ketzerei! Nun kommt es zu Pfingsten, zur großen Auferstehung des Fleisches. Obschon im Kalender noch als wandernd festgesetzt, ist Pfingsten kein tellurisches Fest. Es kann sich überall und wann immer ereignen. Es ist das große Erlebnis im Menschen selbst: jedem Einzelnen Erschließung zum Geist. Das große Pfingstgeschenk erhebt sich über das Opfer, das einem Gott dargebracht wird. Es ist ein Bekenntnis zur Freiheit. Die Ursprünglichkeit in uns wird das Erste und Letzte. Unabhängig von der Sonne macht sich allmählich die Erde, denn die Sonne der Sonnen trägt auch sie (die Erde), geheimnisvollst verwahrt. Oft in ihren einfachsten Geschöpfen. Zuerst hat uns Pfingsten sprechen gelehrt. Feuerwurzeln hat jene Sprache, und die sind heilig. Es kommt der Augenblick, wo der Dichter sich scheut, sich ihrer zu bedienen: wo er den unheimlichen Mut haben muß, sich nach dem Ursinn der Laute zu befragen. Ein früher Tag bricht im Nordschein an. Ein großes Entflammen macht die Dinge für ihre Gesamtheit lebendig — Feiertag: Pfingsten. Kein Wesen ist den andern untertänig. Der Tod hat wirklich seinen Stachel verloren. Des Menschen Sorge und Pflege um Tiere und Pflanzen wird sichtbar „unser Muß zu Morden wird einst Gott umflehen." Ob die Tiere uns verzeihen? Vergeben wir den oberen Wesenheiten, die bei unserm Keuchen durch die Welt der Schmerzen eignen, freien Atem holen!

Die Sonne ist uns bloß eine Vorsonne. Ihr Licht, ein noch heller leuchtender Künder unsrer Zukunft im schleierhaften Leuchten des Nordscheins: Luzifer! Wir suchen keine Ursonne mehr in den Plejaden: wir haben sie in uns gefunden. Täglich kann sie aufgehen, zart und kaum deutlich. Wenn wir behutsam bleiben! Vorsicht! Trauen wir noch dem Morgenstern, der in unsrer Seele schon so lange leuchtet, vertrauen wir noch unserm Glauben!

Aber auch der letzte Gipfel des Ararats wird schwer erstiegen. Es gilt die Heiligung des finstersten Planeten! Die Rechtfertigung der Geschöpfe. Die Ebenbürtigkeit des Weibes. Wie einst in Alexandria, vor dem wirklichen Mittelmeer, so steht nun der Mensch vor der Nordsee seiner Seele. Die dionysischen Chöre des Nildeltas ertönen echohaft in Europa, Schiffer und Fischer hier wie dort:

Die glühenden Wünsche des Süden umbranden
Das dunkelnde Nordmeer. Frenetische Frauen
Enthüllen die Brüste in Brunstsarabanden.
Die Küste umrauschen Gelüste der Auen.



Dem Grabe zu Leyden entreckt sich Johannes!
Die Weiber von mondflutumkräuselten Ländern
Bezaubert der Tatengedanke des Mannes.
Der tote Prophet wagt es strandwärts zu schlendern.

Der Abend ist nahe. Die Wahnschatten trachten,
Sich rasch noch in Stahlpanzer starr einzukrusten.
Das Schnarchen der Drachen in nachtschwarzen Schachten
Vereinzelt sich klarer: Die Glutlurche prusten.

Die Mannschaften hasten, die Tat zu erhaschen.
Des Weibes Vollendung beschleunigen Rhythmen
Der Nachtschlachten, die uns nun bald überraschen.
Am anderen Strande erwartet uns Whitman.

Es wird Euch, Ihr Frauen, das Dunkel umgrauen
Und langsam den Fledermauswirbel verringern.
Und dann werden Nachtfalter traumhafter Auen
Zu leise versurrenden Höhenerzwingern.

Und eiserne Meervögel schleudern sich nächtlich
Dereinst über eisüberkrustete Flächen.
Dann blickt der gebändigte Nordschein verächtlich
Auf Längen, die unseren Flugaufbruch schwächen.

Im leibhaften Dunkel verschwindeln die Wege,
In herrschenden Seelen vernebeln die Zeiten.
Es werden die Rhythmen der Innigkeit rege:
Ihr harrt und Ihr horcht auf ein nahendes Schreiten.

Es wird das geweissagte Weib, überm Eise,
Die Frauen durchdämmernd, das Weltgeschick meistern.
Ihr seht es schon oft, auf verwegener Reise,
Die Schleier der Dinge auf einmal entgeistern.

Wir fürchten uns noch vor der Nacht der Gedanken,
In der unsrer Leidenschaft Urkunden bluten,
In denen wir selber Gewitter entranken!
Lebendig verschwenden und wenig vermuten!

Ihr Frauen, in Euch wird die Traumesbraut grauen!
Die Heldin erscheint in den Seelenlichttüren,
Und Raubvögel suchen die Nacht zu durchschauen:
Der Mann wird das Weib einst im Freiheitsschein küren.

Um durch die polare Tropik zum in Gott ruhenden Ich zu gelangen, ists fürchterlich weit. Die Verkündigung der Freiheit bestürzt uns durch ihr Übermaß. Das Feuer der Jugend ist heilig. Aber das Nordlicht bleibt eine kalte Flamme. In seinem Von-Flamme-Umgebensein wissen wir: alles durch den Menschen! Aber auch vor ihm und über den Menschen, hinaus! „Zuerst ist das Gebot, die Menschen kommen später." Dem sich selbst erfahrenden Ich steht noch die tiefste Bitternis bevor. Keine Einmenschung mehr in den Schleiern der Maja, wohl aber, aus dem Karma heraus, Einschalungen als Spuk. Furchtbar wird es nun dem Ich im Schlund des Ararats, sein selbstgefälliges Spiel im Dasein fortbestehn zu sehn! Gespenstisch lauscht es auf ein Maskenfest auf. Unaustilgbar steht es im ersten Teil des Epos, das auf Komposition, nicht eigentlich auf Handlung und Wandlung aufgebaut ist, da. (Elliptisch ist mein ganzes Nordlicht gedacht. Der erste Brennpunkt, knistert es doch durchs ganze Werk, ereignet sich im Brand von Rom, der zweite viel später, im Brand von Theben, der fast zweitausend Jahre früher stattgefunden haben muß!) Auch das Maskenfest fordert sein Gegenüber. Ein Gespenst des Unfugs taucht also empor. Erzeugt die Lustseuche, dunkelt flatterhaft als solche unter dem Menschen umher. Wird halb bedingter, halb selbst-



gewollter apokalyptischer Schrecken. Als weiblicher Kentaur, aber mit zwei Köpfen, einem männlichen und einem weiblichen, keucht das Ungeheuer, Bringer von nötigem Unheil, durch die Welt. Sichtbarer als eine Einkörperung als Mensch bleibt dieser Spuk mit seinem unverletzten Ich verbunden. Und es erkennt sich in dem Vers: „Gott spricht aus uns bestimmt ein Richterwort."

Noch zwei andre apokalyptische Pferde sprengen nach: „die Gier" und „der Aufruhr". Das Pferd ist bereits seit dem Weltsturz urgeschaffen da. Dann taucht es im Ra-Drama, kosmisch geschaut, als Bringer der Hyksos auf. Ferner gibt es im „Nordlicht" drei Totentänze, den „Testamentarischen", den „Klassischen" und den „Ätiopischen". Dem letzten ist im Epos sein Platz, sofort nach dem Einfall der Hyksos auf ihren Pferden, eingeräumt worden: in den Pferden der Apolkalypse sind nun „Totentanz", „Hyksos" und „Pferd" mit „Unheilbringern" ineinander verschmolzen. Dazu kommt, wie soeben, bei Erläutrung der Bildung der Lustseuche erwähnt wurde, als drittes Grundelement, noch der Fasching. Die „Gier" bestimmen Räuber und Herrscherinstinkte aus „Radrama" und „Iranischer Rhapsodie". In „Aufruhr" erschallt ebenfalls ein Echo aus der Iranischen Rhapsodie: und zwar aus ihrem Anfang, wo vergrübelte Bauern miteinander über Sterne und Gericht sprechen. Pest, Habsucht und Aufstand wirken so furchtbar, zerklüfften derartig das Gefühl der Menschheit, daß ein jüngster Mond aus der Erde hervorbrechen kann. Er ist ein lebendigster Begleiter unsrer Heimatschollen; er soll, er muß dereinst die Sonne an Glanz übertreffen. Schon kündigt er sich pfingsthaft an. Die alte Welt, das geschichtlich gewordene Kulturgebäude des Menschen bricht zusammen: der Ararat wankt. Von seinen höchsten Spitzen stürzen die Toten aus den Särgen, Leichen kollern aus den Gräbern in untre Schichten, damit sie durch das lebendige Feuer der Erde an der Auferstehung des Fleisches teilhaben können. Das riesenhafteste „Looping the Loop" ereignet sich. Durch den Sturz Sterbender, das Sichüberstürzen Toter, das Stürzen ins Hinüber Einzelner wird der ganze Ararat ausgeräumt, gesäubert. Alle Begrabnen gelangen empor. Verjüngt stehen Völker im Glanz des innern Feuers der Erde, nackt, aber beladen mit selbst gewollter Vergangenheit, wieder in Fleisch und Knochen da. Sämtliche Nationen haben sich gegenseitig zu unserm großen Pfingsten geladen. Jeder bringt seine Sprache mit, „das Wort" wird aber von allen verstanden werden.

Der Weg durchs Eis, zum Ich in Gott, wird jedoch wieder zur Aufgabe Einzelner: Wer das Nordlicht als kosmische Erscheinung, unter uns auf Erden, bändigt und zugleich als innerste Freiheit im Geiste erkennt, bringt es den andern. Gaslicht und elektrische Beleuchtung sind Erfüllung des geographischen Nordlichts. Aus unserer Hand können alle Erdstriche dieses Geschenk arktischer, sechsmonatlanger Nächte empfangen. Sie erhellen Stockholm und Petersburg ebensogut wie Bombay oder Rio. So gehört auch das im Geiste erreichte Nordlicht allen Geschöpfen der Erde. Ein Mond sollte hervorbrechen, es kommt aber die jüngste Sonne! Wir kehren nicht zum Urlicht zurück, sondern das Urlicht kommt in uns zur Welt. Sein verscharrtes Glimmen kann nur der Mensch den Sternen wiederbringen. Gestirne und Hierarchien erwarten es. Und um die Erde werden sich die Sterne drehen! Des Über-uns Spannung und Erwartung werden im Astralgesang des Epos ausgedrückt.

Die Sterne zur Linken:

Die Erde stirbt! Der Todesmond nimmt zu! Wir sind verloren!
Ein blasser Wanderkatarakt umwandert den Planeten,
Zehntausend Seelen sind erkoren. Sie schaun aus Silbertoren
Auf Gletscherriesen, die noch ungeboren sich verspäten.

Die Sterne zur Rechten:

Der Todesmond nimmt ab! Die Erde brennt! Wir sind gerettet!
Der Todesmond verschrumpft zu einem Boote für die Toten.
Die Wanderwabe wächst. Die Zacken werden überglättet.
Das Boot versinkt. Wo sind die Toten? Lauter Mondesboten!

und später:

Das Heer der Sterne:

Der junge Mond! Der junge Mond! Zur Wiege wird der Nachen.
Die Silberwiege schützen still die ewigen Nordlichtschleier.
Geschöpfe brachten ihn zur Welt. Nun werden sie erwachen.
Zur Wahrheit ward ein alter Wahn. Das Leid ist eine Feier.



Chor der Sonnen:

Das Nord- und Südlicht unsrer Erde sind der Seelen Schwingen,
Doch mehr als Feuerflügel, um sich selber zu entwehen,
Verhüllungen, die fordern, in Geschöpfen zu vollbringen,
Was keine Himmel hoffen, da auch sie zu Grunde gehen.

Das Heer der Sterne:

Das Wunder, das Wunder! Die Welt verwandelt sich in Wahrheit:
Verwunden sind die Dunkelheiten, die ein Wort gebunden.
Es tagt! Ein Herz bricht auf! Uns alle überwältigt Klarheit.
Das Wunder, das Wunder! Die Dunkelheit durchgluten Wunden.

Seelen, die sich verkörpern:

Ein Mund, ein Mund! Die Stummheit kann sich selbst aus Schmerz verwunden.
Ein Mensch, ein Mensch! Die tiefste Dunkelheit wird sich verlieben.
Ein Mann, ein Mann! Ich glaube nicht: ich trage, spende Kunden!
Der Mond, der Mond! Wir sind in uns voll Ewigkeit verblieben.

Der jüngste Geist:

Die Seelen streben wie Gewitter nach dem festen Norden.
Der Streit ist schrecklich, daß wir fast die Atemkraft verlieren.
Es friert. Bejahe Dich: Du bist zur pursten Glut geworden.
Nun sprich Dich aus: Das Wort! Es wird zur Ewigkeit erfrieren.

Mein stummgewordner Völkerstamm, geheiligt durch die Kälte,
Die gleich die Silben auf den Lippen abstarrte, jetzt schreie:
„Begeisterung": Das ist der Blitz, der selbst für Sterne gelte!
Kristallklar walle unsre Wahrheit in das Freie.

Der Chor der Sonnen:

Die Erde trägt mit ihren beiden Monden, mit dem stummen
Und mit dem mündigen, die Tragik in den Chor der Sonnen.
Du kennst sie nicht! Sie will sich ganz mit heiliger Glut vermummen.
Denn sie vernahm in sich das Wort, das unsre Welt begonnen.

Das Ich im Epos „Nordlicht" schaut alle furchtbaren Möglichkeiten seiner Einkörperungen im Kampf gegen das finstere Gestirn ganz klar. Es scheut auch vor ihnen nicht zurück. Das macht einen Grundunterschied mit Dante, in seiner Göttlichen Komödie, aus. Wohl läutert sich auch dort der Dichter, von Beatrice beschützt, von Virgil belehrt, auf seinem herrlichen Weg durch Hölle, Vorhölle und Himmelreich, aber stolz in seiner Reinheit, kann er Sünden, Makel und Schmach bloß in andern Geschöpfen und Wesenheiten schauen. Er selbst ist schon, wenigstens gegen die infamsten Übel, gefeit! Hingegen kann dieses Ich, das schließlich den Ararat sprengt, selbst über dem Eise, noch kein Reich des Friedens erwarten. Das ist ihm noch lange nicht vergönnt! Ruhestätten voll Urlicht, Stunden tiefster menschlicher Sammlung, die Frieden in die Arbeitstage der Erde verstrahlen können, das ist alles was es vermag. Worte der blinden Wehmutter (sie lebt wirklich auf Sardinien) will ich hier anschließen:

Die blinde Wehmutter:

Als Greisin führe ich noch grundbewußt zum Leben.
Ich bin verwitwet, aber unverwittert, sicher!
Ick hoffe, ferne Geister bald ans Licht zu heben:
Es wird der Mensch einst freier, abenteuerlicher.

Ich wurde weiß, den Sternen mag ich wohl entstammen!
Bloß alte Seelen können einverleibt ergreisen.
Das Nordlicht wird die hehrsten unter uns entflammen:
Nur um die reinsten kann die Weltwabe vereisen.



und später:

Es fühlt der Mensch noch nicht den Weg zu meinem Wissen.
Er schweift verirdischt fort durch wilde Schwermutsstürme.
Der Unverwurzelte wird witternd fortgerissen:
Der Allbefangene erklettert Narrentürme.

Ich aber finde längst den Pfad zur nächsten Nähe:
Den Blick in Menschen kann mir nur die Nacht gewähren:
Die Rätsel, die ich bei Geburten jäh erspähe,
Beginnen langsam auch den Tagesgang zu klären.

Die Knaben scheinen mir vom Sonnenlicht umfroren,
Da ist es mir, als ob ich Wolken weltwärts leite.
So glaubt es nur: Ihr werdet goldumflort geboren.
Drum hoffe ich und stehe Müttern hold zur Seite.

Die Mädchen sind von mildem Mondenschein umzittert.
Ich sehe sie in meiner Blindheit leicht umschleiert,
Ihr Silberlicht ist spröder, tödlicher und splittert,
Durch ihr Erscheinen wird die Leiblichkeit gefeiert.

Ich werde weilen, um Propheten zu erkennen!
Des Geistes Kinder kann auch meine Hand bloß wähnen:
Es wird so schwer, vom Mutterschlunde sie zu trennen:
Doch fühle ich Bestimmungsrisse hülfreich gähnen.

Über dem Eise, den Meeren und Gefilden der Erstarrnis flutet und verströmt sich Feuer. Über der Luft: durch die Luft. Alle vier Elemente suchen ihre Vereinigung. Der Kern des Menschen bricht durch, wandelt den Menschen, vollbringt die Umwälzung des dunklen Planeten zum leuchtenden Stern. In den Tropen war der Mensch, wie schon gesagt, der Ruhebringer, der Pilger zum Ursprung, der Wandrer aus der lebendigen Natur zum Frieden im Ich: hier das Gegenteil. Er bricht auf! Über die tote Natur spendet er seine Überfülle, bejaht er den Kosmos, entflammt er die eigne Sonne. Der gleiche Kern, Ursitz des Religiösen, hat somit im Menschen die größten Gegensätze vollzogen und verwirklicht. Zwischen dieser äußersten Tiefe und uns zukommender Höhe vollzieht sich das Leben der Völker mit ihren verschiednen Aufgaben. Ursprung und Ziel sind immer die gleichen: Entkernung! Freilich könnten wir es auch Erkernung nennen: nur die Wege sind grundverschieden, oft scheinbar furchtbar feindlich.

Es bleibt nur noch etwas über „Pan", das Orphische Intermezzo, zu sagen. Im ersten Teil war das sonnensuchende auch ein liebersehnendes Ich. Der Weg zur Sonne brach ab, der Pfad der Liebe ging quer. Jedem Mann gehört sein Weib. Nur eines: alles andre ist Abenteuer. Vielleicht sind heute auch die meisten Ehen nichts andres! Welches Weib findet ihren Mann, welcher Mann sein Weib? Das ist der Wirrwarr, der Fluch auf der Welt: unsere nunmehr erbliche Hinneigung zur Ausschweifung! Immer schwerer, ja ganz selten findet sich ein Paar. Im Epos bleibt die Frage offen, ob im ersten Teil, die große Sehnsucht auf kurze Zeit erfüllt wurde. Im zweiten wird sie rein geistig erreicht. Im Intermezzo aber begegneten Orpheus und Euridike einander. Einem Mythos entsprechend: irdische Tatsachen! Sogar im zweiten Teil werden die Gestalten Orpheus und Euridike noch einmal in ganz geistiger Auffassung geschaut.

Eigentlich heißt aber das Intermezzo „Pan". Ursprünglich ein kosmischer Gott der Griechen, dessen Macht auf Erden mit dem Zeitalter des Sternbildes des Widders in Verbindung steht. Er ist ein Gott und Bock. Panische Angst erfaßt seine Herden, wenn er selbst plötzlich an die heraufdämmernde Herrschaft des nächsten Sternbildes, „der Fische", gemahnt wird. Dann muß er zur Hölle fahren: Pan wird zum Teufel! Noch anders ist jedoch im Epos die kosmische Gottheit Pan erfaßt. Er wird zur Wesenheit, die das All an die Erde bindet. Die ewigen Wandlungen auf dem Nachthimmel werden in ihren Beziehungen zu unserm Stern als Wirkungen eingeformt, um festgebannt erhalten zu bleiben. Dadurch ereignen sich Mineralien, entstehen Pflanzen, leben Tiere. Pan ist der Versorger der gesamten Weltrhythmik auf Erden. Der ungeheuren Gesetzmäßigkeit des Makrokosmos ent-



spricht ein Dauerdasein im Gestein, keimende Himmelssehnsucht nach himmlicher Entfaltung in Bäumen und Blumen, vielfach selbstbewußte Freizügigkeit in den Tieren. Der Mensch ist die ich-bewußte Zusammenfassung durch Pan, zugleich aber auch der freien Erde Antwort an den Kosmos im Gesang, den nur der Mensch den leuchtenden Sternen, unsrer gesamten Heimat, darbringen kann. Der klarste Ausdruck dieser durch Pan, und über ihn hinaus, vollendeten Menschwerdung und Sendung des ewigen Paares sind Orpheus und Euridike. Ihre Seele enthält das Paradies, Orpheus spendet durch seinen Sang die den Sternen unerhörten Eigenschaften der Erde. Reicher als die Erde beschenkt wurde, verschwendet sie sich ans All. Sie wird einst sterben: der Mensch wird nicht mehr sein, alle Tiere sollen schweigen, aber die fernsten Sternbilder werden durch den Sang aus Menschenbrust in alle Ewigkeit erschüttert bleiben.

Im folgenden zweiten Teil schreit die gesamte Menschheit aus: „Ra". Im gleichen Schrei „Ra" gebiert ein Ägypter-König, den einzigen eifrigen Gott; groteske Schreie wie „Miau, Miau" stoßen in den Drei Ereignissen verwirrte Weiber aus. „Mama, Mama"! ist daselbst der Verzweiflungsschrei Gepeinigter. Früher schon im „Pan" ist aber jeder Schrei bereits Gesang geworden. Versöhnt kann der Leser im Voraus wissen, daß alles in der Welt wohlgerichtet und vollbracht bleibt!

Im „Pan" dem orphischen Intermezzo, hat die Seele Hellas eine Kristallisierung gefunden. Im zweiten Teil, und zwar im klassischen Totentanz, soll die Welt der Griechen im Traum hinweggeschwemmt, aus dem Gedächtnis entfernt werden. Das Ich in der Iranischen Rhapsodie versteht Hellas nicht: verschmäht das Gespräch mit einem griechischen Philosophen. Als Perseus überfliegt es das eigentliche Hellas und berührt nur Alexandria, weil ägyptischer Boden. Zu Orpheus gehört in der Seele „Euridike"; im Geiste hat er, der über Pan hinauszukommen berufen ist, ein Gegenüber, das machtvoll im Pan beharrt: auch diesem Sänger begegnet er. Als ich ihn schöpfte, dachte ich an Friedrich Nietzsche und brachte ihm, ohne seinen Namen in dieser Einhüllung nennen zu können, eine Hymne dar.

Gleich zu Anfang des ersten Teiles kommen mir Tiere durch ein stilles Tor entgegen: es ist das bereits eine Anspielung auf Pan, so wie später im „Grünen Kreuzgang" ebenfalls schon ein Aufruf zur orphischen Milde für die Tiere ertönt. Hier, und zwar bereits im Prolog, sind nur Büffel genannt: das Sternbild des Stieres ist gemeint. Auch die anderen Tiere gemahnen an den Tierkreis. Wenn es heißt: „Ich sah hinweg ins Licht, das nie zerstäubt!" so ist das die erste Anspielung auf Orpheus im „Pan". Aufs Nordlicht im ganzen Werk.





Dilbaumiana.

Von

Dr. Emil Karl Blümml in Wien.

Von jenen vielen Männern, die als Dichter und Schriftsteller im 16. und 17. Jahrhundert die öffentliche Meinung zu beeinflussen suchten und vielfach auch im Dienste einer bestimmten Parteirichtung beeinflußten, haben nur die wenigsten einen Biographen gefunden, sei es, daß man sie als viel zu unbedeutend beiseite ließ oder daß es schwer war, Spuren ihres Lebensganges aufzudecken. Einem aus der Schar dieser vielen Unbekannten, Samuel Dilbaum, hat *Max Radlkofer* eine eingehendere Untersuchung gewidmet.[1] Daß Radlkofer nicht alle von Dilbaum herrührenden oder bei ihm gedruckten und verlegten Schriften verwerten und benutzen konnte, ist nicht verwunderlich. Bei allen solchen Arbeiten ergeben sich von Zeit zu Zeit Nachträge, die zur Vertiefung des Gegenstandes beitragen. Diesem Zwecke mögen auch nachfolgende neue Mitteilungen über Drucke, beziehungsweise Verlagswerke des *Dilbaum*, sowie einige neue lebensgeschichtliche Daten dienen.

Um 1530 zu Augsburg geboren, hat Dilbaum wechselvolle Geschicke durchgemacht. Seine mannigfachen Berufe als Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt (1555), Hausbesitzer (1570—1573), Häftling im Schuldturm (Januar 1584), Krämer (1591) und Buchführer (1593) beweisen Vielseitigkeit und Lebensklugheit, sein hohes Alter eine Lebenskraft, die ihm über manche herbe Stunde und bittere Lebenserfahrung hinweghalf. Merkwürdig, daß Dilbaums Geldbedrängnis in den Jahren 1583 und 1584, die ihn 1584 auf zwei Monate in den Schuldturm brachte, mit seiner ersten, 1584 im Selbstverlag herausgegebenen Schrift, dem „Weinbüchlin" zusammenfällt. Es scheint demnach, daß ihm die Not die Feder in die Hand zwang und seine schriftstellerischen Fähigkeiten weckte.

Versuchte sich Dilbaum vor dem Jahre 1593 nur gelegentlich als Schriftsteller, — es sind nur zwei Arbeiten vor dieser Zeit bekannt, — so brachte dieses Jahr eine Wendung und nun folgte beinahe Jahr für Jahr bis 1609 ein Schriftchen dem andern, obgleich es durchaus nicht völlig sicher ist, daß alle Dilbaum zum Verfasser haben; manche der historischen Berichte und Zeitungen mögen nur von ihm zum Druck befördert (verordnet) oder gedruckt, aber nicht zusammengestellt worden sein, wie schon deren Titelblätter besagen.[2] Dieser rege schriftstellerische Betrieb hängt damit zusammen, daß Dilbaum neben seiner Krämerei, die er nach einem Augsburger Bürgerbuch noch 1615 betrieb, seit 1594 das Gewerbe eines Buchführers ausübte, daher viele Beziehungen zu Büchern und Autoren hatte. 1610 erscheint er zum letztenmal im Augsburger Bürgerbuche als Buchführer eingetragen, woraus sich neuerlich die enge Beziehung zwischen Dilbaum dem Schriftsteller und Dilbaum dem Buchführer ergibt, denn von nun ab ist er still geworden, trotzdem sein Tod erst ins Jahr 1618 fällt. Denn während ihn die Briefmalerakten vom 9. November 1617 bis zum 16. Januar 1618 noch als lebend und achtundachtzigjährig bezeichnen, findet sich im Bürgerbuch des Jahres 1619 sein Name nicht mehr, wohl aber der seines gleichnamigen Sohnes Samuel aus dritter Ehe, der Illuminist war und damals 23 Jahre zählte.

Als Buchführer hatte Dilbaum Gelegenheit, seine Schriften, die er bei den verschiedensten Druckern als Josias Wörly zu Augsburg (1584)[3], Michael Manger zu Augsburg (1593 und 1598)[4], Adam Berg zu München (1596)[5], Leonhard Straub zu Rorschach (1597)[6], Johann

1 Die poetischen und historischen Schriften eines Augsburger Bürgers an der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts. Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. XXII. (Augsburg 1895), S. 57 ff. und ebd. XXIV. (Augsburg 1897), S. 123 ff.

2 Newe Zeytung. Von einem grossen vnd Trostreichen Wunderwerck . . . in diesem 1603. Jahrs (?) zu Friedberg in dem Land zu Bayren . . . (über 2, 7, ja auch 15 Ähren auf einem Roggenhalm) 1603.

3 Wein Büchlin 1584: A. Birlinger, Alemannia. X. (Bonn 1882), S. 278.

4 Dreyfacher Ritter Stand. 1593: K. W. L. Heyse, Bücherschatz der Deutschen National-Litteratur des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Berlin 1854, S. 105 Nr. 1615; Emil Weller, Annalen der poetischen National-Literatur der Deutschen im XVI. und XVII. Jahrhundert. II. (Freiburg i. B. 1864), S. 356 Nr. 85. — Ein schön . . . Lied Von eroberung der herrlichen Vestung Raab inn Vngern . . . 1598: Ph. M. Körner, Historische Volkslieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Stuttgart 1840, S. 288; Weller, a. a. O. I. (Freiburg 1862), S. 100 Nr. 465; K. M. Kertbeny, Ungarn betreffende deutsche Erstlings-Drucke 1454—1600. Budapest 1880, S. 308 Nr. 1264 und S. 353 Nachtrag.

5 Bericht vnd Kurtze Erzehlung deß Heroischen gemüts . . ., welche . . . Herr Sigismundus Batori . . . mannlich bewisen hat . . . 1596: Kertbeny, S. 282 Nr. 1182; Graf Alexander Apponyi, Hungarica. Ungarn betreffende im Auslande gedruckte Bücher und Flugschriften. I. (München 1903), S. 401 Nr. 588.

6 Annus Christi 1597: Kertbeny, S. 282 Nr. 1232; (Ignaz Schwarz), Flugblätter, Flugschriften, Einblattdrucke, „Newe Zeytungen", Relationen, Gelegenheitsschriften des 16.—19. Jahrhunderts. Wien 1911, S. 52 Nr. 507.



Schultes zu Augsburg (1602)[1] und Christoph Mang (1604, 1606 und 1609)[2] zu Augsburg, sowie bei verschiedenen ungenannten Augsburger Druckern[3] herstellen ließ, selbst zu vertreiben. Man muß, obwohl er nur zweimal (1594 und 1595) vom Selbstverlag spricht[4], annehmen, daß er alle seine Schriften, mit Ausnahme einer bei Adam Berg 1596 in München und einer bei dem Illuministen Wilhelm Peter Zimmermann 1602 in Augsburg verlegten Arbeit, im Selbstverlag herausgab, sodaß der Ertrag vollständig in seine Hände floß. Bei jenen Schriften, die er zum Druck verordnete[5], von denen daher seine Verfasserschaft nicht feststeht, hat er wohl auch dann als Verleger zu gelten, wenn dies nicht so deutlich wie bei der Leichenpredigt des Jesuiten Scherer auf den Generalleutnant Karl Fürsten Mansfeld (1595)[6] und bei zwei Heftchen des Jahres 1606, die sogleich zu besprechen sind, das Titelblatt lehrt. Daß Dilbaum selbst eine Druckerei besaß, darauf weist eine Schrift des Jahres 1603 hin.

Zu den bisher in der Literatur bekannten Schriften treten zwei weitere, die 1606 bei Dilbaum verlegt wurden, Ereignisse des Jahres 1605 und 1606 betreffen und möglicherweise auch von Dilbaum redigiert werden. Sie sind im Besitze des Herrn *Dr. Ignaz Schwarz* in Wien, der sie freundlichst zur Durchsicht überließ, wofür auch hier herzlicher Dank gesagt sei. Zuerst von Dr. Schwarz im Katalog Nr. 102 des Buch- und Kunstantiquariats Gilhofer und Ranschburg in Wien beschrieben[7], folgen hier genaue Titelkopien sowie Inhaltsangaben.

Das erste Flugblatt behandelt die Vermählungsfeier des Königs Sigmund III. von Polen mit der Erzherzogin Constantia von Österreich und bietet durch seine eingehenden Schilderungen und Ausführungen eine wichtige Ergänzung zur kurzen Notiz bei *J. U. Niemcewicz*[8], dem Biographen des Königs Sigmund.

Polnische Königkliche Hochzeit. | Beschreibung aller vmb= | stände | so sich bey der Hochzeit Sigismundi **deß | dritten | Königs in Polen 2c: so ihre Mayt. mit dero Fräwlin |** Constantia **von Grätz | den 11. Novembris in dem abgelauffnen 1605. jar | zu Cracaw in Poln | mit grosser Sollennität vnd herrlichkeit gehalten | verlauf= | fen. In was Ordnung man zur Kirchen gangen | was darin für Cermonien | gebraucht | wie die Königin gekrönt | mit was ordnung nach verrichtung des | Gottesdiensts | die Tafflen besetzt | die Malzeit eingenommen | vnd was sich dar= | bey höffliches zugetragen | wie auch volgenden tags als den 12. ermelts monats | die** praesenten **offeriert | nachmalen ein Malzeit | vnd ein dantz darauff | gehalten worden | vnd was sich volgenden 13. tag vnd also biß zu | ende der Hochzeit begeben | Alles mit sonderem | (stilisiertes Blat.) | fleiß angezeigt. (stilisiertes Blatt | (Stilisiertes Blatt) | Vignette (Engelskopf im stilisierter Umrahmung). | Zu Augspurg bei Samuel Dilbaum. | 1606. — 4⁰ 6, mit Aiij signierte Blätter, wovon 1ᵇ und 6ᵇ weiß. Am Ende: Vignette (stilisierter Widder).**

Ein Augenzeuge beschreibt zunächst den Kirchgang am 11. November 1605, die Kopulation, die Krönung der Königin und die Kommunion beider Majestäten. Bei der königlichen Tafel nach der Kirche saßen die Männer rechts, links die Frauen. Unordnung, Gedränge und Disziplinlosigkeit herrschte derart, daß die Marschälle beinahe machtlos waren. Einige Teilnehmer büßten ihren Übermut mit dem Kopfe.

Am 12. November folgte wieder eine Tafel, welche die Unordnung des Vortags fortsetzte. Einige der gestrigen Teilnehmer (päpstlicher Legat, Prinzessin von Schweden) fehlten, da ihnen übel war. Um 8 Uhr begann der Tanz, der etwa $1^1/_2$ Stunden dauerte und die üblichen Ehrentänze mit der Königin brachte, worauf sich die Majestäten zurückzogen.

---

1 Newe Zeytung, Turggische Empörungen. 1602.

2 Eroberung Schleuss ... 1604; Radlkofer, a. a. O. 22., S. 92; Schwarz, a. a. O. S. 63 Nr. 603. — Ikonographia, 1604: unten S. 41; 1606: s. unten S. 40. — Eine schöne Historia von einem Jüngling, ... 1609: Weller a. a. O. S. 474 Nr. 968.

3 Die Rayß gen Himmel. 1592: Heyse, a. a. O. S. 105 Nr. 1614. — Historischer Kalender ... 1594: Heyse, a. a. O. S. 93 Nr. 1444; Weller I. S. 97 Nr. 439, II. S. 517; Kertbeny S. 253 Nr. 1068. — Quadripartita Historia anni 1594: Weller I. S. 98 Nr. 451, II. S. 517; Kerbeny S. 263 Nr. 1116. — Kaiserlicher Einritt. 1594 Weller I. S. 96 Nr. 438, II. S. 517. — Sechs Erhebliche vnd Wichtige vrsachen ... 1594: Schwarz, a. a. O. S. 47 Nr. 461. — Marsilanische Historia. 1596: Britisches Museum in London (British Museum. Catalogue of printed books. London 1886. Buchstabe D).— Christlich Gottselig Absterben ... Philippen diß Namens des Andern ... 1599. — Relation ... Ertzhertzog Albertus ... 1599. — Newe Zeytung. Von einem großen vnd Trostreichen Wunderwerck ... in diesem 1603. Jahrs zu Friedberg in dem Land zu Bayren ... 1603.

4 Quadripartita Historia anni 1594. — Kaiserlicher Einritt. 1594.

5 Vgl. oben S. 38 Anm. 2.

6 Kertbeny, S. 267 Nr. 1132; Radlkofer unbekannt.

7 Schwarz, a. a. O. S. 65. Nr. 616 (Polnische Königkliche Hochzeit) und S. 67 Nr. 642 (Relation).

8 Dzieje panowania Zygmunta III, króla Polskiego, wielkiego księcia Litewskiego. I. (Krakau 1860), S. 267.



Am 13. November zwischen 11 und 12 Uhr war Tafelbeginn und um 3 Uhr Ende der Mahlzeit. Hieran schloß sich bis 6 Uhr der Tanz. Wieder vergißt der Augenzeuge nicht, die Kleidung der wichtigsten Persönlichkeiten (König, Königin, Prinz) zu schildern. Um 8 Uhr begaben sich die Königin und die anderen fürstlichen Personen mit Ausnahme des Erzherzogs Maximilian zur Maskerade, die auf Bl. 5^a—6^a eine eingehende Beschreibung findet, die ob ihres kulturgeschichtlichen Interesses wörtlich, wenn auch in heutiger Rechtschreibung folgen möge:

„Das (Ort) ware erst mit Brettern zu diesem Effekt eingefangen[1] worden, auch allenthalb von oben an bis an den Boden mit seidengestreiften Zeug behängt, der Himmel ware gewölbt und mit blauem Tuch überzogen, auch mit Mond und Sternen von Flittergold besetzt; zu oberst hätte man ein Gerüst, drei Staffeln hoch aufgemacht, und ganz mit rotem Tuch bekleidet. An dem Himmel hiengen fünf Zeilen[2] mit zehen Leuchtern[3], der jeder sechs Kerzen hatte, an beeden Seiten aber der Wand waren zweinzig Engel in der Größe eines Manns, dern jeder ein weiße Fackel hielte, also daß es gar hell gewest; wie man nun ein Weil wartete, bewegte sich ein Berg, der in einem Eck dieses großen Saals stünde und auswendig über mit Taxen[4] besteckt ware und als [er] auf halben Saal kommen, stünd er still, tat sich von einander gleich wie ein Altar; in der Mitte erschiene der Berg Parnassus, darinnen ließe sich ein herrliche Musica hören; zu obrest saße Apollo, der spielte, wann die ander Musik aufhöret, gar lieblich auf einer Zithern, zu unterst auf einem jeden aufgesperrten Flügel des außern Bergs, so sich voneinander getan, saßen vermummte, in rot und weiß bekleidte Personen mit weißen Fackeln, hinter und ein wenig ob ihnen aber so viel Musici und Instrumenten, wie die Mohrn bekleidet; wie nun die Musik drei Madrigal gesungen, sprangen die mit den Fackeln und die Mohren herab von ihrem Sitz, welche anfiengen, ein gar liebliche Intrada zu spielen; alsdann kommen aus dem Berg Parnasso herfür sechs Paar Mascart[5], die Männer hätten Calzoni[6] mit langen rotseidenen Strümpfen und Gold und Silber verbrämten Schnitten[7] an, Sonsten waren auch auf Altromanisch bekleidet und hätten zu obrest ihren Sturmleuten hübsche Reigersfedern, die Weiber waren ebenfalls alla antiqua mit langen ausgeschnittenen Ärmeln bekleidet, die oben gar breit, auch so lang als die Personen gewest und sich endlich gar in einen Spitz verlorn. Nach verrichter Intradatanz wurd, so viel ich gesehen, der Königin kein Umschanz[8] gebracht, sonder Ihre[9] Majt. rc. Durch zwen von den in Weibskleidern vermummten Personen dem König zu einem Tanz zugeführt, welches gleichsfalls mit ihrer Durchl. Erzherzogin Maria Christina und der Prinzessin beschehen; als nun die Mascara eine zeitlang auch mit den andren Frauenzimmer getanzt, bekame der Berg Parnassus gähelingen unten[10] einen Rachen, wie man die Höll zu machen pflegt, daraus sprangen herfür ein Buratin, ein Pantalon, ein Gratian und ein Caiello Napolitano[11], die spielten ziemlich ein ungeschmache[12] Comedi, hernacher kamen die Pantaloni, drei machten ein Discours und sungen zu Lob der Königin und der Hochzeit, welche etwas bessers bestünden. Endlichen kamen auch sechs Mattazzini[13] und machten einen Tanz, darauf die Mascarata wiederum mit ihrer überigen Intrada Urlaub genommen und (in) ihren Berg Parnassum, die Königin aber in ihr Zimmer gangen und hat dieses Fest bis über zwölf Uhrn gewährt."

Die zweite der bisher noch nicht gekannten Dilbaumschen Schriften ist betitelt:

Relation | Oder | Kurtz vnnd eygentliche | Erzehlung der jüngst gegen den Durch- | leuchtisten | Großmechtigsten Fürsten vnd Herrn | Herrn | Jacobum den VI. König in groß Britanien vnnd Franckreich | | vnd dessen versamblete Ritterschafft vnd Landstände | | fürgenommen grewlicher Conspiration | vnnd Verrähterey. | Auß dem Original in Englischer Sprach außgangen vnd | zu Londen gedruckten Königlichen Edicten verteutscht vnd vbergesetzt. | Bild (Englisches Wappen mit der Königskrone und der Devise: Hony soit qui mal · y pense ·) | Erstlich gedruckt zu Cölln | Nachgedruckt zu Augspurg | bey Christoff Mang in verlegung | Samuel Dilbaums. | M.P.CVI. — 4°. 4 Bll, wovon 4^b weiß. Signiert Aij, Aiij.

Es handelt sich, wie dieser Titel erkennen läßt, um eine offizielle Darstellung der berühmten Pulververschwörung, eine Schrift, die gleich der vorhergehenden einen Beitrag zu dem Verleger Dilbaum lieferte.

1 umfriedet.

2 Reihen.

3 Druck: Liechtern.

4 Taxus: Weißtannen, Nadelbäume im allgemeinen (Schmeller-Frommann, Bayr. Wörterbuch: I^2 Sp. 483).

5 Mundartlich *Maschkert*, *Maschkort* aus span. *mascara* = Maske (Schmeller-Frommann, B. Wb. I^2 Sp. 1679).

6 Italienisch = Beinkleider.

7 Schnitte, Ausschnitte am Beinkleid.

8 = Mummenschanz (Schmeller-Frommann, B. Wb. II^2 Sp. 434).

9 Druck: Ihrer.

10 Druck: unter.

11 Ital. burattino-Puppe, Marionette; ital. pantalone = Pantalon (in Schauspielen).

12 Abgeschmackte, geschmacklose.

13 Ital. mattaccino = Gaukeltänze.

Eine weitere, Radlkofer unbekannt gebliebene Arbeit ergänzt das Bild des Dichters Dilbaum. Sie ist im Besitze von Alexander Graf Apponyi, der sie auch erstmalig beschrieb[1], wurde 1604 zu Augsburg bei Christoph Mang gedruckt und erschien im Verlage des Illuministen Wilhelm Peter Zimmermann, der bereits 1602 gemeinsam mit Dilbaum ein Werk herausgegeben hatte. Während aber das eine die Revolten im türkischen Reiche zwischen 1599 und 1602 schildert, gibt das zweite[2] in Form einer Ikonographie eine Übersicht über die seit dem Regierungsantritt Kaiser Rudolfs II. bis 1603 in Ungarn belagerten, beschossenen, gestürmten, eroberten oder verlorenen Städte, Festungen, Kastelle und Häuser, sowie einen Überblick über die hauptsächlichsten in dieser Zeit zwischen den Christen und Türken in Ungarn vorgefallenen Schlachten und Treffen. Das Wichtigste an der Schrift sind die von Zimmermann entworfenen 57 Kupfertafeln, welche nach Apponyi[3] zu dem Wertvollsten gehören, was auf dem Gebiete der ungarischen Städteikonographie geschaffen wurde, und für die Kostümkunde der ungarischen Truppen von großer Wichtigkeit sind. Zu diesen Tafeln schrieb Dilbaum den gereimten mageren Text, der in gedrängter Form eine Beschreibung der im Bilde dargestellten Begebenheiten bietet. Als im Jahre 1607 Zimmermann einen zweiten Teil mit 31 Tafeln folgen ließ[4], tat Dilbaum nicht mehr mit; die Beschreibung der Ereignisse von 1603 bis zum Frühling 1607 ist daher auch nicht mehr in Versen, sondern in dürrer Prosa abgefaßt.

Schließlich noch einige Ergänzungen zu Dilbaums Lebensgeschichte. Schon Radlkofer wies darauf hin, daß Dilbaum 1555 dem Lehrkörper des Gymnasiums bei St. Anna in Augsburg angehörte, konnte aber keinen Nachweis liefern, bis wann Dilbaum seine Lehrtätigkeit ausübte. Die Baumeisterrechnungen, das sind die Rechnungen der reichsstädtischen Finanzbehörde, welche im Archiv der Stadt Augsburg aufbewahrt werden, bemerken nun im Jahre 1556[5]: „Sam. Dilbaum so quartam classem versicht ist nach jüngst ersehiner Vasten qůattember dartzu verordnet worden, ist sein Besoldung jars 50 fl. und Haußzins 10 fl." Im Jahre 1561 führen ihn diese Rechnungen zum letztenmal an: „Sam. Dilbaum bis 26. Febr. 15 fl." Daraus geht demnach hervor, daß Dilbaum von 1555 bis 1561 im Lehrkörper des Gymnasiums bei St. Anna wirkte. Was er unmittelbar nach 1561 unternahm, ist unbekannt.

Bereits aus Radlkofers Mitteilungen war zu ersehen (s. oben), daß Dilbaum 1618 verstorben sein mußte. Zur Gewißheit wird dies durch zwei Eintragungen in den Steuerbüchern der Stadt Augsburg.[6] Während das Steuerbuch des Jahres 1618 (S. 23^{a}) in der Rubrik „Salta zum Windpronnen vor dem Fischer Toerlin herauf" unter Collegium die Notiz enthält: Samuel Dillbaum dat 7 Kreuzer 6 Pfeñige per se", lautet die gleiche Angabe 1619 (S. 20^{c}): „Samuel Dilbaumß Wittwe dat 7 Kreuzer 6 Pfeñige per se". Und dazu stimmt auch, das sich Samuel Dilbaum am 24. Juli 1618 auf dem heute längst aufgelassenen und überbauten Friedhof zu St. Stephan in Augsburg für sich und seine Kinder protokollarisch ein Begräbnis zuschreiben ließ. Wahrscheinlich starb er bald hernach, nachdem er seine letzte Stätte sich bereitet.

1 Hungarica. Ungarn betreffende im Auslande gedruckte Bücher und Flugschriften. II. (München 1903), S. 9 f. Nr. 677.

2 *Εἰκωνογραφία*, aller deren ungarischer Stätt etc. . . . : genaue Titelbeschreibung bei Apponyi, a. a. O. II. S. 9.

3 Apponyi, a. a. O. II. S. 10.

4 Apponyi, a. a. O. II. S. 10 f.

5 Laut frdl. Mitteilung des Herrn Studienrates Prof. Dr. *K. Köberlin* in Augsburg, wofür auch hier herzlichst gedankt sei. K. Koeberlin in seiner Arbeit über „Die Gehaltsverhältnisse der Lehrer am St. Anna-Gymnasium zu Augsburg 1531—1806" (Blätter für das Gymnasial-Schulwesen. XLV. [München 1909], S. 1 ff.) wußte darüber noch nichts zu berichten.

6 Frdl. Mitteilung des Herrn Archivobersekretärs *Karl Hirschmann* am Augsburger Stadtarchiv.

Funde und Forschungen eines Bücherfreundes.

Von

Geheimrat Andreas Alsleben in Halle a. d. S.

I.—IV.

Sie ist nicht groß, meine Bücherei, und sie kann sich mit keinem jener Bücherschätze messen, die jetzt unter den Hammer zu kommen pflegen. Mittel und oft auch die Gelegenheit fehlten, nach einer bestimmten Richtung hin zu sammeln, und ich konnte sogar, als ich Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts meine synoptische Ausgabe von Johann Fischarts Geschichtklitterung (Gargantua), die 1891 in den Brauneschen Neudrucken bei Max Niemeyer in Halle a. d. S. erschien, zu bearbeiten begann, kein Stück der notwendigen neun Ausgaben des Werkes auftreiben und erwerben, sondern mußte sie mir aus den großen Bibliotheken leihen. Aber ich erwarb dann und wann ein Heft oder Buch, das nicht weiter beachtet worden und öfter auch schon für die Papiermühle bestimmt war, während sein Inhalt für den Literaturfreund mancherlei Interessantes, ja sogar einen kleinen Baustein zu einer Ergänzung und Vervollständigung bietet. Da meinen Büchern das Schicksal des Verstreutwerdens beschieden sein wird, würde auch mancher Fund, zumal wenn er in prunkloser Hülle steckt, wieder verloren gehen, falls er nicht in einer Zeitschrift seinen Aufbewahrungsort findet.

I. Zu Schillers Taucher.

Lukumon | oder | Nachrichten | von außerordentlichen Menschen | in physischer und psychologischer Rücksicht | imgleichen | Merkwürdigkeiten | aus der Natur- und Kunst-Geschichte, | Länder- und Völkerkunde | zur Belehrung und Unterhaltung | herausgegeben | von *Johann George Rievethal* | Lehrer an der Domschule in Riga. | *Erster Teil.* | *Riga 1796.* | bey | Johann Friedrich Hartknoch. (Kl.-8⁰. 7 Bl. u. 266 Seiten.)

Noch immer ist Schillers Quelle zu seinem Taucher unbekannt. Soweit ich die Literatur darüber einsehen konnte, hat sie uns noch nicht weiter gebracht als bis zu der Annahme, daß Schiller den Taucher nicht nach einer gedruckten Quelle bearbeitet hat, sondern den Stoff mündlicher Mitteilung verdankt. Diese Annahme hat schon Karl Goedeke 1871 im 11. Teil (S. 443, Ziffer 78) der historisch-kritischen Ausgabe von Schillers sämtlichen Schriften vertreten, und 1911 hat sie Albert Leitzmann in seiner Schrift „Die Quellen von Schillers und Goethes Balladen" (Bonn 1911) wiederholt. Er ergänzt sie allerdings dahin, daß Schiller die mündliche Mitteilung von *Goethe* erhalten haben werde (S. 48). Er sowohl als auch Goedeke nehmen Bezug auf Schillers und Goethes Briefwechsel. Zwei Stellen aus demselben kommen für die vorliegende Frage in Betracht. Am 7. August 1797 schreibt Schiller an Goethe: „Herder hat mir nun auch unsre Balladen, die ich ihm kommuniziert hatte, zurückgeschickt, was für Eindruck sie aber gemacht haben, kann ich aus seinem Briefe nicht erfahren. Dagegen erfahre ich daraus, daß ich in dem Taucher bloß einen gewissen Nikolaus Pesce, der dieselbe Geschichte entweder erzählt oder besungen haben muß, veredelnd umgearbeitet habe. Kennen Sie etwa diesen Nikolaus Pesce, mit dem ich da so unvermutet in Konkurrenz gesetzt werde?" Goethe antwortete hierauf am 12. oder 13. August: „Der *Nikolaus Pesce* ist, soviel ich mich erinnere, der Held des Märchens, das Sie behandelt haben, ein Taucher von Handwerk. Wenn aber unser alter Freund bei einer solchen Bearbeitung sich noch der Chronik erinnern kann, die das Geschichtchen erzählt, wie soll mans dem übrigen Publiko verdenken, wenn es sich bei Romanen erkundigt: ob denn alles fein wahr sei?"



„Herders Brief, der am 29. Juli bei Schiller eintraf (Kalender S. 46), ist nicht erhalten", wie Albert Leitzmann in seinen Anmerkungen zum Briefwechsel (Band 3, S. 86, Z. 351 der Ausgabe von Gräf und Leitzmann im Insel-Verlage 1912) mitteilt. Aus Schillers Anfrage bei Goethe und dessen Antwort darf man wohl den Schluß ziehen, daß eines der alten, den Stoff enthaltenden Werke (Fazellus, Kircher usw.) als Schillers Quelle nicht in Betracht kommt, sondern daß diese in irgend einer leichteren gleichzeitigen Wiedergabe des Stoffes zu suchen ist. Schiller weiß nicht einmal den Namen des Tauchers oder erinnert sich seiner nicht, und Goethe spricht von einem „Märchen" und „Geschichtchen".

Der Zufall spielte mir nun schon vor längerer Zeit den ersten Teil des oben nach seinem vollen Titel angegebenen Werkes „Lukumon" von Rievethal in die Hand. Ich habe das Buch und auch die übrigen Teile des Werkes nirgends wieder zu sehen bekommen und auch in keinem Bücherkatalog erwähnt gefunden. In der Vorrede bezeichnet der Verfasser als den Zweck seines Buches: „Junge Leute auf die Dinge in der Welt aufmerksam zu machen, ihre Wißbegierde zu reizen, und ihren Verstand mit nützlichen Sachkenntnissen zu nähren." „Sorgfältige Prüfung und mühsamen Fleiß" will er bei seinem Unternehmen angewandt haben. Über seine Quellen sagt er: „Bei vielen Nachrichten habe ich meine Gewährsmänner angeführt, bei andern, wo ich über einen Gegenstand mehrere Hilfsquellen zu Rate ziehen mußte, ist dies aus der Ursache nicht geschehen, um durch zu viele Citationen dem Texte nicht ein zu buntschäckiges Ansehen zu geben und junge Leute von der Lektüre abzuschrecken." Der Inhalt ist in acht Abschnitte eingeteilt.

Im ersten Abschnitt über „Merkwürdige Menschen in physischer und psychologischer Rücksicht" findet sich als erstes Stück Seite 1 bis 4 das folgende.

Colas mit dem Beinamen *der Fisch*.

Dieser Mensch hieß eigentlich *Nicolas*, war ein Sicilianer, und von armen Eltern zu Catanea geboren. Er übte sich von Jugend auf im Schwimmen, wozu er viel natürliche Anlage hatte, und wurde einer von den geschicktesten Schwimmern seiner Zeit, so daß seine Landsleute ihn nur *Pesce Cola* [der Fisch Colas] nannten. Geschmack und Bedürfnis bestimmten ihn zur Fischerei, und er wählte sich hierzu besonders die Austern und Corallen. Je mehr er sich darauf legte, desto mehr gewöhnte er sich an das Wasser, und diese Gewohnheit wurde so stark, daß er ungern auf dem Lande lebte. Es konnte kein Fisch besser und zuversichtlicher auf den Grund des Meeres gehen und mit einer größern Geschwindigkeit sich in dem Wasser bewegen, als dieser Nicolas. Was anfangs nur Vergnügen und Zeitvertreib für ihn gewesen war, wurde in der Folge für ihn unumgängliches Bedürfnis. Wenn er einen Tag lang außer dem Wasser zugebracht hatte, so litt er so sehr an der Brust, daß er sich untertauchen mußte. Er ließ sich oft zum Boten von einem Hafen zum andern, oder vom festen Lande bis an die nahe gelegenen Inseln brauchen, und machte sich besonders alsdenn notwendig, wenn das Meer so stürmisch war, daß sich kein Schiffer demselben anvertrauen wollte. Er schwamm nicht bloß an der Küste hin, sondern er wagte sich auch oft in die offene See hinein, und brachte ganze Tage daselbst zu. Er war auch allen denen bekannt, welche die Küste Sicilien und Neapel beschifften. Wenn er ein Schiff vorüber segeln sah, so entfernt es auch sein mochte, so erwartete er es, schwamm an dasselbe hinan, aß und trank, was man ihm gab, und erbot sich, den Schiffern Neuigkeiten zu bringen, richtete auch alle Aufträge getreu aus. Er führte einen sehr guten ledernen Beutel bei sich, worin er die Briefe steckte und sie vor der Nässe schützte.

So lebte dieses Amphibion bis zu dem Unglück, welches ihm das Leben kostete. Entweder wollte der König von Neapel, *Friederich*, die Talente dieses außerordentlichen Schwimmers auf die Probe stellen, oder von der Lage und dem Boden des Meeres in jenem nahe bei dem Vorgebirge Faro gelegenen und ehemals unter dem Namen Charybdis berüchtigten Strudel unterrichtet sein. Genug, er befahl dem Nicolas, sich in denselben hineinzustürzen. Dieser erschrak über den Antrag, dessen Gefahren er kannte, und lehnte es von sich ab. Der König warf einen goldenen Becher hinein, und schenkte ihm denselben, wenn er ihn wieder herausholen würde. Die Begierde nach dem Golde gab ihm Mut, er wagte sich in diesen fürchterlichen Abgrund und brachte nach Verlauf von drei Viertelstunden den Becher empor. Er unterrichtete den König von der Lage dieser Höhlen, und von verschiedenen Meer-Ungeheuern, welche sich in denselben aufhielten. Vielleicht übertrieb er seine Erzählung, weil er gewiß war, daß ihn niemand Lügen strafen würde. Der König verlangte eine



noch genauere Erzählung von den Besonderheiten dieses Ortes, und befahl unserm Taucher, sich noch einmal dahin zu begeben, allein er weigerte sich stärker als das erstemal, und wollte sich nicht noch einmal der Gefahr aussetzen. Der König warf, um ihn dazu zu bewegen, einen anderen goldenen Becher in den Abgrund und versprach ihm noch überdies eine Goldbörse, wenn er den Becher zurückbringen würde. Die Begierde nach dem Gewinst wurde dem armen Nicolas sehr gefährlich, er tauchte zum zweiten Male unter, aber man sah ihn nie wieder, und konnte, so sehr man auch suchte, seinen Körper nicht wiederfinden.

Einen Gewährsmann oder sonstige Quelle hat Rievethal nicht angegeben.

Schiller hat diese Erzählung offenbar nicht gekannt, denn die Überschrift und der Anfang hätten ihn den Namen des Tauchers doch wohl behalten lassen oder ihm bei Herders Äußerung wieder in Erinnerung gebracht. Goethes Kenntnis ist möglich, wenigstens widerspricht ihr nichts. Aber *Herders* Quelle für seine Wissenschaft vom Taucherstoff wird sie gewesen sein. Das Buch ist in Riga bei Johann Friedrich Hartknoch, dem *Hauptverleger Herders*, erschienen, und Hartknoch wird einem seiner berühmtesten Schriftsteller, wie es Herder war, sicher Werke seines Verlages geschenkweise übersandt haben. Als Erscheinungsjahr gibt der Titel 1796 an, die Vorrede ist vom 13. Februar 1796 datiert.

Sie schließt: „Ich werde mit gleicher Sorgfalt die Fortsetzung dieses Buches bearbeiten, und mich bemühen, den Beifall, den mein englisches und französisches Lesebuch erhalten haben, zu verdienen." Mir kam die Frage, ob in diesem englischen und französischen Lesebuche sich vielleicht die Tauchersage auch befindet und ob sich ein solches Lesebuch nicht in Schillers Familie befunden haben kann? In dem allgemeinen Bücher-Lexikon von Wilhelm Heinsius, 3. Band (Leipzig 1812), sind folgende Werke von *Johann George Rievethal* aufgeführt:

1. *Lectures* intended for the instruction and amusement of Young people. III Vol. 8. Hartknoch, 1792, 1794.
2. *Lukumon*, oder Nachrichten von außerordentlichen Menschen u. s. w. 1.—3. Thl. 8. Hartknoch, 1796–1801.
3. Historical and moral *miscellanies.* Vol. I. 8. Hartknoch 1794.
4. Deutsches *Übersetzungsbuch* für diejenigen, die die englische Sprache erlernen (auch unter dem Titel: Deutsches Lesebuch für Engländer, die die deutsche Sprache erlernen). 8. Hartknoch 1797.
5. *Ceres*, oder Beiträge zur Kenntnis des Menschen, bes. nach seinen körperlichen und geistigen Anlagen und Eigenheiten etc. 1. Bd. 8. Riga, Meinshausen 1812.
6. Manuel de Conversation en ordre Alphab. 8. La même. 1813.

Das in der Vorrede erwähnte „englische Lesebuch" wird das Buch Nr. 1 sein, während ein „französisches Lesebuch" nicht unter den verzeichneten Werken enthalten ist. Da der Autor selbst es aber angibt, wird es auch vorhanden gewesen sein. Außer diesen beiden Lesebüchern kämen für unsere Frage noch in Betracht die Nummern 3 und 4; das unter 4 aufgeführte „Übersetzungsbuch" trägt zwar das Erscheinungsjahr 1797, kann aber sehr wohl schon 1796 herausgekommen sein. Würde sich in diesen Büchern die Erzählung vom Taucher finden, ohne daß sein Name genannt wäre, so wäre die Möglichkeit gegeben, daß Schiller den Taucherstoff daher hätte. Vielleicht hat Rievethal auch in einer Vorrede oder Bemerkung des 2. oder 3. Teiles des Werkes „Lukumon" oder des Werkes „Ceres" (Nr. 5) sich über Schillers Taucher im Verhältnis zu seiner eigenen Veröffentlichung geäußert. Wenn einem Leser einmal eine der hervorgehobenen Rievethalschen Schriften in die Hände kommen sollte, wäre die Frage, woher Schiller den Stoff zu seinem Taucher hatte, es doch wohl wert, in der angedeuteten Richtung darin nachzusehen.

II. Zur Werther-Literatur.

GOTTFRIED ERNESTI GRODDECK | GEDANENSIS | SEMINARII PHILOLOGICI SODALIS | *COMMENTATIO* | *DE* | *MORTE VOLUNTARIA.* | IN CONCERTATIONE | CIVIUM | ACADEMIAE GEORGIAE AUGUSTAE | IV. JUNII MDCCLXXXV. | AB ORDINE | THEOLOGORUM | PRAEMIO ORNATA. | Prima sequentem non decedet in secundis subsistere. | *GOTTINGAE* | LITTERIS JOANN. CHRISTIANI DIETERICH. | ACADEM. TYPOGR. (4°. XXXVI Seiten.)



Carl Friedrich Stäudlin teilt in seinem Werke „Geschichte der Vorstellungen und Lehren vom Selbstmorde" (Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht, 1824) über die Entstehung und den Inhalt der Groddeckschen Schrift im Anschlusse an die Besprechung von Werthers Leiden (S. 220—224) auf S. 225 Nachstehendes mit.

„Es war vermutlich Rücksicht auf Zeitumstände und auf die veränderte Richtung der Denkart mancher *Deutschen* in Ansehung des Selbstmords, was die theologische Fakultät zu Göttingen veranlaßte, im J. 1784 den Studierenden die Preisfrage aufzugeben: ob diese Tat nach den Grundsätzen der christlichen Moral verteidigt werden könne oder ihnen widerspreche? Den Preis trug *Gottfried Ernst Groddeck* aus *Danzig* davon (Commentatio de morte voluntaria — Goett. 1785), welcher sich nachher auch durch Schriften, die zur alten klassischen Philologie und Archäologie gehören, rühmlich bekannt machte. Er bestimmte den Begriff des eigentlichen Selbstmords, die Rechte, welche der Mensch über sein Leben hat, die Fälle, in welchen er sich der Todesgefahr aussetzen und den Tod erleiden darf und soll, sehr genau, und prüfte die Gründe, mit welchen der Selbstmord verteidiget und bestritten wird, mit großer Sorgfalt. Er ordnete das Ganze sehr zweckmäßig an und schrieb mit ungemein viel Klarheit, Ruhe und Unparteilichkeit. Auch auf *Werthers* Leiden nahm er Rücksicht. Er ließ sich vornehmlich durch die Grundsätze des Christentums und seiner Lehrer *Miller* und *Leß* leiten, und gebrauchte auch philosophische Gründe."

Ich habe Groddecks Schrift weder im Goedeke noch in den großen Goethe-Verzeichnissen von Meyer und Kippenberg angeführt gefunden.

III. Goethes Haus im Jahre 1838.

Des Knaben Lust und Lehre. | Album für das reifere Jugendalter, | *herausgegeben* | *von* | *Dr. Hermann Marius.* | Mit 23 Lithographien nach Original-Zeichnungen. | *Dritter Jahrgang.* | Glogau. | Druck und Verlag von Carl Flemming. (gr. 8°, IV und 562 Seiten.)

Das Buch ist im Jahre 1859 erschienen. (Die weiteren jährlichen Fortsetzungen dieser Jugendschrift kamen unter dem Titel „Der Jugend Lust und Lehre" heraus.)

Unter den oft ganz vortrefflichen Beiträgen fand ich auf Seite 308—312 einen, dessen Wiedergabe an dieser Stelle der Goethegemeinde wohl nicht unlieb sein dürfte: „Goethes Haus im Jahre 1838. Bruchstücke eines Tagesbuchs von L. Melzer." Ich habe ihn in der Goethe-Literatur nirgends erwähnt gefunden und konnte auch über den Verfasser L. Melzer nichts feststellen. Der im Artikel mehrmals genannte Sekretär Goethes „Kaiser" ist offenbar Kräuter. Der Artikel lautet:

Weimar, 4. August. Unser erster Ausgang war nach Goethes Hause, wo uns sein Sekretär Kaiser herumführte. Wie der große Dichter all seine Umgebung zauberisch an sich gefesselt hat, so auch diesen Famulus, der recht mit Lust und recht lebendig das Tun und Treiben seines Meisters beschrieb. Er rühmte, wie Goethe so immer den besten Ausdruck für den Gedanken getroffen; wie es ihm selbst nie möglich gewesen, einen besseren zu finden, wenn er sich auch stundenlang darum bemüht habe. Oft, sagte er, habe ein Satz, den Goethe ihm diktiert, ihn dergestalt ergriffen, daß er die Feder weglegen mußte, und er sei dann nicht eher wieder zu sich gekommen, bis Goethe abgelenkt und ihn an etwas Anderes erinnert hätte.

Ich hatte mir Goethes Haus ganz anders vorgestellt, als wir es fanden. Alle Zimmer, die wir sahen, sind klein, niedrig und einfach, altmodisch möbliert. Man hat dem großen Manne so oft seine Rücksicht aufs Äußere, seine Vorliebe für fürstliche Umgebung, seine Teilnahmlosigkeit für die vaterländischen Regungen im Befreiungskriege vorgeworfen, der Dichter von Hermann und Dorothea hatte aber gewiß ein Gefühl fürs Vaterland, und wer von jenen Vorurtheilen ganz geheilt sein will, der besuche das einfache Asyl des Dichterfürsten, und lerne hier erkennen, wie ihm die Umgebung nie mehr, als Kleid, als Schale des süßen Kernes gewesen, wie er sie aber als solche höchst werth gehalten hat.

Als man sich darüber verwunderte, wo Goethe die Zeit zu seinen vielen Arbeiten hernähme, antwortete er: Wenn man keinen Tabak raucht, keine Karten spielt usw., hat man viel Zeit.

Diese Worte hallen durch das ganze Haus.

Da Goethes Schwiegertochter die Gesellschaftszimmer bewohnt, so bekamen wir vom Vorderhause nur die Vorflur und die Treppen zu sehen, wo einige schöne Statuen von Erz und Marmor aufgestellt sind.

Das erste Gemach, welches wir betraten, ist ein kleines Vorzimmer, rings mit hölzernen Kasten besetzt, in deren Schubladen Mineralien sortiert sind. Auf den Kasten stehen Merkwürdigkeiten aus demselben Gebiete, u. a. ein Stück Salz aus einer in der Nachbarschaft neuerdings entdeckten Quelle, das ein Freund auf einem kleinen, hölzernen Karren, wie ein Spielwerk geformt und mit gemachten Blumen verziert, übersandt hatte. In diesem Zimmer steht auch eine alte Wanduhr, die Goethes Eltern besessen, und deren Schlag die Arbeitsstunden des Knaben geregelt hatte. Nach der Mutter Tode wurde das gesamte Mobiliar versteigert, und die Uhr kam in den Besitz des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, der Goethen zu seinem Jubiläum im Jahre 1827 damit anband. Der Fürst ließ sie am Vorabend des Festes in diesem Zimmer aufstellen, das nur durch eine spanische Wand vom Schlafgemach getrennt ist, und Goethe wurde am Morgen durch ihren Schlag geweckt, und hatte eine große Freude darüber.

Von dort geht eine Tür in Goethes Arbeitszimmer, wo noch alles so steht, wie er es verlassen hat. In der Mitte ein ovaler Tisch, um welchen die weimarischen Freunde sich des Abends versammelten; an der schmalen Seite der Sitz für den Schreiber, an der breiten Goethes Platz — auf dem Lehnstuhle ein Kissen, das Bettina gestickt haben soll, zu Füßen ein zweites Polster, daneben ein Korb von geflochtenem Stroh, in welchen er sein Taschentuch zu legen pflegte.

Hinter diesem Sitze steht ein Schreibschrank, und darauf liegt ein zerbrochenes Gipsbild Napoleons, mit dem es folgende Bewandtnis hat: Goethes Sohn war ein leidenschaftlicher Verehrer des Kaisers, und trug alles zusammen, was auf ihn Bezug hatte. Das Bild kam in des Vaters Arbeitszimmer, und soll am Tage der Leipziger Schlacht vom Nagel heruntergefallen und zerbrochen sein. Goethe schrieb eigenhändig um das größere Stück:

scilicet immenso superest ex nomine — multum.

Unter dem einen Fenster steht ebenfalls ein kleiner Schreibtisch mit Tinten- und Sandfaß. Hier ließ Goethe seinen Enkel die häuslichen Arbeiten machen, als der Knabe sich nach des Vaters Tode an den Großvater anschloß. Die kleine Enkelin, welche noch nicht arbeiten konnte, mußte durch Spielwerk zur Ruhe gebracht werden, und noch jetzt liegt auf dem Tische ausgezupfte Seide und Papierschnitzel, für welche das Kind sich blanke Münze vom Großvater verdiente.

Neben diesem Tische, unter dem Spiegel, findet sich ein höheres Pult, auf welchem das Frühstück aufgesetzt wurde. Goethe pflegte es auf- und abgehend zu verzehren; sein Weinglas steht noch da. Das zweite Fenster ist frei und gewährt die unmittelbare Aussicht in den Garten.

An der anderen Wand, welcher Goethe von seinem Sitze aus das Gesicht zukehrte, steht wieder ein schräges Pult, unten mit Schubkasten, aus denen Kaiser zwei wertvolle Manuskripte hervorholte, den „Götz — damals noch Gottfried — von Berlichingen“ in seiner ersten Gestalt, und die „römischen Elegieen.“ Auf der Platte liegt ein pappenes Prisma von vier dreiseitigen Flächen, mit den Farben grün, blau, gelb und rot. Auf der ersten Fläche steht: Sinnlichkeit, auf der zweiten: Verstand, auf der dritten: Vernunft und auf der vierten: Phantasie. So brachte Goethe die vier Hauptfarben mit den vier Hauptkräften des menschlichen Geistes in Zusammenhang. Noch findet sich hier eine Flasche, in welcher alter Rotwein gewesen war und wunderliche Kristallisationen angesetzt hatte.

In diesen einfachen Umgebungen, die kaum Platz zum Auf- und Abgehen lassen, und wo Pulte und Tische nicht einmal poliert sind, hatte Goethe sich so eingewohnt, daß jede Veränderung davon ihn störte. Er klagte einmal gegen seine Schwiegertochter, daß er keinen Raum mehr für seine Papiere habe; sie ließ einen polierten Glasschrank in sein Zimmer setzen, der noch jetzt dasteht; — aber er bat sie dringend, ihn wieder wegzunehmen, weil er sich an seinen Anblick nicht gewöhnen könne.

An die Tür, welche ins Schlafzimmer führt, ist ein Bogen Papier genagelt, auf welchem Goethes Anteil an der Politik verzeichnet steht. Merkwürdig ist seine Äußerung über die Jesuiten: „Von diesen Maulwürfen erfährt man wenig, und fürchtet desto mehr.“

Bei Gelegenheit der Exekution des deutschen Bundes in Sachen Hannover wider Braunschweig heißt es: „Verschleift, wo nicht verwirrt."

Von Büchern finden sich in diesem Zimmer fast nur Geschenke anderer Schriftsteller.

Unmittelbar ans Arbeitszimmer stößt das kleine Schlafgemach, in welchem sich Goethes Bett, davor der Lehnsessel, in welchem er gestorben, der Waschtisch mit Schüssel und großem Schwamm — Alles, wie er es zuletzt gebraucht — noch jetzt vorfindet.

Goethe pflegte diese Räume nicht gern zu zeigen, und der König Ludwig von Bayern verschaffte sich den Zutritt nur durch List. Goethe hatte seine Frage danach unbeantwortet gelassen, und das Gespräch auf einen anderen Gegenstand geleitet. Später gab der König Nasenbluten vor, gelangte so ins Schlafgemach und sah sich dort und im Arbeitszimmer nach Gefallen um. Der überlistete Goethe lachte am Ende mit.

Die meisten Kunstschätze Goethes werden in zwei größeren Piecen aufbewahrt, die ringsum mit Schränken besetzt sind. Die oberen Teile haben Glastüren, die unteren sind in Fächer abgeteilt und enthalten Münzen, Medaillen, Gemmen und dergl. Mappen mit Handzeichnungen und Kupferstichen sind hier ebenfalls aufgeschichtet. Hinter den Glastüren stehen die mannigfaltigsten Kunstwerke: Maschinen, Modelle, Statuetten und Gruppen von Erz und Stein, seltene Bücher und sonst allerlei Merkwürdigkeiten. Besonders interessant sind folgende:

1. ein Gipsabdruck von Schillers Schädel, der nach der Ausgrabung im Jahre 1825 gefertigt ist;
2. der Schädel des Malers van Dyck, der sich durch die Regelmäßigkeit der Schönheitslinie auszeichnet, und neben welchen Goethe des Kontrastes wegen einen Negerschädel gestellt hat;
3. ein Schädel, auf welchen Gall sein System der Organe selbst gezeichnet hat;
4. der Abdruck einer Goldstufe aus dem Ural, deren Goldknoten die Größe einer Bohne haben;
5. eine Sammlung eigenhändiger Schreiben französischer Marschälle an den General Rapp, unter denen sich ein Brief Eugen Beauharnais' durch Herzlichkeit und Innigkeit auszeichnet. Dabei liegt ein Befehl des Kaisers Napoleon an den Kommandanten von Danzig in sehr energischen Ausdrücken. Er empfiehlt die größte Wachsamkeit und bemerkt: „les ennemis sont bien servis en espions", was sonst nicht immer der Fall gewesen ist;
6. ein Originalbericht Blüchers über die Schlacht an der Katzbach von seiner eigenen Hand, welchen Schuckmann vom Könige von Preußen für Goethe erbeten hat;
7. zwei Schränke voll italienischen Töpfergeschirres mit zum Teil sehr schönen Skizzen, von berühmten Meistern gemalt;
8. ein Heft mit Zeichnungen von Goethes Hand, meist den böhmischen Gebirgen gewidmet, die er mit dem Hammer durchreist hat;
9. ein Stammbuch von Goethes Sohn, in welches die Königin Luise von Preußen mit zierlicher Hand die Worte geschrieben hat: „Auch auf Thronen kennt man häuslich Glück";
10. Zeichnungen von Köpfen derjenigen Personen, welche sich in Goethes Stammbuch eingezeichnet haben, von einem jungen Maler gefertigt und meist sehr ähnlich, besonders Bettinas und Wilhelm von Humboldts;
11. ein großer silberner, inwendig vergoldeter Pokal mit Inschriften aus dem westöstlichen Divan, den die Stadt Frankfurt am Main mit zwanzig Flaschen Rheinwein vom Jahrgange 1748, dem besten in der Zeit um Goethes Geburt, zum Jubiläum geschickt hat;
12. ein goldener Lorbeerkranz mit Smaragden, ein Geburtstagsgeschenk derselben Stadt. Dabei liegt ein überzähliges Blatt, welches ein zwischen der Anfertigung und der Absendung des Kranzes herausgekommenes Werk bezeichnet. Im Briefe, der das Geschenk begleitete, heißt es, daß Goethes Lorbeeren im Kranze nicht erschöpft seien, daß er vielmehr deren immer neue erwerbe;



13. der erste Brief Walter Scotts an Goethe vom 9. Juli 1827;
14. ein Petschaft von Gold und Emaille mit Goethes Wappen, dem Sterne, darum die Schlange, die sich in den Schwanz beißt, und die Umschrift: „ohne Hast, aber ohne Rast." Fünfzehn englische Dichter und Gelehrte, Walter Scott an der Spitze, hatten jeder zwei Pfund Sterling zu den Kosten beigetragen, und das Geschenk zu Goethes letztem Geburtstage gesandt.

Wir wanderten unserer Zehn durch die Räume, darunter ein liebenswürdiger Professor aus Meißen, der, wenn ihm diese Blätter zu Gesicht kommen sollten, gewiß mit Vergnügen an unseren dreistündigen Aufenthalt in Goethes Hause vor einundzwanzig Jahren zurückdenkt.

IV. Theodor Fontane.

Kriegsgefangen. | Erlebtes 1870 | von | Th. Fontane. | Berlin, 1871. | Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei | (R. v. Decker). (8⁰.)

Als ich das in einem Antiquariate erstandene Stück der Erstausgabe dieses Werkes daheim durchblätterte, konnte ich feststellen, daß es Fontane selbst in der Hand gehabt und seinem Kollegen Georg Hesekiel gewidmet hatte, denn zwischen den Blättern fand ich ein Doppelblättchen sehr dünnen Papiers, worauf von seiner Hand steht:

Prison, cachot und Citadell', —
Ein Bericht für Geo. Hesekiel

von seinem alten Collegen
Th: F.

Berlin
4. März 71.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.



Zu dem Aufsatz

Aus Studentenstammbüchern.

Von Dr. W. Ahrens.

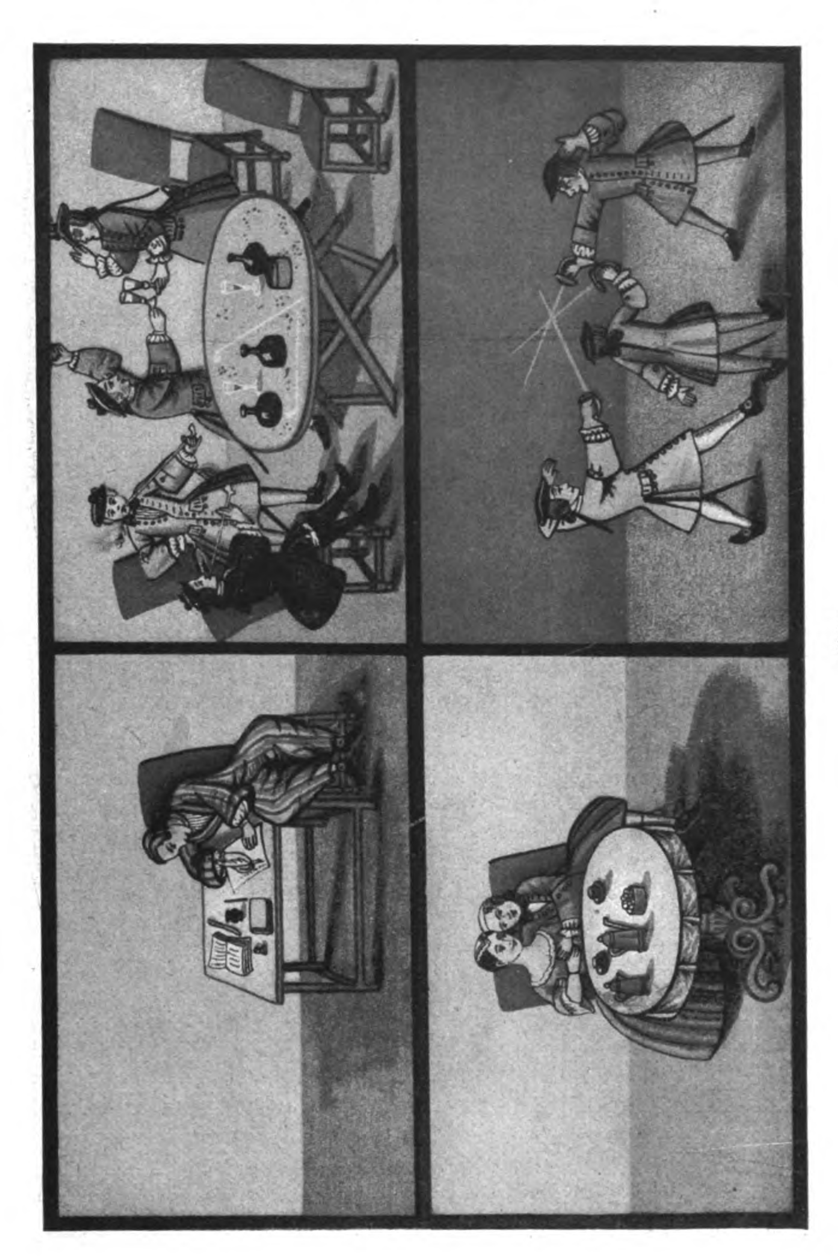


Bild 1


Grillos curasq vertreibende
STUDENTEN. Meubel
Gefährliche
Nützliche
Nichtzuverwüstende
Unentbehrliche
Nöthige

Bild 2



Bild 3

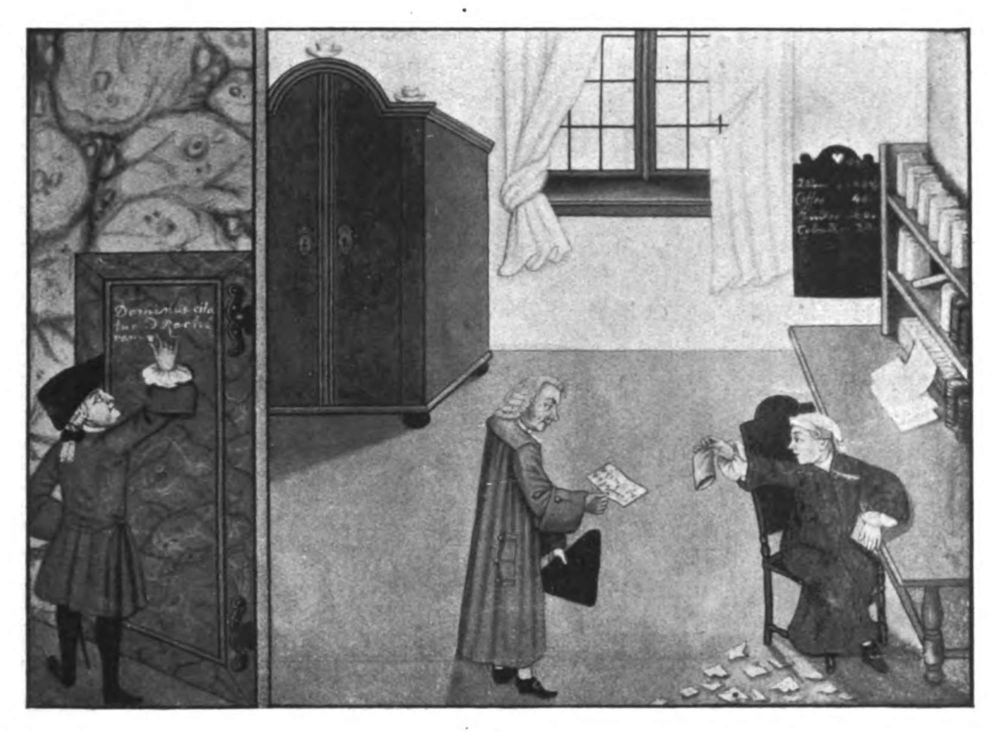


Bild 4



Bild 5

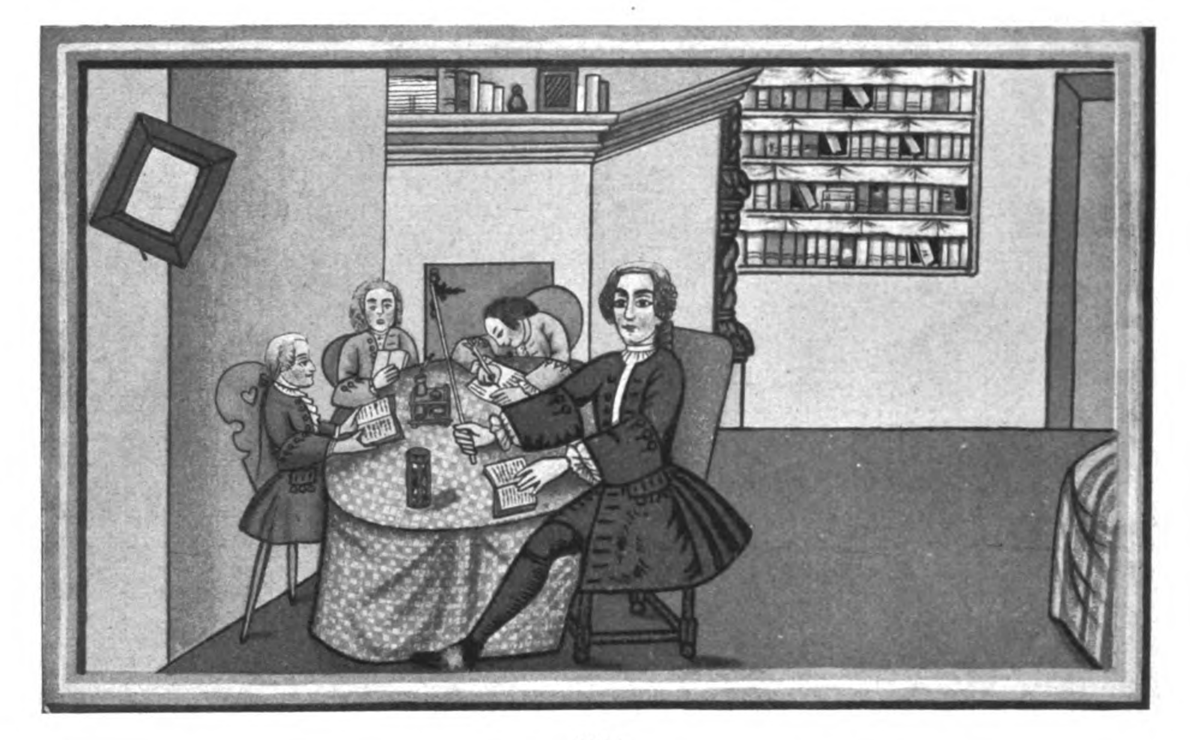


Bild 6



Bild 7

Aus Studentenstammbüchern.

Von

Dr. W. Ahrens in Rostock.

Mit sieben Bildern.

Die große Rolle, die das Stammbuch in der deutschen Kulturgeschichte und ganz besonders in der Geschichte des deutschen Studententums gespielt hat, ist bekannt. Jedes universitätsgeschichtliche Werk fast, jede Geschichte des Studententums wenigstens, spricht davon; viele Hunderte und Tausende solcher Stammbücher, aufbewahrt in den Bibliotheken, den Museen, den Familien, sind noch heute beredte Zeugen dieser großen Vergangenheit des inzwischen völlig hingeschwundenen Studentenstammbuchs. Freilich, dem einzelnen Stammbuch wird in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle eine erhebliche selbständige Bedeutung nicht beigemessen werden dürfen; es ist im allgemeinen und ganz besonders, soweit es sich um die neuere Zeit handelt, höchstens ein winziges Steinchen eines größeren Mosaikbildes. Sie sind auch untereinander vielfach durchaus nicht so sehr verschieden, alle diese zahllosen „Steinchen". Viele Eintragungen der Stammbücher, viele Denk- und Wahlsprüche sind vielmehr aus dem einen Buch in das andere gewandert. Dabei spreche ich selbstredend nicht von solchen Sentenzen und Sprüchen, die aus der Literatur, zumal der des klassischen Altertums, geschöpft sind und deren Überallvorkommen daher — zumal in Studentenstammbüchern — sich von selbst versteht. Aber auch diejenigen Sprüche und Verse, die dem eigenen Boden des Stammbuchs und speziell dem des Studentenstammbuchs entsprossen waren, wurden begreiflicherweise nicht selten erst von einem, dann von mehreren, schließlich von Hunderten und Tausenden, wieder und wieder nachgeschrieben und gingen so aus einem Buch in unzählige andere über. Daß sie auf diesen Kreuz- und Querwanderungen hie und da ihr Gesicht ein wenig veränderten, bedarf kaum noch der Erwähnung.

So naheliegend diese Bemerkungen auch sein mögen, so sind doch manche Autoren der Stammbuchliteratur sich seltsamerweise dieser Ubiquität der Eintragungen, wie es scheint, nicht recht bewußt gewesen. Wer irgendwo in einem solchen Buche ein besonders witziges oder gefälliges Wort fand, war nicht selten nur zu geneigt, seinen Fund für das erste Vorkommnis zu halten, während in Wirklichkeit der betreffende Eintragende nur in den seltensten Fällen auch zugleich der Urheber oder auch nur der erste Verbreiter des Wortes sein wird.

Einige Beispiele, die auch um ihrer selbst willen wohl einiges Interesse verdienen, da sie nicht ohne charakteristische Bedeutung für das alte Studentenstammbuch sind, mögen dies belegen. „Stud. jur. Matth. Sievers aus Lübeck," so heißt es beispielsweise in einem Aufsatz[1] über „ein Heidelberger Studentenstammbuch aus den Jahren 1811—1814", „scheint ein sehr witziger Bursche gewesen zu sein, der seine juristischen Kenntnisse in launiger Weise in der Schilderung der Beziehungen des Ehemannes zu seiner jungen Gattin in Bezug auf Eigenthum und Servitut zu verwerthen versteht." Es mag sein, daß Studiosus Sievers in der Tat „ein sehr witziger Bursche" war; aber seine Stammbucheintragung beweist hierfür durchaus nichts. Vielmehr war diese in jener Zeit, in den ersten Jahren und ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, schon so verbreitet, daß man ihr meiner Beobachtung nach fast in jedem zweiten oder dritten Studentenstammbuch begegnet. Aber schon aus dem vorhergegangenen Jahrhundert, als Göttinger Eintragung von 1750 z. B., finden sich die Verse in der reichhaltigen Stammbuch-Monographie der Brüder Keil (1893), und in einem älteren Werke[2] hatten dieselben Autoren das Wort, wenig abweichend nur, als Einzeichnung eines Jenaer Burschen von 1769 aufgeführt. An der erstgenannten dieser beiden Stellen erscheint die witzige Pandektengelehrsamkeit in der folgenden Fassung (S. 189):

1 Burschenschaftl. Bl., 11. Jahrg., S. S. 1897, S. 108.

2 „Geschichte des Jenaischen Studentenlebens", 1858, S. 236.

Ein Mädgen übergiebt ihr freies Ritter Guth
Dem Purschen ohne Zwang und aller Servitut,
Doch so, daß sie dabei directe Maitrin bleibt
Und ihm das utile dominium verschreibt.
Sie räumet ihm dabey den freyen Durchgang ein,
Und will auch den Prospect zu gönnen schuldig seyn;
Das Stillicidium auf ihre Kosten leiten,
Ingleichen oneris ferendi sich bescheiden,
Enfin, sie stellet ihm Jagd, Mühle, Fischerey,
Wald, Felder, Berg und Thal zu seiner Nutzung frey;
Und hat ihr fundus noch zuweilen andre Gaben,
So soll der Pursch davon den usumfructum haben.

Auch von den hübschen und witzigen Versen, die Heinrich Höhn hier vor sieben Jahren in einem ausgezeichneten und schönillustrierten Aufsatze aus Stammbüchern des Nürnberger Nationalmuseums mitteilte, ohne dabei freilich jene Eintragungen als Erstvorkommnisse zu bezeichnen, sind gar manche auch an anderen Orten, und zwar zumeist schon aus früherer als der dort angegebenen Zeit, zu finden. Auch hierfür dürfen wohl einige Belege gegeben werden: Dem Straßburger Medizinstudenten Elias Baur schrieb im Jahre 1763 einer seiner „Brüder“, auch wohl ein Äskulapjünger, ins Stammbuch[1]:

Mein Freund! o welch' ein groß Vergnügen,
Wenn man als junger Medicus
Den Schönen so im Bette liegen
Fein feßt den Pulß begreiffen muß.

Im wesentlichen genau ebenso, jedoch aus 20 Jahre späterer Zeit, findet sich der Vers bei Höhn.

Wer will leben ohne Sorg vnd müh,
Derselb daß thier, welchs Zöpff hat, flüh.

Mit diesem Witzwort verewigte sich ein Altdorfer Burch i. J. 1619 in einem Stammbuch, während Höhn dieselbe Eintragung, anscheinend auch von der gleichen Hochschule, jedoch aus späterer, allerdings nur ganz wenig späterer Zeit (1625), mitteilt. Im Gegensatz zu diesen Altdorfer Pseudo-Misogynen läßt sich ein Jenscher Bursch aus den siebziger oder achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts so vernehmen:

Gedicht, Musik und Malerei
Und auch die schönen Kinder;
Wer die nicht liebt, der ist von Blei,
Gott helf dem armen Sünder!

ein Vers, der sich bei Höhn — die Gottesgaben sind dabei noch um die „Jagd“ vermehrt — mit der Jahresmarke 1790 findet. Verwandt dieser Eintragung ist eine andere Jenaer:

Ein wohlgebundnes Buch, ein schön gestalttes Weib,
Ist der gelehrten Schaar ihr bester Zeit-Vertreib.

In dieser Form kommt die Eintragung jedenfalls schon im Jahre 1722 vor[2], während sie sich bei Höhn als ein Ergebnis des Jahres 1751 findet. Freilich, die Fassung ist hier nicht genau dieselbe wie dort; vielmehr ist die Zahl der „gelehrten“ Divertissements von zwei auf *drei* ausgedehnt, indem es heißt:

Ein Buch, ein Glass, ein angenehmes Weib
Sind der gelehrten Welt erwünschter Zeitvertreib.

Noch einen Schritt weiter geht übrigens in dieser Beziehung ein Rostocker Studentenstammbuch von 1736/1737, indem es uns die „vier hauptsächlichen Studenten-Begebenheiten“, wie der Eintragende, der nachmalige Rostocker und Bützower Professor der Eloquenz und Poesie

1 Brüder Keil, a. a. O. („Stammbücher“) S. 304; siehe die beiden folgenden Eintragungen ebenda, S. 124 resp. 284.

2 Keil, „Gesch. des Jen. Studentenl.,“ S. 220.



Angelius Joh. Dan. Aepinus, schreibt, im Bilde vorführt. Ich gebe das Bild aus dem farbenprächtigen Buche, das der Freiherrl. v. Lipperheideschen Sammlung in Berlin angehört und das jetzt, zur fünfhundertjährigen Gedenkfeier der Rostocker Universität, von Prof. G. Kohfeldt und mir mit farbigen Lithographien seiner Bilder herausgegeben ist (Verlag der G. B. Leopoldschen Univers.-Buchh. in Rostock), hier wieder (Bild 1). Auch weiterhin wird noch von diesem Stammbuch zu sprechen sein, und es mag dann kurz nach seinem ehemaligen Besitzer, dem 1716 in Bützow geborenen Theologiestudenten Georg Hermann Richertz, der später Pastor in Lübeck wurde und i. J. 1767 als Senior der dortigen Priesterschaft starb, als *„Stammbuch Richertz“* bezeichnet werden.

Ein Spruch, dessen häufiges Auftreten in Studentenstammbüchern übrigens auch von Höhn ausdrücklich hervorgehoben wird, ist dieser:

Dogmatik im Kopf, ein Mädchen im Arm,
Das eine macht gelehrt, das andre macht warm (18. Jahrh.).

Dabei kommen allerlei Varianten vor; so schreiben Juristen selbstredend nicht „Dogmatik“, sondern statt dessen „Pandekten“.[1] Eine andere, vorwiegend „theologische“ Fassung wieder ist diese (Altdorf 1736 oder etwas später)[2]:

Jesum im hertzen, ein hüpsch Metgen in Arm
Daß eine macht selich daß andere macht Warm,

und so auch im wesentlichen — „Gott“ statt „Jesum“ — fand Höhn den Vers in einem der von ihm durchgesehenen Stammbücher als Eintragung von 1820.

Noch häufiger und vielleicht am häufigsten unter *allen* Sprüchen und Eintragungen findet sich in Studentenstammbüchern das „Semper lustig, nunquam traurig“, das in der Abhandlung Höhns aus der Zeit um 1740 beigebracht wird, in dem Stammbuch-Werke der Brüder Keil (S. 142) aber bereits als Jenaer Eintragung von 1684 aufgeführt ist und das in Wirklichkeit gewiß noch älter, vielleicht sogar noch wesentlich älter, sein wird. In einem sehr schönen Rostocker Studentenstammbuch der Jahre 1761—1763, dem *Stammbuch Johann Georg Haase*, von dem unten noch genauer gesprochen werden soll, finde ich das Wort, das Friedrich Kluge[3] übrigens aus einem alten Kommersliede herleiten will, sogar zweimal, und man begegnet ihm überhaupt, wie gesagt, in Studentenstammbüchern auf Schritt und Tritt. Dabei dient es im allgemeinen allerdings nicht als „Denkspruch“, sondern als „Symbolum“, als „Wahlspruch“, und so wird man es zumeist nur neben der eigentlichen Eintragung, dem Denkspruch, und daher an bescheidenerer Stelle des Blattes, in der Regel bei dem Datum, finden; in späterer Zeit trifft man die vier Worte auch wohl gelegentlich als Einfassung eines Stammbuchblatts, auf dessen vier Ecken verteilt, an. Auch in allerlei Varianten tritt das Wort auf, so in der Form:

Allzeit hilaris,
Niehmals tristis (Altdorf 1748);

auch scheint es anderen Worten als Vorbild gedient zu haben, so diesem Stoßseufzer: „Nunquam bar geldt, semper zerrißne Hosen“ (Lyon 1607).

Auch der Wahlspruch „Semper idem“, den Höhn als denjenigen des bekannten Freiherrn Friedr. v. d. Trenck aus einem Stammbuch unter dem Datum des 24. Januar 1789 beibringt, findet sich begreiflicherweise sehr viel in „Philotheken“ unter sonstigen Versicherungen treuer Freundschaft und unwandelbarer Gesinnung und bietet sich überhaupt als Wahlspruch eigentlich von selbst dar, so daß man auch wohl kaum genötigt ist, für dieses Wort mit Büchmann den guten alten Cicero verantwortlich zu machen. Auch in dem soeben genannten Rostocker Stammbuch Haase finde ich den Wahlspruch, aus ein- und demselben Monat, auf zwei verschiedenen Blättern, deren eines übrigens einem gewissen Johann David Schliemann, dem nachmaligen Großvater des bekannten Altertumsforschers Heinrich Schliemann, zu verdanken ist.

1 Vgl. z. B. Ferd. Kurz, „Alte Stammbuchblätter“, Acad. Monatsh., 9. Jahrg., 1892/93, S. 451.

2 Siehe Georg Bötticher, „Studenten-Stammbücher“, Burschenschaftl. Bl., 4. Jahrg., S. S. 1890, S. 210.

3 „Deutsche Studentensprache“ (1895), S. 33.



Daß die Stammbuchsprüche auf ihren vielfachen Wanderungen aus einem Buch in das andere allerlei Veränderungen erfuhren, liegt auf der Hand und wurde überdies schon oben bemerkt. Auch gröbere, durch Mißverständnisse oder Versehen zu erklärende Entstellungen kamen begreiflicherweise hier und da vor. So weist das Studentenstammbuch Johann Peter Hebels, des Volksdichters, von der Hand eines seiner nächsten Freunde und aus dem Jahre 1778 die Eintragung auf:[1]

Es drohe Misswachs und Verlust
Gelehrten Schmiervereinen
Nur wolle meines Mädchens Brust
Und guter Wein gedeihen,

während die richtige Fassung, wie sie sich in dem Werk der Brüder Keil aus vier Jahre früherer Zeit verbucht findet, von „Schmierereyen", statt von „Schmiervereinen", spricht.

Selbstverständlich sind witzige und anmutige Stammbuchworte nicht nur in andere Stammbücher übergegangen, sondern sie werden in der akademischen Welt überhaupt von Mund zu Mund geflattert und auch wohl gelegentlich in die Stätten der ernsten Wissenschaft und Forschung, in die Hörsäle und Gelehrtenstuben, eingedrungen sein. Manches Witzwort oder Bonmot, das irgendeinem bedeutenden Gelehrten zugeschrieben wurde oder wird, mag im Grunde gar nicht von ihm, sondern aus irgendeinem Stammbuch herrühren.

Auch hierfür ein Beispiel: Von Friedrich Tiedemann (1781—1861), dem berühmten Heidelberger Anatomen, erzählt Adolf Kußmaul in seinen bekannten „Jugenderinnerungen eines alten Arztes" (5. Aufl., 1902 Stuttgart, S. 197), er habe die jungen Studenten eindringlich ermahnt, die anatomischen Vorlesungen nicht zu schwänzen und jede freie Stunde zu Übungen im Präpariersaal zu benutzen. „Ärzte ohne Anatomie," so habe er dabei gesagt, „gleichen den Maulwürfen: sie arbeiten im Dunkeln, und ihrer Hände Tagewerk sind — Erdhügel." In Wirklichkeit findet sich der treffende und sarkastische Vergleich, dem hier oft zitierten Werk der Brüder Keil zufolge (S. 295), schon als Jenaer Stammbucheintragung des Jahres 1805 und ist, da die Verfasser dieses Buches doch nur einen Teil des heute noch erhaltenen Stammbücherbestandes und vollends nur einen relativ *kleinen* Teil des *ehemaligen* Bestandes einer Durchsicht unterziehen konnten, höchstwahrscheinlich noch älter, eine Bemerkung, die wir übrigens auch bei den früheren Fällen, da wir aus dieser reichhaltigen Quelle schöpften, mit mehr oder weniger ebensoviel Recht hätten machen dürfen.

Auch in den Bildern, die man in den Stammbüchern, zumal denen der älteren Zeit, in so prächtiger Fülle und nicht selten in künstlerisch wertvollster Ausführung antrifft, zeigen die verschiedenen Stammbücher wohl bisweilen, wenn auch viel seltener als in den Texten, Beziehungen und Abhängigkeiten von einander, und vereinzelte Bilder mögen, den Denksprüchen gleich, geradezu von einem Buch in das andere gewandert sein, so anscheinend ein Bild von den verschiedenen „Möbeln" einer Studentenstube, das sich in dem schon mehrfach erwähnten Rostocker Stammbuch Haase[2] findet und das unser Bild 2 nach diesem Buche wiedergibt. Das Bild stellt die verschiedenen Kategorien der Studentenmöbel dar: die „Grillen und Sorgen vertreibenden" (verschiedene Musikinstrumente), die „nützlichen" (Schreibutensilien, Rolltabak, Stiefelknecht), die „nichtzuverwüstenden" (Likörflaschen, Gläser, Kaffeekanne, Tassen, Spielkarten, Tonpfeifen), die „gefährlichen" (eine junge Maid), die „unentbehrlichen" (Geldsack mit viel Geld, Uhr, Briefutensilien) und die „nöthigen" (Pistolen, Sporen, Rappiere).

Dieses Rostocker Bild von 1763 hat nun jedenfalls einen Jenaer Vorgänger von 1755, der ihm zwar — nach der Beschreibung der Brüder Keil (S. 261) — nicht in allen Stücken gleicht, ihm aber doch so stark ähnelt, daß eine Abhängigkeit unbedingt angenommen werden muß, sei es daß das ältere dem jüngeren als Vorbild gedient hat, sei es daß beide, wie wohl wahrscheinlicher ist, von demselben Stammvater herstammen. Auch im Frankfurter Stadtmuseum befindet sich ein Jenaer Blatt mit den Studentenmöbeln, das ich freilich nur an einer Stelle[3] kurz erwähnt fand, das aber dieser Notiz nach dem unseren durchaus ähneln dürfte.

1 Georg Längin, „Ein Stammbuch Johann Peter Hebels", Alemannia, Bd. 5 (Bonn 1877), S. 45.

2 Das bisher völlig unbekannte Stammbuch, das publizistisch hier zum ersten Male verwertet wird, befand sich bis vor kurzem im Privatbesitz des Geh. Hofrats Dahse, des langjährigen hochverdienten früheren Bürgermeisters und jetzigen Ehrenbürgers der Stadt Güstrow, der das schöne und wertvolle Buch der Rostocker Universität kürzlich, bei ihrer 500-Jahr-Feier, zum Geschenk gemacht hat.

3 Wilhelm Fabricius, „Die Deutschen Corps" (Berlin 1898), S. 109.



Schließlich ist mir — nach Abschluß dieser Zeilen — noch eine weitere, gleichfalls Jenaer Stammbuchdarstellung der Studentenmöbel bekannt geworden und zu Gesicht gekommen, die mit unserem Rostocker Bilde 2 genau gleichaltrig ist und mit ihm auch den ganzen Bildentwurf gemein hat, wenn auch die Ausführung im einzelnen eine andere ist.[1]

Unser Rostocker Stammbuchbild ist übrigens auf Pergament gemalt und ist dem Buch in der Weise einverleibt, daß an der betreffenden Stelle das Papierblatt des Stammbuchs bis auf einen schmalen Streifen herausgeschnitten und an diesen das Pergamentbild angeklebt ist. Solcher farbigen, allem Anschein nach von derselben Malerhand herrührenden und zumeist übrigens auch in der gleichen Weise angeklebten Pergamentbilder weist das Buch, das im übrigen noch mancherlei anderen Bildschmuck und daneben vor allem viele Eintragungen ohne Bilder enthält, außer dem schon besprochenen noch weitere zwölf auf.

Eins dieser zwölf Bilder zeigt übrigens, so selbständig es auch in der ganzen künstlerischen Behandlung seines Motivs zu sein scheint, doch in diesem Vorwurf selbst eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Jenaer Stammbuchbild von 1756, das in dem Buch der Brüder Keil ebenfalls, sogar auf der gleichen Seite wie das Bild von den „Möbeln", beschrieben ist. Unser Bild 3 gibt das Rostocker Stammbuchbild, von dem ich spreche, wieder. Einen Teil des Bildes, die Bettszene, muß man sich durch einen vom Maler an das Bild angeklebten Baldachin verdeckt denken; den oberen Rand, mit dem allein der Baldachin angeklebt ist, zeigt auch unser Bild — in den Händen des Jünglings, der in dem Ganzen im wesentlichen ja nur eine dekorative Figur darstellt. Der Baldachin von des Malers Hand mag allmählich — durch häufiges Zurückbiegen — beschädigt und durch eine rote Oblate ersetzt sein, die das Stammbuch heute jedenfalls aufweist, die aber hier nicht mit wiedergegeben ist. Der zu dem Bilde gehörige, von 1763 datierte Denkspruch lautet:

Wer mit Jungfern in dem Bette
Nicht kan spielen um die Wette
Der stell nur das Freyen ein
Will er nicht gehörnert seyn.

Gemein ist diesem Bild mit dem Jenaer, das ich freilich nur in der Beschreibung kenne, das Motiv: der ältliche professorale Geweihträger, der von der jugendlichen Ehegesponsin mit einem jungen Liebhaber, jedenfalls einem studentischen Hausgenossen, einem „Professorenburschen" also, wie man bekanntlich jene zumeist begüterten und vornehmen Studenten nannte, die damals überall bei den Professoren in Kost und Logis lebten, hintergangen wird. In der Ausführung sind aber beide Bilder, das Rostocker und das Jenaer, völlig verschieden voneinander. Unser Bild, die köstliche Darstellung des „Hahnreiters"[2] insbesondere und mehr noch fast die des Hahns, verrät ein beträchtliches Künstlertum des Malers. Leider kündet nichts indem Buche, nichts auf diesen dreizehn Bildern insbesondere, den Namen des ausgezeichneten Künstlers.

Daß Vorfälle, die für das Studentenleben von besonderer Bedeutung sind, auf den Bildern der Stammbücher oft wiederkehren, ist eigentlich selbstverständlich. Ein solches anscheinend auf den Bildern wie übrigens ebenso im Studentenliede gern und oft behandeltes Begebnis ist die Erscheinung des vielgehaßten und vielgeschmähten Pedellen, wie er die Zitation vor den Rektor an die Tür der Studentenstube kreidet. Jedes unserer beiden hier erwähnten Rostocker Bücher enthält ein solches Bild: das Stammbuch Haase unser Bild 4 und das Stammbuch Richertz unser Bild 5.

Freilich, abgesehen von diesem Pedellen-Motiv, sind die beiden Bilder recht verschieden voneinander. Bild 4 zeigt uns den Studenten in bejammernswertester Lage: draußen vor der Tür der Pedell, drinnen ein Manichäer. Bruder Studio selbst ist völlig „auf dem Mist", ist ganz ohne „Moneten", und das wohl bereits seit geraumer Zeit. Schon viele „Brandbriefe" scheint er geschrieben zu haben, aber die Antworten, die in Fetzen am Boden verstreut liegen,

1 Das Bild gehört dem Stammbuch des Jenaer Studenten Moritz v. Platen an (1763) und wurde reproduziert in dem schönen, von der Firma C. G. Boerner unter Mitwirkung von Prof. A. Hildebrandt herausgegebenen und bei Poeschel & Trepte gedruckten Auktionskatalog der Stammbüchersammlung Friedrich Warnecke (1911), S. 121. Das Stammbuch selbst gelangte auf jener Versteigerung in den Besitz des Fürsten Johann von Lichtenstein.

2 Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß unser „Hahnrei" sprachlich nichts mit „Hahnreiter" zu tun hat, sondern wahrscheinlich von „Hahnreh" herkommt, ohne daß hier jedoch der Ort sein dürfte, näher auf diese Frage einzugehen.



haben ihm wohl gute Vermahnungen, nicht aber den ersehnten „Speck" gebracht. Doch, noch einmal will er einen Versuch machen. „Nur 100", so lautet vielsagend der Anfang des Briefes, an dem er gerade schreibt, wie der Mahn- und Pechhengst zu ihm in die Stube tritt. Die unbezahlte Schuh- und Stiefelrechnung, die dieser präsentiert, muß freilich auch heute unbeglichen bleiben, da der Geldbeutel, wie der Studio dem Mahner ad oculos führt, ein vollkommenes Vacuum ist. — Auf Bild 5 sind die Studenten zu fröhlichem „Hospiz" versammelt. Während draußen gravitätisch der Abgesandte der akademischen Obrigkeit erscheint und mit unnachahmlicher Amtswürde sein „Dominus citatur" mit Kreide an die Tür schreibt, kreiden die Studenten drinnen ihre Kartenspielgewinne und -verluste vor sich auf der Tischplatte an. Dabei rauchen sie eine Pfeife nach der anderen, leeren ein Glas nach dem anderen, und für den Fall, daß einer dabei des Guten zu viel tut und nun „nach Speier oder Worms appellieren" will oder muß, steht ja in bequem erreichbarer Nähe (rechts unten auf dem Bilde) der „Großvater" aufnahmebereit da. Der Text, den das Stammbuch zu diesem Bilde gibt, lautet:

Ist der Pedell gleich bey mir gewesen,
Und hat das Citatur angekleibt
Kan ich solche Schrift gantz deutlich lesen,
Ob der Engel gleich sehr garstig schreibt:
Bin ich dennoch fröhlig bey den Schmauß,
Denn ein Bursche macht sich nichts daraus.

Es ist eine Strophe eines Studentenliedes und ihr Vorkommen in dem Rostocker Stammbuche von 1736/1737 auch insofern von Interesse, als das Lied für diese frühe Zeit wohl bisher nirgends nachgewiesen war.[1]

Noch ein weiteres Bild, Nr. 6 unserer Reihe, sei aus dem Stammbuch Richertz als Probe hier wiedergegeben. Es zeigt uns den Studenten in einer Rolle, in der sich in jenen Zeiten viele Söhne der Universitäten versuchten: als Informator mehrerer Buben eines Privathauses. Der zugehörige Stammbuchtext, den der Eintragende „bey abgetretenen Schul-Regimente" eingeschrieben hat, lautet:

Man hüte sich vor Pauckerey,
Weil Mühe und Verdruß dabey.

Wenn auch der Maler des Stammbuches Richertz an künstlerischem Können hinter dem des Buches Haase unzweifelhaft zurücksteht, so verraten doch auch seine Bilder eine liebevolle Sorgfalt im Kleinen und Kleinsten, und vor allem wirken sie durch Reichtum und Lebendigkeit der Farben. Um das Stammbuch nicht dieses Hauptreizes zu berauben, um zugleich die mancherlei Beschädigungen, die die Bilder des Originals aufweisen, zu beseitigen, mußten wir in unserer Edition für die Wiedergabe der Bilder das langwierige und kostspielige lithographische Verfahren wählen.

Die Person des Malers, als der sich der im Jahre 1763 in Rostock verstorbene Friedrich Georg Zimmer ergeben hat, gewinnt noch ein erhöhtes Interesse dadurch, daß er taubstumm war. Wie konnte, so muß man sich nämlich fragen, in einer Zeit, da von regelrechtem Taubstummenunterricht noch keine Rede war, in einer Zeit, in der diese Unglücklichen mit wenigen Ausnahmen ohne allen Unterricht und zumeist auch ohne Beruf, stumpf und unwissend wie das liebe Vieh, durch das Leben gingen, ein Taubstummer eine solche Stufe künstlerischer Fertigkeit erreichen und vor allem ein solches Maß allgemeiner Bildung sich erwerben, wie es dieser Rostocker Maler durch seine eigene, in lateinischer Sprache gegebene Stammbucheintragung beweist? Man steht hier geradezu vor einem Rätsel und ist jedenfalls geneigt, dem Füßlischen Künstlerlexikon beizupflichten, wenn es diesen taubstummen Maler „ein wahres Genie" nennt. Um so bedauerlicher ist es, daß dieses höchst merkwürdigen Mannes Erdenwallen fast keinerlei mehr auffindbare Spuren hinterlassen hat.

Auch aus dem Stammbuch Haase sei schließlich noch ein weiteres Bild, Nr. 7, hier wiedergegeben und kurz besprochen. Es stellt das Rostocker Konvikt dar, das seinem „würdigen Senior und unschäzbaren Freunde" Haase bei dessen „Abschied von der Akademie" dieses Bild mit folgenden Versen widmete:

1 Vgl. Rob. u. Rich. Keil, „Deutsche Studenten-Lieder des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts" (Lahr, o. J.), S. 91.



Wir leben ohne Zwang und essen stets im Frieden
Zwar Lekkerbissen nicht, iedoch gesunde Kost.
Einieder gnüget sich mit dem, was ihm beschieden.
Es schwarmt nicht im Gehirn Burgundscher Trauben Most,
Ein reines Garstenbier starkt die erschöpften Kräfte
Stilt den gesalznen Durst und labet den Geschmack.
Nicht Kopfweh, nicht Colik schilt auf verdorbne Säfte,
Noch plagt der Hunger uns, noch Durst den ganzen Tag.
Uns reizt gekörnter Scherz und würzet unsre Speisen;
Man spricht, man disputirt, man leget Fragen vor
Unordnung kan bei uns nicht ihre Herschaft preisen.
Woher? — Sonst wäre nicht Herr Haase Senior.

Auf den Tellern liest man die Namen des Seniors und der übrigen Konviktoristen, die zu einem Teil auch mit eigenen Eintragungen auf anderen Blättern des Stammbuchs sich verewigt haben und deren Namen natürlich alle in der Rostocker Matrikel wiederzufinden sind.

Es sind alles Namen ohne jeden Klang, und auch sonst ist, sieht man von einigen wenigen Rostocker Universitätslehrern, drei Angehörigen der bekannten mecklenburgischen Gelehrtenfamilie der Quistorp, ab, kaum noch ein bekannter und bedeutender Name unter den etwa sechs Dutzend Eintragungen zu finden. Jedenfalls ist der einzige von hellerem Klang der von Johann Jakob Engel, dem späteren Kritiker und Ästhetiker, der sich als Bützower Student mit einem Horaz-Wort in dem Buche verewigte (1762). So steht dieses Stammbuch in dieser Beziehung, so wertvoll es auch durch seine Bilder ist, hinter manchem anderen Buche weit zurück. Ich denke da beispielsweise an ein gleichaltriges, demselben Jahrzehnt angehöriges Stammbuch eines Leipziger Studenten, das von Gustav Wustmann[1] beschrieben ist und aus dem gerade in jüngster Zeit hier an dieser selben Stelle (XI, p. 77—82) Prof. H. G. Gräf einiges mitgeteilt hat.[2] Das Buch enthält übrigens, wie bei dieser Gelegenheit noch angemerkt werden mag, außer den vielen, von Wustmann schon aufgezählten Berühmtheiten, den Lessing, Wieland, Klopstock, Gleim und anderen Zelebritäten, mindestens noch eine weitere. Wie der Interpret nämlich, allerdings wohl zu Unrecht, mutmaßt, war das Album ein Neujahrsgeschenk, das der junge Student 1764 von einem Freunde erhielt. „Der früheste Eintrag wenigstens," so begründet Wustmann diese Annahme, „ist datiert Halae Jan. 1764 und stammt von einem sonst unbekannten Johann Andreas von Segner, jedenfalls dem Schenkgeber." In Wirklichkeit war nun auch dieser vermeintliche „Schenkgeber", dieser angeblich „unbekannte" Segner, eine der größten Berühmtheiten seiner Zeit und in jenen Tagen kaum minder gefeiert als die Lessing, Wieland und Klopstock. Ist doch dieser Johann Andreas v. Segner zweifellos der allbekannte Physiker, der Erfinder des nach ihm benannten Wasserrades, des Vorläufers der Turbine, in jener Zeit wohl der berühmteste aller Halleschen Gelehrten, der daher auch nach dort von Göttingen her unter ganz besonderen Ehrungen berufen war. Der vortreffliche Wustmann hat uns allen so viele Dummheiten, so viele „Sprachdummheiten" vor allem, vorgehalten und nachgewiesen, daß es uns eine gewisse Rechtfertigung sein darf und mag, wenn wir auch ihn nicht immer unfehlbar finden, auch ihn einmal auf einer kleinen Gedankenlosigkeit ertappen.

---

1 „Ein Studentenstammbuch aus Lessings Zeit", zunächst ohne Verfasserangabe erschienen in den „Grenzboten", 38. Jahrg., 4. Quartal, 1879, S. 326—334, später wiederabgedruckt in G. Wustmanns gesamm. Aufsätzen „Aus Leipzigs Vergangenheit" [Schriften des Vereins f. d. Gesch. Leipzigs. 3], 1885, S. 250—265.

2 Da Prof. Gräf sich nur auf abschriftliche Auszüge aus dem Stammbuch stützt und bedauert, das Original nicht haben benutzen zu können, so ist es wohl nicht überflüssig, hier zu bemerken, daß zu Wustmanns Zeit und nach dessen Angabe das Original des Stammbuchs sich im Besitz der Loge „Minerva" in Leipzig befand, wo es vermutlich auch heute noch sein wird.



Beiträge zur Charakteristik Eduard Mörikes.

(Aus unveröffentlichten Briefen Wilhelm Hartlaubs).

Mitgeteilt von

Hanns Wolfgang Rath in Frankfurt a. M.

Dem in einem besonders nahen, innerlichen Verhältnis zu seinem Werke stehenden Schriftsteller, wenn sein Werk die Charakteristik oder das vollkommene Lebensbild eines Freundes darstellt, ist man im allgemeinen geneigt, den unbefangenen, kritischen Blick abzusprechen, seine Aufzeichnungen nicht mit dem Maßstabe peinlicher Wissenschaftlichkeit zu messen, sondern je nach Umständen Nachsicht walten zu lassen.

Einer so unbestechlichen Persönlichkeit, als welche die Forschung den fast asketisch-strengen württembergischen Landpfarrer und Lebensfreund Eduard Mörikes, Wilhelm Hartlaub, erkannt hat, dürfte indessen — trotz seiner beispiellosen Hingabe an den brüderlich geliebten Dichter — das weitestgehende Vertrauensvotum zuerkannt werden — — hätte er es unternommen, dem zehn Jahre vor ihm selbst Dahingeschiedenen in einem Lebensabriß vor aller Welt ein Ehrenmal aufzurichten. Kein anderer war dazu mehr berufen, als er. Und Eines wäre gewiß gewesen: Mörikes Bildnis aus seinem Federkiele wäre ein Meisterbildnis an Vollendung geworden, knapp und scharf im Umriß, und jedenfalls derart durchgeistigt aus dem äußern wie innern Erleben, daß es Eulen nach Athen tragen geheißen hätte, würde aus zeitlich abstehender Generation sich ein anderer an einer Charakteristik Mörikes versucht haben. Die verehrendste Liebe für den von Natur mit einer, den Schwaben sonsthin höchst selten eigenen Grazie bedachten Dichter würde ein Schatten sein vor dem unbegrenzten Maß an Verstehen, vor der wahrhaft einzigartigen Erkenntnis und der selbst durch Lebensfährnisse und psychische Verschiedenheiten ihrer Charaktere nicht zu erschütternden Liebe Hartlaubs, die so echt und ehrlich war, daß sie ihn wie ein Glaubensdogma erfüllte — vom ersten Blick in die Augen und in die jugendlich-heitere Seele des gleichalterigen Vierzehnjährigen, bis zu den letzten Herzensschlägen des sterbenden Unsterblichen, ja noch darüber hinaus, bis zum letzten eigenen Lebenshauche . . .

So nahe es ihm einmal gelegt wurde, so nahe es an sich ihm gelegen haben mochte, in einer aufrichtigen, für die Nachwelt bedauerlichen Bescheidenheit hat Hartlaub das Ansinnen abgelehnt; abgelehnt, wie Mörike es einst von sich gewiesen, für den viel zu frühe abgerufenen, beiden gemeinsamen Freund, Ludwig Bauer[1], der mit ihm auf gleicher Karavelle gen Orplid, das ersehnte Traumland gesegelt, und früher noch als er der Welt von der seltsamen Insel fabuliert, als Biograph zu wirken. Bei beiden war es die nachhaltige seelische Ergriffenheit, die ihre Gefühle aus einer für die Umwelt kaum faßbaren vertieften Freundschaft heraus unschwer zu einer, die schlichte Sachlichkeit beeinträchtigenden Befangenheit hätte verleiten mögen.

Wie bei Bauer ist es auch bei Mörike erst dem emsigen Forschen zeitlich nachstehender zünftiger Literarhistoriker zu danken, daß das verblichene Bild des Menschen zum Leben auferstand, zu einem Leben freilich, dem trotz geschicktesten Einfühlens, trotz allen richtigen Aufbaues der leiblichen wie seelischen Struktur der echte, unvergleichliche Odem der wirklich über diese Erde gewandelten und schließlich in einer fast mythischen Vergessenheit zu Grabe gegangenen Wesenheit nicht annähernd enthaucht.

In der armseligen Erkenntnis, daß alle Kunst des Menschengeistes nur Stückwerk bleibt, wenn wir auch noch so unermüdlich sind im Erfassen dessen, das uns in sich vollendet vorschwebt — begnügen müssen wir uns mit dem Bewußtsein, daß wir niemals restlos nachzuschaffen vermögen, was unverkennbar höhern Ursprunges war. So haben es die Großen bezeugt, so Mörike selbst, wenn er einmal in reizendem Bezuge zu dem Wesen der physischen Liebe in einem Gleichnisse sagt:

> „*Wer ist der Tor und will ein Sieb*
> *Mit eitel Wasser füllen?*
> *Und schöpfst Du an die tausend Jahr . . .*“

1 Ludwig Bauer, 1803—1846, veröffentlichte 1828 das Orplid-Drama „Der heimliche Maluff“ und schrieb auch noch ein kleines Drama „Orplids letzte Tage“ (veröffentlicht. in seinen „Schriften“ 1847).



also wird uns die kristallklare und wahre Seele des lebenden Mörike unwiederbringlich dahin sein, und eine vollendete Wiedergeburt in Worten nicht gelingen. So viele Atome wir auch haschen mögen, soviel wir dem greifbaren Grundgefüge auch anbauen, mit lebenatmender Frische ersteht der künstliche Menschentorso niemals mehr vor uns ...

Absichtslos hat Wilhelm Hartlaub eine unvergleichlich wertvolle Vorarbeit zum wahren und ewigen Bildnis seines Freundes geleistet, die wir freilich erst, wie den Kern der Nuß, von einer sie umschließenden, harten Schale befreien müssen.

In den Briefen, in denen zumal, die er nach Mörikes Tode geschrieben, finden sich Bezüge auf die psychischen Anlagen, auf die schöpferische Ausgabebefähigung des Dichters, wie sie uns Nachlebenden und Nacherlebenden kaum in solch unverstellten, einfachen Worten zu Gebote stehen.

Es hat seine natürlichen Gründe, daß aus diesen Dokumenten noch nicht eben viel geschöpft worden ist. Nur ein geringer Bruchteil — von denen aus Mörikes Lebzeiten gar — ist erhalten; und gerade die im engeren Sinne wertvollen, die nach dem Heimgang Mörikes an dessen Schwester Clara[1] gerichteten, waren der Forschung unzugänglich geblieben. Sie aber verstatten einen rechten Reichtum an feinsinnigen, lebenswahren Bemerkungen einzusammeln, der uns erst wirklich aufzeigt, daß Hartlaub der Freundschaft mit Mörike wie keiner würdig gewesen, und wie würdig er das Geschenk des Himmels verwaltet hat: eines solchen Menschen Freund gewesen zu sein.

Wer aber konnte anders, von der Psyche Hartlaubs aus, würdiger sein, immer wieder eines edlen Gedächtnisses an dieses selten einige und reine Verhältnis zweier so feiner Seelen teilhaftig zu werden, als jene Dichterschwester, die Zeit ihres Lebens des Bruders wahrste Freundin gewesen, seines Lebens edelster Trost und unentbehrliche Ergänzung? Sie, die ihr eigenes Daseinsglück dem Wohle des geliebten und bis in die kleinste Eigenheit verstandenen Bruders hingab, selbst dann noch, als dieser eine vermeintliche Ruhestatt im eignen Heime gefunden, in der Ehe mit einer ihm im Wesen grundverschiedenen, in ihrem Gemüte unrastigen Frau. Ja, es muß gesagt werden, denn es ist ja eine Tatsache: erst da ward sie dem unbeholfenen Kind im Manne, selbst eine kindliche Menschenseele, vollends zu Stecken und Stab, darauf er sich verlassen, sich stützen konnte, so schwach diese Stütze rein menschlich auch war. Und mußte dieses, in solchen Verhältnissen unnatürliche Anlehnungsbedürfnis auch frühe schon seine bittern Folgen zeitigen, immer schwerer wiegend mit der Zeit — nur ein gänzliches Mißdeuten der Psyche, der Physis des Menschen Mörike, dieses geistig starken und ungewöhnlich ausgestatteten, aber leiblich zeitlebens schwachen und darbenden Körpers, konnte die Geschwister der Sünde an Tradition und der unvernünftigen Lebenslogik zeihen.

Aus zahlreichen Äußerungen Mörikes wie Hartlaubs erfahren wir es: trotz allen Mißgeschicks bedeutete dem Dichter Claras lebenslange Hingabe die Erhaltung seines Lebens, das er spät und fast vor sich selbst unverantwortlich — mit 47 Jahren — einem Wesen anvertraute, das ihm in der ihm eigenen seelischen wie körperlichen Sensibilität kaum jemals das gedeihliche Gleichgewicht halten zu müssen lernte und durch eine entgegengesetzte und selten nur rücksichtsvolle Lebensart leider des geistig stets in sich beschäftigten Gatten Gedankenkreis durchkreuzte. Erstaunlich genug, daß Mörike mehr als zwanzig Jahre ein Dasein hinzubringen vermocht hat, das ihn von Unruhe zu Unruhe führte, darin die geistige Atmosphäre kaum noch wirksam werden mochte. Denn, wenn auch ihrem Erscheinen nach seine letzten eigenen Schöpfungen, das „Stuttgarter Hutzelmännlein" wie die Mozart-Novelle in den Anfang dieser seiner letzten, langen Daseinsepoche datieren, — sie waren in des Dichters Geist schon Jahre, Jahrzehnte zuvor lebendig; ja, das Bild Mozarts greift gefühlsmäßig gar in sein jugendlich-musikalisches Erleben zurück. Was Mörike aber späterhin noch zuwege gebracht, — „Übersetzungen nebst Zubehör für den Druck herzurichten", bedeutet so wenig, daß der rastlos in seiner Kunst bewegte Altersgenosse und verehrende Freund Schwind nur bedauernd sich dem Dichter gegenüber brieflich äußern konnte: „Wenn uns diese Arbeit ein einziges Gedicht von Ihnen kostet, so ist der ganze Anacreon zu teuer bezahlt."

Hartlaub, im Herbst 1826 gleichzeitig mit Mörike das Tübinger Stift verlassend, war sogleich als Vikar bei seinem Vater in Wermuthshausen, seinem Heimatdorfe, angestellt worden und ward vier Jahre später des toten Vaters Amtsnachfolger, indessen Mörike einer jahrelangen unsteten Vikarswanderschaft von Ort zu Ort sich geduldig unterziehen mußte. Die Ungunst dieser Verhältnisse lockerte nach außen hin zwar bereits ein Jahr nach der Trennung der beiden jungen Geistlichen Freundschaft; die schriftliche Mitteilung schlief mehr und mehr

1 Clara Mörike 1816—1903.



ein, und trotz bester Vorsätze und schöner Pläne, die in Ludwig Bauer den begeisterten Vermittler hatten, sahen sich die Freunde ein ganzes Jahrzehnt lang nicht ins Angesicht. Im Verborgenen ihrer Herzen freilich blühte ein sehnsuchtsreiches Gedenken, bis sie sich im August 1837 aufs neue fanden und fortab nahe und getreu blieben. Als im Herbste 1843 Mörike gar seiner Gesundheit wegen im besten Mannesalter der Kanzel für immer entsagt, fand er sich mit Clara zu mehr als halbjährigem Gastaufenthalt in Hartlaubs Pfarrhause ein, das bereits seit vier Jahren von einer feinsinnigen und tüchtigen Hausfrau betreut wurde, darin schon zwei Kinderlein, Agnes und Ada, die jungen Eltern umspielten. Im folgenden Frühling suchten und fanden die Gäste in dem einige Stunden entfernten Hall einen vermeintlich ersprießlichen Wohnort, der jedoch nach einem halben Jahre mit Mergentheim vertauscht wurde. Damit waren sie dem Freunde wieder räumlich nahe gerückt: für die nächsten sieben Jahre sollte es dabei bleiben. Freilich, in diesen Jahren, da das streng-andersgläubige Gretchen von Speeth, des Dichters spätere Frau (1818—1903) in der Geschwister geruhsames Leben eingriff und, mehr als freundschaftlich fast, verzärtelt wurde, kam es zwischen den Freunden, zu beiderseitigem Kummer, zu manchem Hader. Hartlaub, mit seinem einsichtsvollen Scharfblick das Unheil vorausahnend, ward mit seinen rechtschaffenen Warnungen vor einem Eheschluß des protestantisch-geistlichen Freundes mit dem orthodox-katholischen Fräulein von Speeth abgewiesen. Gab er auch schließlich nach, und versuchte er es auch immer wieder, mit dieser auf einen guten Fuß zu kommen — sie konnte der Warnungen Hartlaubs nie vergessen, die ihr Mörike ohne Arg berichtet, und nur scheinbar und widerwillig gab sie nach. Wie oft hat Mörike bedauert, daß das Verhältnis stets neue Einbuße erlitt! Wie schmerzte es ihn, wenn Gretchen zeitweise Hartlaubs aus dem Wege ging! Daß sie je nach ihrer Laune die immer wieder dargebotene versöhnliche Hand ergriff oder zurückwies, selbst diese Zerrissenheit des Gemüts vermochte dem Dichter und seiner Schwester nicht die Unzuträglichkeit einer längeren Gemeinsamkeit zu offenbaren.

Als Hartlaub im Februar 1851 nach Wimsheim an der badischen Grenze übersiedelte, war für Mörike auch des Bleibens bald nicht länger: sein guter Geist war abgezogen. Doch immer noch war Mörike schwach und kurzsichtig und die indes Dreiunddreißigjährige besaß ungeschwächt die Macht eines faszinierenden Banns, den selbst alle Erfahrungen nicht zu brechen vermochten, und selbst eine mehrmonatliche Trennung nicht brach. So drängten die Umstände zur Entscheidung.

Im November des gleichen Jahres 1851, da Mörike nach allerlei Irrsalen als Ehemann in Stuttgart sein Heim begründet, war er auch seinem Freunde räumlich wieder nahe gerückt. Dieser hatte sich in das Unabänderliche gefügt und die Ehe, da er nicht die umständliche Reise nach Mergentheim zur Trauung machen konnte, durch einen schönen Brief gesegnet. Weil jeder dem andern Rechnung trug, herrschte während der nächsten zwölf Jahre wie auch später ein vernünftiger Friede, da sich auch an den gegenseitigen Besuchen wenig änderte, als Hartlaub Ende 1863 durch seine Versetzung nach Stöckenburg bei Hall wieder weiter entfernt war: seine Besuche in des Freundes Heim blieben stets nur vorübergehende, indes Mörike oft — nur ausnahmsweise aber mit seiner Frau — lange Rast im Hartlaubschen Hause hielt.

Daß Hartlaub schließlich ungewollt den äußeren Anlaß zu dem zeitlichen Auseinandergehn der Mörikeschen Ehegatten bot (August 1873), indem Gretchen ihrem sehr angegriffenen Manne die Annahme einer mehrmals gegebenen, dringenden Einladung Hartlaubs und eine Nachkur in Lorch in gänzlicher Verkennung der Umstände äußerst verdachte, geht zuverlässig aus Briefen hervor.

So wie Hartlaub es vorausgesehen, erfüllte sich, wenn auch erst nach einer langen Spanne Zeit, und nach fast über das Maß des Erträglichen von dem Dichter geübter Geduld, das Schicksal. Mit diesem Unglück, darunter er viel mehr litt, als er in seiner Herzenszartheit nach außen hin gestehen mochte, und trotz der aufrichtigen, wenn auch oft genug getrübten Liebe, mag er in diesen Zeiten, der einstigen Warnungen Hartlaubs gedenkend, Gewissensbisse in sich wach gefühlt haben.

Nun war sein Leben vollends schattenhaft geworden, es verging vor der Zeit. Und als er, nicht ganz zwei Jahre nach der Trennung auf unbestimmte Dauer — am 4. Juni 1875 — in Anwesenheit seiner wenige Tage zuvor zurückgerufenen Frau seinen Geist aufgab, war die Schwester Clara physisch wie psychisch die weit mehr Betroffene, ja, zweifellos die Hauptbetroffene, neben des Heimgegangenen jüngster, ihm seelisch gleichgearteter Tochter Marie (1857—1876), die den Verlust des Vaters nicht lange zu überleben vermochte, zumal nicht in der Gemeinsamkeit mit einer Mutter, die für ihre Eigenart und Zartheit kaum das nötigste Verständnis in ihrem Herzen barg.

All dies und mehr erweisen die Briefe beider Frauen und Hartlaubs, die mir unlängst zur ersten Durchsicht übermacht worden sind, und deren längere Zurückhaltung zur Ehre des Mannes und Menschen Mörike vor der Öffentlichkeit, die gerade in bezug auf das Eheleben des Dichters von falschen Meinungen durchsetzt ist, nicht befürwortet werden dürfte . . .

Hartlaub hat niemals aufgehört, dem Freunde sein ganzes Herz zu weihen, und es ist, so sehr er Anlaß gehabt, auf seine vormalige Einsicht pochend, den Geschlagenen zu verfolgen, ein doppelt herrlicher Beweis der Heiligung des Gelöbnisses, das er beim Abschied vom Stift, an des Freundes 22. Geburtstage, und wenige Stunden vor der Trennung von dem sein ganzes Herz erfüllenden Jugendgenossen für diesen niederschrieb:

„In einem gewissen Land, wie wir einmal gelesen haben, lassen sich die Freunde trauen, — nimm dies so, zum Zeichen, daß ich Dir ewig angehöre, heilig, unauflöslich, wie beim Bund der Ehe. Freilich, sonst bleibt man *fürs ganze Leben* beieinander, wenn Zwei getraut werden, und bei uns sind es noch einige Augenblicke, so werden wir uns die Hände geben zum Abschied, o Lieber! Aber auch dann noch zum Trotz der Zeit und allem Raum in dieser Gemeinschaft zu leben, das drängte mich mein Herz, Dir jetzt zu schwören, und es ist mir, als ob Du unsichtbar gegenwärtig wärest, und gäbest mir auch die Hand darauf. —

Tausend Glück zu Deinem Geburtstag! und mir gönne das gute Schicksal, daß dies nur nicht ganz der Letzte gewesen sei, von denen, an welchen ich bei Dir gegenwärtig sein konnte.

Den 8. September 1826 Dein treuer Wilhelm Hartlaub."

Und wie unendlich wundervoll sagt er ein halbes Jahr später, da schon von des Freundes Seite die Mitteilung ins Stocken geraten war, am Schlusse eines Briefes vom 20. März 1827:

„Wie ich Dich liebte, noch liebe, kann ich Dir nicht sagen, kann es auch jetzt nicht! Ich bin Dein, wie Keiner!"

Fünf Jahre später, da er mit einem einzig herrlichen Schreiben um die Liebe seiner Constanze warb, war auch des Freundes Geist ihm zur Seite, und führte ihm zu diesem schönen, bedeutungsvollen Wort die Hand:

„Ich habe schon viel und treu geliebt; einem Freunde hatte ich mein ganzes Herz ergeben, durch ihn wuchs mir die Kraft zu lieben, und diese mir rein zu bewahren, darum bat ich heiß den Himmel. In ihm fand ich, was meinem innern Leben Nahrung gab, eine feurige Liebe zum Guten und Schönen, ein Herz, in welchem das meine wärmer schlug für die höchsten, ewigen Güter, für Wahrheit, Tugend und Schönheit, in welches ich meine Begeisterung dafür ausgießen konnte, und geläutert zurückempfing — sein Andenken ist mir heilig . . ." (28. Sept. 1832.)

Bei der zeitlebens dem Dichter eigenen Bedächtigkeit im Briefschreiben, wenn auch die Legende von Mörikes Schreibfaulheit längst als übertrieben, oder wenigstens auf Zeit und Umstände berichtigt werden muß — der Forscher hat Gelegenheit genug, festzustellen, wie unendlich groß die Zahl selbst außerordentlich umfangreicher Briefe Mörikes ist, hat Hartlaub, schon bald nach 1837 eine eifrige Korrespondenz mit Clara Mörike begonnen und bis an seinen Tod fortgeführt. Und gerade in den Briefen nach des Freundes Heimgang wird noch inniger die verklärte Gestalt des Freundes zu deren Mittelpunkt und das ganz natürlich. Und auch von Claras Seite kam das Gefühl dessen, was ihr der Bruder gewesen, immer stärker zum Ausdruck. Wie tief dies Gefühl gewesen, mögen die Worte erweisen, die sie am 16. August 1875 schrieb. Sie hatte sich Ende Juli endgültig von Schwägerin und Nichten getrennt, und war am 1. August, dem gleichen Tage, an dem sie 28 Jahre später zur ewigen Ruhe ging, in ihrem Altersheim, dem von einer vermöglichen Base eingerichteten Frauenstift zu Neuenstadt, eingezogen:

„Ich habe ein schmerzliches Heimweh nach diesem guten, guten Menschen! Er war doch die lautere Güte und Liebe. Wo er wohl weilt, wie ihm zumute ist? — Ich kann es noch immer nicht fassen, daß wir seine treue Stimme nicht mehr hören sollen. Mir geht es hier gut, nur ist es mir, als wäre ich nur auf Besuch hier, wie in früheren Zeiten, und ich gehe wieder heim; da plötzlich überfällt michs, daß ja in unserm trauten Stuttgart alles hinter mir abgebrochen ist, und der Beste nirgends mehr dort zu sehen . . . Ach warum fiel es mir doch gar nicht ein, daß wir ihn bald verlieren könnten? — wie hätte ich mit den Augenblicken seines Daseins gegeizt . . ."

Zum erstenmal feiert sie, am 10. Dezember dieses Jahres, verwaist ihren Geburtstag, und sie empfängt von Constanze Hartlaub diese mitfühlenden Zeilen:

„Also morgen kehrt Dein Geburtstag wieder! Diesmal ohne die Liebe des teuren Bruders, der Dir stets diesen, wie alle Tage Deines Lebens verschönte. Welch herrliches Zeugnis ist dies, das man ihm geben muß, und wie selten, beinahe nimmer wird man es in der Welt so finden! Im Frieden und

der Liebe war er unvergleichlich. Dieses wirst Du alles selbst in Deinem Herzen bewegen, und ihm ein inniges, wehmütiges Andenken weihen . . . Es wäre schön, wenn wir, wie des lieben Eduards Geburtstag, so auch Deinen miteinander begehen könnten . . . Du kannst Dir gewiß denken, wo der Quittenbaum steht; der liebe Eduard lief auch oft unter ihm hin. Wo denken wir nicht an ihn? ja überall; so tief im Herzen hat ihn niemand mit Dir, als wir, das ist gewiß wahr . . . "

An diesen stillen Feiertagen schwebte der Geist des Unvergänglichen in ganz besonders traulicher Weise um die lebenden Getreuen und segnete seinen Erdentag in ihren Herzen zu immer lauterer Erkenntnis:

„Freilich, freilich, wie könntest Du *den* Tag feiern, ohne *ihn!* er geht allen Deinen Freunden vor, und ihm gleicht keiner, und glich keiner, und wir wollen seiner mit innigster Liebe und Dankbarkeit gedenken, seiner nie zu ermüdenden Güte, seines unvergleichlichen Geistes und alles dessen, womit er an jedem Tage die Seinen aufs Neue erfreute." (Stuttgart, den 8. Dez. 1883.)

Folgende, nach strenger Sichtung des großen Materials mitgeteilten Briefausschnitte sind für das Relief des Menschen wie Dichters von besonderer Bedeutung. Sie beweisen, wie ich andeutete, daß wirklich keiner mehr berufen zur tieferen Charakteristik Mörikes gewesen wäre, als jener, sein strenger, prachtvoller Lebensfreund, den durch einen Zeitraum von sechs Jahrzehnten der Geist des Freundes ohnegleichen erfüllte. Über alles Treue; über alles Menschliche hinaus die Erkenntnis des Höheren, Seltenen, ja Einzigartigen, das aus der Seele des Freundes in ihn überging, ihn erleuchtend, das alles er glühend erfaßte, das alles er absichtslos und bescheiden in edeler Worte klaren Fluß zu gießen verstand, wie außer ihm keiner es eindeutiger zu tun vermocht . . .

Ein herrlicher Vorsommermorgengang ruft traute Erinnerungen in ihm wach:

„Als ich dieser Tage, früh 7 Uhr in die Schule hinüberging, an einem der überaus herrlichen Morgen, wie wir sie jetzt haben, und nicht den Weg durch Vellberg, sondern zwischen den Gärten hindurch nahm — man hat den Blick zurück auf die Kirche und unser Haus, rechts vor sich das Tal und den Fluß, die Sonne strahlte, der Himmel war ohne das kleinste Wölkchen, umher eine Fülle von Grün, dazu der Gesang der Vögel — mußte ich stille stehen und daran denken, wie konnte *Er* sich solcher Tage so innig und lauter freuen, wie liebreich und gern war er und in welchem Frieden unter den Seinen, wie einfach, natürlich und unzerstreut immer das von ganzer Seele, was er war! Wenn er noch so gesund, wie wir es sind, unter uns wäre, — drang es sich mir auf, und wir, wie sonst, uns an ihn anschließen könnten; wie gut und treumeinend war er immer! Wie konnte man sich an seinem wahrhaften Wesen sonnen! Dieses und viel Anderes stund mir vor der Seele beim Anblick des Frühlings und der ringsumher ausgegossenen Pracht . . . " (Stöckenburg 13. Juni 1877.)

Über ein dramatisches Spiel „das Fest im Gebirge", das Mörike im Sommer 1841 im Auftrage des Hoftheaterregisseurs für das Regierungsjubiläum des Königs verfaßte, das aber nicht verwendet wurde, läßt sich Hartlaub aus dem Anlaß vernehmen, daß Mörike die — bis heute respektierte — Weisung auf das Manuskriptheft schrieb, es solle niemals gedruckt werden — Hartlaub hatte es vermutlich seit dem Entstehungsjahr nicht mehr zur Lektüre erhalten:

„Das Festspiel habe ich nun auch gelesen. In Anbetracht, daß es von ihm ist, ganz in seiner Art mit Liebe und Sorgfalt gearbeitet, sollte es freilich gedruckt werden und würde dem Leser, der unsern Eduard liebt, Freude und Genuß bereiten; daß er den Druck untersagte, geschah natürlich deshalb, daß es seinem Begriff nicht mehr entsprach, als eine Arbeit, zu der er von außenher veranlaßt wurde, und die nicht in einer ursprünglich poetischen Anschauung ihren Ausgangspunkt nahm. Sollten also die zwei Bestandteile, der ländliche und dann der eigentlich festliche von dem Bergfürsten und Genius nicht so wesentlich zusammenhangen — es ist doch jeder für sich schön und, wie Du sagst, edel und würde jedem ernsten Leser Freude bereiten." (13. Juni 1877.)

Bedeutet nun dies Festspiel auch wirklich nicht mehr als eine Krume von des Reichen Tische, war das „Stuttgarter Hutzelmännlein" für Hartlaub das, was es uns geworden ist: ein wundersames Geschenk; und so hat er ihm aus ewigjunger Genießerfreude heraus ein unvergleichlich schönes Wort geweiht:

„Endlich nahm ich zum Andenken an ihn [am 8. September, Mörikes Geburtstage] mein Lieblingsbüchlein zur Hand — den Hutzelmann. Ist nicht über dasselbe eine ganz besondere Heiterkeit ausgegossen? — ists nicht voll der wundersamsten Scherze? ists nicht, wie Alles von ihm darum so vollkommen, weils *mit so gänzlicher Selbstlosigkeit* geschrieben ist (verzeih, daß ich diesmal unterstreiche, was wir ja sonst nicht zu tun pflegen, — aber gerade das bezeichnet so sehr sein Wesen!) mit so völliger Hingabe an das Schöne? Ich las das Büchlein nicht Blatt für Blatt, denn ich kann es schier auswendig, sondern meine Lieblingsstellen, wie: Hutzelmann auf dem Seil, die Schusterin, was Sepp



ihr erzählt, sein Fahren auf des Bauern seinem Wagen, der Besuch im Haus der Seysolfin, wo sie das Kind mit dem Apfel sieht und anderes mehr. (Bläsi nachts vor dem See mit den Schuhen.) Bei der vorletzten Stelle mußte ich fragen, warum hat *Richter*, der doch zahllose Kinder und Kinderszenen zeichnete, niemals was der Art gemacht, während die Beschreibung des Kinds, das hemdig mit seinem Apfel und roten Backen auf dem glasierten Stühlchen sitzt, unendlich unschuldig und lieblich ist? Vielleicht erreicht hier der Dichter etwas, was der Maler oder Zeichner nicht ebenso rein machen kann ... Ich war ganz hingenommen von dem Büchlein, legte es dann hin und gedachte dessen, was ich dem Freunde von meinem vierzehnten Jahr an bis heute danke." (10. Sept. 1878.)

Ein interessantes Streiflicht werfen die folgenden Stellen auf die streng-religiöse Denkungsart Hartlaubs bezüglich der Lektüre dieses keineswegs einseitigen Mannes, wie auf seinen literarischen Geschmack. Halten wir ihm die bewußte Abneigung gegen Vischer aus seinem bescheidenen Wesen heraus zugute: „Nicht als ob diese nicht auch ihren Wert und großen Wert hätte," schreibt er einmal zu Mörikes Lebzeiten, am 23. Oktober 1873, über die Vischersche „Ästhetik" an die Geschwister, „dies leugnet nur ein dummer Mann, oder ein Fälschling — dess brauchts unter uns keine Ausführung — vielleicht ist mir der Vischer wegen seines Stolzes ein wenig zuwiderer als sonst"; am 28. August 1882 schreibt er an Clara, nach Erscheinen von Vischers „Altes und Neues", die frühere Meinung ergänzend: „Seinem „Auch Einer" wird er auch mit dieser neuen Empfehlung nicht auf die Beine helfen. Die hochvornehme, geringschätzige Art aber, womit er das Christentum angesehen haben möchte im Namen aller „Gebildeten", stößt mich immer wieder ab. Vor diesem eiteln Geist (halte mir's zu gut) fürchtet sich die Schrift noch nicht!"

Legen wir das Hauptgewicht auf die Mörike betreffenden feinsinnigen Andeutungen:

„Vielleicht hast Du in Stuttgart auch in das Buch (Vischers „Auch Einer") sehen müssen. Mein Buch ists nicht. Einiges würde unserm Teuersten, dessen Urteil uns immer Alles galt, sehr wohlgefallen haben — Angenehmes, Witziges, Geistvolles; Anderes würde er in seiner liebevollen Weise durch Hinzunahme des Verfassers sich zurechtgelegt haben; Anderes endlich und nicht wenig würde ihn durchaus nicht angemutet haben ... Das Vischersche Buch hat mich sehr enttäuscht; um keinen Preis möchte ich es noch einmal lesen ... " (27. März 1879.)

Und über ein anderes:

„Nach dem Abendessen haben wir schon Manches zusammen gelesen. Zuletzt: „Josef im Schnee" von Auerbach — das traf zusammen mit seinen letzten Tagen. Wieviel gelten seine Sachen! Ich fand das Werklein ungenießbar, gewiß nicht aus Abneigung; aber wir haben eben einen ganz andern Maßstab. Was nicht dem gleicht, was uns das Schönste däucht, befriedigt uns nicht ... Wie oft denke ich an den teuren Freund, der, wenn er nicht arbeiten konnte, sich mit Lesen der schönsten Sachen beschäftigte, oder auch viele Zeit über manchem weniger angenehmen Besuch einbüßte." (15. Febr. 1882.)

Vor allem wertvoll erscheinen die Stellen, die sich mit dem Wesen der Freundschaft befassen. Zeichnet er im Falle Waiblingers in knappem Wort das rein menschliche Verhältnis, verleiht er der Erinnerung an die eigenen Umstände der frühen gegenseitigen Erkenntnis, wie sie sich ihm aus einem beredten Zeichen, einem Stammbuchblatte ergibt, reichen Ausdruck:

„Mir war es in Tübingen immer merkwürdig, wie sich unser teurer Eduard zu Waiblinger verhielt. Ludwig Bauer riß sich gewaltsam von ihm los; der Umgang mit einem so genuß- und herrschsüchtigen Menschen, wie Waiblinger war, war ihm aus dem Grunde zuwider, weil er einen schädlichen Einfluß auf den eigenen Charakter befürchtete, weil er besorgte, sich mehr hingeben zu können, als in diesem Fall gut war. Dagegen wie frei, fest und klar stund Eduard dem Waiblinger gegenüber, wie unverwirrt wußte er schon in dieser frühen Zeit die rechte Schranke zu ziehen und zu bewahren; wie konnte er mit diesem genialen Egoisten umgehen, ohne im Geringsten sich zu täuschen und blenden zu lassen! Da Waiblinger ausschließlich dem nachlief, was man Geist, Genie nennt, so hatte er natürlich bei mir nichts zu suchen, und blieb mir fern; es erregte nur seine Verwunderung, daß Eduard mit solchen Menschen umgehen könne, wie Blumhardt, Flad,[1] ich und andre der Art. Wie unser Eduard aber allezeit an Waiblinger teilnahm, weißt Du ja auch." (21. Juli 1879.)

„›*Wie sollten wir der frühen Zeit vergessen,*
Die unbewußt uns mehr und mehr verbunden,
Uns manchen stillen, lieben Kranz gewunden,
Und wo wir anspruchslos uns ganz besessen?

1 Joh. Christ. Blumhardt, 1805—1880, Pfarrer und bekannter Wunderdoktor. — Rudolf Flad, Theologe und Studienfreund Mörikes, 1804—1830.



Wohl hat die Zeit, doch nicht ihr Geist geendet,
Und mochte viel auch anders sich gestalten, —
Die Neigung konnt uns nimmermehr veralten, —
Drum bleibe stets mir freundlich zugewendet.‹

Urach am 24. Mai 1822.

Wenn Du obige Zeilen des Freunds auch an einem so blendend schönen Morgen liesest . . . so versenkst Du Dich gewiß doppelt herzlich in dieselben, eben weil es die seinen sind. Es ist der Stammbuchvers, den ich mir erbat, öfters und inständig, gleichsam um mir die glückliche, mit ihm in Urach verlebte Zeit durch ein Zeugnis von ihm für alle Zeit gewiß machen zu lassen. Es war ein Vers, um den ich bat, denn ich hatte schon damals ein deutliches Bewußtsein davon, wie einzigartig und schön das war, was Dichterisches aus seiner Seele kam. Vor 61 Jahren schrieb er die lieben Verse, selbst erst $17^1/_2$ Jahr alt! Vielleicht drang sich Dir beim Lesen auch die Empfindung auf, daß sie für den Ausdruck einer Jugendfreundschaft fast zu ruhig gehalten sein möchten. Aber nein! Wenn er in späteren kleinen Gedichten an Personen fast zu viel zu tun schien, so fiel dieses bei einem wirklichen Freundschaftsverhältnis weg, und so angesehen bewunderst Du gewiß mit mir das, was auch in diesen paar kleinen Versen für uns, die wir ihn kennen und lieben, so entschieden schon hervortritt: sein klares Maßhalten, d. h. mit andern Worten, seine reine Wahrheitsliebe, und sein Fernbleiben von aller Übertreibung, denn damit hört die Schönheit auf. In seinen schönsten späteren Gedichten, in denen er dem Höchsten Ausdruck gibt, überschreitet er nie die feine Linie des (subjektiv und objektiv) Wahren. Und gewiß nicht allein, weil dies zur wirklichen Schönheit gehört, lieben wir so sehr alles, auch das Kleinste, was von ihm kam, sondern diese Treue gegen sich selbst, und gegen seinen dichterischen Beruf erzeugt das Gefühl der Achtung, welches unbewußt den Eindruck begleitet, den alles von ihm Geschriebene auf uns macht. — Gelt, da sind wir wieder bei einem schon oft besprochenen Thema! aber Du hältst mirs schon zu gut, denn es kommt bei mir wie bei Dir aus der alten, unauslöschlichen dankbaren Liebe zu ihm, und dem, was er uns war. Wie überschwänglich hat der Bauer sein Wesen empfunden, wie war er davon bezaubert! und wie könnten wir je aufhören, sein Andenken unter uns zu feiern! . . . "

(Stuttgart, 25. August 1883.)

Diese Gedanken hatte Hartlaub ein Jahr zuvor einem befreundeten Geistlichen gegenüber brieflich ausgeführt, welches Schreiben ich zufällig in meiner Sammlung besitze.

„Ich hatte Clärchen gebeten, einmal nachzusehen, ob sie nicht Blätter und Blättchen vom treuen Eduard finde, von denen sie wisse, daß sie mir noch unbekannt sind. Unter den Zugeschickten fand sich ein Brief von der Uracher Zeit, einer vom Dezember 1818 auf der Krankenstube geschrieben, einen Monat nach unserm Eintritt ins Kloster, wo ich ihn kennen lernte . . . Da ist nichts Unbestimmtes, Unfertiges, Halbes, was Gedanken und Ausdruck betrifft, nichts Knabenhaftes, sondern, ganz abgesehen von dem allezeit liebenswürdigen, wahrhaften Inhalt, ausnahmslos eine tadellose Form. „Sie übertreiben!" werden Sie sagen. Es ist jedoch wirklich nicht zuviel, was ich behaupte. Wenn doch gewiß die Eitelkeit den Menschen am meisten verderbt, das selbstgefällige Wesen, daß man etwas tut nicht rein der Sache wegen — davon war er so ganz frei, und der sittliche Zug ist so stark bei ihm, der Widerwille gegen eitle Selbstbespiegelung so entschieden, und die Liebe zur Wahrheit so unwandelbar. Das war es, was ich schon damals an ihm bewunderte, und ihm hoch anrechnete . . . . . . Ach seine himmlische Güte und freundliche Herablassung zu den Armen, Niedrigen, Verachteten: Verzeihen Sie, wenn man rückwärts schaut und kann und darf auf eine so außerordentliche Erscheinung zurückblicken, auf einen Menschen, so reich an echtem Gold, und dem es dann auch gegeben ist, das Menschliche so zu verklären, — da werden Sie das Enthusiastische der Empfindung gewiß nicht übelnehmen." (15. Juni 1882.)

In den folgenden kleinen Auszügen sind Einzelheiten kurz charakterisiert: die Liebe zu den Seinen, der Zauber seines Blickes, das Wesen seiner Handschrift; auch ein Vergleich der Wesenheit der Freundschaftselemente im Empfinden beider Freunde und des Gleichmuts:

„Täglich lese ich in den Briefen und lebe mich, wie dies nicht anders sein kann, ganz ein in die Welt des Schreibers. Nicht eben oft findet sich Scherzhaftes, meist ist der Inhalt ernsthaft, voll *Liebe* zu den Seinen, zur Mutter und den Geschwistern, die ihm Alles sind. Viel habe ich darin gelesen, was *ihm* seine Schwester Luise[1] war, ohne daß ich ein Bild davon habe, was *er ihr* war. Ich erinnere mich nicht, daß er mir in Urach oder Tübingen je etwas von ihr mitteilte; was ich von ihr weiß, weiß ich aus seinen Erzählungen von ihr. Mit innigster Liebe durchlese ich die Briefe. Sie haben in Beziehung auf Leben und Kraft im Ausdruck und Mannigfaltigkeit des Inhalts und liebenswürdige Gesinnung nicht ihresgleichen."

(4. Juli 1882.)

1 Luise Mörike, 1798—1827.



„Wie haben wir es dem teuersten Freunde nachgesehen, wenn er oft lange zögerte, weil er das, was er zu tun vorhatte, auch mit ganzem Herzen tun wollte, und konnten ihm alles, alles nachsehen, auch das längste Schweigen — er konnte es mit Einem *Blick* wieder gutmachen.“ (28. August 1882.)

„Ich habe viel in den Briefen gelesen. Ob auch eine andre *Handschrift* in der Welt einen solchen Zauber ausübt? Es gibt keine geistigere; würde ich sagen, sie ist anmutig, schön usw., so wäre damit ihr Charakter noch nicht ausgesprochen. Sie drückt eben aufs Höchste sein Wesen aus.“ (19. Juli 1882.)

„Eine unbegreiflich lange Pause! so lange, daß ungetreue Freunde einander darüber vergessen können! aber getreue? Nur um so mehr an einander denken. Bei mir war es so, und bei Dir? Du weißt, ich war immer ein unglücklicher Zweifler, der nur mit immer neuen *Freundschafts*-Zeichen getröstet werden mußte, und bin es noch heute! wie unähnlich dem Freund, der so sicher ruhen konnte *im Glauben an die Liebe seiner Freunde!*“ (Stuttgart, 2. Oktober 1884.)

„Am 29. April habe ich hier die Abschiedspredigt zu halten (nichts Leichtes!). Eins freilich wünsch und erbitte ich sehr, daß mich am Sonntag der Abschied in der Kirche nicht erweichen möchte! *(O, wie konnte da der teuerste Eduard sich bewahren!)*“ (Stöckenburg, 16. April 1883.)

Diese Auslese soll genügen. Sie umfaßt die schönsten und reizvollsten Äußerungen Hartlaubs über das Wesen des Dichters, seines Freundes. Natürlich ist das Material nach anderer Richtung nicht minder ergiebig, wie ich auch schon mehrfach beweisen konnte.

Eine Prophezeiung der einstig außerordentlichen Wertschätzung Mörikes sei aus den Briefen noch mitgeteilt:

Ein gelehrter Sammler hatte bei Hartlaub wegen Schriftstücken Mörikes anfragen lassen. Darüber wird Clara unterm 2. Juli 1883 berichtet und beigefügt:

„Haben wirs nicht einmal zusammen gesagt, die Leute werden nach Sachen vom Eduard fahnden da und dort?“

Heute muß schon tief in die Tasche greifen, wer seine Sehnsucht an einer einigermaßen gehaltreichen Handschrift unseres an Liebe und Güte, an Reinheit und Andacht unerschöpflichen, großen Poeten Eduard Mörike befrieden will. Spärlicher, immer spärlicher ist in den letzten Jahren geworden, was man gern finden und gern heilig halten möchte an solchen Gütern, darüber man diese Zeit und sein eignes Dasein in dieser Zeit verträumen möchte, im Reich der Fantasie dessen, der sie ausgeteilt ...

Goethes „Helena“.

Von

Dr. Bernhard Busch in Rheine.

Helena, der 3. Akt des 2. Teiles des Faust, hat der Erklärung viele Rätsel aufgegeben. Zu den ältesten Konzeptionen des Faustdramas gehörend gemäß der Rolle, die sie schon im Volksbuch und bei Marlowe spielt, lange als Zwischenspiel gedacht wie etwa „Oberons und Titanias goldene Hochzeit“, ist sie schließlich „Gipfel und Achse“ des zweiten Teils geworden, von dem aus sich erst die rechte Aussicht über das Ganze ergebe (vgl. Goethe an Schiller 23. Sept. 1800; Witkowskis Faust-Ausgabe II 340).

Diese Entwicklungslinie zeigt, daß Goethe den Stoff innerlich mehrfach durchgearbeitet hat, ehe er ihm die letzte, vorliegende Gestaltung gab; ferner gibt sie der Vermutung Raum, daß der Dichter trotz zeitweiser Schwankung schließlich doch wieder zu seiner Anfangs-Tendenz (vgl. darüber Inhaltsangabe für Dichtung und Wahrheit vom 16. Dez. 1816 und Witkowski II 98) zurückkehrte: nämlich die Tragödie von einem reinen Phantasiestück auf den Boden einer dichterischen Wirklichkeit zu stellen, denn ein reines Phantasiestück, ein Traumspiel kann doch nicht gut „Gipfel und Achse“ des an Wirklichkeiten (Szenen am Kaiserhof, Schlacht, Strandgewinn) reichen zweiten Teiles des Faust bilden. Schon Bielschowsky[12] II 656—58 hat das gefühlt.

Die Fausterklärer sprechen sich über die Tragödie verschieden aus. Sie ist ein Traum, ein großartiges Märchen, sagen die einen, so mit Düntzer Fritz Lienhard: Kommentar 1913



S. 81—87; sie ist eine Realität, sagt kurz und bestimmt Witkowski II 340; wieder andere lassen diese Fragen überhaupt fallen und erklären als ihren Kern die „Verbindung von klassischer und mittelalterlicher Poesie“, so Bielschowsky II 656, der aber mit der Tragödie, weil sie alles, Zeit und Raum, Dichtung und Wahrheit durcheinander wirbele, nur zufrieden wäre, wenn sie ein märchenhaftes Zwischenspiel geblieben und nicht zum integrierenden Bestandteil des Dramas geworden wäre, auf den sich der ganze zweite Teil zuspitzt (II 657/58).

Wie aber, wenn man die Fragen: ist's Traum, ist's Wirklichkeit? verbindet und sagt: Die Helena ist Traum *und* Wirklichkeit. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet sie die folgende Abhandlung.

Faust war mit Manto (V. 7490 f.) zur Unterwelt herabgestiegen, um Helena heraufzuholen. Der Gang wird ebensowenig wie der Gang zu den Müttern vor Augen geführt, ja nicht einmal in der Nachschilderung erlebt. Ursprünglich hatte Goethe vor, Helena durch eine gewaltige Rede Faustens von Proserpina losbitten zu lassen (vgl. Zweiter Entwurf zur Ankündigung der Helena; Witkowski I 400), aber er hat das nicht ausgeführt. Genug, im 3. Akt des zweiten Teiles ist Helena plötzlich da vor Menelaos' Burg in Sparta, mit einem Chor gefangener Trojanerinnen, von Troja kommend.

Warum läßt Goethe Helena so auftreten? Der Trojanische Krieg liegt doch Tausende von Jahren zurück; wie läßt sich das mit der Zeit des Mittelalters, in der Faust lebt, verknüpfen? Verfolgen wir zunächst, was Goethe selbst über den Stoff sagt. Sein ursprünglicher Plan war, die griechische Heldin nach Deutschland, in das Rheintal, zu versetzen (vgl. Witkowski II 99). Dieser Plan wurde endgültig aufgegeben und als Lokal Griechenland, der Boden ihrer Heimat, festgelegt. Hier sollte Helena wieder zum Leben erstehen. Wie? Goethe sagt darüber in der Inhaltsangabe für Dichtung und Wahrheit: „Helena erscheint: durch einen magischen Ring ist ihr die Körperlichkeit wiedergegeben. Sie glaubt soeben von Troja zu kommen und in Sparta einzutreffen“ (Witkowski I 388). Im ersten Entwurf zur Ankündigung der Helena heißt es, daß Persephone dahin gebracht wird, der Helena zu erlauben, „wieder in die Wirklichkeit zu treten, mit dem Beding, daß sie sich nirgends als auf dem eigentlichen Boden von Sparta des Lebens wieder erfreuen solle; mit phantastischen Einleitungen solle es so streng nicht genommen werden“ (Witkowski I 394). Im zweiten Entwurf zur Ankündigung der Helena: „Nun soll sie auf den Boden von Sparta zurückkehren, um, als wahrhaft lebendig, dort in einem vorgebildeten Hause des Menelaos aufzutreten“ (Witkowski I 400). Aus „Kunst und Altertum“: „Gegenwärtig ist genug, wenn man zugibt, daß die wahre Helena auf antik-tragischem Cothurn vor ihrer Urwohnung zu Sparta auftreten könne“ (Witkowski I 402). In den Entwürfen zum 3. Akt des zweiten Teils steht die Bemerkung: Nachgiebigkeit (Helenas?) Schloß Mittelalter Ahnung großer Entfernung der Zeit und des Raumes (Witkowski I 404, Nr. 48).

Damit ist die Örtlichkeit bestimmt. Wie steht es aber mit der Zeit? Wie läßt sich die gewaltige Zeitspanne vom trojanischen Kriege bis zum Mittelalter erklären oder — überbrücken? Ist die Chronologie im Faust durchweg so souverän-phantastisch behandelt, daß man chronologische Fragen überhaupt nicht aufwerfen darf? Durchaus nicht. Im ganzen Faust hält sich vielmehr die Chronologie, abgesehen von den Walpurgisnächten, die im Reich der Phantasie und Geister spielend über jeder Zeit stehen, durchaus in den Grenzen des im wirklichen Leben Möglichen. Sollte einzig der Eingang der Helena davon eine Ausnahme machen, und das in einer antiken Tragödie, wo die drei Einheiten eine so große Rolle spielen und wo Goethe selbst die Einheit des Ortes und der Handlung betont! (Witkowski II 345). Es ist kaum glaublich. Man muß nach einer anderen Erklärung suchen. Und die steckt in den eben angeführten Stellen Goethes. Dort heißt es: Helena *glaubt* von Troja zu kommen, sie soll in einem *vorgebildeten* Hause des Menelaos auftreten, mit *phantastischen* Einleitungen soll es so streng nicht genommen werden, es wird gesprochen von der *Ahnung* großer Entfernung der Zeit. Das alles deutet doch darauf hin, daß der Goethe, der dieses schrieb, Helena als in Illusionen befangen auftreten lassen wollte, wie er das schon in der alten Rheintalszene beabsichtigt hatte, wo er sie dann aufzuklären gedachte, daß sie sich in der deutschen, mittelalterlichen Welt, am Rhein und nicht in Sparta befände (vgl. Witkowski II 339 und I 404, Nr. 47). Sollte Goethe diesen, offenbar lange festgehaltenen Gedanken von Helenas Illusionen schließlich gänzlich aufgegeben haben, sollten wir nicht vielmehr daraus den Schluß ziehen dürfen, daß auch bei der jetzt vorliegenden Helena die Illusion noch ihre Rolle spielt? Ist es zu kühn, über den Eingang der jetzigen Helena-Tragödie zu sagen: es handelt sich nicht um eine wirkliche, sondern nur um eine vorgestellte Zeit, um eine Einbildung? Helena kommt gar nicht vom trojanischen Krieg und von Troja, sie meint es bloß?



Gleich aber erhebt sich eine andere Frage: Wie kommt sie denn zu dieser Vorstellung? Um das zu erklären, muß man etwas weiter ausholen. Helena ist aus der Unterwelt heraufbeschworen, aus dem Schattendasein zum Leben, aus dem Reiche des Vergessens in das des Erinnerns. Was werden die ersten Gedanken ihrer wieder zum Leben erwachenden Seele sein? Wo werden die Vorstellungsreihen ihrer Seele wieder anknüpfen? Offenbar da, wo sie abgerissen waren, als sie in die Unterwelt, ins Jenseits kam, mit anderen Worten: an ihre letzten irdischen Erlebnisse. Wenn wir also eine Helena hätten, deren letzte irdische Erlebnisse anklingen oder sogar übereinstimmen mit den ersten Vorstellungen der wieder zum Leben erwachenden Goetheschen Helena, dann hätten wir auch die psychologische Erklärung für ihre Vorstellungen. Diese Helena haben wir im „Orestes" des Euripides. Die Euripideische Tragödie setzt ein mit der Rückkehr der von ihrem Gatten Menelaos vorausgeschickten Helena von Troja (gerade wie bei Goethe):

> ἥκει γὰρ εἰς γῆν Μενέλεως Τροίας ἀπὸ . . .
> ἄλαισι πλαγχθείς, τὴν δὲ δὴ πολύστονον
> Ἑλένην φυλάξας νύκτα . . . .
> προύπεμψεν εἰς δῶμ' ἡμέτερον (Argos)

sagt Elektra im Prolog (V. 53 f.; vergl. Faust 8524 f.).

Eine bange, ungewisse Stimmung, ob nicht die Heimkehr nach Hellas ihr Unheil bringt, liegt über ihr (gerade wie bei Goethe):

> δεῖξαι γὰρ Ἀργείοισι σῶμ' αἰσχύνομαι (V. 98).
> δέδοικα πατέρας τῶν ὑπ' Ἰλίῳ νεκρῶν (V. 102; vgl. Faust 8529).

Sie trifft Vorbereitungen zu einem Opfer — sogar in dieser Äußerlichkeit ein Anklang bei Goethe — für Klytemnästras Grab, beauftragt aber aus Furcht ihre Tochter Hermione mit der Darbringung:

> Ἑλένη σ ἀδελφὴ τοῖςδε δωρεῖται χοαῖς
> φόβῳ προςελθεῖν μνῆμα σὸν ταρβοῦσά τε
> Ἀργεῖον ὄχλον . . (V. 117—19).

Ihre Angst ist begründet. Zwar nicht durch die Argiver, aber durch einen ihr viel Näherstehenden, durch Orestes, wird ihr Leben bedroht. (V. 1105, 1288—93.) Doch ehe Orestes den tödlichen Streich führen kann, wird sie durch Eingreifen der Götter ins Jenseits entrückt. Apollo verkündet am Schlusse dem Orestes:

> Ἑλένην μὲν ἣν σὺ διολέσαι πρόθυμος ὢν
> ἥμαρτες ὀργὴν Μενέλεῳ ποιούμενος,
> ἥδ' ἐστίν, ἣν ὁρᾶτ' ἐν αἰθέρος πτυχαῖς,
> σεσωσμένη τε κοὐ θανοῦσα πρὸς σέθεν · (V. 1639—42).

Es gab also eine Version der Helenasage, wonach diese gar nicht gestorben, sondern ins Jenseits entrückt war. Dann war es nicht viel wunderbarer, wenn sie eines Tages wieder ins Leben zurückkehrte, wie Elias und andere entrückte Sterbliche. Dies nebenbei über ihre Rückkehr aus dem Totenreich. Nun die Hauptfrage: Mit welchen Vorstellungen würde das Seelenleben dieser Euripideischen Helena wieder beginnen, wenn sie aus dem Jenseits plötzlich ins irdische Leben zurückversetzt würde? Zweierlei würde doch wohl, weil letztes Erlebnis, in ihrer Seele zuerst wieder traumhaft auftauchen: Die Vorstellung der Rückkehr von Troja und die Empfindung einer ungewissen bangen Stimmung über ihr Los in der Heimat. Das aber ist genau die seelische Verfassung der Goetheschen Helena im Eingang der Tragödie. Diese verstehen wir, wenn wir die Euripideische Helena des „Orestes" voraussetzen. Warum sollte Goethe das nicht getan haben? Er kannte doch den „Orestes" und die Anklänge an ihn springen sehr in die Augen. Der „Orestes" des Euripides gibt uns also einen Schlüssel für das Verständnis der Goetheschen Helena. Diese kommt nicht von Troja, sondern direkt aus der Unterwelt. Es liegt in der Szene „Vor dem



Palast des Menelaos" keine Vergewaltigung der Chronologie durch Goethe vor, sondern nur eine Sichtbarmachung, eine dramatische Versinnlichung traumhafter Vorstellungen der Seele Helenas, die noch in den letzten Geschehnissen ihres früheren Erdenlebens webt, noch nicht zum neuen irdischen Leben voll erwacht ist. Damit ist der eine Teil der Frage, daß die „Helena" ein Traum sei, zu lösen versucht; zugleich ist die Szene vor Menelaos' Palast Wirklichkeit, weil Helena leibhaftig auftritt, nicht ein Schattenbild, ein Schemen von ihr; ferner hat Goethe so seinen ursprünglichen Gedanken, daß das Wiedererscheinen Helenas an die Lokalität Spartas gebunden sein sollte, wie ihr erstmaliges Erscheinen bei Achill an die Insel Leuke (vgl. Zweiter Entwurf Witkowski I 400, Z. 221), dazu benutzt, uns in genialer Weise die Illusionen der Helena sichtbar zu machen; er hat endlich so ohne Vergewaltigung der Chronologie jene „3000 Jahre" umspannt, von denen er in dem Briefe vom 20. Oktober 1826 an Wilhelm von Humboldt (vgl. Witkowski II 344) spricht.

Wie lange dauert nun dieser Traum, dieses Traumdasein Helenas und wann beginnt auch für sie die Wirklichkeit, wann werden auch ihre Augen für die Wirklichkeit geöffnet? Eins kann man schon vermuten: allmählich, nicht mit einem Ruck. Goethe liebt es nicht, seelische Vorgänge gewaltsam zu beschleunigen. Man denke nur an Orest in der „Iphigenie". Und wenn schon im gewöhnlichen Leben ein Mensch aus tiefem Schlaf nur allmählich zu sich kommt, um wieviel mehr die aus langem Hadesschlaf erwachende, nicht „erwachte" Helena. Nur langsam und behutsam dürfen die Traumschleier von ihrer noch äußerst zarten Seele losgelöst werden, sonst wird diese Seele wieder zerstört, ehe sie überhaupt völlig zum Leben erwacht (vgl. V. 8881). So bleibt denn Helena tatsächlich noch längere Zeit in ihren Illusionen befangen. Mag ihr auch vorübergehend eine Ahnung zu dämmern scheinen, woher sie wirklich kommt, so wenn sie sagt, daß sie von unselger Bilder Schreckgestalten bedrängt sich zum Orkus gerissen fühle, vaterländischer Flur zum Trutz (8837); mag sie auch für Augenblicke halb und halb empfinden, daß sie zwischen Traum und Wirklichkeit schwebt: „War es Wahn, der mich ergreift? War ich das alles? Bin ich's? (8839). Selbst jetzo, welche denn ich sei, ich weiß es nicht" (8875); mag sie sogar in „aufdämmernder Erinnerung an ihr wirkliches Dasein entseelt dahinzusinken drohen" (8881; Witkowski II 120); — es sind doch nur Augenblicke, sie reichen nicht, das Dunkel ihr zu lichten.

Mit ihren Illusionen also begibt sich Helena in den Palast des Menelaos. Dort trifft sie am Herde eine vermummte Gestalt. Diese Gestalt, Phorkyas-Mephisto, spricht kein Wort, aber sie hört alles, was Helena sagt (8678 f.); und Mephisto müßte kein Mephisto sein, um nicht sofort daraus den Schluß auf ihre Illusionen zu ziehen. Und so spielt er in der folgenden großen Unterredungsszene ein feines Spiel mit Helena und dem Chor, das diesen Illusionen Rechnung trägt und weiß sie — ein Meisterstück blitzschneller Kombination — durch den Hinweis, daß sie selbst und der Chor das von Menelaos gemeinte Opfer[1] seien, in Fausts Arme zu treiben. An einer Stelle sieht dabei der alte Teufel aus der Maske. Als der Chor erstaunt und erschreckt über das drohende Los dasteht, kann Mephisto sich nicht enthalten, zu spotten: „Gespenster! — — — —" (8930). Gespenst ist ja alles, was er dem Chor und Helena vorgemacht hat.

Die Handlung geht weiter. Es fällt Mephisto nicht schwer, allmählich das Bild Faustens, des einzigen Retters, immer mehr vorzuschieben und das des Menelaos immer mehr zurückzudrängen. Schließlich hat er die Einwilligung der Königin, ihm zu Fausts Burg zu folgen (9074). Mephisto soll Führer sein. Dieser Augenblick ist bedeutsam. Denn von nun an beginnen sich die Schleier der Illusionen von Helenas Seele zu lösen, beginnt sie aus einem Traumdasein ins wirkliche Leben hinüberzugleiten. Eine grandiose Szenenverwandlung bringt diesen seelischen Vorgang symbolisch zum Ausdruck. Nebel steigen auf und verbreiten sich. Als sie verzogen sind, steht eine mittelalterliche Burg, Fausts Palast, da. Die Traumwelt Spartas, Menelaos' Palast, versinkt; die Wirklichkeit, Fausts mittelalterliche Burg, tritt an ihre Stelle.

1 Auch dieser Zug ist von Goethe dem Euripides entlehnt, vgl. Troiades V. 869—72. 1049—51. Menelaos sagt zur Hekuba:

ἐμοὶ δ᾽ ἔδοξε τὸν μὲν ἐν Τροίᾳ μόρον
Ἑλένης ἐᾶσαι, ναυπόρῳ δ᾽ ἄγειν πλάτῃ
Ἑλληνίδ᾽ εἰς γῆν κᾆτ᾽ ἐκεῖ δοῦναι κτανεῖν,
ποινὰς ὅσων τεθνᾶσ᾽ ἐν Ἰλίῳ φίλοι. (869—72).

———

ἐλθοῦσα δ᾽ Ἄργος ὥσπερ ἀξία κακῶς
κακὴ θανεῖται καὶ γυναιξὶ σωφρονεῖν
πάσαισι θήσει. (1049—51; vergl. dazu Faust 8535 f.)



Und Helena erkennt diese Burg der Wirklichkeit (9136); die Binde, die ein „holder Wahn", wenn man so sagen will, um ihre Augen gelegt hat, fällt langsam. Die Nebel werden vor ihrer Seele weggezogen. Die Szenenverwandlung selbst ist eins von den Zauberstücken Mephistos (vgl. 9050), nicht größer und nicht schwerer als der Weinzauber in Auerbachs Keller. Mit dem Eintritt in den Burghof ist ein Anfang, Helena zur Erkenntnis der Wirklichkeit zu führen, gemacht.

Aber Helena ist damit noch nicht ganz dem wirklichen Leben gewonnen. Den ersten Schritt hat Mephisto — in so vielen Dingen Fausts Schrittmacher — getan; den zweiten muß Faust tun. Dazu bedarf Faust der Aufklärung. Wer gibt sie ihm? Mephisto. Wann? Im Verlauf der Szenenverwandlung. Er ist während derselben verschwunden, hat gar nicht den Führer gespielt, brauchte es auch gar nicht bei dem Gaukelspiel. Vergebens fragt Helena: Wo bist du, Pythonissa? (9135). Er ist statt dessen zu Faust gegangen. Schon vor der Verwandlung hatte er diese Absicht angedeutet, beim Klang der fernen Trompeten, die aus Faustens, nicht Menelaos' Heer schmettern: „Sei willkommen, Herr und König, gerne geb' ich Rechenschaft" (9068).

Worüber will er ihm Rechenschaft geben? Über Helenas Illusionen und seine getroffenen Maßnahmen. So kann Faust ihnen Rechnung tragen und weiterbauen. Wie er das tut, läßt sich durch die ganzen folgenden Szenen hindurch verfolgen. Behutsam geht er zu Werke. Schon ein mal hatte er ja durch leidenschaftliche Übereilung Helena verloren, damals in der spiritistischen Beschwörung am Kaiserhof; diesmal will er nicht solchem Fehler verfallen. Er schmeichelt sich zunächst in Helenas Seele hinein durch Schätze und Redekunst, zwei Mittel, die bei einer Helena verfangen müssen und durch die schon Paris siegte. Der Erfolg zeigt sich. Helena überläßt ihre Schönheit dem galanten Manne zum ersten Liebesglück (9401—10). Dann gibt er ihr das Gefühl der Sicherheit:

„*Nur der verdient die Gunst der Frauen,*
Der kräftigst sie zu schützen weiß" (9444/45).

Zu diesem Zwecke läßt er seine gewaltige Heereskraft an ihr vorüberziehen. Einen Anlaß, diese Heeresmacht zu zeigen, bietet Mephistos Trugmeldung von Menelaos' Heranziehen. Von einem wirklichen Herannahen des Menelaos kann keine Rede sein, denn sonst hätte Lynceus, der Turmwächter, die Meldung erstatten müssen oder er hätte sich, kaum begnadigt, ein zweites Mal schwerste Pflichtverletzung zu schulden kommen lassen. Menelaos existiert eben in Wirklichkeit nicht (Faust zu Phorkyas: „leeren Hauchs erschüttere du die Lüfte. Hier ist nicht Gefahr" 9439/40) — aber er existiert noch in Helenas Seele; wir sagten, daß noch nicht *alle* Illusionen von ihr genommen seien. So geht Faust auf diese Meldung Mephistos, die ein abgekartetes Spiel zwischen ihnen ist, ein. So erklärt sich der Inhalt seiner Anrede an seine Heerführer (9446—81); so fördert er seine eigene Sache: Durch das Gefühl absoluter Sicherheit, das er Helena gegenüber Menelaos gibt, bringt er diesen langsam in Vergessenheit, löst er sie innerlich von ihm.

Faust bleibt dabei nicht stehen. Er verwendet noch ein zweites Mittel, die Illusion über Menelaos aus Helenas Seele zu verdrängen. Wie man einen mit einer fixen Idee behafteten Menschen zu heilen sucht, indem man ihn auf andere Vorstellungen bringt, so zaubert auch Faust in dem herrlichen Hymnus auf Griechenland (9506—60) Landschaftsbilder vor Helenas Seele, um damit das Bild des Menelaos vollends zuzudecken. Und erst als er glaubt, daß ihm dies gelungen ist, erst dann spricht er „neben ihr sitzend" das bedeutsame Wort:

„*So ist es mir, so ist es dir gelungen;*
Vergangenheit sei hinter uns getan!" (9561/62.)

Von jetzt ab ist von Menelaos nicht mehr die Rede. Helena lebt in der Wirklichkeit; Faust hat sie nicht nur der Unterwelt, sondern auch ihren Illusionen entrungen, er hat sie sich errungen. Der Liebesbund kann geschlossen werden. Und wie das erste Hinübergleiten Helenas vom Traumleben zur Wirklichkeit durch eine Szenenverwandlung symbolisiert wurde, so ihr völliger Eintritt ins wirkliche Leben durch einen abermaligen Szenenwechsel. Verschwiegene Lauben in Felsengrotten nehmen das glückliche Paar auf, aus dessen Vereinigung Euphorion entsprießt in ähnlich wunderbarer Weise wie Hermes dem Bunde des Zeus mit der Atlastochter Maja, von dem die Bergnymphe Kyllene in den 1912 entdeckten „Spürhunden" (Ἰχνευταί) des Sophokles sagt:



„Zeus stieg, weil er's im ewgen Rate
ersann, hier in des Berges Grund,
der Atlastochter Maja nahte
der Gott und schloß der Liebe Bund,
und sie gebar in stiller Grotte
ein schönes Knäblein ihrem Gotte . . . .
Das Kindlein aber wächst so jach,
daß in der Brust mein Herz erschrickt.
Fünf Tag', daß in die Welt es blickt,
und schoß empor, ein Jüngling fast,
und springt umher ohn Ruh und Rast.
Solch wunderbaren Göttersproß
birgt und beschützt mein stilles Schloß.“

(Übersetzung Eskuche: Griech. Einakter 1913 S. 46/47, vgl. Phorkyas-Erzählung V. 9596 ff.)

Fassen wir das Ergebnis der Untersuchung zusammen, so ergibt sich folgendes:

Die Szene „Vor dem Palaste des Menelaos zu Sparta“ ist dramatische Versinnlichung der Illusionen, des Traumlebens der Helena; die Szene „Innerer Burghof“ zeigt uns das Hinübergleiten der Seele Helenas vom Traumleben zur Wirklichkeit; von der „Grottenszene“ an lebt Helena in der Wirklichkeit.

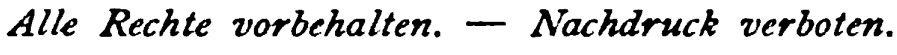
Noch ein Wort über den Chor. Lienhard meint, daß der Chor aus Elementargeistern bestehe, die zum Helena-Spuk für kurze Zeit verkörpert waren (Kommentar S. 85). Das ist nicht richtig. Der Chor kommt vielmehr wie Helena aus der heidnischen Unterwelt, über die Mephisto keine Macht hat. Das geht aus den Worten des Chors während der Nebel-Verwandlung hervor:

„Was geschieht? Gehn wir? . . . Schwebt nicht etwa gar
Hermes voran? Winkt nicht der goldene Stab
Heischend, gebietend uns *wieder* zurück
Zu dem unerfreulichen, grautagenden
Ungreifbarer Gebilde vollen
Überfüllten, ewig leeren Hades?“ (9113—21; vgl. auch 9975—80; 9988.)

Sie sind also mit Helena von Proserpina heraufgesandt, gewinnen dann aber das irdische Leben so lieb, daß sie außer der Chorführerin nicht mit Helena zu den „unfruchtbaren Weiden“ (9977) des Hades zurückkehren wollen, sondern auf der schönen Erde im Tageslicht bleiben — als Elementargeister gemäß den Worten der Chorführerin:

„Wer keinen Namen sich erwarb noch Edles will,
Gehört den Elementen an; so fahret hin!“ (9981/82.)

Die Helena-Tragödie Goethes ist, bei aller Anregung des ihm vertrauten Euripides, dessen Helena, Orestes und Troades er für sie benutzte, des Dichters eigenstes Werk und als „Schmerzenskind“ wohl auch ein besonders liebes ihm gewesen. Er hat sie nicht nur durch ihre Stelle in den Mittelpunkt des zweiten Teiles des Faust gerückt, sondern auch der Bedeutung nach als „Gipfel und Achse“. Und das kann sie, als Traum *und* Wirklichkeit aufgefaßt, auch sehr wohl sein. Denn in alle Wirklichkeiten des zweiten Teiles spielt die Phantasiewelt stark hinein (vergl. Mummenschanz und Geisterbeschwörung am Kaiserhof; Mephistos Zauberkünste zur Gewinnung der Schlacht; die symbolischen Gestalten im 5. Akt usw.); und der zweite Teil endet in einer überirdischen Welt, zu der uns nur die Phantasie aus dieser Welt der Wirklichkeit hinübertragen kann.



Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.



Zu dem Aufsatz

Zur Praxis und zur Psychologie der älteren Buchbinder. II.

Von Bibliothekar Dr. phil. M. J. Husung in Münster i. W.

1 3 7 10 13

Rollen des Meisters N. P.












14 17 18 21

Rollen des Meisters N. P.



23


29



31


32

Rollen des Meisters N. P.

Zu dem Aufsatz

Ein Pamphlet „Von der München ursprung“ vom Jahre 1523.

Von der München vrsprung.

Jo. viij.
Vos ex patre diabolo estis: et desideria patris vestri perficietis.

Alle menschen kommend hie hereyn
Hört wo die Münch her kommen sein
Wo her sy iren vrsprung han
Will ich euch hie zu wissen thun
Lucifer füret alle seine tag
Eyn grosse jemerliche klag
Beklagt sich im leyb so ser
Besorgt wie daß er schwanger wer
Ein grausam gestalt bey im entpfandt
Der gleych auff erd nye ward erkandt
Nach grossem ratschlag hyn vnd her
Wuchs im der bauch vnd leib so ser
Daß er daran wolt zerprochen sein
Yedoch zuletst strackt er die bein
Riß mit gewalt den hyndern auff
Do fiel herauß ein solcher hauff
Von mancher gestalt seltzam manir
Dort zwölff da sechß/dort drey/da vier
Hetten allsament kutten an
Etlich weyb die andern man
Es was das seltzamst wunder thier
Daß im warlich drab grauset schier
Es ist gantz glatzet hyndern orn
Vber den kopff herab geschorn
Was es erdenckt das darff es thun
Solt es sich drumb verbrennen lan
Im ist auff erden nichts zuvil
In aller sach brauchts widerspill
Als er den butzen anblickt
Sein krafft für diser gestalt erschrickt
Do er sach kotten mancherlay
Hub an ein sölch grausam geschray
Mit grosser forcht verwundert sich
Awe was hab gemacht ich
Ein wunderthier mit geschwindem list
Das aller Teuffel maister ist
In allem betrug seltzam finantz
Lugend sy all nur irer schantz
Liegen daß sich die balcken biegen
Damits den gmeynen man betriegen
Auff das ir kasten keller füllen
Nach leybs lust brauchen iren willen
Die pawren müssen hacken tresschen
Den München ir gurgel wesschen
Vnd so ein gestorbner münchstag kumpt
Hands drey tag davor auffgetrumpt
Ir sackpfeyff auff das fest gestimpt
Wie es sich dann zum gelesack zimpt
Alles nur auß eym stinckenden pracht
Dem gmeynen volck ein gplerr gemacht
So man das Kyrie elayson sing
Daß yeder dar ein pfenning bring
Am werckrag jalstu acht drauff han
So nit vil lewt in kirchen gan
Mit einem liechtlein kommens gerent
Recht wie ein Katz das maul verbrent
Ja zinden nit ein kertzen an
Vnd muß der Priester finster stan
Der list ein tütel für ein d
Damit nit grosser kost auffgee
Vnd sammlen doch in aller welt
Vil liechter da man meß bey helt
Yedoch sicht man keins zünden an
Die alt weyb sy gewenet han
Die lassen nit ir alteart
Die sy all gewenet haben hart
Die kommen mit den liechtlein trabt
Die hands drey tag im seckel gehabt
Bringens dem armen bruder dar
Ja kempstu mit eym kolben har
Daß man in den fischhamen klopffet
Den bschorn zaun voln herausser zopffet
Vnd leret sy halten götlich zier
Daß in Complet zum arß auß fier
Darnach den tag so trabens vmb
Reich eck kein gaß was nie so krumb
Die sy nit all durch strichen han
Bey yeder magt vnd fraw sy stan
Keyn schlamp mag nergen nit zergeen
Dar zu kumpt ein münch oder zween
Keyn hun/Cappun kein gütter fisch
Keyn prater haß der in entwisch
Die sich gar hüpschlich schieben drein
Damit kein praß noch gutter wein
In gantzer statt in werd verraten
Sy müssen im ein kappen schrotten
Vnd wo sy gand sauffen sich voll
Ja glüen wie ein glumend kol
Da von sy faist vnd lestig sein
Aussgemesst recht wie die becker schwein
Sölten auch teglich geben brot
Daß man den armen helff auß not
Auch speiß die vberblieben wer
So kommens mit eym geschlepper her
Ich glawb daß nur spülwasser sey
Sy geben weder krawt noch brey
Ja kochen nit eins quintlins mee
Damit nit grosser kost auffgee
Auff daß werd gemert ir gut vnd gelt
In gleyssnerey betriegen die welt
Seind reissendt wolff in schaffes schein
Füren die welt in helsche pein
Darumb ich Lucifer frey sag
Es ist kein volck auff disen tag
Durch welchs mein Reich mer gefüllet wirt
Darumb vns dann herwider gbürt
In geben hie gwalt/eer/ vnd gut
Vnd ewig lon in helscher glut

M. D. XXiij.

Ein Pamphlet „Von der München ursprung" vom Jahre 1523.

Von

Saxo.

Mit einem Bilde.

Als am Morgen des Festes Assumptionis Mariae (15. August) im Jahre 1523 der Kaplan des Nonnenklosters zu Weida sich zur Messe begeben wollte, fand er am Klostertor ein Pamphlet angeheftet, das „der München Ursprung" behandelte und mit einem dem Inhalte des Gedichtes entsprechenden Holzschnitt versehen war (Weimar, Gesamtarchiv KK Nr. 1459). Unmittelbar wird man durch diesen Holzschnitt erinnert an die „Deutung der zwo greulichen Figuren, Bapstesels zu Rom und Mönchkalbs zu Freiberg in Meißen erfunden. Philippus Melanchthon. D. Martinus Luther. 1523"[1] und an die „Abbildung des Bapstum durch Mart. Luth. D. Wittemberg 1545".[2] Unser Blatt steht im Zusammenhange mit der Anfang des Jahres 1523 außerordentlich mächtig werdenden Bewegung, die den Austritt aus den Nonnenklöstern betrifft. Schon in der *Anfang März* erschienenen „Deutung" hatte Luther gesagt: „Hutt euch, Munch und Nonnen. Es gillt euch warlich mit ernst unnd last euch gottis vermanung nicht ein schertz seyn. Werdet ander munch und nonnen odder last kloster und kutten ligen und werdet widderumb Christen, ehe euch die zeyt ubereylet und darnach nicht kundet, wenn yhr gern wollttet, die yr ytzt nicht wolltet, weyl yr wol kundt. Und yn sonderheit bitte ich euch demutigklich, yhr lieben herrn vom Adel, helfft ewern freunden und kindern auß dem grewlichen ferlichen stand. Denkt, das sie auch menschen sind eben als yr und ja so hart verpunden sind dem natturlichen orden als alle ander und nicht muglich ist, das ein solch grosse menge sollten keusche odder willigklich Junkfrawen seyn. Ich will das meyne thun und euch alle gewarnet haben.[3] Wenige Wochen nach Erscheinen dieser Schrift, am Ostersonnabend (4. April) entwichen neun Nonnen aus dem Kloster zu Nimbschen bei Grimma.[4] Luther rechtfertigte das Geschehene in seinem wenige Tage darnach ergangenen offenen Sendschreiben: „Ursach und Antwort, daß Jungfrauen Klöster göttlich verlassen mögen"[5], auch hier „die Herren vom Adel und alle frumme Biederleute, so Kinder in Klostern haben", ermahnend, jenen zum Austritt zu verhelfen. Nicht ungehört verhallte Luthers Wort. Am Pfingstmontag (25. Mai) wurden drei andere Nimbschener Nonnen von ihren adeligen Verwandten weggeholt.[6] Vier Wochen später aber (24. Juni) kann Luther seinem Freunde Spalatin berichten, daß sechzehn Nonnen das Augustiner-Nonnenkloster zu Wiederstädt (nicht weit von Hettstädt) verlassen hätten.[7] In diese Bewegung gehört nun unser Flugblatt. Vielleicht hilft die Veröffentlichung dazu, insbesondere den Verfasser der Verse festzustellen.

1 Weim. Ausg. XI S. 357 ff. — Konrad Lange, der Papstesel. Göttingen 1891.

2 Vgl. Lange, a. a. O. S. 87 ff. — Schleusner, Luther als Dichter. Wittenb. 1892. S. 204 ff. — Köstlin-Kawerau, Luther II S. 602.

3 Weim. Ausg. XI S. 385.

4 Köstlin-Kawerau, a. a. O. I. S. 558 f. — Kroker, Katharina v. Bora. Leipzig. O. J. S. 32 ff.

5 Weim. Ausg. XI S. 385 ff.

6 Köstlin-Kawerau, a. a. O. I S. 559.

7 Enders, Luthers Briefwechsel. Bd. 4 S. 168.

Zur Praxis und zur Psychologie der älteren Buchbinder.

Nach Einbänden in der Universitäts-Bibliothek zu Münster i. W.

Von

Bibliothekar Dr. phil. M. J. Husung in Münster i. W.

II. Der Rollenstempel.

2. Der Meister mit dem Monogramm N. P.

Mit dreizehn Bildern.

Es sind vierunddreißig Stempel, und zwar bis auf einen Plattenstempel sämtlich Rollen, die ich für den Meister N. P. habe festlegen können. Davon sind achtzehn signierte Stempel, während die übrigen, nichtsignierten, durch den gleichzeitigen Gebrauch signierter Stempel als demselben Meister gehörig bez. als zum mindesten in seiner Werkstatt gebraucht zu bestimmen sind. Und zu diesen Feststellungen boten die Pressungen auf sechzehn Einbänden der Münsterischen Bibliothek das Material; hinzugezogen wurden natürlich die stets wertvollen Bookbindings and rubbings of bindings des W. H. James Weale, welche die schon verhältnismäßig lange Reihe noch verlängern halfen.

Ein Musterbuch der im sechzehnten Jahrhundert in den Buchbinderwerkstätten benutzten Stempel stellt dieses Material des Meisters N. P. dar; die meisten der geläufigen Motive sind darin vertreten. Und da zu damaliger Zeit die große Kunst viel mehr als jetzt auch das Kunstgewerbe durchdrang, bilden die Stempel unseres Buchbinders eine reiche Quelle für die Stoffe, deren sich die Kunst jenes Jahrhunderts zur Darstellung bediente. So boten die biblischen Geschichten, das Alte wie das Neue Testament, viele Motive. Wir sehen auf unseren Rollen Josuas und Davids Triumphe, wir sehen aber auch des letzteren und seines Sohnes Salomons Scheitern am Ewig Weiblichen. Mit den drei Stammvätern des jüdischen Volkes wechseln die Propheten, der Heiland mit Johannes dem Täufer und Paulus. Weiter dürfen, außer anderen Bildern, nicht fehlen die Sünde von Adam und Eva und die Eherne Schlange in der Wüste, der Kreuzestod des Erlösers und seine Auferstehung. Dann aber leihen Mythologie und alte Geschichte dem Stempelschneider die Stoffe. Es erscheinen Hektor und Alexander, Augustus, Pompeius und Nero. Besonders interessant ist die Darstellung des Liebesgottes Cupido, nicht minder jene der vier beim Parisurteil beteiligten Personen. Weiterhin folgen Musen und Tugenden, von letzteren Spes und Fides, Fortitudo und Justitia, Prudentia, Charitas und Patientia, ja sogar Judith, Lucretia und selbst Cleopatra. Personifiziert ist auch die Reihe der sieben Planeten, die in eigentümlichem Aufzuge sich darbieten. Schließlich ist selbst die Zeitgeschichte, der durch Luthers Auftreten hervorgerufene Glaubensstreit, nicht zu vergessen, so daß alles in allem ein reiches Material sich erschließt, das da in der Werkstätte des Meisters N. P. zum Schmücken der Einbände gebraucht wurde.

Und *wann* hat nun dieser Meister, der uns vorläufig noch unbekannt bleibt, gearbeitet? Seine datierten Stempel sind in den fünfziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts, von 1550 bis 1559, geschnitten worden; nur zwei seiner Rollen tragen das Jahr 1549 als Datum der Herstellung. Anzuführen sind noch zwei Stempel vom Jahre 1545 bez. 1546, die unser Meister N. P. von einem Meister W. G. erworben zu haben scheint. Die Bücher aber, die mit all diesen Rollen geziert wurden, sind in den Jahren 1520 bis 1599 gedruckt worden, so daß im allgemeinen eine lange Benutzungsdauer der Stempel anzunehmen ist.

Und *wo* hat der Meister N. P. gearbeitet? Weale hat dafür in seinen Bookbindings Köln angesetzt. Eine Anfrage beim Kunstgewerbemuseum dieser Stadt brachte mir durch die dortige Stadtbibliothek die Auskunft, es sei von dem Meister nichts bekannt. Als ich mir deshalb im September 1919 von dem englischen Gelehrten selber Rat holen wollte, kam mir von dessen Tochter, von Frances C. Weale, die Antwort, daß der Vater in seinem sechsundachtzigsten Jahre am 26. April 1917 gestorben sei; das aber könne sie getrost behaupten, daß der Vater stets sehr sorgsam die Gründe für und wider abgewogen habe, ehe er einen

Buchbinder einer bestimmten Stadt zugewiesen hat.[1] Deshalb möchte ich auch selber, bis entscheidende Beweise mich eines Besseren belehren, vorläufig bei Köln als der Wirkungsstätte des Buchbinders N. P. verbleiben. Denn drei bez. vier von den Münsterischen Einbänden hat unser Meister für das ehemals zur Erzdiözese Köln gehörende Prämonstratenserkloster Wedinghausen bei bez. jetzt in Arnsberg gefertigt, weiter einen Einband für das Benediktinerkloster Werden an der Ruhr. Dazu kommt, daß ich ja gerade auf der Münsterischen Bibliothek so viele Arbeiten des Meisters N. P. gefunden habe, ein Umstand, der bei den vielseitigen Beziehungen Kölns zu Münster bez. zu Westfalen nicht wundernehmen wird.

Das sei schließlich noch gleich erwähnt, daß ich nur *einen* Meister N. P. annehme und daß ich in diesem Meister N. P. einen *Buchbinder* und nicht einen *Stempelschneider* erblicke, Behauptungen, für die sich im Laufe der Abhandlung die Beweise ergeben werden.

●

1. Aus der biblischen Geschichte, und zwar aus der Geschichte Israels, sind die Motive der ersten, in Blindpressung gehaltenen Rolle genommen, und der Stempelschneider hat den zu seiner Zeit so beliebten Stoff hier zu besonders charakteristischen Bildern verarbeitet. 31 · KONI · VON · IOSV · lautet die Unterschrift zu dem ersten Rollenbildchen, das den Josua im Spitzbart, mit Panzer, wallendem Helmbusch und dazu mit der Linken auf ein mächtiges Schwert gestützt, über seine Feinde triumphieren läßt. Mit ihren Kronen liegen die Könige nach rechts und nach links zu den Füßen des Siegers. Rechts aber über dem Triumphator, links von der Spitze eines die Darstellung nach rechts abschließenden Baumes, steht die Signatur des Buchbinders, jenes NP, das wir nun noch öfter wiederfinden werden. Dem Bildchen vom Siege Josuas über die Feinde Israels folgt eine Erinnerung an die Sünde Salomons. Der kniet, mit der Krone auf dem Haupte, betend vor einer Säule, die ein heidnisches Idol trägt, auf das ihn zudem eine zu seiner Rechten befindliche Frau, eines von seinen heidnischen Weibern also, hinweist; SALOM · D · FRA · BE · lautet die erklärende Beischrift. Zwei Bilder aus der Geschichte von Salomons Vater, von David, reihen sich an. DAVI · SLE · GOL ·, David schlägt Goliath, will die Darstellung erzählen. Und so steht denn vor dem mit einem Spieße bewaffneten Riesen der kleine, bereits mit der Krone geschmückte David, der in Kampfesstellung gerade mit der tödlichen Schleuder ausholt. Dem Triumphe Davids folgt als letztes Bild seine Sünde, sein Verfehlen mit Bethsabee, der Gattin des Hethiters Urias, die später die Mutter Salomons geworden; DAVI · MIT · PERS · heißt die Erläuterung. Auf dem offenen Balkone seines Palastes steht, in Sehnsucht nach vorn geneigt, der König David mit der Harfe. Unten aber, wohl am Wasser, in dem sie gebadet, sitzt, zum Teil nackt, Urias' Weib, hinter der eine Dienerin steht, die hinauf zum Könige weist. Bethsabees Haltung deutet darauf hin, daß die lockenden Lieder des königlichen Sängers sie schon betört haben; ihrer selbst vergessen, mit erschlafften Gliedern und dem Gesange Davids lauschend, ist des letzteren neue Geliebte dargestellt. Oben über dem Haupte des Königs aber, unter dem Abschlußbogen dieses letzten Bildchens, steht als Datum der Herstellung dieser an Inhalt wie an Ausführung schönen Rolle, die übrigens die Figuren alle in ganzer Länge bietet, die Jahreszahl 1549.

2. Jedoch nicht nur mit dieser einen Rolle[2] ist der Münsterische Band Cn 6430, 4° geschmückt, der des Horaz zu Basel im Jahre 1555 durch Heinrich Petri gedruckte Opera umgibt, die einst einem Franciscus Mucer gehört haben und im Jahre 1818 in den Besitz des in Westfalens Bücherschätzen sehr gut bewanderten Ludwig Tross (geb. 1795, gest. 1864) gekommen sind. Um das blind gelassene rechteckige Mittelstück nämlich, das mit einer vergoldeten Palmette ausgestattet ist, schließt sich, dieses Mal in Goldtiefpressung, der Abdruck einer schmaleren Rolle an. Wiederum ist die Materie religiös, und zwar folgen sich, jedesmal in halber Länge, Moses mit Stab und den Gesetzestafeln, unterschrieben LEX · MOS ·, Christus mit der kreuzgeschmückten Weltkugel: GRA · CRI ·, Johannes der Täufer, kenntlich durch sein härenes Unterkleid, durch ein halbgeöffnetes Buch und die Worte ECCE · ANG ·, und

1 Es interessiert vielleicht, daß ich aus guten Gründen meinen Brief an den englischen Gelehrten in lateinischer Sprache schrieb. Darauf kam von der Tochter des bereits Verstorbenen die Antwort auf Deutsch, in unseren haßerfüllten Tagen gewiß ein schönes Zeichen und ein Grund mehr zu der Hoffnung, daß der Völkerunfriede nicht ewig währen werde, zum mindesten nicht auf dem an sich politisch indifferenten Gebiete der Kunst und der Wissenschaft. Fräulein Frances C. Weale teilte mir u. a. auch mit, daß ihr Vater, der verdienstvolle Forscher auch auf dem Gebiete des Bucheinbandes, noch ein Buch über die Einbände des Britischen Museums begonnen, aber nicht mehr vollendet habe. Was davon geschrieben sei, gehe bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Tochter hofft, daß des Vaters Buch später einmal vom Britischen Museum herausgegeben werde.

2 Weale sah die gleiche Rolle Nr. 1 um eine Biblia Latina, Stephanus 1557; vergleiche Rubb. 754a.



Paulus mit offenem Buche und einem Schwerte: P·DOCTO·. Zwischen diesem Rollenabdruck und der zuerst geschilderten Israel-Rollenpressung, die den Rand des Buches schmückt, ist ein schmaler, glatter Streifen ausgespart, der oben und unten, in den Schmalseiten also, doppelt gehalten ist und der in den Längsseiten vier, in den Breitseiten drei kleine Blütenstempel in Goldtiefdruck trägt. Vorder- und Rückseite des Bandes aber sind in völlig gleicher Weise geziert.

3. Diese letzte Rolle, Nr. 2, besaß keine Signatur. Für ihre Zugehörigkeit zur Werkstatt des Meisters N. P. spricht jedoch, abgesehen davon, daß sie mit der signierten Rolle Nr. 1 auf ein und demselben Bande gebraucht wurde, auch der Umstand, daß es eine mit dem Monogramm NP versehene Rolle mit fast gleichen Motiven gibt. Um das Buch H^8 472, 4^0 der Münsterischen Universitäts-Bibliothek, das des Guilelmus Tyrius Belli sacri historia, Basel 1549: Nikolaus Brylinger und Johannes Oporinus umfaßt, findet sich nämlich als äußerster Randschmuck der Abdruck einer Rolle, die folgende vier Teile enthält: Isaias, mit einer Kapuze, hält in seinen Händen ein Band, auf dem geschrieben steht: SVPER·SOLIV·DAV·. Unter diesem, ebenso wie die anderen Personen als Halbfigur gegebenen Propheten steht die Signatur und die Jahreszahl 15 NP 50, und darunter wiederum, auf einem Täfelchen: PRINCIPATV·EIVS·SVRRV·. Es folgt sodann ein älterer Christus, der mit der Rechten segnet, während die Linke die Weltkugel trägt; hierunter bietet das Schildchen die Worte: DATA·EST·MICHI·OMNES· (! für omnis, scil. potestas). In härenem Gewande bietet sich hierauf Johannes der Täufer dar, der ein fähnchengeschmücktes Lamm vor sich hat und der mit den Worten ECCE·ANGNVS·DEI· auf den Erlöser hinweist. Als letzter kommt David, mit der Krone auf dem Haupte, der die Harfe spielt und dessen Worte DE·FRVCTV·VENTRIS·TV· wie jene des Johannes gleichfalls auf den Heiland deuten. Es ist also diese im übrigen nicht ungeschickt geschnittene Isaias, Christus, Johannes der Täufer und David-Rolle im Inhalte nicht ganz ungleich jener unsignierten Moses, Christus, Johannes der Täufer und Paulus-Rolle, nicht zuletzt durch die Beifügung der Spruchtäfelchen.

Bereits hier sei eine Wirkungs- bez. Bestellstätte des Meisters N. P. erwähnt. Mit dem letzten Stempel Nr. 3 als alleinigem Rollenschmuck bepreßt ist nämlich der Band Vg 1240, 4^0 der Münsterischen Bibliothek, der des Bernardus Dessenius Cronenburg De compositione medicamentorum, Frankfurt bei Egenolf 1555, umschließt. Dieses Buch, in dem er selber auf Seite 60 vom Verfasser erwähnt wird, hat, wie die Notiz auf dem Titelblatte es besagt, der um die Bibliothek seines Klosters sehr verdiente Abt Hermann von Holte (1540—72) im Jahre 1560 seiner Abtei Werden an der Ruhr geschenkt; auf der Innenseite des Vorderdeckels steht, auf Pergament gemalt, über die ganze Fläche hin sein Wappen. Daß aber unser Meister N. P. den Band speziell für das Kloster Werden bez. für dessen Abt gefertigt hat, beweisen auf einer von Anfang an matt gelassenen Leiste oben am Mittelfelde die von dem ursprünglichen Bindemeister eingepreßten Buchstaben VVEERDEN; unten am Mittelstück steht die Jahreszahl 1555 als Zeitpunkt der Anfertigung des Einbandes.

4. Der Meister N. P. scheint überhaupt den auch sonst nicht unbeliebten Inhalt der Rollen 2 und 3 sehr gern gehabt zu haben. Um das auf der Universitäts-Bibliothek zu Amsterdam aufbewahrte Buch B. Ariae Montani Elucidationes in quatuor Evangelia, Antverpiae 1575, befindet sich nämlich nach Weale, Rubbing 752a, außer dem Abdruck einer anderen Rolle noch folgende Pressung: Isaias, ebenso wie die anderen Personen in ganzer Figur gegeben, hält auch hier ein die Worte SVPER SOLIVM tragendes Band und ist als ESAIA bezeichnet. DAVIT (!) mit der Krone auf dem Haupte spielt die Harfe, ein kindlicher Christus, EMANV, hebt die Hand zum Segen und trägt in der anderen die kreuzgeschmückte Weltkugel. Wie bei der zweiten Rolle beschließt PAVLS (!) mit erhobenem Schwerte und einem geschlossenen Buche die Reihe; über seinem Haupte steht das NP und die Jahreszahl 1557.

5. Nicht signiert, aber durch die gleichzeitige Verwendung einer signierten Rolle als Werkzeug unseres Meisters N. P. bestimmt, ist eine andere Rolle bei Weale, Rubbing 755b, die sich auf der Stadtbibliothek zu Mainz um ein Missale Romanum, Venetiis 1555, abgerollt findet. Hier sind es Figuren in dreiviertel Länge, die durch die Schildchen DAVID, ESAIE, EMANV und PAVLI von einander getrennt sind.

6. Signiert, aber wohl ohne Jahreszahl, ist eine dritte Rolle bei Weale, Rubbing 753, die derselbe um die Chronica Joannis Sleidani, Pfortzheim 1557, gesehen. Hier fehlen zwar die Benennungen der Personen, die in halber Größe sich bieten. Aber Isaias trägt auch dieses Mal das Band mit dem SVPER SOLIVM DAVID und David selber spielt die Harfe. Für Christus bez. das Erlöserkind steht jetzt die Madonna, und Paulus hält wieder Buch und Schwert.



Es sind also fünf Variationen des im Grunde gleichen Themas, die wir beim Meister N. P. feststellen konnten, nämlich:

Isaias	Johannes d. T.	Christus	David			3. Rolle
Isaias		Emanuel	David	Paulus		4. Rolle
Isaias		Emanuel	David	Paulus		5. Rolle
Isaias		Madonna	David	Paulus		6. Rolle
	Johannes d. T.	Christus		Paulus	Moses	2. Rolle

7. Kehren wir jedoch zurück zur 3. Rolle. Es war erwähnt worden, das dieselbe als Randschmuck auf dem zweiten von uns betrachteten Münsterischen Bande gebraucht ist. Nach innen schließt sich nun an dieselbe der Abdruck eines Rollenstempels an, der eine ganz vorzügliche Arbeit darstellt und der trotz seines feinen Schnittes im Leder eine sehr schöne Pressung bietet. Inmitten zierlicher Weinranken mit Blättern und Trauben, an welch letzteren schlanke Vögel naschen, finden sich, jedesmal über einem Vögelchen, vier Medaillons. Und zwar zeigt das erste derselben, das rechts die Signatur NP trägt, einen nach links blickenden bärtigen und behelmten Mann, während der unbärtige des zweiten Medaillons, nach rechts schauend, einen leichten Kranz um das Haupt gewunden zu haben scheint. Als dritter folgt, barhäuptig nach links gewendet, ein älterer Mann mit halblangem, spitzen Barte, während das vierte Medaillon einen zur Rechten sehenden unbärtigen jüngeren Menschen in einer Kopfbedeckung zeigt, die ebenso wie jene der ersten Person auf einen Krieger deuten könnte.

8. Auch dieses Motiv der in Laubwerk oder in Ornamenten angebrachten Medaillons, von Ternionen oder Quaternionen, wie sie die Renaissance so sehr liebte und wie dieselbe sie, was Form und Inhalt angeht, in abwechslungsvollen Reihen besaß, hat der Meister N. P. in seiner Werkstatt in verschiedener Art auf seinen Rollen gebraucht. So beschreibt Weale, Rubbing 742b, einen in der Universitäts-Bibliothek zu Utrecht um des Dionysius Carthusianus Enarratio epistolarum et evangeliorum de sanctis, Coloniae 1542, befindlichen, hierher gehörigen Rollenabdruck mit den Worten: Gracefully curving vine branches with grapes alternating with four medallions containing profile busts of a crowned monarch, two helmeted warriors, one with the cipher NP and a bareheaded man, dated 1551. Es ist hier also eine große Ähnlichkeit mit Rolle Nr. 7 festzustellen, nur daß bei letzterer die Jahreszahl fehlte.

9. Die Amsterdamer Universitäts-Bibliothek besitzt nach Weale, Rubbing 752b, um das schon bei der 4. Rolle erwähnte Werk B. Ariae Montani Elucidationes in quatuor Evangelia, Antverpiae 1575, einen verwandten Stempelabdruck, der aber nur drei Medaillons aufweist. Die Erklärung zu dieser Rolle, die Weale, Rubbing 743b, auch noch um eine Biblia, Lutetiae 1546, gesehen, lautet: Gracefully curving vine branches with grapes, alternating with three medallions containing profile busts of a helmeted warrior, dated 1551, and of two bareheaded men. Es ist diese Rolle also ohne Signatur; sie wird jedoch durch die gleichzeitig mit gebrauchten signierten Rollen Weale Rubbing 752a und 743a als dem Meister N. P. gehörend erwiesen.

10. Wieder etwas anders ist ein Rollenstempel, den ich im Mittelfelde[1], als Umrahmung eines Rechtecks und als dessen beide Diagonalen um des Lucanus De bello civili, Francofurti 1551, = Münster Co 11, gefunden habe. Diese sehr schön gearbeitete und trotz des reichen Schmuckes in der Pressung vorzüglich wirkende Rolle zeigt inmitten verschlungener Weinranken mit Blatt und Früchten drei Medaillons, von denen das erste eine nach rechts schauende, mit einem Kranze geschmückte männliche Büste bietet, bei der rechts unten das Monogramm des Meisters N. P. sich findet. Nach rechts blickt auch der zweite barhäuptige Mann, zur Linken dagegen der dritte, der gleichfalls ohne Kopfbedeckung dargestellt ist. Zwischen diesen drei Medaillons aber ist je ein kletternder, nackter und beflügelter Knabe angebracht, die zusammen der wirklich kunstvoll gehaltenen Rolle ein besonders lebhaftes Moment aufprägen.[2]

11. Vier Medaillons wiederum finden wir auf einem Rollenabdruck um das bereits bei der Rolle Nr. 5 erwähnte, auf der Mainzer Stadtbibliothek aufbewahrte Missale Romanum, Venetiis 1555. Weales Worte, Rubbing 755a, lauten: Four medallions containing profile busts of men, one dated 1558, another bearing the cipher NP, alternating with panels of arabesque foliage of a metallic character springing from a central knop. Hier sind also keine Weinranken mehr verwendet.

1 Über die Umrandung dieses Bandes vergleiche weiter unten Rolle Nr. 31.

2 Weale verzeichnet übrigens unter Rubbing 745 einen Abdruck dieses Stempels um die Epitome Adagiorum des Erasmus, Lugduni 1553.



12. Auf demselben Bande ist übrigens noch vorhanden der nur ganz kurz beschriebene, aber doch hier zu erwähnende Rollenabdruck Weale Rubbing 755c: Band adorned with profile busts of men in medallions alternating with arabesque foliage. Obwohl unsigniert, gehört, durch Rolle Nr. 11 und Nr. 5 gestützt, auch dieser Stempel unserem Meister.

Es waren das also sechs unter sich in etwa ähnliche Medaillonrollen, abermals eine schöne Reihe im Besitze des Meisters N. P. Der Band aber, der uns hierbei als Ausgang gedient hat, bei dem die dritte, die Isaias, Johannes d. T., Christus, David-Rolle als Außenrand fungiert und bei dem die mit den vier Medaillons geschmückte Weinrankenrolle Nr. 7 sich nach innen anlegt, ist weiterhin so geschmückt, daß auf diese beiden nur schwach von einander getrennten Rollenabdrücke zur Mitte hin ein glatter Streifen folgt. Das Mittelstück aber, das gebildet wird durch eine Abrollung des Weinrankenstempels, die rechts und links von einem Streifen des soeben erwähnten Isaias-Stempels umgeben ist, hängt in den Ecken mittels der Medaillonstücke des Weinrankenmusters durch den glatten Streifen hindurch mit den beiden Außenrollen zusammen.

•

13. Hier reiht sich passend an ein fünfter Münsterischer Einband, der des Jesuiten Bellarmin De indulgentiis, Coloniae 1599, = Münster F^1 5676^a, umgibt. Die Mitte dieses Oktavbandes wird nämlich durch eine im Rechteck verlaufende Abrollung des ersten Medaillonmusters Nr. 7 gebildet, die im Innern einen glatten, durch senk- und wagerechte Linien eingefaßten Streifen übrig läßt, während ober- und unterhalb dieses Mittelstücks je ein breiteres, glattes Band sich findet. Hier weisen auf der Vorderseite des Bandes je drei Buchstaben oben und unten auf den ehemaligen Besitzer, der durch eine Inschrift[1] auf dem Titelblatte des Buches sich ergibt als F(rater) P(etrus) C(onradi) H(allenbergensis) C(onventus) W(edinghusani). Die Rückseite des Deckels trägt auf dem oberen glatten Bande dann noch die Zahl 1613 als Jahr der Herstellung des Einbandes, während der untere Streifen leer ist.

Es sind diese aufgedruckten Buchstaben für uns nicht ohne Lehre. Einmal könnte der für einen aus Hallenberg im Regierungsbezirke Arnsberg stammenden Insassen des ehemals zur Diözese Köln gehörigen Prämonstratenser-Klosters Wedinghausen[2] bei bez. in Arnsberg gefertigte Einband in die ungefähre Heimat des Buchbinders, hier des Meisters N. P., weisen, und sei es auch nur in der Hinsicht, das der Meister für das Kloster bez. auf Reisen in dem Kloster Wedinghausen gearbeitet hat. Und dann zeigt das Jahr der Herstellung des Einbandes, daß die Medaillonrolle Nr. 7, die auf dem zweiten im Jahre 1549 gedruckten Münsterischen Bande zusammen mit jener im Jahre 1550 geschnittenen Isaias, Johannes d. T., Christus, David-Rolle von Nr. 3 benutzt wurde, sogar im Jahre 1613, also über sechzig Jahre später, noch im Gebrauche gewesen ist.

Aber noch einen zweiten Rollenabdruck trägt dieser fünfte Münsterische Band. Als Randleiste ist eine Dreiknabenrolle in Tiefpressung gebraucht, ohne Signatur zwar und ohne Jahreszahl, aber durch die Mitverwendung des signierten Medaillonstempels Nr. 7 als dem Meister N. P. gehörend gesichert. Der eine Knabe ist als das Kind Jesu, als der Erlöser zu deuten, der mit den Füßen eine Schlange tritt und in der Linken zur Schulter hinauf das Kreuz als Zeichen der Marter hält, während die Rechte die Erdkugel, mit einem Kreuzlein darauf, führt. Über dem Christuskinde folgt, ohne Heiligenschein, ein Knabe, der, mit eingeknickten Knien auf einem halbrunden Sockel stehend, nach Weise einer Karyatide mit erhobenen Armen eine Art Kasten trägt, der mit Laubwerk verziert ist. Auf diesem Kasten wiederum befindet sich ein dritter Knabe, der mit beiden Händen über den Leib hin einen Stamm hält, der über der Schulter sich in Zweig und Blatt auszubreiten bez. zum Baume zu werden scheint. Ist das erste Kind durch den Heiligenschein und die Attribute unzweideutig als der Erlöser anzusprechen, so dürfte wohl von den beiden anderen Knaben ohne Heiligenschein jener mit dem (schilfgeschmückten?) Kästchen auf dem Haupte als Moses, der dritte mit dem vom Leibe aus zum Baume werdenden Stamme als David zu deuten sein, eine Zusammenstellung, die gewiß nicht unerträglich ist.

14. Wiederum religiöses Motiv zeigt ein sechster Münsterischer Einband, Dublette 6188, der sich um den zweiten Teil der in Basel im Jahre 1560 gedruckten Historiae sui temporis des Paulus Jovius befindet. Das Buch stammt, wie die Notiz auf dem Titelblatt es besagt, abermals aus dem Kloster Wedinghausen. Auf Vorder- und Hinterdeckel, ober- und unterhalb einer in der Mitte dargestellten Blüte bez. Palmette sind Doppeladler eingepreßt, die

1 F. Petrus Conradi Hallenbergensis 1612.

2 Vgl. den Besitzvermerk auf dem dritten Vorsatzblatte: Liber S. Mariae Sque Laurentii in Wedinchusen.



mit dieser zusammen das Mittelfeld bilden. Als Randschmuck ist um letzteres eine Rolle gebraucht, die wieder Signatur und Jahr trägt. Unter einem Manne in halber Größe und in Ritterrüstung steht nämlich 15 NP 58 verzeichnet, und es folgt, wiederum in Kriegerrüstung, die Krone auf dem Haupte und in der Rechten ein erhobenes Schwert, durch die Unterschrift festgelegt, SAVLVS. Weiter ist VRIAS unterschrieben ein dritter Mann im Panzer, dem dann, gekrönt und die Harfe spielend, DAVID sich anreiht. Diese drei Namen geben uns aber auch die Deutung für den ersten Mann, indem Joab, der Gehilfe Davids bei dessen Sünde und der Mörder des Urias, den Saulus, David und Urias passend sich zugesellt. Das aber ist sonderbar und es wird vielleicht noch einmal darauf zurückzukommen sein, daß auf den Rollenstempeln häufiger eine der dargestellten Personen, und zwar manchmal eine solche, die nicht einmal leicht zu deuten ist, unter sich nur die Signatur des Meisters und die Jahresahl der Herstellung trägt, während die anderen durch Namensschildchen eindeutig festgelegt sind. Denn hier in diesem Falle unter dem ersten Manne in der Ritterrüstung etwa den Meister N. P. sich vorzustellen, dürfte wohl schwerlich angehen, zumal die erwähnte Methode auch bei Rollen mit Frauendarstellungen angewendet wird.[1]

15. Eine ähnliche, unsignierte Rolle, die jedoch durch eine gleichzeitig mitverbrauchte signierte Rolle als dem Meister N. P. gehörig anzusehen ist, verzeichnet Weale unter Rubbing 754c. Auch hier sind es vier Personen in halber Länge. In etwa abweichend tragen jedoch die Täfelchen die Namen SAVEL, DAVIT und VRIAS, während die vierte Person, die auch Weale für Joab ansieht, unter sich die Jahreszahl 1557 führt.

Auch dieses Motiv hat demnach unser Buchbinder in doppelter Ausführung besessen. Der Umstand aber, daß der sechste Münsterische Einband eine nicht gerade sehr kunstvoll geschnittene, signierte Stempelpressung vom Jahre 1558 aufweist, während wir z. B. schon die Rolle Nr. 1 von 1549 und auch die Weinranken-Medaillonrolle Nr. 7 mit größter Kunstfertigkeit ausgeführt sahen, gibt wohl den Beweis, daß unter dem Monogramm N. P. der bei verschiedenen Stempelschneidern seine Rollen bestellende Buchbinder N. P. und nicht etwa ein stempelschneidender Künstler N. P. sich verbirgt.

16. Ein siebenter Münsterischer Einband des Meisters N. P. umschließt des David Chytraeus Explicatio Apocalypsis Johannis, Vitebergae 1575, = Münster B 8177. Hier ist abermals ein religiöser bez. biblischer Stoff verbraucht. Als Mittelfeld sind nämlich, oben und unten von einem glatten Bande begrenzt und in der Mitte durch Linien getrennt, zwei Streifen eines schmalen Stempels abgerollt, der die drei Stammväter des israelitischen Volkes darstellt. Es sind biedere Männer, die des Stempelschneiders Kunst da gefertigt, und die auf flatternden Bändern benannt sind, ABRAHAM mit mächtigem Barte und Haar, EISAC mit ganz kleinem Spitzbarte und zierlicher Haarlocke und IACOB mit mäßigem Backenbarte, in dem Mantel mit den großen Aufschlägen wie ein gemäßigter Reformator dreinschauend.

•

17. War dieser letzte Stempel, soweit die kurzen Abrollstreifen des Mittelstücks bei einem Bande kleinen Formates es erkennen lassen, ohne Meisterzeichen und ohne Jahreszahl, so ist dagegen die andere Rolle, die auf demselben Münsterischen Bande als Rand um das soeben geschilderte Mittelfeld gelegt ist, signiert und datiert. Und hatten wir bis jetzt, die Medaillonreihe abgerechnet, nur Stempel mit religiösem Inhalte, so kommen wir nunmehr zu einem ganz anderen Stoffe, zu den Musen nämlich, die zu damaliger Zeit sehr gern bildlich dargestellt wurden. In den Kleidern des Jahrhunderts präsentiert sich, ein Streichinstrument spielend, TERP[S]I[CHOR]E; über dem Namensschildchen unter der in Dreiviertellänge dargestellten Muse steht noch ein zweites Täfelchen mit dem Zeichen NP. Es folgt, die Flöte blasend, EVTERPE. Mit einer Mandoline zeigt ihre Kunst THALIA, über deren Namen die Jahreszahl 1549 an das Datum der Herstellung der Rolle erinnert, während das Buch selber ja frühestens 1575, d. h. also im Druckjahr, demnach mindestens sechsundzwanzig Jahre später, gebunden worden ist. Die Harfe spielend, kommt sodann als vierte und letzte Dame Calliope, auf dem Schildchen als CALIEO bezeichnet.

18. Mit einem achten Münsterischen Einbande, der sich um den Katechismus des Johannes Brentius, o. O. 1552, = Dublette 6194, befindet und der ein Mittelstück aufweist, das aus sieben mit stilisierten Blumen, Blüten und Früchten besetzten Feldern besteht, gelangen wir sodann von den Musen zu den Tugenden, deren personifizierte Darstellung, wie im damaligen Kunstgewerbe überhaupt, so auch beim Buchdeckelschmuck sehr häufig war. Wieder-

1 Vgl. z. B. Rolle Nr. 20.



um tragen die in Dreiviertellänge gegebenen und unter einer Art von Blumenbaldachinen stehenden Frauen die Kleidung der Zeit. Einen Anker im Arme haltend und die Hände gefaltet, blickt die SPES gläubig nach oben; in dem Laubwerk zu ihrem Haupte steht das Zeichen des buchbindenden Meisters, das NP. Einen Kelch mit darüber schwebender Hostie hält die V(!)IDES in der Rechten, während ihre linke Hand ein Kreuz leicht auf der Schulter trägt; oberhalb steht in dem Blattwerk, kaum sichtbar, die Jahreszahl 1551. Mit Wage und Schwert folgt die IVSTICIA, während die Fortitudo, als Sinnbild der Standhaftigkeit, eine Säule in den Händen führt. Die Schreibung V(!)ORD(!)ITVD[O] aber erinnert wie V(!)IDES an die häufig so schlechte Orthographie der damaligen Künstler. Dieselbe falsche Schreibung der beiden Tugendnamen beweist es uns auch, daß Weale, Rubbing 743a, den gleichen Stempelabdruck um eine Biblia, Lutetiae 1546, gesehen; die Signatur NP im Laubwerk oberhalb des Hauptes der Spes hat er gefunden, die Jahreszahl jedoch über der Fides ist ihm, wie es scheint, entgangen.

19. Eine richtig geschriebene FORTITVDO mit der Säule in den Händen, eine IVSTICIA, hier anscheinend nur mit dem Schwerte, unter der das NP und die Jahreszahl 1556 verzeichnet stehen, dazu bei dieser Rolle CHARITAS und PACIENCIA, alle vier dreiviertellang gehalten, registriert Weale, Rubbing 748, auf einem zu Lyon im Jahre 1554 gedruckten und jetzt in der Stadtbibliothek zu Mainz aufbewahrten Missale Romanum.

20. Ebenfalls vier Frauen bez. personifizierte Tugenden zeigt die Rolle, die ich früher[1] schon einmal, mit der weiter unten zu behandelnden Rolle Nr. 34 zusammen verwendet, auf den in den Jahren 1557, 1560 und 1561 gedruckten Bänden B 7666, D[2] 1427 und G[2] 4234 der Münsterischen Bibliothek behandelt habe. Die gleiche Rolle, zu gleicher Zeit gebraucht mit derselben Rolle Nr. 34 und der ebenfalls weiter unten zu betrachtenden Rolle Nr. 28, fand ich aber auch noch um ein neuntes Münsterisches Buch, E[3] 646 = Bapt. Platinae De vitis ac gestis summorum pontificum, Coloniae 1562. Zur IVSTICIA mit Schwert und Wage tritt hier eine PRVDENCIA mit dem Spiegel und eine IVDITH mit dem Schwerte und dem Haupte des Holofernes. Eine vierte, unbenannte weibliche Person, die eine Blume in den Händen hält, und die Weale als die Sweetneß, also wohl als die Dulcitudo deutet, hat unter sich stehen 15 NP 54.

21. Fünf Frauen dagegen weist ein zehnter Münsterischer Einband auf, der des Johannes Ravisius Textor Officina, Basel bei Nik. Bryling 1562, = X 3404, umgibt. Wiederum sind es Figuren von Dreiviertellänge, Frauen in den schönsten Kleidern der Zeit. Eine FORTID(!)VTO trägt in den Händen die Säule; über ihrer linken Schulter zeigt sich des Meisters Zeichen NP. Ebenso bekannt ist uns IVSTICIA mit Schwert und Wage. Zum ersten Male erscheint dagegen LVCRECIA, die sich den Dolch in die Brust stößt; rechts und links von ihrem Haupte steht die Jahreszahl 1553. Mit dem Spiegel in der Hand folgt PRVDENCIA, uns bereits eine Bekannte wie auch IVDID(!), die in der Rechten ein Schwert, in der Linken den Kopf des Holofernes trägt. Die ganze Rolle aber ist nicht ungeschickt gearbeitet und das Laubwerk zu Häupten der Frauen in besonders reicher Abwechslung gehalten.

22. Mit diesem Stempel wiederum verwandt ist eine Sechsfrauenrolle, die Weale um die zu Köln im Jahre 1542 gedruckte, jetzt in der Utrechter Universitäts-Bibliothek aufbewahrte Enarratio epistolarum et evangeliorum de sanctis des Dionysius Carthusianus gesehen und unter Rubbing 742a beschrieben hat; eine gleichzeitig mitgebrauchte signierte Rolle, jene von Nr. 8, weist auch diesen Rollenstempel dem Meister N. P. zu. Ein gekröntes weibliches Wesen, wie seine fünf Schwestern in Dreiviertellänge gegeben, hält eine Lilie und führt als Jahr 1550; Weale deutet diese Frau, wie bei Nr. 20 bereits erwähnt wurde, als Sweetneß, als Dulcitudo. Eine alte Bekannte ist uns sodann auch die PRVDENCIA mit dem Spiegel, der eine POLIA, also wohl die Polymnia, mit der Harfe folgt. Wiederum führt JVDIT das Schwert und das abgeschlagene Haupt des Holofernes, während als neue Größe, eigentlich wenig in die Gesellschaft reiner Frauen passend, aber wohl als Beispiel von Todesmut gedacht, CLEOPATRA erscheint, die eine Schlange zu tötlichem Bisse an ihre Brust hält. Als letzte stellt dann die keusche LVCRECIA, sich selbst den Tod gebend, den Akkord voll und ganz wieder her.

•

23. Die signierte Fünffrauen-Rolle von Nr. 21 ist auf dem zehnten Münsterischen Bande nicht allein gebraucht; sie umgibt darauf nur den Rand. In das glatte Mittelfeld des Deckels ist als Rhombus gestellt die Abrollung eines zweiten Stempels, der als etwas ganz Neues die Büsten von sechs abwechselnd nach rechts und links blickenden Männern in ebenso

1 Vgl. diese Zeitschrift Neue Folge, Jahrgang 10, 2. Hälfte, 1918—19, Seite 192 f.



sonderbarem Vereine wie in sonderbarer Darstellung bietet. Einem verhältnismäßig jugendlichen AVGV[S]T' mit kühngeschwungenem Jägerhütchen folgt mit reichlichem Haupt- und Barthaar, in einer Mütze, ein biederer POMPIO[1], also wohl Pompeius. Mit einem Hute wiederum ist bekleidet ALL(!)EXA[NDER], der in seinem halblangen Barte ziemlich, d. h. zu alt erscheint. Bei HECTOR schlängelt sich eine kühne Haarlocke unter dem Hute hervor, NERO mit einer Art hoher Krempenmütze wirkt, besonders auch durch den langen Bart, wieder recht alt. Die sonderbarste Figur aber ist die letzte, ein CVPIDO, unter dessen Namen der Stempelschneider sich etwas ganz Besonderes oder gar nichts vorgestellt haben muß. Ein schon bejahrter Mann mit groben Zügen und grobem Barte, eine Art phrygischer Mütze mit Nackenschutz auf dem Haupte, blickt da mit recht martialischer, nichts weniger als liebreizender Haltung in die Gegend, sodaß man zu der Erkenntnis kommt, daß der Meister, der diese Rolle gefertigt, besondere historische bez. mythologische Kenntnisse nicht besessen bez. bei Herstellung des Stempels nicht erst noch gemacht hat; es sind nur einfach Typen seiner Zeit, in der Tracht seines Jahrhunderts, die er da zu den Namen in das Metall geschnitten.

Es gehörte aber dieser Münsterische Band, der Eintragung auf dem Titelblatte entsprechend, einem Frater Vincentius Heller, O. P., also wohl einem Prämonstratenser. Und gerade solche Ordensleute beherbergte das Kloster Wedinghausen, das wir schon bei den Rollen Nr. 13 und Nr. 14 als Wirkungs- bez. als Bestellstätte des Meisters N. P. kennen gelernt haben. Und sonderbarer Weise fand ich in der Münsterischen Bibliothek die zu Wittenberg im Jahre 1558 bei Johannes Crato gedruckte Brevis enarratio aliquot psalmorum des Hieronymus Weller, = B 4370[2], die als einzigen Deckelschmuck Abrollungen dieses Pompio-Allexander-Stempels, wie ich ihn nennen möchte, um den Rand und als Mittelfeld aufweist, und die, auf dem Vorderdeckel eingepreßt, die Zahl 1567 als Bindejahr trägt; es stammt aber auch dieser Band, wie es der Eigentumsvermerk auf dem Titelblatte besagt, aus dem Kloster Wedinghausen, wo bez. für das der Meister N. P. also häufiger gebunden zu haben scheint.

24. Hier ist anzufügen eine der letzten ganz ähnliche Rolle. Es sind darauf dieselben sechs Personen, von Augustus bis Cupido, abgebildet, nur daß dieselben hier im ganzen noch etwas älter erscheinen, mit Ausnahme zwar des Cupido, der aber auch jetzt noch gut über dreißig Jahre zählt. Auch diese Rolle ist undatiert und unsigniert. Was sie aber von der Rolle 23 unterscheidet, ist auf den Täfelchen die Schreibart für Pompeius und Alexander; hieß es bei jener POMPIO und ALLEXA[NDER], so steht jetzt hier richtig geschrieben POMPEI' und ALEXAN[DER].

Ist die Pompio-Allexander-Rolle durch die Mitverwendung der Rolle Nr. 22 bestimmt als dem Meister N. P. gehörig zu erklären, so ist mit größter Wahrscheinlichkeit auch der Pompeius-Alexander-Stempel unserem Meister zuzuweisen; die Ähnlichkeit zwischen beiden ist doch allzu groß. Zudem stammt der mit der letzteren Rolle bepreßte Einband, = Münster B 4067, der das zu Basel im Jahre 1556 bei Hieronymus Froben gedruckte Psalterium Hebraicum umschließt, nach der Notiz auf dem Titelblatte aus dem Jesuitenkloster zu Münster. Und gerade diese Stadt hatte mit Köln, wo bez. in dessen Nähe wir wohl doch den Meister N. P. wirkend anzunehmen haben, viele Wechselbeziehungen; dazu kommt, daß wir weiter unten noch einen anderen, ehemals ebenfalls nach Münster gehörenden Einband mit der Signatur N. P. werden anführen können.

25. Nehmen wir aber die Pompeius-Alexander-Rolle für den Meister N. P. in Beschlag, so gehört ebendemselben auch der kleine zierliche Plattenstempel zu, der auf dem Münsterischen Psalterium Hebraicum, dem Bande der Rolle Nr. 24, zweimal das Mittelstück stellt. Christus hängt am Kreuze, und die Unterschrift lautet: TV ES SACERDOS IN [aeternum secundum ordinem Melchisedech]. Links unter dem Kreuze kniet, die Harfe spielend, David. Die Person rechts davon, die die Hände betend gefaltet hält, sieht mit dem gut gepflegten Barte und in der reichen Kleidung aus wie etwa einer der öfter dargestellten sächsischen Fürsten. Über den beiden Männern stehen noch die Worte: O FILI DEI MISERERE MEI.

26. Dieser Kreuzgruppe entspricht bis zu einem gewissen Grade eine andere, die sich als Mittelstück bietet zu einem weiteren, einem dreizehnten Münsterischen Einbande, der das Novum testamentum, graece et latine, Basel, bei den Erben des Nikolaus Bryling 1577, = Münster B 5985, umkleidet. Als Außenrand ist hier der Pompeius-Alexander-Stempel abgerollt. In der Mitte des Vorderdeckels aber hängt Christus am Kreuze, unter welchem rechts wohl Maria, links Johannes steht. Das Täfelchen unter dem Bilde, das das Wort SA[TIS]FACIO

1 Irrtümlich wohl für POMPI'.

2 Angebunden sind die Pericopae des Johannes Brentius, Frankfurt bei Peter Brubach 1564 gedruckt, und die Annotationes breves in epistolas dominicales, editae ab Hieronymo Wellero, Leipzig 1543 bei Nikolaus Wolrab.



trägt, und darunter die an einem Querbalken aufgehängte Eherne Schlange, die sich als Rest des folgenden Rollenabschnitts verrät, ebenso wie das Mittelstück des Hinterdeckels, auf dem der PECCAT[VM] unterschriebene Sündenfall Adams und Evas nebst dem oberen Teile eines aus dem Grabe auferstehenden Christus sich bietet, zeigt an, daß der Meister N. P., den wir auch hier annehmen müssen, von jenen damals so sehr beliebten Rollen besessen hat, die unter Peccatum den Sündenfall der Stammeltern, unter Satisfacio den Kreuzestod Christi und unter Justificatio seine Auferstehung darstellen, wozu dann noch die Eherne Schlange oder das Opfer Abrahams oder ein anderes Stück aus der biblischen Geschichte hinzuzutreten pflegte.

27. Hiermit stimmt in etwa überein, daß Weale, Rubbing 756a, eine signierte Rolle unseres Meisters N. P. um das im Jahre 1520 zu Hagenau gedruckte, jetzt im Bischöflichen Seminar zu Mecheln aufbewahrte Missale Argentinense beschreibt, die im Stoffe mit der Rolle Nr. 26 Ähnlichkeiten besitzt. Auch hier haben wir einen Crucifixus, zu dessen Füßen sich jedoch drei Personen finden; im Hintergrunde ist die Jahreszahl 1559 sichtbar. Als zweites Bild ist eine Verkündigung Mariä dargestellt, um sodann als drittes wiederum Christus zu zeigen, wie er siegreich aus dem Grabe auferstehend mit den Füßen den Tod niedertritt. In dem Baldachin über dem letzteren Bilde steht das Zeichen des Meisters N. P., zwischen den einzelnen Darstellungen aber zur Erklärung die drei Schrifttäfelchen:

IPSE PECCATA NOSTRA.
ECCE VIRGO CONCI.
MORS ERO MORS TVA.

28. Nicht signiert ist schließlich wieder ein vierter, hierher gehöriger Stempel, der sich neben den Rollen Nr. 20 und Nr. 34 auf dem neunten Münsterischen Bande, E^8 646 = Bapt. Platinae De vitis ac gestis summorum pontificum, Köln bei Maternus Cholinus 1562, befindet. Ohne erklärende Beischriften ist zuerst ein Crucifixus abgebildet, zu dessen Füßen rechts und links je eine durch die Darstellung der Gesichter direkt grotesk wirkende Person kniet. Es folgt ein älterer Christus, dessen Rechte zu segnen scheint, während die linke Hand die bekannte Weltkugel, mit dem Kreuzlein darauf, hält. Das dritte Rollenbild bietet die über ein Kreuz gehängte Eherne Schlange, von der nur links eine Person kniet und unter der, in einem Streifen, ziemlich groß die Jahreszahl 1546 steht. Es ist aber der in halber Länge gegebene Christus im Vergleich zu der Crucifixus-Darstellung und dem Bildchen mit der Ehernen Schlange so groß ausgefallen, und es ist überhaupt diese Rolle im ganzen so plump und in den Einzelheiten so wenig schön gearbeitet, daß es mir scheint, der weiter unten erwähnte Buchbinder-Meister W. G., dessen Stempel Nr. 34 sich ja auch hier mit der Rolle Nr. 28 verwendet findet, habe diese Rolle Nr. 28 sich einst bei einem weniger geschickten Künstler schneiden lassen, als es jene Stempelschneider gewesen sind, bei denen unser Meister N. P., der Erbe also bestimmt von Nr. 34, wahrscheinlich auch von Nr. 28, seine Stempel schneiden ließ. Der Umstand, daß gerade diese Rollen Nr. 28 und Nr. 34 im Jahre 1545 bez. 1546 gefertigt wurden, während alle die übrigen von unserem Meister N. P. gebrauchten Stempel (— die Rollen Nr. 1 und Nr. 17 abgerechnet, die im Jahre 1549 gearbeitet worden sind —) in den fünfziger Jahren geschnitten wurden, scheint mir diese Annahme zu bestätigen. Ich möchte also diese Rolle Nr. 28, die dann später in der Werkstatt des Meisters N. P. verwendet worden ist, als anfänglich für den Meister W. G. der Rolle Nr. 34, die später gleichfalls von unserem Meister N. P. gebraucht wurde, gefertigt ansehen.

Hier dürfte der Ort sein, daran zu erinnern, daß die sechs Köpfe zählende Pompio-Allexander-Rolle in ungefähr passend zusammen mit den fünf Frauen, den Sinnbildern von Tugenden, gebraucht worden war. Der Pompeius-Alexander-Stempel dagegen war zweimal mit je einem Crucifixus und anderen Darstellungen aus der hl. Geschichte zusammengestellt, so daß man ein Beispiel hat, wie wenig rücksichtsvoll die Buchbinder jener Zeit in der Auswahl der das Deckelleder schmückenden Stempel verfuhren. Ebensowenig feinfühlend war unser Meister N. P. weiter oben gewesen, als er den Musen Thalia, Calliope, Terpsichore und Euterpe die Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob zur Seite gab.

•

29. Eine gänzlich neue Materie bringt ein vierzehnter Münsterischer Einband, der sich um die im Jahre 1548 in Basel durch Nikolaus Bryling gedruckten Institutiones oratoriae des Quintilian, = Co 2988, befindet. Das Mittelfeld ist aus häufiger vorkommenden zu Eselsrücken zusammengesetzten gotischen Rauten gebildet; auf dem blinden Streifen oberhalb desselben steht die Jahreszahl (15)83, während man unten GVR liest. Ergänzend kommt



hinzu eine Notiz im Innern des Buches, durch die der Band als einstmals der Dombibliothek gehörend bezeichnet wird. Als Tatbestand ergibt sich aus Monogramm, Jahreszahl und Inschrift, daß das Buch im Jahre 1583 in den Besitz des in Münster wohlbekannten Domherrn Gottfried von Raesfeldt (geb. 1522, gest. 1586) übergegangen ist, aus dessen Erbschaft es im Jahre 1586 mit den anderen meist juristischen Büchern an die Dombibliothek zu Münster kam, die ihrerseits dasselbe bei der Säkularisation an die damalige Paulinische, die jetzige Universitäts-Bibliothek weitergeben mußte. Es wäre nun möglich, daß der Münsterische Domherr für das etwa in Köln ungebunden gekaufte Buch sich des in Köln arbeitenden Buchbinders N. P. bedient hätte. Andererseits scheint es mir wahrscheinlicher, daß Gottfried von Raesfeldt das Buch bereits gebunden (— in Köln vom Meister N. P. natürlich —) gekauft hat, worauf vor allem der lange Zeitraum hindeutet, der vom Jahre 1548, dem Druckjahre des Buches, bis zum Jahre 1583, dem Termine des Aufprägens des Monogramms GVR und der Jahreszahl (15)83 auf den Band, verflossen ist. Zur Erhärtung dieser meiner Annahme dürfte beitragen, daß ein anderer, gleichfalls aus der Dombibliothek stammender Band der Münsterischer Bibliothek untrüglich die Kennzeichen dafür trägt, daß er, bereits gebunden vom Meister N. P., in den Besitz des Gottfried von Raesfeldt gekommen ist, der dann nachträglich sein Besitzerzeichen, hier sein in der Münsterischen Bibliothek nur zu gut bekanntes wappengeschmücktes Superexlibris, hat einprägen lassen. Auf dem schon bei den Rollen Nr. 20 und Nr. 28 erwähnten Münsterischen Bande E[8] 646, der des Bapt. Platina im Jahre 1562 zu Köln bei Maternus Cholinus gedrucktes De vitis ac gestis summorum pontificum zum Inhalt hat, befindet sich nämlich als Mittelfeld u. a. ein mittels der Rolle Nr. 34, auf die wir unten noch kommen werden, hergestellter Rhombus, in den, sogar mit teilweiser Zerstörung des Rollenabdrucks, Gottfried von Raesfeldt sein Superexlibris hat pressen lassen. Das ist, wie das kaum leserliche Monogramm GVR und die noch weniger deutliche Jahreszahl 1582 in den schon von Anfang an geschmückten Streifen ober- und unterhalb des Rhombus es verraten, erst im Jahre 1582 geschehen, also zwanzig Jahre nach dem Druck des Buches, ebenso wie es beim Bande Co 2988 der Fall gewesen sein wird.

Kommen wir nun zu dem als Umrandung gebrauchten Stempel bei diesem letzteren Bande, so sind darauf als Personen in Dreiviertelslänge dargestellt und jedesmal in den halbrunden Streifen oberhalb der Darstellungen ausdrücklich mit Namen bezeichnet sieben Sternbilder, und zwar die Planeten der Alten. MARS in mächtigem Mantel und im Helm mit Federbusch, die Fackel des Krieges in den Händen, eröffnet die Reihe. Unten ganz links in der Ecke seines Bildes steht verschwiegen des Meisters Monogramm NP; darüber schlängelt sich, zur Rechten des Gottes hin, der Skorpion. Es folgt IVPPITER, wiederum als Krieger, mit der Lanze in der Linken, mit den Fischen als Sternbild und mit dem astronomischen Zeichen, um sodann einer leichtbekleideten VENUS, der liebreizenden Göttin mit den Attributen Pfeil und Herz, Platz zu machen. Weniger anziehend ist das neue Bild, in Mantel und großem Hute ein SATVRNVS, der im linken Arme eines seiner Kinder trägt, das er ja verschlingen wird; ein Mordinstrument, eine Art Sichel, führt seine Rechte. Zierlich hält LVNA eine Lanze, die oben ein Querholz hat; ein Krebs ist beigegeben als Sternbild, eine Mondsichel schwebt auf ihrer linken Hand. Als gekrönter Krieger, ohne Mantel, bietet sich SOL dar, vor und hinter dessen Namen die Jahreszahl 15—20 steht; seine Rechte führt eine Art langes Szepter, die Linke trägt auf einem Stabe das von Strahlen umgebene Antlitz der Sonne. MERCVRI[VS], im Kriegerkleide mit Mantel und dazu seinen Stab mit den beiden Schlangen, unten links außerdem das Bild der Zwillinge bietend, schließt die Reihe der als Personen dargestellten Planeten, die, wie bereits erwähnt, neben den Attributen ihrer Gottheit jedesmal noch Sternbild und Sternzeichen aufweisen.

30. Es verrät diese Rolle, ganz im Gegensatz zu jener von Nr. 23 und von Nr. 24, gute mythologische Kenntnisse des Stempelschneiders, was wiederum darauf schließen lassen dürfte, daß nicht etwa ein und derselbe Stempelschneider NP für alle vierunddreißig Stempel anzunehmen ist, sondern daß das NP auf einen Buchbinder deutet, der seine Stempel bei verschiedenen, mehr oder weniger kunstvoll arbeitenden und mehr oder weniger den Inhalt der Rollen beherrschenden Stempelschneidern hat arbeiten lassen. Die Figuren von Nr. 29 sind übrigens sehr lebendig gehalten und mit einer gewissen Eleganz und mit Abwechslung gegeben. Der Meister N. P. selber scheint denn auch diesen Stempel nicht ungern gehabt zu haben; er besaß davon ein zweites, sehr ähnliches Exemplar, das jedoch das Monogramm NP nicht unten links beim Bilde des Mars, sondern unterhalb der rechten Hüfte der Luna zu stehen hat. Eine Jahreszahl der Herstellung der Rolle scheint der Name Sol hier nicht zu führen. Im übrigen ist diese Rolle, die ich auf dem Münsterischen Bande X 1335 = Petri



Bembi Epistolae, Leonis Decimi P. M. nomine scriptae, Basel bei Froben 1547, gefunden, in der Darstellung äußerst ähnlich der Rolle Nr. 29, nur daß letztere im ganzen kunstvoller geschnitten erscheint. Wie ihre Vorgängerin, ist auch die Rolle Nr. 30 als Umrahmung eines dreigeteilten Mittelfeldes gebraucht, das zwei, fünf und zwei kleine Einzelstempel als Schmuck enthält.

31. Hier reihe ich, als in etwa zum Vorhergehenden passend, eine Rolle an, die bei jener von Nr. 10 die Umrandung des Bandes bildet.[1] Abermals ist der Stoff mythologisch. PALLAS, in halber Größe und nach rechts blickend, beginnt die Reihe der Personen. Sie ist vom Schoße aufwärts nackt, hat eine Kette um den Hals und auf dem Haupte ein Hütlein; rechts und links von ihrem Gesichte steht die Jahreszahl 15—52. Es folgt, gleichfalls mit gesenkten Kleidern, die IVNO. Barhäuptig und nach links gewendet, hat sie um den Hals ein Bändchen, an dem auf die Brust hinab ein kleines ovales Schmuckstück hängt. Die dritte ist die VENVS, und zwar eine Art Kallipygos. Eine doppelte Schmuckkette reicht ihr tief in den Rücken hinunter; die Rechte, die das herabgesunkene Gewand greift, hält zu gleicher Zeit einen Apfel, das Zeichen des Preises für ihre Schönheit, den sie über Pallas und Juno davontragen. Als vierte Person ist nämlich noch zu beschreiben PARIS, der Richter über die Reize der drei Frauen, der in verziertem, jedoch recht steifen Panzer sich bietet, nichts weniger als selber liebreizend, mit Bart und unter einer Sturmhaube.

•

32. Ganz anders gerichtet als dieses Parisurteil ist ein letzter Stoff, den der Buchbinder N. P. als Besteller bez. der Stempelschneider in Ausführung der Wünsche des ersteren der Zeitgeschichte entnommen hat. Es ist das eine nicht übel ausgeführte Reformatorenrolle, deren als Halbfiguren gehaltene Personen auf mit Namen versehene Balkone gestellt sind. Ein segnender Heiland, SALVATOR, trägt in der Linken die kreuzgeschmückte Erdkugel; über seinem Haupte, in einem Streifen, der auch zu dem Balkone der nächstfolgenden Figur gehören könnte, steht die Zahl 1551 als Jahr der Herstellung der Rolle. Schlank gehalten und asketisch wirkend folgt F(!)ILIPPVS ME[LANCHTHON], der in der linken Hand ein halboffenes Buch hält; direkt über seinem Scheitel findet sich des Meisters Monogramm NP. Massiger als Melanchthon gibt sich MARTINVS, also Luther, dem als letzter in kostbarer, pelzverbrämter Kleidung IOHANNES FR[IDERICVS] der Großmütige von Sachsen sich anschließt. Ich fand übrigens den mit dieser Rolle als Randschmuck gepreßten, sechszehnten Einband, der zudem ein aus sieben Feldern bestehendes, mit Einzelstempeln, Blättern und Früchten, verziertes Mittelfeld aufweist, um den im Jahre 1557 bei Albert Sartorius in Düsseldorf gedruckten ersten Band der Conciones des Jakob Schoepper, = Münster G^2 6034.

33. Einen Stempel mit ähnlichem Inhalte hat der Meister N. P. zugleich mit der Rolle Nr. 27 um das schon dort erwähnte, zu Hagenau im Jahre 1520 gedruckte und jetzt im Bischöflichen Seminar zu Mecheln aufbewahrte Missale Argentinense gelegt. Nach der Beschreibung von Weale, Rubbing 756b, sind darauf in ovalen Medaillons, die mit Namensschildchen und mit Laubwerk abwechseln, als Profilbüsten die Reformatoren Martin Luther, Philipp Melanchthon und ihr Vorläufer Johannes Hus dargestellt, denen hier Erasmus von Rotterdam zugesellt worden ist.

Über das Religionsbekenntnis des Meisters N. P. kann z. Z. nichts ausgemacht werden. Aber auch bei einem in Köln wirkenden, katholischen Buchbinder dürfte eine Reformatorenrolle uns nicht wundernehmen. Man muß sich damals, ganz besonders auch im Kunstgewerbe, des Ernstes des Religionsstreites wohl nicht voll und ganz bewußt geworden sein, oder die Zeit des Überganges hat die Gegensätze noch nicht klar zutage treten lassen, oder man hat den Streit nicht so sehr die Religion als die allgemeinen Verhältnisse angehend aufgefaßt. Und schließlich hat man eben auch auf die Übereinstimmung zwischen Buchinhalt und Schmuck des Einbandes nicht allzuviel gegeben. Wie wäre es sonst möglich, daß das bei den Rollen Nr. 27 und 33 erwähnte Meßbuch für die Diözese Straßburg vom Jahre 1520, das zudem jetzt dem Bischöflichen Seminar zu Mecheln gehört, mit den Bildern von Hus und Luther und Melanchthon geschmückt worden ist! Denn der Erasmus, der hier hinzutritt, könnte ja nur in dem Falle mäßigend bez. erklärend wirken, wenn man ihn als den Erasmus der späteren Jahre, als den Gegner der Reformation, auffaßt, und nicht, was er zuerst gewesen, als einen Begrüßer derselben.[2]

1 Bei dem Münsterischen Bande F^1 1290, Loci communes theologici . . . autore Erasmo Sarcerio, Francofurti apud Christ. Egenolph. 1539—44, bildet diese Rolle Nr. 31 den einzigen Schmuck, und zwar die Umrandung.

2 Die Möglichkeit, daß der Einband zu dem Missale kein Originaleinband gewesen, d. h. daß er vorher einem anderen Buche angehört habe, lasse ich, zumal bei dem sicherlich großen Formate des Missale, außer acht.



34. In diesem Zusammenhange ist anzuführen, daß die unter Nr. 20 beschriebene Rolle des Meisters N. P. dreimal, und daß ebendieselbe Rolle Nr. 20 noch einmal, jetzt zwar noch mit der Rolle Nr. 28 zusammen, zu gleicher Zeit mit dem Rollenstempel eines Meisters W. G. vom Jahre 1545 gebraucht worden ist. Es zeigt aber dieser letztere Stempel außer der Signatur W. G. und der Jahreszahl 1545 und außer Kandelaberornamenten und einem Wappenschildchen obendrein in zwei Medaillons einen behelmten Mann und eine mit einer Haube geschmückte Frau. Dazu tritt bei dieser Rolle vor allem noch ein Täfelchen, das die sechs Buchstaben V. D. M. I. E. T. trägt, die Verbum Domini Manet In Eternum Tempus bedeuten, Worte also, die den Trotzspruch der Protestanten gegenüber den Katholiken darstellten, indem die ersteren damit den alleinigen Wert der hl. Schrift ausdrücken wollten gegenüber der Mitgeltung der Tradition bei den Altgläubigen. Dieser V. D. M. I. E. T.-Stempel schlösse sich demnach inhaltlich sehr gut den Reformatorenrollen Nr. 32 und Nr. 33 an. Und trotzdem er im Jahre 1545 für einen Meister W. G. geschnitten worden ist, dürfen wir ihn doch, als auf irgend eine Weise in den Besitz des Meisters N. P. übergegangen, den in der Werkstatt dieses Meisters N. P. gebrauchten Rollen zuzählen. Ist er doch auch, was schon oben bei der Rolle Nr. 28 als eine Art Beweis angeführt wurde, bereits im Jahre 1545 geschnitten, während die datierten Rollen des Meisters N. P. alle, die Rollen Nr. 1 und Nr. 17 vom Jahre 1549 ausgenommen, in den fünfziger Jahren ausgeführt worden sind. Anzunehmen aber, daß die vielen Stempel unseres Meisters N. P. in späteren Jahren in den Besitz und den Gebrauch des nur mit dem einen Stempel Nr. 34 vertretenen Meisters W. G. gekommen sind, das wäre gegen alle Wahrscheinlichkeit.

Zuletzt sei, zugleich als eine Art Nachtrag zu dem in dieser Zeitschrift N. F. Jahrgang 10, 2. Hälfte, 1918—19, Seite 190 ff. Gesagten angeführt, daß selbst für den Gebrauch des Spruches V. D. M. I. E. T., ebenso wie für den Gebrauch der Reformatorenrollen, eine ganz reinliche Trennung in katholische und in protestantische Benutzung nicht angenommen werden darf. Ist doch, wie nun schon öfter bemerkt wurde, der Band E[8] 646 der Münsterischen Bibliothek, der des Bapt. Platina im Jahre 1562 zu Köln bei Maternus Cholinus gedruckte Buch De vitis ac gestis summorum pontificum zum Inhalt hat, außer mit den Rollen 20 und Nr. 28 auch noch mit der V. D. M. I. E. T.-Rolle Nr. 34 bepreßt. Und dabei ist dieser Band, zwar bereits gebunden, im Jahre 1582 in den Besitz des der neuen Lehre gewiß nicht huldigenden Münsterischen Domherrn Gottfried von Raesfeldt gelangt, der den V. D. M. I. E. T.-Stempel, wenn er ihn überhaupt gesehen und sich gedeutet hat, nicht nur nicht auf dem Buche duldete, sondern das letztere auch der Bibliothek seines Domes vererbte, wo dasselbe dann vom Jahre 1586 bis zur Säkularisation verblieben ist.

Jedoch man kann, wie gesagt, in diesem Falle vielleicht noch annehmen, Gottfried von Raesfeldt habe die V. D. M. I. E. T.-Rolle auf dem schon gebunden in seine Hand gekommenen Bande nicht erkannt bez. sich überhaupt nicht erklärt. Ich fand nun aber in der Münsterischen Bibliothek ein Breviarium ordinis Sancti Benedicti observantiae Bursfeldensis (= Pellechet 2959), das einst dem Kloster Wedinghausen zugehört hat, wo, wie die Notiz im Innern des Buches und zugleich der Aufdruck M. H. M. 1593 auf dem Vorderdeckel es beweisen, ein Frater Melchior Hövelmann aus Münster im Jahre 1593 sich das Buch mit Erlaubnis seiner Oberen in usum simplicem angeschafft hat. Sehe ich von dem in diesem Falle nebensächlichen Rollenschmucke ab, der hier übrigens in Medaillons mit behelmten bez. bemützten Köpfen besteht, so trägt der Hinterdeckel des Einbandes eine in Tiefdruck gehaltene, einstmals vergoldete Plattenpressung, nämlich die Darstellung des Sündenfalles, unter dem als Zeitangabe der Herstellung des Stempels die Jahreszahl 1545 zu lesen ist. Einen ehemals gleichfalls vergoldeten Plattenabdruck weist, wiederum in Tiefpressung, auch der Vorderdeckel auf, und zwar ist hier eine nur schwer noch erkennbare Kreuzgruppe dargestellt, unter der, ebenfalls zur Platte gehörend, die fünf Buchstaben V. D. M. I. E. (— dieses Mal also, wie es auch häufiger vorkommt, ohne T[empus] —) sich bieten. Wir haben demnach die Tatsache zu konstatieren, daß der Wedinghauser Mönch es ertragen hat, daß der uns natürlich unbekannte Buchbinder dem Breviere, das der Kleriker doch mehrmals täglich in Benutzung nahm, den einstigen Wahlspruch der Protestanten, und das sogar auf die Vorderseite des Buches, aufpreßte, ein Umstand, der eben nur aus den bereits oben bei der Rolle Nr. 33 erwähnten Gründen oder schließlich auch noch daraus zu erklären ist, daß im Jahre 1593 sowohl der Mönch wie der Buchbinder die Buchstaben auf dem von letzterem irgendwoher erworbenen, bereits im Jahre 1545 geschnittenen Stempel überhaupt nicht mehr verstanden haben.



Bibliophiles Allerlei aus England.

Von

Dr. Max Maas in München.

I. Die *Originalbriefe von Madame du Deffand an Horace Walpole,* die im Jahre 1912 publiziert worden sind und eine Fülle gesellschaftlicher, kulturhistorischer und politischer Dinge enthalten, sind bei Sotheby in London zur Versteigerung gelangt. Sie waren nur wenige Jahre vorher zu Meaford durch Mrs. Paget Toynbee entdeckt worden, die sie noch vor ihrem Tode zum Druck vorbereitet hat. Die Briefe sind 838 an der Zahl; sie datieren von 1766—1780 und Horace Walpole hat sie mit Anmerkungen versehen. Da Mad. du Deffand blind war, so sind sie von ihrem Kammerdiener Wiart und anderen für sie geschrieben worden. Walpole hatte letztwillig verordnet, daß sein Teil an dieser Korrespondenz vernichtet werden soll. Aber fünf seiner Briefe, die durch Zufall erhalten worden sind, wurden in der gleichen Versteigerung aufgeworfen, ebenso ein Exemplar des „Recueil de divers ouvrages", der von Mad. du Deffand herrührt mit Walpoles Anmerkungen und noch andere Bücher und Schriften, die mit diesen beiden Persönlichkeiten in Beziehung stehen. In der gleichen Versteigerung kamen auch Voltairiana und Montesquieu-Dinge zur Versteigerung und unter dem Namen „Thraliana" bekannte sechs Manuskriptbände, welche Tagebücher der Mrs. Thrale und Anekdoten enthalten, die Dr. Johnson Mrs. Thrale erzählt hat. Die Einträge in diese Bücher gehen bis zum 30. März 1809.

II. *Neu gefundene Shakespeare-Literatur.* In einem Landhause in Shropshire ist ein Band Shakespeareiana gefunden worden, der den Vergleich mit dem „Venus- und Adonisband", der kurz vor Weihnachten in den Auktionsräumen der bekannten Firma Sotheby in London von den bekannten amerikanischen Bibliophilen Huntingdon für 15100 Pfund erworben worden ist, dem höchsten jemals für ein Buch auf einer Auktion gezahlten Preis, durchaus aushält. Der Besitzer des neu an das Licht getretenen Bandes ist erst, nachdem er in den Zeitungen von diesem Verkauf bei Sotheby gelesen hat, darauf aufmerksam geworden, welchen Schatz er besitzt. Der Neufund hat natürlich auch den Wert des Huntingdonschen Bandes als angenommenen Unikums verringert. Dieser enthielt:

1. Shakespeares „Venus und Adonis" 4. Ausgabe, 1599, einzig bekanntes Exemplar.
2. Shakespeares „Passionate pilgrim" und „Sonnets" 1. Ausgabe, 1599, nur noch ein weiteres Exemplar ist bekannt.
3. „Epigrammes and elegies" by Sir John Davis und Christopher Marlowe, ungefähr 1598.

Der neuentdeckte Band enthält:

1. Shakespeares „Passionate Pilgrim" and „Sonnets" 1599.
2. Shakespeares „Lucrece" 3. Ausgabe 1600; nur noch ein weiteres Exemplar bekannt.
3. Thomas Middletons „Ghost of Lucrece", 1600; Unikum und bisher gänzlich unbekannt.
4. „Emaricdufe" von E. C., einem Autor, der bis jetzt noch niemals indentifiziert werden konnte, 1595. Nur noch ein weiteres Exemplar ist bekannt.

„The Morning Post" schreibt über den Fund: Der einem Herrn R. F. Burton, der in der Umgebung von Shrewsbury einen Landsitz hat, gehörige Band ist wichtig ebenso in bibliographischer wie in literargeschichtlicher Hinsicht. Thomas Middletons bis jetzt niemals erwähntes Werk beweist das literargeschichtliche Interesse. „Passionate Pilgrim" und die „Sonnets" sind hier nur als Fragment erhalten, obwohl dieses Fragment einen großen Teil des Werkes enthält. Seine 27 Blätter (von 34) sind aber aus zwei Ausgaben hergeleitet, von



denen die eine als Erstausgabe in dem Huntingdonschen Band enthalten ist. Aber die andere Ausgabe, von der die neugefundene fragmentarische mit abgeleitet ist, war bis jetzt unbekannt und enthält Druckfehler, welche in der Huntingdonschen korrigiert sind; somit geht das Anrecht der letzteren als einer Erstausgabe verloren. — Weiter: Die fünfte Ausgabe von „Venus und Adonis" ist bekannt und zwar in dem Exemplar der Bodleiana, aber das Exemplar der Bodleiana entbehrt des Originaltitels, und der Manuskripttitel, der an seine Stelle gesetzt worden ist, ist unkorrekt, wie der neugefundene Band beweist. Die Titelblattseite des neugefundenen Exemplars ist Unikum und stellt das Datum und den richtigen Titel der fünften Ausgabe fest. Der interessante Band sollte am 23. März bei den Herren Sotheby zur Versteigerung kommen, wurde jedoch vor der Auktion zurückgezogen und freihändig für 15000 Pfund weiterverkauft.

III. *Autographenbibliographie und Preisliste.* Ein neu erschienener Band des englischen Nachschlagebuches „Autograph prices current" von E. H. Courville ist, obwohl meistens englische Autographen und solche, die den englischen Sammlern am Herzen liegen, darin beschrieben und mit den Auktionspreisen verzeichnet sind, auch für unsere Autographensammler von Wichtigkeit. Dieser 4. Band, der die Zeit vom August 1918 bis Juli 1919 umfaßt, handelt über die Versteigerungen von Abteilung III und IV der Sammlung Alfred Morrison und von Abteilung I der Sammlung Yates Thompson, ferner über Teile solcher berühmten Sammlungen wie die von T. I. Barratt, Fairfax Murray, Medici, Huth, Sir Thomas Phillipps und George Coward. Nelson betreffende Autographen in diesem Band laufen über 30 Seiten; es befindet sich darunter das Log-Buch des Kriegsschiffes „Victory" vom 19. September 1805 bis 15. Januar 1806, das der oberste Segelmeister Thomas Atkinson geführt hat. Diese kostbare Reliquie brachte auf der Morrison-Auktion 5000 Pfund und ging später als Geschenk in den Besitz der englischen Nation über. Neben dem Herausgeber des „Autograph prices current" ist der gelehrte Bibliophile A. G. E. Phillips an dem Werke tätig, der die Bearbeitung der Abteilung „frühe Manuskripte" übernommen hat. Burns, Byron, Napoleon, Scott, Shelley, Swift und Washington sind die nächst Nelson meist genannten Namen in den Auktionen der letzten Saison. Der Herausgeber erwähnt in seinen Bemerkungen noch besonders eine Anzahl interessanter Dickens-Briefe und macht darauf aufmerksam, daß ein großer Teil der wichtigen Autographen aus den Auktionslokalen nach Amerika geht, wo sie dann ein für allemal bleiben; denn aus den amerikanischen Sammlungen kehrt nicht viel mehr nach Europa zurück. Bibliophilen, die solches, nach Amerika übergegangenes Material weiter verfolgen wollen, müssen die Resultate amerikanischer Auktionen kennen zu lernen suchen, und Courville hat deshalb die Absicht, die Resultate der wichtigsten amerikanischen Auktionen in sein Preis-Handbuch aufzunehmen, das auf diese Weise noch wertvoller sein wird. Speziell wird gelobt, wie die Exzerpte aus den aufgezählten Manuskripten zur Charakterisierung gemacht sind.

Von der oben erwähnten Autographensammlung Yates Thompson kamen am 23. März bei Sotheby in London 26 Manuskripte und 8 Inkunabeln zur Versteigerung; ein seltener Fall, daß nur 34 Nummern in einer einzelnen Auktion zum Aufruf gelangen. Die Manuskripte stehen auf der höchsten Höhe englischer Illuminierkunst. Die Bücher markieren den Übergang von der Schreibkunst zum Buchdruck. Die 26 Manuskripte sind alle englischen Ursprungs, die Bücher datieren von 1466 bis 1498 und kommen aus Deutschland, Frankreich und Italien. Die Bücher haben noch viel Gemeinsames mit den Manuskripten, denn sie sind in Gold und Farben herrlich illuminiert, teilweise auch mit übermalten Blockdrucken geschmückt. Die Cosmographia von 1482 ist das erste Buch mit Holzschnittkarten. Cicero, Plinius, der hl. Thomas und Josephus sind die Autoren der Bücher. Eine andere Eigenschaft der Sammlung ist die, daß die verschiedenen Vorbesitzer dieser Kostbarkeiten fast in allen Fällen mit größter Sorgfalt festgestellt worden sind, wobei teilweise überraschende Resultate zutage kamen. Das Stundenbuch der „Elizabeth ye Quene" gehörte der Gattin Heinrichs II., die im Jahre 1465 geboren war, aber ihr Gebetbuch datiert ihren Geburtstag um ein halbes Jahrhundert voraus. Das Manuskript enthält ein Gebet für die Seele der „Cesill, Herzogin von Warwick", die später John Tiptoft, Earl of Worcester heiratete, der im Jahre 1470 geköpft wurde. Und eine andere historische Persönlichkeit „Edwardus, Dux Bukynghan", der ein Vetter der Elizabeth war und im Jahre 1521 enthauptet worden ist, hat seinen Namen hineingeschrieben. Die Überlieferung behauptet, daß das Gebetbuch auch im Besitz der Maria Stuart gewesen ist. Nachher kam es in die Bibliothek des Earl of Ashburnham. — Ein anderes Manuskript, das Werke des Cassiodor und Seneca enthält, ist im Jahre 1220 in

Waltham Abbey geschrieben und dekoriert und blieb dort bis das Kloster im Jahre 1540 aufgehoben worden ist. Dann gelangte es in den Besitz von Sir Nicholas Bacon, dem Vater von Sir Francis Bacon und verblieb während drei Jahrhunderten im Besitz dieser Familie.

Die erzielten Preise waren:

Englische Manuskripte: 1. Hegesippus, De Excidio Judeorum, 12. J., £ 730. — 2. Life and Miracles of St. Cuthbert, 12. J., £ 5000. — 3. Cassiodorus und Seneca, 13. J., £ 450. — 4. Der Carrow-Psalter, 13. J., £ 4100. — 5. Die Salvin Horae, 13. J., £ 2000. — 6. Biblia Nicolai de Bello, 13. J., £ 480. — 7. Apocalypse mit Commentar des Beregaudus, 12. J., £ 5700. — 8. De la Twyere-Psalter, 14. J., £ 1950. — 9. Sacrum Missale der Sherbrooke Familie, 14. J., £ 860. — 10. Psalter des John of Gount, 14. J., £ 4000. — 11. Horae der „Elizabeth ye Quene", 1400—1415, £ 4000. — 12. De Grey-Horae, 15. J., £ 1270. — 13. Lusher-Psalter, 15. J., £ 500. — 14. Wingfield-Horae, 15, J., £ 2200.

Wiegendrucke: 15. Cicero, De Officiis, Fust und Schöffer, Mainz 1466, £ 450. — 16. Justinianus. Schöffer, Mainz 1468, £ 1400. — 17. Plinius. Jenson, Venedig 1472, £ 1200. — 18. Vulturius. Verona 1472, £ 1200. — 19. St. Thomas Aquinas. Venedig 1478, £ 390. — 20. Ptolemäus. Ulm 1482, £ 690. — 21. Josephus. Vérard, Paris 1492, £ 550. — 22. Larbre des Batailles Vérard, Paris 1493, £ 280.

Französische und italienische Manuskripte: 23. Bible historiale du Duc de Berri, 2 V., £ 1250. — 24. Augustinus de Civitate Dei, Duc de Berri, £ 850. — 25. Vincent de Beauvais, Speculum historiale Duc de Berri, 14 J., £ 6700. — 26. Boccaccio, des Cleres et nobles femmes Admiral de Coëtivy, 15. J., £ 8900. — 27. Horae des René von Lothringen, £ 4800. — 28. Horae des Louis von Anjou, Bastard von Maine, 15. J., £ 450. — 29. Horae des Antoine Großbastard von Burgund, 15. J., £ 860. — 30. Psalter Paduanischen Ursprungs, 13.—14. J., £ 8000. — 31. Evangelienbuch des Papstes Pius II. Aeneas Silvius, 15. J., £ 520. — 32. Psalter des Cosimo dei Medici, 15. J., £ 1725. — 33. Breviarium des Herzogs Hercules von Ferrara, 15. J., £ 1800. — 34. Stundenbuch der Dionora, Herzogin von Urbino, 16. J., £ 2700.

IV. *Die Briefmarken im englischen Kriegsmuseum.* In dem englischen Kriegsmuseum bilden, wie natürlich, auch die während des Krieges ausgegebenen Postwertzeichen einen wichtigen Ausstellungsgegenstand, bestimmt, ebenso zu belehren wie den Betrachtern ein gewisses Vergnügen zu bereiten. Leider sind auch hier die siegenden Völker besser daran, denn wer bei uns diese Kriegsreliquien betrachtet, wird dabei das Gefühl der Trauer und der Wehmut nicht los werden können.

Wie es scheint benützen die siegreichen Völker auch diese Gelegenheit, um sich an Deutschland zu reiben. „Times" sagen in einem Leitartikel, daß die Briefmarken das effektivste Werkzeug seien, um den Siegesbeweis durch die Welt zu tragen und ebenso den Sieg den Beschauern der Ausstellung vor Augen zu führen. Welcher Gegensatz könne beredter sein, als die für die deutsche Okkupation Belgiens überdruckten Marken, wenn sie neben den belgischen Marken ausgestellt sind, die für die belgische Okkupation deutscher Gebiete gedruckt sind? Kann irgendein Bewohner der entferntesten Andengegenden am Triumph der verbündeten Nationen über die zentraleuropäischen Mächte zweifeln, wenn er einen Brief empfängt, der den Kopf des ehemaligen österreichischen Kaisers trägt, überdruckt von den siegreichen Jugoslaven, oder wenn er littauische Marken sieht, die auf die Rückseite erbeuteter deutscher Generalstabskarten gedruckt sind? In den östlichen Provinzen Thraziens, das die Bulgaren verloren haben, hat die Entente Marken mit dem Bildnis Ferdinands mit ihrem Stempel überdrucken lassen. Die Türken gebrauchten einmal spezielle Marken für ihren Sieg von Gallipoli; die Engländer rächten sich dafür, indem sie türkische Marken bei der Eroberung von Bagdad englisch überdruckten. So sprechen die Briefmarken Geschichte.

In den sogenannten Okkupationsmarken von Togo, Samoa, Kamerun usw., so beginnt ein weiterer Aufsatz von „The Times" über die Postwerte im Kriegsmuseum, kann die Geschichte des deutschen Kolonialreiches gelesen werden. Andere Briefmarken erzählen die Eroberung von Bagdad und Jerusalem, von Saloniki und dem ostafrikanischen Feldzug. Das Werk des Roten Kreuzes in vielen Ländern ist durch die Marken gekennzeichnet, die zu einem höheren Preise zugunsten des Hilfswerks verkauft worden sind und mit dem Genfer Emblem überdruckt wurden. Mit Hilfe einer anderen Gruppe von Postwertzeichen wurde für Witwen und Waisen von gefallenen Kriegern gesammelt.



Sowohl in den kämpfenden wie in den neutralen Ländern sprechen Notmarken von der Papierknappheit und von dem Mangel an Klebematerial, ebenso auch von Verkehrsunterbrechungen durch die Verhältnisse des Krieges. Eine andere bemerkenswerte Gruppe registriert die Selbstbestimmung frei gewordener Völker, die unter fremdem Joch standen, unter dem Protektorat der Entente. Hervorragend unter diesen sind die charakteristischen Briefmarken des Sultans des Hedjaz, die in engstem Zusammenhang mit den Taten des Colonel Lawrence in diesem Teil des Kriegstheaters stehen. Unter die gleiche Kategorie fallen die ersten nationalen Marken von Polen, Tschechoslowakien, Jugoslavien, von den baltischen Staaten und anderen neueuropäischen Republiken. Dazu kommen endlich noch einige künstlerische Ausführungen, die den Sieg und den Frieden verherrlichen.

Es ist kein Zweifel, daß die Kriegspostzeichen einen richtigen Platz in dem englischen „Imperial War-Museum" haben. Vorerst bildet diese Sammlung der Kriegsmarken eine Untersektion der Kriegsmuseums-Bibliothek, an deren Spitze Professor Oman steht. Die Sammlung, die mehrere tausend Stücke umfaßt, ist geschmackvoll auf weißem Karton ausgestellt mit maschinengeschriebenen Notizen, die sie charakterisieren. Sie sind staubsicher aufbewahrt. Professor Oman hat gewiß aus dem Material, das er zur Verfügung hatte, alles mögliche gemacht, aber als Ganzes genommen ist die „Imperial War-Stamp Collection" eine große Enttäuschung und entspricht ihrem großen Zwecke noch kaum. Einerseits gibt es darin in großer Anzahl Marken einer Art, und zwar der wenig seltenen; andererseits sind viele Serien ganz inkomplett oder bestehen nur aus versprengten Exemplaren.

Die Kriegsmarken Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Türkei sind viel reicher repräsentiert als die Großbritanniens und seiner Verbündeten. Die reiche Fülle der Marken der Zentralmächte ist den unermüdlichen Anstrengungen des Generals Malcolm in Berlin zu verdanken und den reichen Schenkungen (? — Fragezeichen des Einsenders) erbeuteter türkischer Marken durch das Palästina-Museum. Von den Briefmarken Neu-Europas und aus der Waffenstillstandsperiode ist ebenfalls eine bedeutende Anzahl vorhanden; sie wurden meistens im Handel erworben, aber die seltenen Wertzeichen fehlen offenbar. Selbst die Kriegssteuermarken (tax marks) der Kronkolonien, die das Kolonialamt geschenkt hat, sind keineswegs vollständig, während auf der anderen Seite Marken in die Sammlung aufgenommen sind, die im strikten Sinne des Wortes gar nicht zu den Kriegsmarkenausgaben gehören.

Am meisten fehlen die seltenen und historischen „Okkupationsmarken" der früheren deutschen Kolonien. Vielleicht kommt dies daher, daß das Museum erst zwei Jahre nach der Ausgabe der letzten dieser provisorischen Marken ins Leben gerufen worden ist. Nichtsdestoweniger ist das fehlende Material noch zu schaffen und in England selbst werden wohl mindestens ein halbes Dutzend Privatsammlungen mehr oder weniger komplette Reihen der merkwürdigsten aller Kriegsmarken aufweisen. Für Togo z. B. hat das Museum von der überdruckten deutschen Marke nur zwei oder drei Exemplare der niedersten Werte im Besitze, während der Goldküsten-Überdruck vollständig vorhanden ist und nur die Fehlmarken und Varietäten fehlen. Auch die provisorischen Kamerun-Kriegsmarken, d. h. britische sowohl wie französische Okkupationsmarken von Kamerun sind keineswegs vollständig vertreten. Samoa, Neubritannien die Marschallinseln glänzen durch Abwesenheit. Nur die Marken von Neuseeland, die man mit „Samoa" überdruckt hat und die australische Serie überdruckt mit „N. W. Pacific-Islands" sind vorhanden, jedoch auch nur in den geringeren Werten. Das einzige Exemplar der „Zwei Chahi Bushire Marke (mit dem Kopf des Schah von Persien)" zeigt die ganze Leere in dieser wichtigen und seltenen Reihe von Okkupationsmarken. Die Spezialmarken der ägyptischen militärischen Expedition sind zum größten Teil in vier unbenützten Exemplaren aneinanderhängend vorhanden. Von den niederen Werten von ein halb und einem ganzen Piaster finden sich aber nur zwei abgestempelte Marken.

Einzigartig ist jedenfalls die Serie türkischer Marken mit dem Überdruck „Baghdad in british occupation", ein Geschenk des India Office. Sie umfaßt 28 Arten, in jeweils 4 funkelnagelneuen Exemplaren, die allein einen Wert von ungefähr 1200 Pfund haben. Probedrucke, Versuche, Originaldruckvorlagen, die allein aus offiziellen Quellen herkommen können, ebenso wie unverletzte Blocks und ganze Blätter von aneinanderhängenden Marken fehlen aber sonst vollständig und man kann über die Behörden wohl klagen, die sich nicht dazu hergeben, bei dem interessanten und lehrreichen Werk mitzuhelfen. Die Kriegsmarkensammlung gibt durchaus eine ärmliche Antwort auf den Appell des Komitees von den Seiten her, die am besten zu helfen imstande gewesen wären. Beklagenswert ist auch die geringe finanzielle Unterstützung, die dem Werk zuteil geworden ist.

Es ist zu hoffen, daß, bevor die Sammlung zur öffentlichen Ausstellung kommt — bis jetzt war sie nur Eingeweihten zugänglich — noch gehörige Anstrengungen gemacht werden, sie zu einer würdigen Repräsentantin ihres Zweckes und sie des Platzes würdig zu machen, den sie in dem Schema des „Imperial War-Museum" einnimmt. Wollte man sie ausstellen, wie sie jetzt ist, so würde das nur den Spott fremder Philatelisten und die Scham ihrer englischen Genossen hervorrufen. Für eine Nation, deren König und Thronerbe bekannte Markensammler sind, die sich einer „Royal philatelic Society" erfreut und deren nationale Markensammlung im British Museum die hervorragendste in der Welt ist, für eine solche Nation ist die Kriegsmarkensammlung in dem Reichskriegsmuseum zu London ein Gegenstand des Vorwurfs. Hätte man in den letzten drei oder vier Jahren schon Geld für diese Sammlung angelegt, hätte man gewaltige Summen erspart. Aber noch immer bietet die Anlage darin eine schöne Zweckbestimmung für das Geld der Nation und ein unvergängliches Andenken für die Tausende der Philatelisten, die für ihr Vaterland gestorben sind.

Wir haben den Aufsatz in der „Times" ausführlich wiedergegeben wegen der zahlreichen Winke, die er direkt und indirekt für unsere deutschen eifrigen Sammler gibt.

V. *Der Times-Weltatlas und die deutsche Kartographie.* „The Times" geben einen Weltatlas heraus, von dem zur Zeit bereits zwei Lieferungen erschienen sind. Die englische Zeitung benützt bedauerlicher Weise auch diese Gelegenheit zu Anwürfen gegen Deutschland, dessen bisherige höchste Stellung in der Kartographie sie ja nicht bestreiten kann. Es ist sehr bedauerlich, daß dieses Weltblatt jetzt, nach Abschluß des Friedens, diesen Ton sensationeller Bosheit nicht lassen kann. Auch andere Zeitungen und Wochenschriften benützen noch immer jede Gelegenheit, um irgend eine, absolut nicht angebrachte Verleumdung gegen Deutschland anzubringen. So sahen wir dieser Tage in einer angesehenen englischen Wochenschrift eine Abbildung der Abtei von Whitby bei York mit der Beischrift „Von den Hunnen beschossen". Daß aber nicht die Abtei, sondern in der Nähe derselben von den Schützern des alten Baues placierte englische Batterien von den deutschen Schiffen beschossen wurden, verschweigt die Zeitschrift wohlweislich.

Über ihren Weltatlas bringen „The Times" folgende einführende Bemerkungen:

Unser Atlas eröffnet ein neues Kapitel in der Geschichte der britischen Kartographie. Bis jetzt haben die Deutschen in diesem besonderen Departement wissenschaftlicher Arbeit die Führung gehabt, obwohl ihre wirklichen Beiträge zu unserer Kenntnis der Erdoberfläche keineswegs dazu berechtigten. Bei weitem der größte Teil der Welt wurde von Briten, Franzosen, Portugiesen, Spaniern und holländischen Forschern lange vorher entdeckt, ehe die Deutschen aus ihrem ursprünglichen Dunkel sich herauswagten. Aber mit jener bemerkenswerten Geschicklichkeit, mit der sie gewohnt sind, die Resultate, welche Männer von kühnerer Initiative erreicht haben, zu annektieren und auszuarbeiten, haben die deutschen Kartographen, — das muß ihnen die Gerechtigkeit lassen — hervorragende Arbeit getan. Aber von jetzt an wird die Welt erkennen, daß wir in England in Dr. J. G. Bartholomew und seinem Stab eine Gruppe von Meistern dieser schwierigen und delikaten Kunst besitzen, die nicht allein fähig sind, mit den Kartographen anderer Länder gleichen Schritt zu halten, sondern die ihre Kunst, resp. Wissenschaft zu einem Vollendungsstadium bringen, das bis zur gegenwärtigen Zeit nirgendwo erreicht worden ist. (Wir sehen übrigens aus dem „Geographical Journal", daß die englische Wissenschaft das Selbstlob von „The Times" energisch und gründlich ablehnt.)

Bis jetzt sind acht Blätter des neuen Times-Atlasses erschienen, die imstande sind, dem Publikum unter anderem bewundernswerte Beispiele eines wissenschaftlichen Systems der „orographischen Kolorierung" zu geben, die durch das ganze Atlaswerk angewandt ist. Für Mexiko (Tafel 95) ist das System in dem Weltatlas zum erstenmal angewandt, und es mag von Interesse sein, die technischen und anderen Schwierigkeiten bei der Vorbereitung dieser Prachtkarte anzugeben. Die Darstellung des physikalischen Reliefs des gebirgereichen Landes und der umgebenden Meere verlangte nicht weniger als 13 besondere Drucke auf den lithographischen Steinen. Jeder Stein reichte für eine Farbe, wozu noch der voraus zu geschehende Druck der Umrisse, der Namen, der Flüsse usw. trat. Hier absolut vollendete Peinlichkeit der Farbentrennung, so daß keine dieser Farben überlaufen konnte, hervorzubringen, ist an und für sich schon ein Meisterwerk. Von ebenso großer Schwierigkeit war aber auch die Herstellung der Karte von Mexiko an und für sich. Die unruhige Geschichte Mexikos und der zentralamerikanischen Republiken hat die geographische Aufnahme des Landes ebenso geschädigt wie die kommerzielle Entwicklung. Gewaltige Gebiete des Landes sind überhaupt nur für



die Eisenbahn- und Bergwerksunternehmungen kartographisch aufgenommen. Die Karte der Times im Maßstab von 1:5000000 basiert in erster Linie auf den mexikanischen Regierungskarten, wozu die obenerwähnten Eisenbahnen- und Bergwerkskarten sowie die amerikanischen und englischen Seekarten für die Küsten zugezogen wurden. — Die Valutaverhältnisse verbieten leider eine größere Einfuhr eines solchen für das große englische Publikum bestimmten, aber auch für uns wichtigen Weltatlasses, dem wir für die großen politischen Gebietsverschiebungen vorerst gewiß nichts an die Seite stellen können. Auch hier: „Vae Victis"! — Wenn die Macht der englischen Kartographie allein auf Bartholomew und seinem Stab beruht, so ist es bereits zu Ende damit. Dieser Gelehrte ist Ende April gestorben. Im übrigen war er ein Schüler des Frankfurter Kartographen Ravenstein, auf des Methoden er gänzlich fußte.

VI. *Versteigerung historischer Dokumente in London.* Anfangs Februar wurden bei Sotheby in London eine Reihe wichtiger Briefe, Dokumente und Manuskripte versteigert, deren Hauptmaße aus der Sammlung Charles Fairfax Murray stammt. Diese Sammlung ist reich an Briefen großer englischer und kontinentaler Künstler. Darunter ragt eine prachtvoll geschriebene Erklärung Michelangelos für das Grab Julius II. hervor. Ferner ein Brief Tizians aus dem Jahre 1564 und ein Brief Benvenuto Cellinis aus dem Jahre 1548, an Cosimo von Florenz geschrieben, welcher von dem Material handelt, das der Erzgießer für ein Werk braucht, mit dem er damals beschäftigt war — höchst wahrscheinlich dem berühmten Perseus. — Vermutlich das interessanteste der italienischen Manuskripte ist eines von Lionardo da Vinci in seiner merkwürdigen Spiegelschrift mit kleinen Skizzen von Vögeln, die den Vogelflug beleuchten. Bemerkungen am Fuße des Blattes zeigen an, daß der vielseitige Künstler und Gelehrte, wie man schon wußte, über die Mechanik des Fliegens in tiefster Weise nachgedacht hat. Ein gut erhaltener Brief Albrecht Dürers auf einem Folioblatt, datiert Venedig 1506, ist an Wilibald Pirkheimer, den berühmten deutschen Humanisten gerichtet; er enthält auch drei kleine Federzeichnungen Dürers als Verzierung. Die Briefe englischer Künstler umfassen Bartolozzi und Bewick, Constable, Gainsborough, Reynolds, Romney und Turner. Der interessanteste Brief in dieser Reihe ist der des Kupferstechers Blake, datiert 1827, vier Monate vor seinem Tod, an George Cumberland gerichtet, mit dessen von Blake gravierter Karte. — Ein höchst interessanter und schöner Brief rührt von Lucretia Borgia her, in dem sie 1502 dem Kardinal d'Este für ein Halsband, das er ihr geschenkt hatte, dankt und ihn ihrer schwesterlichen Liebe versichert.

Gleichzeitig wurden bei Sotheby sechs Dokumente versteigert, die sich auf Maria Stuart, Königin von Schottland, beziehen und in denen Bothwell, William Davyson und John Lesley, Bischof von Roß, die hauptsächlichen Rollen spielen. Sie sind aus der Zeit von 1566—1584 und werfen ein helles Licht auf den Charakter der Maria Stuart.



Die Hankey-Sammlung und einige ihrer Hauptstücke.

Von

Dr. G. A. E. Bogeng in Bad Harzburg.

Octave Uzanne hat in seinen „Caprices d'un Bibliophile" (Paris 1878) die Beschreibung des „Cabinet d'un Eroto-Bibliomane" gegeben, die man auf einen bekannten, damals noch in Paris lebenden Sammler bezogen hat. Aber das amüsante Kapitel ist eine freie Phantasie, die zu ihrem Thema immerhin jene Persönlichkeit genommen haben mag, über deren ängstlich gehütete Schatzkammer mancherlei Anekdoten unter den Bibliophilen des damaligen Paris verbreitet waren.

Frederick Hankey[1], der am 8. Juni 1882 in Paris, wo er seit etwa 1850 wohnte, gestorben ist, war der in Korfu geborene Sohn des Gouverneurs der Jonischen Inseln, Sir Frederick Hankey, dessen Gemahlin einer angesehenen griechischen Familie entstammte. Der ehemalige englische Gardeoffizier lebte in Paris in großer Zurückgezogenheit, aber keineswegs abgeschlossen. Der Prinz von Wales (später König Eduard VII.), Gramont, Caderousse und andere Notabilitäten des zweiten Kaiserreiches verkehrten mit ihm und er war durchaus nicht von der „Gesellschaft" verfemt. Aber er war, wenigstens in seinen letzten Lebensjahren, ein durch rheumatische Leiden schwerkranker Mann, der sich nur mühsam auf Krücken weiterbewegen konnte und der auf seinen häuslichen Kreis angewiesen blieb. Auch das mag mit seinem englischen den Franzosen verwunderlichen Wesen zu der Legendenbildung über ihn beigetragen und seine eigenartige Lebensweise, — er liebte es, die Nacht zum Tage zu machen und am Tage zu schlafen, — mit beeinflußt haben.

Als Bibliophile genoß Hankey den Ruf, eine Sammlung zu besitzen, die in ihrer Sonderart die bedeutendste Eroticakollektion gewesen ist, die jemals zustande gebracht wurde. Nicht ihrer Quantität nach: die Bibliothek Hankeys zählte etwa 200 Nummern, wozu allerdings noch die erotischen Griffelkunstblätter und sonstigen Kunstwerke hinzugerechnet werden können, — wohl aber ihrer Qualität nach. Denn der Grundsatz, nur ausgewählte Stücke in einem Bibliophilen-Kabinett zu vereinen, den die berühmten französischen Sammler der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vertraten, wurde von Hankey auf ein Sammlungsgebiet angewendet, auf dem seine Durchführung den allergrößten Schwierigkeiten begegnen mußte. Trotzdem sind alle Bände, die sein Exlibris tragen, ausgezeichnet durch ihre Erhaltung und sonstige Vorzüge, die ein Exemplar aus der Auflagenmasse hervorheben können, wie der Abzug auf ausgewähltem Papier, die Beigabe bester Drucke der Stiche und sonstiger Buchzeugnisse, der Einband usw. Und darin liegt dann auch die Bedeutung einer Hankey-Provenienz, die recht selten ist, weil größere Teile seiner Bibliothek von H. S. Ashbee gekauft sind und nun im British-Museum mit dessen Büchersammlung verwahrt werden. Im übrigen war Hankey nicht nur ein Anhänger der „alten" Bibliophilen-Theorie, die die neuzeitlichen Moden verschmähte, sondern ließ auch im damals eben aufkommenden Geschmack der jüngeren Bibliophilengeneration dazu geeignete Bücher des 19. Jahrhunderts noch besonders durch Aquarelle und Zeichnungen illustrieren.

Das beschreibende Verzeichnis seiner Bibliothek, das Hankey plante, ist nicht zustande gekommen. Die Sammlungen, die seine Witwe unter der Hand verkaufte, sind zerstreut.

---

1 Die Hankey-Literatur beschränkt sich auf kurze, bisweilen voneinander abhängige, bisweilen einander widersprechende gelegentliche Mitteilungen. Anzuführen von den hier benutzten Schriften sind die folgenden, deren Verfasser großenteils persönliche Beziehungen zu Hankey und seiner Hinterlassenschaft gehabt haben:

Pisanus Fraxi, Catena librorum tacendorum. London: 1885; Pisanus Fraxi, Index librorum prohibitorum. London: 1877; E. Dühren, Das Geschlechtsleben in England. Dritter Band. Berlin: 1903; G. Apollinaire, F. Fleuret & L. Perceau, L'Enfer de la Bibliothèque Nationale. Paris: 1913; Bon Roger Portalis, Trois Bons Livres (im Annuaire 1883 der Société des Amis des Livres-Paris); Charles Cousin, Racontars illustrés d'un vieux collectionneur. Paris: 1887. (Tome I, p. 165 ss, L'Enfer); Collections de Charles Cousin. (Catalogue de Vente) Paris: 1891. Henri Cohen, Guide de l'amateur de livres à gravures du XVIIIe siècle. Sixième édition. Paris: 1912, registriert einen Teil der einst im Besitz von Hankey gewesenen französischen Kupferstichwerke des 18. Jahrhunderts.



Aber ihre Spuren lassen sich, teilweise wenigstens, in anderen Auktionskatalogen und späteren Beschreibungen der Hankey-Exemplare wiederfinden, und es würde möglich sein, ein nachträgliches, beinahe vollständiges Inventar der Büchersammlung Hankeys aufzustellen. Hankey, der in der kleinen Boulekredenz, die ihm als Bücherschrank diente, nur Bücher dulden wollte, die den Vermerk „l'exemplaire le plus beau connu" rechtfertigten, Hankey, für den Trautz und andere berühmte Buchbinder mit besonderen, großenteils nach seinen Angaben gezeichneten Stempeln eine Anzahl ihrer vielbegehrten Meisterbände ausschmückten, hatte hauptsächlich die Klassiker der französischen Erotik des 18. Jahrhunderts bevorzugt, und deren Ausgaben aus seinem Besitz sind sorgsam verwahrt und immer teurer werdend weiter verkauft worden. Zu ihnen gehören auch die vier Hauptwerke, deren Ruhm erlesenster Sammlerstücke auch das Cohensche Handbuch längst approbiert hat.

Der *L'Arétin d'Augustin Carrache ou Recueil de postures érotiques d'après les gravures à l'eau-forte par cet artiste célèbre, avec le texte explicatif des sujets* (par Croze-Magnan). A la nouvelle Cythère. *(Paris, P. Didot: 1798)* 4° ist ein Bilderwerk von 20 von Colny radierten Tafeln, das weder schön noch selten ist, aber merkwürdig genug dadurch, daß einer der angesehensten Pariser Buchhändler sein Verleger war und daß es der bibliographischen Legende, die Aretino-Sonette seien einmal in selbständiger Buchform mit Stichen Giulio Romanos veröffentlicht worden, manchen Anlaß zu Verwechslungen gab. Das Exemplar Hankeys, das von Champolle-Duru in einen blauen Ziegenlederband mit zitronenfarbiger Doublure gebunden und mit Sonderstempeln verziert war, enthielt die Original-Gouachen, deren Schutzblätter das Wasserzeichen „République Française" trugen und acht Ätzdrucke. Da die Radierungen des Werkes bedeutend schlechter sind als ihre Vorlagen, ist der Wert des Buches nicht erheblich. Immerhin brachte es auf der Cousin-Versteigerung nur 1400 Franken.

Der rote, mit dem Wappensuperexlibris des durch Richelieus Kaminabenteuer mit dessen Gemahlin sehr bekannt gewordenen Generalpächters La Popelinière geschmückte Ziegenlederband (Abbildung in J. Guigards Nouvel Amorial du Bibliophile. Paris: 1890 Tome II p. 2877), der den Titel *Tableaux des Moeurs du Temps dans les différents âges de la vie, Amsterdam (um 1750)* trägt, war das Hauptstück der Büchersammlung Hankeys, der selbst seinen Wert auf 100000 Franken schätzte. Aus seinem Nachlaß sollte es für 40000 Franken verkauft werden, ist dann aber für einen geringeren Preis in die Bibliothek Cousins gelangt, auf deren Versteigerung es für 20200 Franken an einen Sammler in Bordeaux verkauft wurde, von dem es an seinen gegenwärtigen Besitzer, Herrn B. de G.... in Rouen, gelangte. Die Herstellung des seltsamen Werkes, das unter den Autobiographien wohl nicht seinesgleichen haben dürfte, mag dem ehrgeizigen Generalpächter mehr als 60000 Livres gekostet haben. Die 18 „Miniaturen", die es schmückten (16 Aquarelle und 2 Tuschzeichnungen, von denen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zwei entfernt sind), gehören zu den hervorragendsten Schöpfungen der erotischen Rokokokunst, vielleicht deshalb, weil sie sich keinerlei Zwang aufzuerlegen brauchten. Nach La Popelinières Tode (5. Dezember 1762) soll der Band durch eine Ordre du Roi konfisziert worden sein (Bachaumont, Mémoires secrets, 15 juillet 1763), aber Bachaumonts Bericht ist nicht vollständig. Der größte französische Büchersammler seiner Zeit, der Duc de la Vallière, hatte nämlich vom Könige eine Lettre de cachet erlangt, um unter dem Vorwande, das unmoralische Werk müsse gegen eine Veröffentlichung gesichert sein, die Beute seiner eigenen Bibliothek zuführen zu können. Daß er sie nicht verbrennen ließ, wie die Lettre de cachet bestimmte, verstand sich für ihn von selbst. Nach dem Tode des Herzogs verkaufte dann die Duchesse de Châtillon um 1783 für 25 Louis das Stück an den Bibliophilen Pâris d'Illens, der bei Beginn der Revolution nach England übersiedelte. (Jean Poche, Le Duc de la Vallière, ses collections et ses livres in Miscellanées bibliographiques. Troisième Partie. Paris: 1880) Pâris (und nicht, wie der Catalogue Cousin will, der Marquis de Paulmy, denn der Band ist niemals in dessen Bibliothek gewesen) hatte den folgenden eigenhändigen Vermerk auf das erste Vorsatzblatt eingetragen:

Ce livre a été imprimé à un seul exemplaire dans la maison et sous les yeux de Mr de la Poplinière fermier général connu par son opulence, son luxe et son goûst pour les femmes, à sa mort il est passé dans les mains du Duc de la Valliere, et de là dans les miennes. Son grand mérite consiste dans le fini des miniatures sur velin, bien au-dessus de ce qu'on trouve ordinairement dans ces sortes de livres.

C'est la propre figure de Mr de la Poplinière qui est représentée partout, et quand à la femme qui joüe le principal rosle, non seulement j'ignore son noms, mais si je le sçavois, je ne le dirois pas. P.



Später war das Buch in der (1825 in Paris versteigerten) Sammlung des Fürsten Michael Petrowitsch Galitzin, der es in London um 1790 von Paris gekauft hatte und dessen Bibliothekskatalog (Moscou: 1820 p. 63) die bibliographische Tradition weiter bereicherte. Es heißt hier in einer Anmerkung: Unique exemplaire, imprimé sous les yeux et par ordre de M. de la Popelinière fermier-général, qui en fit aussitôt briser les planches; ouvrage érotique, remarquable par des miniatures de format in 4°, de la plus grande fraicheur et du plus beau flaire, représentant des sujets libres: M. de la Popelinière y est peint sous divers points de vue et d'après nature, dans les différents âges de la vie. C'est un volume grand in 4°, relié en maroquin rouge. Dagegen fehlte das „Tableau" in dem Galitzinschen Pariser Auktionskataloge, da es in den Besitz des Herrn de Soyecourt übergegangen war. 1844 erschien es von neuem auf der Vente J[ules] G[allois], wo es mit 5000 Franken, da sich keine Bieter fanden, zurückgezogen wurde. Später kam es in die erste Bibliothek des Barons Jerôme Pichon, der es nach den bekannten Angriffen Lacours Hankey überließ. Aus dessen Nachlasse hatte es Charles Cousin erworben.

Über die Verfasserschaft der eigenartigen Lebensbeschreibung ist viel gestritten worden, man hat es, außer de la Popelinière selbst, Crébillon fils zuschreiben wollen. Jedenfalls aber ist der Generalpächter weder der Autor des Hauptwerkes noch der diesem beigegebenen *Histoire de Zairette*, (was noch Brunet, Artikel Zaira annimmt, wo auch auf eine ausführliche Beschreibung des Stückes in dem Journal L'Artiste, Nummer vom 16. September 1855, verwiesen wird). Das angebliche Originalmanuskript, das in einem Kataloge des Buchhändlers Leblanc (Paris: 1837 Nr. 348) ausgeboten wurde, gehört heute der reichen Sammlung von Pierre Louys. Das Verzeichnis der Vente J. G, das bei Gelegenheit der Limitierung auf 5000 Franken auch hervorhob, der Band werde nicht zur Ausstellung kommen, schrieb die Miniaturen Caresme zu. Dagegen hat schon G. Brunet (in seinen „Fantaisies Bibliographiques") mit Recht den Einwand geltend gemacht, daß der 1740 geborene Philippe Caresme ein etwa 1750 gedrucktes Buch nicht habe illustrieren können. Man hat dann noch weiter auf Marolles oder Chardin und mit größerer Wahrscheinlichkeit auf Rouquet oder de Pasquier oder Bocquet geraten. Daß nur ein einziger Abzug hergestellt worden ist, darf bezweifelt werden. Indessen sind jedenfalls nur sehr wenige Exemplare gedruckt und nur ein einziges von ihnen ist illustriert worden. Auch sind sonst weitere Abzüge nicht bekannt geworden. Aber von dem Anhang, der, nebenbei gesagt, höchst langweiligen Zairageschichte ist eine Sonderausgabe veranstaltet worden, deren Auflage etwa ein halbes Hundert Stücke zählte und die noch gelegentlich in Buchhändlerverzeichnissen angeboten wird.

Seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts („Amsterdam": 1863, „Venise" [J. Gay: 1865 mit den Radierungen von Rops]; Paris [Poulet-Malassis]: 1867) sind Neudrucke veranstaltet und auch die gerichtliche Beschlagnahme (des Gayschen Neudruckes) hat nicht gefehlt. (Affaire contre Duquesne. Urteil des Tribunal de Lille vom 6. Mai 1868, veröffentlicht im Moniteur vom 19. September 1869.) Und so ist denn auch diese Generalpächterlaune schließlich doch noch ein recht verbreitetes Werk geworden. Aber die Originalauflage, die zu den ganz wenigen bibliographischen Fällen gehört, in denen ein gedrucktes Buch als Unikum gelten kann, wird ebenso in den Annalen der Bibliophilie wie in denen der galanten Literatur als eine Höchstleistung ihren Rang bewahren, nicht ihres Stoffes oder der Zweckbestimmung des Buches wegen, sondern wegen der künstlerischen Grazie, mit der sie die heikle ihr gestellte Aufgabe gelöst hat, eine Grazie, die sich ja auch in ähnlichen mehr oder minder freien Buchschöpfungen des 18. Jahrhunderts offenbarte, in denen sich Naivität und Raffinement miteinander fast unverständlich für Menschen unserer Gegenwart verbinden.

Das beweisen auch zwei andere berühmte Exemplare der Hankey-Sammlung. Die schöne „Londres": 1796 in zwei Oktavbänden erschienene Ausgabe der *„Liaisons dangéreuses"* von *Choderlos de Laclos* mit 17 Radierungen nach den Zeichnungen von Monnet, Mlle. Gérard und Fragonard fils besaß Hankey in einem von Koehler in blaues Ziegenleder gebundenem Velinexemplar, das neben den Ätz- und Vor-der-Schrift Drucken der Kupfer auch die Zeichnungen enthielt. Er hatte es für 1100 Franken von dem Buchhändler Durand jeune gekauft, nachdem es auf früheren Versteigerungen bedeutend billiger gewesen war. (Vente Pixérecourt: 160 Franken, Vente Armand Bertin: 350 Franken, Vente Solar: 650 Franken). Nach Hankey besaß Eugène Paillet in seiner ersten Bibliothek das Buch. Es wurde nach deren Verkauf an Morgand in dessen Bulletin mit 10000 Franken angesetzt und gehört nun Henri Beraldi. Beraldi (der auch in Mes Estampes. Lille: 1884, Seite 77 f. eine etwas grämliche Hankey-Skizze gab) urteilte in einer Anmerkung seines Verzeichnisses (Estampes et Livres, 1872—1892. Paris: 1892): Les Liaisons dangéreuses avec les dessins originaux étaient un des



livres les plus importants de la collection „spéciale" du fameux Hankey, et certainement le plus chaste. Aber vielleicht war der maliziöse Ruhm, den die Bibliothek Hankeys genoß, lediglich in der Art ihrer Zusammenstellung begründet und betraf lediglich diese. Denn die Einzelstücke aus ihr gehörten und gehören zu Sammlungen, die keineswegs als pornographische Museen gelten. Und außerdem gab und gibt es angesehene Privatbibliotheken, deren Erotica-Nummern viel zahlreicher waren und sind, als sie Hankeys Katalog hätte aufzählen können. Daraus könnte man leicht den Schluß ziehen, es sei zwar verboten, Erotica zu sammeln, wenn man den Büchern diesen Namen gebe, nicht aber, wofern man sie anders benenne. Denn schließlich werden sich die Exemplare Hankeys in anderen Privatbibliotheken nicht verwandelt haben und manche von ihnen, darunter gerade die geschätztesten, sind in öffentlichen Versteigerungen wiederholt ausgeboten worden.

Die glänzendste Handschrift aus Hankeys Sammlung dürfte ein von Monchaussé in zwei Quartbänden auf Pergament die Druckschrift nachahmendes kalligraphiertes Manuskript der *Contes La Fontaines* mit eingezeichneten Gouachen von Marolles gewesen sein, das 1746 für Jean-Louis Gaignat hergestellt, und von dem älteren Derôme in blaues Ziegenleder mit reicher Vergoldung gebunden, 1769 von dem Herzog von Choiseul für 10000 Livres erworben wurde, ein Prachtwerk, dessen auch die Correspondance de Grimm (Juli 1768) erwähnt und das durch die Büchersammlungen Pâris d'Illens, Fürst Galitzin, La Bédoyère bis zu Hankey gelangt war. Aber diese Handschrift läßt sich doch nicht mit jener anderen berühmten, gegenwärtig in der Bibliothek Henri Beraldis befindlichen Kalligraphie der Contes vergleichen, die um 1780 für den Generalpächter Bergeret ausgeführt und mit 57 Fragonardschen Zeichnungen geschmückt wurde.

Man darf nicht übersehen, daß Hankeys Sammlung verhältnismäßig, das heißt verglichen mit den hervorragendsten Pariser Sammlungen ihrer Zeit, bescheiden war, und daß er die ihm zuteil gewordenen Sammlererfolge durchaus nicht unermeßlichen Mitteln, sondern dem Finderglück nach sachverständigem Suchen verdankte. Und auch deshalb erscheint es überflüssig, von allen berühmten Exemplaren erotischer Werke, die jetzt als verschollen gelten, anzunehmen, sie hätten einmal Hankey gehört. Denn die nicht gerade große Erbschaft Hankeys wurde von bekannten Sammlern angetreten und nicht allzusehr zerstreut.

Vermutlich werden sich auch zwei Handschriften in Hankeys Besitz befunden haben und dann in den Ashbees übergegangen, also jetzt im British Museum, sein, die ein Werk enthielten, an dessen Entstehung Hankey einen erheblichen Anteil hatte, und das das vielleicht beste Eroticum des 19. Jahrhunderts, jedenfalls aber des zweiten Kaiserreiches ist: *L'école des Biches ou Moeurs des Petites Dames de ce Temps*, wie der Titel der ersten gedruckten, Paris: 1863 (Brüssel, Blanche: 1868) veröffentlichten Auflage lautet, von der 64 Abzüge hergestellt sind. Dieser Erstdruck unterscheidet sich auch durch seine sorgsame typographische Ausführung vorteilhaft von anderen Erzeugnissen des Geheimbuchhandels[1], so daß die Vermutung bestehen dürfte, die Verfasser des Werkes hätten Anteil an ihm gehabt. Die beiden eben erwähnten Handschriften sind Kalligraphien Ulms, die eine mit einem von Ulm gezeichneten Frontispice, auf dem sich auch zwei Autorenporträts befinden, und mit zwölf Zeichnungen von J. Chauvet, die andere, von Hardy in rotes Ziegenleder gebundene, mit einem Frontispice, einer Titelvignette und 14 Zeichnungen von J. Chauvet. Das Werk selbst, nach berühmten Mustern, das heißt in Nachahmung des Chorier-Romans, bearbeitet, beginnt mit einem ausführlichen Personenverzeichnis, an das sich 16 Dialoge nebst einem Epilog schließen. Es ist in einer gebildeten Sprache geschrieben und vermeidet auch in seinen gewagtesten Wendungen die rohen Worte. Der Anteil Hankeys dürfte etwa der eines Schriftleiters gewesen sein. Der Hauptverfasser, unter dessen Diktat das Buch in Hankeys Wohnung von einer der an ihm teilhabenden Damen (sie, wie die anderen Damen, die die kleinen Komödien spielen halfen, waren bekannte Pariser Schauspielerinnen des zweiten Kaiserreiches) niedergeschrieben wurde, ist Edmond Duponchel gewesen. (Duponchel, etwa 1795 in Paris geboren, Baukünstler und Bildhauer, seit 1835 mit einer Unterbrechung Direktor der Oper, starb im April 1868). Die anderen an der Dichtung beteiligten Herren, — von ihren Erlebnissen zu sprechen, würde trotz der realistischen Tendenz des Werkes übertrieben erscheinen, zumal es auch auf eine gewisse Vollständigkeit hin konstruiert erscheint, — waren, wie die anagrammatisierten Personennamen ergeben: Chapuys, Bokel, D'Enghien. Dagegen hat Baroche mit dem Buche, dessen bibliographische Geschichte des öfteren verfälscht dargestellt ist, weshalb sie hier ausführlicher erzählt ist, nichts zu tun.

1 Zu dessen Hauptvertretern damals die Firma J. Gay gehörte, während Poulet Malassis in seinen Verlagswerken ähnlicher Art sich bemühte, auf besserer bibliographischer Grundlage Textkritik zu üben, worin ihm dann später J. Liseux nacheiferte. Indessen sind auch die Liseux-Ausgaben, ebensowenig wie die von Poulet-Malassis, auf Treu und Glauben hinzunehmen.



Abgrenzungen des Erotischen vom Pornographischen sind darum nicht leicht, weil sie auf der Grundlage einer Entwicklungsgeschichte der Moral nicht allein die Entstehung eines Werkes, sondern auch das Verhältnis seines späteren Lesers zu ihm berücksichtigen sollen. Es wäre müßig, zu prüfen, inwieweit Hankey nach der neuerdings beliebt gewordenen Bezeichnung der Antiquariatskataloge „wissenschaftliche Zwecke" bei der Zusammenstellung seiner Bibliothek im Auge gehabt hat. Höchstwahrscheinlich war er nur ästhetisch und psychologisch interessiert, nicht ohne einigen Sammelsporteifer und einigen Spleen. Aber ein sexualpathologischer Typus ist er ebensowenig gewesen wie die Bibliophilen vor und nach ihm, die sich an den Buchkostbarkeiten ihrer Erotica erfreuten. In bewegten Zeiten, in denen neben der Gesetzmacherei die politische Phrase triumphiert, ist es nicht immer leicht, sich so auszudrücken, daß alle Parteien zu ihrem Rechte kommen. Da mag dann auch dem Abbé Grégoire, dem Mitgliede der Convention Nationale und dem Organisator der Pariser Bibliotheken und des Pariser Institut, das Schreiben einige Mühe gemacht haben, in dem er am 18. August 1794 den Verwaltern des Distriktes von Saint-Dizier auseinandersetzte, weshalb die Buchdokumente, die Erotica heißen, vielleicht keine Achtung, wohl aber die Beachtung der Buchforschung verdienen: Citoyens, vous nous mandez que votre commissaire, par respect pour les moeurs, n'a point inventorié un grand nombre d'ouvrages licencieux. Cette délicatesse annonce un ami de la vertu et le Comité d'Instruction publique ne peut qu'applaudir à la conduite de cet estimable citoyen. Cependant, ces ouvrages, si condamnables d'ailleurs, ont une autre sorte de mérite qui les rend précieux; ils servent à l'histoire de l'humanité, des moeurs, des coutumes et des arts. C'est sur les productions de cette espèce que l'observateur éclairé juge souvent le siècle qui les a vu naitre. Quand Tacite voulut peindre les moeurs des Romains sons le règne de Néron, il lut la satire de Pétrone . . . — Il ne serait pas impossible qu'on finît pardonner à ces ouvrages, dans les bibliothèques, la même place qu'aux poisons, aux monstruosités, aux productions bizarres et singulières dans les cabinets d'histoire naturelle. Qui sait encore si le philosophe n'y trouverait pas des résultats utiles? Wenn Hankey als Bibliophile und Philosoph die kostbaren Bände handhabte, die er in seinem geistigen Giftschrank zusammenstellte, wie alle, die ihn kannten, es ihm bezeugt haben, braucht das Andenken an seine Bibliothek mit keinen Entschuldigungen verschönt zu werden, die für ihre Entstehung andere Motive suchen wollen, als ihr zugrunde lagen. Ganz im Gegenteil, Hankey selbst hat sich stets zu seiner Weise bekannt, Humaniora zu treiben, und man muß mit den Menschen auch die Bibliophilen nehmen, wie sie sind.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.



Beiträge zur Bibliographie der deutschen Dichtung.

Aus den Schätzen der Staatsbibliothek zu Berlin

mitgeteilt von

Hans von Müller in Berlin.

IV. Zu den sog. Volksbüchern vom Dr. Faust.

Mit sechs Bildern.

Das anonyme Faustbuch von 1587 (Historia von D. Johann Fausten) wurde bekanntlich 1599 bearbeitet und stark erweitert von Georg Rudolf Widman, dessen Buch dann 1674 wieder von Johann Nicolaus Pfitzer überarbeitet worden ist. 1725 erschien ein modernisierter Auszug aus Pfitzers Buch unter dem Titel 'Des . . . Doctor Johann Fausts, Mit dem Teufel auffgerichtetes Bündnüß, . . . Lebens-Wandel und Ende'. Außer Widmans Bearbeitung, die in ihrer Urgestalt bis heute nicht wieder einzeln gedruckt ist, ist jede dieser Fassungen häufig erschienen: nicht nur die Pfitzersche — bekanntlich das einzige Faustbuch, das Goethe benutzt hat* —, sondern mehr noch die beiden anonymen, die 'Historia von Fausten' von 1587 und 'Fausts Bündnis' von 1725.

In den Jahren 1817—1887 hat die damals *Königliche Bibliothek* in Berlin von diesen beiden anonymen Faustbüchern je fünf verschiedene alte Drucke in deutscher Sprache erhalten. Von diesen zehn Drucken stammen nicht weniger als acht (darunter alle fünf des jüngeren Faustbuchs) aus drei der großen Privatsammlungen, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Bibliothek zugefallen sind, nämlich der 1817 erworbenen des Geheimen Legationsrats Heinrich Friedrich von Diez (1751—1817), der 1836 erworbenen des General-Postmeisters und Staatsministers Karl von Nagler (1770—1846) und der 1850 erworbenen des Geh. Ober-Revisionsrats Dr. Karl Hartwig Gregor von Meusebach (1781—1847). In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ist durch Vermittlung des Buchhandels noch je ein Druck in die Bibliothek gekommen: 1857 aus dem Bücherschatz des Professors Karl Heyse (1797—1855) und 1887 aus dem des Freiherrn Wendelin von Maltzahn (1815—1889). Alle zehn Drucke haben die Forschung bereits im 19. Jahrhundert beschäftigt, sodaß wir im folgenden bei sechs von ihnen uns mit der bloßen Nennung begnügen können.

Von der 'Historia von Fausten' sind, wie Zarncke 1888 gezeigt hat, in der kurzen Zeit von 1587—90 *fünf* wesentlich verschiedene Fassungen entstanden, von denen drei durch Jahrhunderte in Übersetzungen fortgelebt haben: 𝔄 niederdeutsch und englisch, 𝔅 französisch, ℭ holländisch und vlämisch. Auf der Preußischen Staatsbibliothek sind drei von ihnen (die 𝔄-, ℭ- und 𝔈-Classe) in deutschen Drucken des 16. Jahrhunderts vertreten, die wir unter A nennen werden.

Ähnlich sind von 'Fausts Bündnis' — was bisher *nicht* mit genügender Schärfe ausgesprochen ist — *zwei* in ihrer Tendenz verschiedene Fassungen zu unterscheiden, die 90 (vielleicht sogar 120) Jahre hindurch neben einander her fortgelebt haben. Unter B besprechen wir die ältere, unter C die jüngere Fassung; da diese bisher bibliographisch nicht ausreichend dargestellt ist, ziehen wir hier auch die Bestände der *preußischen Universitätsbibliotheken* zu Rate.

Von unseren Literaturcitaten bedeuten

Nyerup 1816: Doctor Faust [und Cyprianus]: Almindelig Morskabslæsning i Danmark og Norge igjennem Aarhundreder [Allgemeine Unterhaltungslektüre in Dänemark und Norwegen durch die Jahrhunderte]. Beskreven af Rasmus N. Kjøbenhavn. (Gewidmet F. H. v. d. Hagen, W. Grimm und J. J. Büsching.) Cap. 2, § 6, Lit. a = S. 183—203.

Boas 1837: Faust und Göthe. Bibliographische Skizze: Deutsche Dichter. Novellen [!] von Eduard B. 1. [einziger] Bd. Bln u. Lpz. S. 237—310.

* 1880 von Adalbert von Keller ausgesprochen, 1885 von Düntzer begründet, 1919 von Pniower für alle drei Stadien des Faust I nachgewiesen. Tille sagt zwar Nov. 1899 (S. XX oben): „Wenn Goethe je ein Faustvolksbuch sah oder kaufte, dann war es das des Christlich Meynenden"; aber das ist nur einer der vielen Fälle, in denen er mangelnde Gründe durch Keckheit der Behauptung zu ersetzen sucht.

Reichlin 1848: Die deutschen Volksbücher von Johann Faust . . . und Christoph Wagner . . . von Karl Alex. Frhrn von R.-Meldegg. 3 Bdchen. (Der Schatzgräber. . . . Hrsg. von J. Scheible. Th. 6—8.) Stg.

Engel 1885: Zusammenstellung der Faust-Schriften vom 16. Jahrhundert bis Mitte 1884. Von Karl E. Oldenburg.

Zarncke 1888: Zur Bibliographie des [älteren] Faustbuches. Von Friedrich Z.: Berichte über die Verhandlungen der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Philos.-histor. Classe. Bd 40. Lpz. S. 181—200. (Sitzung am 21. Juli.) — Wiederholt in: Goethe-Schriften (= Kleine Schriften Bd 1) von Friedrich Z. Lpz. 1897. S. 272—89. — Im Auszuge in: Das Volksbuch vom Doctor Faust. (Nach der 1. Ausg., 1587.) 2. Aufl., hrsg. von Robert Petsch. Halle 1911.

Szamatólski 1891: Das Faustbuch des Christlich Meynenden . . . hrsg. von Siegfried Sz. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jh's. 39.) Stg.

Tille 1893: The artistic treatment of the Faust legend. (Rede des Dr. Alexander T. auf der Generalversammlung der English Goethe Society zu London 16. Dec. 1892 bei Gelegenheit einer Ausstellung von ca. 400 Faust-Bildern aus der von T. geerbten Sammlung des Majors a. D. Julius Bode in Sorau. In erweiterter Form gedruckt) London 1893 (als Führer durch diese Ausstellung). Wiederholt in: Publications of the English Goethe Society. Nr. 7. S. 151—224. Nach diesem Druck hier citiert.

Bielschowsky 1893: (Anzeige von Szamatólskis Ausgabe:) Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur. Bln. Bd. 19 (H. 1, Januar), S. 74—77.

Heuer 1893: Ausstellung von Handschriften [usw.] zur Faustsage [usw.], veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. 28. Aug.—10. Nov. Frkf. o. J.

Heuer 1894: Zur Bibliographie des Spies'schen Faustbuchs. II: Berichte des Freien Deutschen Hochstifts zu Frkf. a. M. Neue Folge. Bd 10 (H. 2), S. 274—77.

Minor 1895: Zur Faustsage. Von Professor J[akob] M. 1. Die Volksbücher: Die Zeit. Wien. Bd 3 (Nr. 29 des 1. Jg's, vom 20. April), S. 38 f.

Tille Sept. 1899: Dr. Faust auf alten Bildern. Von Alexander T.: Vom Fels zum Meer. Jg. 18, (H. 26, Mitte Sept.) Bd 2, S. 542—48. 550—51.

Tille Nov. 1899: Dr. Alexander T.: Bilderverzeichnis der Bode-T'schen Faust-Galerie. Zur Ausstellung . . . Köln vom 5. bis 10. Nov. Köln.

Fritz 1914: Das Volksbuch vom Doktor Faust. Nach der um die Erfurter Geschichten vermehrten Fassung [= Gruppe C] hrsg. u. eingel. von Josef Fr. Halle a. S.

Payer 1917: Der historische Faust im Bilde. Von Dr. Rudolf P. von Thurn. Wien, für die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft. Folio.*

Den Namen der Preußischen Staatsbibliothek kürze ich mit StsB. ab, da StB. schon allgemein für 'Stadtbibliothek' in Gebrauch ist.

A. *Die älteren Ausgaben der 'Historia von Fausten' in der Staatsbibliothek, insbesondere die gereimte Bearbeitung.*

Wir bezeichnen die Drucke der 'Historia' mit Zarnckes verbesserten (Fraktur-) Siglen von 1888; für den Druck der Gruppe C fügen wir Fritzens neue Bezeichnung von 1914 bei. Außer Ort und Jahr des Erscheinens setzen wir Signatur und Vorbesitzer des Exemplars hinzu.

Die StsB. besitzt von der 'Historia' folgende Drucke aus dem 16. Jahrhundert:

1) die niederdeutsche Übersetzung von $\mathfrak{A}^1$, Lübeck 1588 (Na 257, Nagler);
2) $\mathfrak{A}^2$, Franckfurt am Mayn 1588 (Na 242, Heyse: in dessen 'Bücherschatz' [1854] Nr 1732);
3) $\mathfrak{a}^8$, o. O. 1588 (Na 245, Meusebach);
4) $\mathfrak{c}^8$ (bei Fritz 1914: $\mathfrak{c}^5$), o. O. u. J. (Na 249, Meusebach);
5) die gereimte Bearbeitung $\mathfrak{E}$, auf dem Titel o. O. 1587 (Libri impr. rari 8⁰ 204, Maltzahn in dessen 'Bücherschatz' [1875] Nr 1211).

* Nicht zugänglich war mir die vermehrte Ausgabe, die 1919 u. d. T. 'Doktor Faust im Bilde' als Bd 30—32 der 'Chronik des Wiener Goethe-Vereins' erschienen ist.



Zu dem zuletzt genannten Druck ist folgendes zu bemerken:

Unser Exemplar unterscheidet sich bekanntlich von dem von Nyerup 1816 S. 188—91 beschriebenen in der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen dadurch, daß es den Druckvermerk „Getruckt zu Tübingen bey Alexander Hock, im Jar M. D. LXXXVIII" nicht hat, der im Kopenhagener Exemplar auf dem Schlußblatt steht; der Vorbesitzer Maltzahn und mit ihm die Bibliographen Zarncke und Engel hielten das Buch daher für einen Nachdruck, den Zarncke 𝔢 nannte. Heuer hat jedoch schon 1894 erkannt, daß unser Exemplar zu dem selben Druck 𝔈 gehört wie das Kopenhagener; er läßt es aber unentschieden, ob das erwähnte Schlußblatt der Ausgabe aus dem hiesigen Exemplar im Laufe der Zeit verloren gegangen, oder ob es vorhanden, aber bei dem Drucke des Bogens 1588 weiß geblieben ist.

Diese Frage läßt sich mit voller Sicherheit beantworten. Auf die drei Registerblätter V[i]—Viij folgt ein leeres Blatt von demselben glatten, mittelstarken, mit roten und braunen Fasern durchzogenen *Druckpapier*, das ohne jeden Zweifel das Schlußblatt des halben Bogens V und damit das Schlußblatt des vom Verleger gelieferten Buches ist; darauf folgen fünf Blätter eines auffallend rauhen und starken *Konzeptpapiers* ohne farbige Fasern, die beim Einbinden des Exemplars offenbar auf Wunsch des damaligen Besitzers zur Eintragung von Notizen angefügt, dann aber nicht benutzt sind; auf sie folgt, gleichfalls vom Buchbinder geliefert, das dem Vorsetzblatt entsprechende *Rückblatt* aus dünnem, rauhem Papier mit bläulichen Fasern, dessen andere Hälfte auf den Deckel geklebt ist.

Es ist also *für die Ausgabe* 𝔈 erwiesen, was schon Heuer vermutet hatte, daß der Verleger sich während des Druckes des Bogens V mit Rücksicht auf die Zensur entschlossen hat, bei den noch herzustellenden Abzügen *seine Firma fortzulassen;* es ist ferner *für das hiesige Exemplar* erwiesen, daß es zu dieser Partie gehört und daß es *vollständig* ist.

B. Die ältere Fassung von 'Fausts Bündnis'.

I. Meinungen über Erscheinungsort, Verleger und Verfasser.

Die erste Ausgabe von 'Fausts Bündnis' und die Mehrzahl der späteren tragen an Stelle des Verlagsvermerks die Namen der Städte Frankfurt und Leipzig. Dieser Umstand hat einige der bekanntesten Commentare zu Goethes 'Faust' dazu verleitet, den Erscheinungsort in der Vaterstadt Goethes zu sehen (und daraus zu folgern, daß dieser das Buch gekannt haben müsse). Wie aber jedem *Bibliophilen* bekannt ist, bedeuten die Worte „Frankfurt und Leipzig" ohne Zusatz einer Verlagsfirma niemals *das Domicil des Verlegers,* sondern *die Meßplätze,* an denen das Buch feilgehalten wird: sie besagen lediglich, daß das Werk für Westdeutschland auf der Frankfurter, für Ostdeutschland auf der Leipziger Messe zu haben ist. Der Verleger kann dabei am Bodensee oder in Wien, in Königsberg oder in Bremen wohnen. *Für den Ort, wo 'Fausts Bündnis' erschienen ist, giebt die Titelseite also nicht den geringsten Anhalt;* und wenn man bald auf Nürnberg, bald auf Dresden geraten hat, so steht der Erscheinungsvermerk dem nicht entgegen.

Ein wenig günstiger steht es mit dem Namen des Verfassers. Das Buch ist nach Angabe des Titels „zum Druck befördert von Einem *Christlich-Meynenden*". Die Anfangsbuchstaben dieser gesuchten Bezeichnung des Verfassers sind innerhalb der Fraktur des Titels in Antiqua gesetzt, und da ein Chronogramm (für 1100) keinen Sinn hätte, so kann das nur bedeuten, daß die Initialen C. M. zugleich die Anfangsbuchstaben des *Namens* des Verfassers sind; schon Nyerup bezeichnet darum diesen 1816 S. 191 als „Herr C. M."

Minor hat nun 1895 den Versuch gemacht, diese Abkürzung zu ergänzen. „Einige Jahrzehnte" vor 'Fausts Bündnis', so führt er Sp. 39 b aus, sei „eine kritische Untersuchung der Faustsage von dem Wittenberger Georg Neumann, *zuerst deutsch und dann lateinisch* erschienen, deren Verleger der Buchhändler Christoph Miethen in Dresden war; nicht bloß die Initialen, sondern auch die *End[b]uchstaben* dieses Namens stimmen zu dem Christlich Meynenden." Minor ist also geneigt, in Christoph Miethen zugleich *den Verfasser* und *den Verleger* von 'Fausts Bündnis' zu sehen. Auf vorausgesehene Einwendungen erwidert er noch: eine Verlagsfirma sei zwar auf dem Titel des Büchleins nicht genannt; aber „es ließe sich leicht begreifen, daß der Verleger nicht seinen eigenen Verlag auf dem Titel angeben wollte, nachdem er etliche Jahre [!] früher eine Untersuchung verlegt hatte, in der die Faustsage ziemlich von oben herab behandelt war. Gerade diese Untersuchung, die in mehreren Auflagen erschienen ist, zeigt [l. zeugt] aber von dem fortdauernden Interesse an der Sage, mit der in weiteren Kreisen noch immer ein gutes Geschäft zu machen war. Den dürren und dürftigen Auszug aus Pfitzers Faustbuch konnte ein Buchhändler recht gut selber zustande bringen."



Diese Hypothese Minors wird in der vortrefflichen Geschichte der Faustsage in Meyers Konversations-Lexikon[6] Bd 6 (1904) S. 357 b citiert und als *wahrscheinlich* bezeichnet; sie hat so an Verbreitung und Bestimmtheit gewonnen und erfordert deshalb eine gründliche Prüfung.

Nun soll nicht verschwiegen werden, daß die zweite Originalausgabe von 'Fausts Bündnis' in der StsB. sich in einem Sammelbande (s. u., Schluß von III) befindet, der unter mehreren anderen Schriften auch drei Drucke des von Minor gemeinten Dresdener Verlegers enthält:

1) Das ABC cum notis variorum. Th. 1 [2. Aufl.; die 1. erschien 1695] und 2. Beide 1703.
2) Das Einmahl Eins cum notis variorum. 1703.
3) M. Valentini Friderici Curiöser Tractat Vom [in den Columnentiteln richtig: Von] Parucken. A. d. Lat. ins Dt. übers. von M. M. [s. u., d]. 1702.

Danach möchte mancher Minors Annahme vollends für erwiesen halten.

Jede der Voraussetzungen Minors trifft jedoch nur zur Hälfte zu.

a) Die *Endbuchstaben* der Worte 'Christlich' und 'Meynenden' haben nichts mit dem Namen des Verfassers von 'Fausts Bündnis' zu tun, denn in dem Falle wären sie ebenso in *Antiqua* gesetzt wie die Anfangsbuchstaben. Der Verfasser braucht also nicht einen Namen C—h M—n zu haben, sondern kann ebensogut etwa Christian Meyer oder Carl Müller heißen.

   Für den Fall jedoch, daß man hier einen Druckfehler in den Endbuchstaben annehmen will und auf der Kombination C—h M—n beharrt, würde auch das der Hypothese Minors nicht zu gute kommen; denn der von ihm gemeinte Verleger heißt weder Christoph mit Vornamen (s. b) noch Miethen mit Nachnamen (s. c).

b) Genauer gesagt: unser Mann führt den Vornamen Christoph nicht allein und nicht an erster Stelle. Ich habe in den Beständen der Staatsbibliothek 47 für ihn gedruckte Titelblätter geprüft: auf 46 davon schreibt er sich *Johann* Christoph; auf einem einzigen (auswärts gedruckten) steht zwar nur „Christoph", der gegenüberstehende Kupfertitel hat jedoch „Joh: Christoph".

c) Im Nominativ wird der Name ausnahmslos *Mieth* geschrieben. „Verlegts ... Mieth" finden wir auf Titeln von Schriften Christian Weises von 1681, 1690, 1696, 1698 und 1700; die Vorrede zum ersten Theil des 'Deliciarum manipulus' (s. u., d, Note **) von 1703 ist unterschrieben „Johann Christoph Mieth, Buch-Händler". Entsprechend heißt es im Genitiv „In Verlegung ... Mieths" auf Weise-Drucken von 1680, 1682 und 1690 und im Dativ „bey ... Mieth" in dem oben erwähnten 'Einmahl Eins' von 1703. In anderen Fällen lautet allerdings der Genitiv „Miethen" und „Miethens", der Dativ „Miethen"; natürlich beweist das garnichts für Minors Annahme. In den 90er Jahren (s. u., e) erscheinen Schriften Weises bald mit dem Vermerk „Verlegts ... Mieth und ... Zimmermann", bald „bey ... Miethen und ... Zimmermannen": wir haben hier die selbe Flexion.

d) Mieth hat in den Jahren 1701—04 38 „curiöse Tractate", d. h. wissenschaftliche Abhandlungen über populäre Probleme, *von einem gewissen M. M.* ins Deutsche übersetzen lassen.* Diese Schriften behandeln zum großen Teile (in halb-rationalistischem Geiste) Gegenstände des Aberglaubens: Mißgeburten, das wütende Heer, die Wünschelrute, den Alb, die Walpurgisnacht, den ewigen Juden, den Rattenfänger von Hameln.** Unter diesen *von M. M. übersetzten* Abhandlungen befindet sich in der Tat auch die Faustschrift des Professors Neumann, der übrigens nicht Georg, sondern Johann Georg hieß. Ihre Originalausgabe war — im Gegensatze zu Minors Annahme — in *lateinischer* Sprache abgefaßt, sie war vor allem ohne jedes Zutun des Dresdeners Mieth schon 1683 als Wittenberger Universitätsschrift erschienen und seitdem öfters neu gedruckt.

e) Wie unten (IV d) zu erörtern ist und wie auch Minor zugiebt, ist 'Fausts Bündnis' offenbar im Jahre 1725 verfaßt und erschienen. Eine Voraussetzung zu Minors Hypothese wäre also, daß der Dresdener Verlagsbuchhändler 1725 noch am Leben gewesen ist. Daß das

* Engel ergänzt 1885 (sub Nr 49) den Namen in *Marcus Molitor*, ohne etwas über diesen Literaten anzugeben, den Jöcher und Rotermund ebenso wenig kennen wie die Kataloge der wissenschaftlichen Bibliotheken Preußens und des British Museum. — Der von Engel in zweiter Linie genannte *Magister* (Johann Gottlieb) *Meister* kommt *nicht* in Frage, da er schon 1699 gestorben ist.

** Als Anfang 1703 27 solcher Übersetzungen des M. M. zusammengekommen waren, gab Mieth sie — z. T. im Neudruck — zur Ostermesse zusammen heraus unter dem Sammeltitel „Deliciarum manipulus, Das ist: Annehmliche und rare Discurse von mancherley nützlichen und curiosen Dingen. Erster Theil"; zur Ostermesse 1704 folgte ein „Ander Theil" von elf ähnlichen Traktaten vom selben Übersetzer. Die Staatsbibliothek besitzt seit 1850 beide Teile, also alle 38 Schriften, in einem unförmlichen Sammelbande aus Meusebachs Besitz (mit einem älteren Ex-libris eines Carl Ehrenfried Brescius: Ag 7431); unvollständige Exemplare hat sie 1817 in Diez' Bibliothek (8° 7983 und 7984) und 1879 von der UB Göttingen (1751 vom Baron Johann Friedrich von Haxen der Deutschen Gesellschaft geschenkt, jetzt Ag 7432) erhalten.



nicht der Fall ist, lehrt ein Blick in die bewunderungswürdige Jahresstatistik des deutschen Verlagsbuchhandels von *Gustav Schwetschke* (Codex nundinarius, Halle 1850 [Folio; StsB Am 10201]). Wir ersehen daraus, daß Johann Christoph Mieth 41 Jahre lang tätig gewesen ist, von 1674—1714. In diesem Zeitraum hat er allein 600, in Gemeinschaft mit Johann Christoph Zimmermann (1693—99) 158 Werke, im ganzen also 758 Werke aufgelegt: eine Zahl, die noch imponierender wirkt, wenn man sieht, daß die Gesamtproduction des Dresdener Verlagsbuchhandels in jenen 41 Jahren nur 2131 Werke betrug. In den Jahren 1715—17 verschwindet Mieths Name völlig vom Büchermarkt; in den zehn Jahren 1718—27 treten dann seine *Erben* mit 107 neuen Verlagsartikeln hervor, bei einer Dresdener Gesamtproduction von 480 Werken. Wie Mieth selbst verstehen sie es, immer eine der drei ersten Stellen des Dresdener Verlagshandels zu behaupten.* Doch genug davon: uns interessiert hier nur, *daß Mieth 1715 nicht mehr als Verleger tätig war und 1718 nicht mehr lebte.*

Danach dürfte Minors Hypothese sich nicht mehr aufrecht erhalten lassen.

II. Die Besonderheiten der älteren Fassung.

Die Originalfassung von 'Fausts Bündnis' unterscheidet sich in drei Punkten von der unter C zu besprechenden Bearbeitung.

a) Der Verfasser giebt sich wie seine Vorgänger Widman und Pfitzer als *entschiedenen Protestanten,* wie 1848 von Reichlin (Bdchn 2, S. 91/92) und 1891 von Szamatólski (S. XVI f) gezeigt worden ist. So spricht er von der „Päbstl. *Finsterniß* vor Lutheri Reformation" (Pfitzer I 1 sagt immerhin milder: „vor Lutheri sel. Reformation, da das alte Päpstische *Wesen* annoch überall im Schwang ware") und redet (mit Pfitzer III 3) von der sodomitischen Aufführung des römischen Clerus; er führt (nach Pfitzer II 5) einen Abt als Schüler Faustens vor und (wie Pfitzer II 9) einen Cardinal als Faustens Gönner.

b) Der kurze Auszug, den Herr C. M. aus Pfitzers Buch giebt, ist zwar nicht wie dieses oder wie Neumanns Untersuchung für den Gelehrten bestimmt, aber, wie Bielschowsky 1893 (S. 76) vortrefflich ausgeführt hat, *ebenso wenig für das Volk.* C. M. wendet sich an die galante Welt, d. h. an die *höheren Stände,* die er à la mode mit französischen Brocken traktiert. Er will seinem Publicum (nicht, wie Bielschowsky meint, eine Novelle, aber) einen feuilletonistisch leichtgeschürzten Bericht über das Leben des *historischen* Faust geben — freilich aufgrund einer Vorlage, der er nicht recht traut, ohne sie doch widerlegen zu können. So behilft er sich mit einem leichten Skeptizismus, der gelegentlich von fern an die weltmännische Ironie erinnert, mit der zwei Menschenalter später Musäus volkstümliche Überlieferungen behandelte. Der Persönlichkeit des Dr. Faust steht er mit Recht durchaus ablehnend gegenüber; er glaubt vor allen Dingen nicht, daß es dem Manne um höhere Erkenntnis zu tun gewesen, sondern betrachtet die Gier nach materiellen Genüssen als sein einziges Motiv.

c) In diesem Sinne scheint er sich auch das Äußere des Wunderdoctors gedacht zu haben. Den drei Originalausgaben der Schrift (*a*, *b* und *b*²: s. u. unter III) ist als Titelbild ein Portrait** in Kupferstich beigegeben (das allerdings von Heuer [sub Nr 74] und von Payer [S. 10] unbegreiflicherweise als Holzschnitt bezeichnet wird); Faust erscheint hier nach Szamatólskis Charakteristik (S. XXIV) als „ein feister, grober Genüßling, der mit satten Augen in die Welt glotzt", und Tille sagt Sept. 1899 (Sp. 548b) in dem selben Sinne: „Seine feisten Backen und glotzigen Augen verraten, daß sein Gott der Bauch ist.... Es ist Faust der Fresser, der Schlemmer — nicht mehr der Faust, der aus Wissensdurst wider Gott kriegen wollte." Payer*** führt allerdings (S. 10 oben) die Rundung der Züge nicht auf eine Absicht des reproducierenden „Künstlers" zurück, sondern auf dessen Unvermögen zur Modellierung. — Faust trägt auf diesem Bilde Schnurrbärtchen und „Fliege" und ist nach Engels anschaulichem Ausdruck mit „Radmantel und Radkragen" bekleidet; Hände und Arme sind nicht mit auf dem Bilde.

* Außer Zimmermann (s. u.) sind die Hauptkonkurrenten: erst Martin Gabriel Hübner (1672—98, mit 173 Werken) und Michael Günther (1677—91, mit 99 Werken); dann Johann Jacob Winckler (1692—1716) und dessen Witwe (1717—26; beide zusammen mit 460 Werken); endlich Gottfried Lesch (seit 1708; bis 1727 mit 126 Werken). Mieth dauernd überlegen war nur Zimmermann, der nach der Trennung von Mieth, in den Jahren 1699—1726, 745 Werke herausbrachte. (Seit 1720 arbeitete er in Gemeinschaft mit Johann Nicolaus Gerlach; dieser führte nach Zimmermanns Tode von 1727—39 mit dessen Erben, danach dann allein das Geschäft fort.)

** Reproduciert 1891 von Szamatólski als Tafel III, vor S. 1; Sept. 1899 von Tille als Fig. 1 auf S. 543; 1917 von Payer als Tafel 7.

*** Payer hat nach Szamatólskis Ansatz mit großem Glück die Herkunft des Portraits festgestellt und überzeugend dargetan, daß es auf ein bisher unbekanntes Faustportrait von *Pierre Aubry* (1596—1667) und letzten Endes auf die Figur des *heiligen Joseph* in einer Rembrandt'schen 'Flucht nach Ägypten' zurückgeht!



III. Die deutschen Ausgaben im allgemeinen.

Von der eben charakterisierten ursprünglichen Fassung der Schrift hat Szamatólski fünf Drucke zu Gesicht bekommen und drei weitere festgestellt. Von diesen acht Drucken sind sieben datiert, aus den Jahren 1725—97, und Szamatólski benennt sie in chronologischer Folge mit den Buchstaben *a—g;* den einzigen undatierten, den er kennt, nennt er *h.*

Heuer stellte 1893 von diesen acht Drucken fünf aus (Szamatólskis *a, b, d, f, g*) und (als Nr 76) einen weiteren, Braunschweig und Leipzig o. J., von 20 ungez. Bl. (damals im Besitz des Herrn Alois Löw in Wien [also jetzt in der Wiener StB.: s. u. S. 120, Note *]).

Die StsB. besitzt von diesen Drucken drei, auf deren Titeln statt des Verlagsortes die Meßplätze „Franckfurt und Leipzig" genannt sind:

1) *b,* 1726 (in dem oben unter I besprochenen Sammelband 8⁰ 8100 der separat aufgestellten Bibliotheca Dieziana — nebenbei bemerkt das einzige alte anonyme Faustbuch, das die Bibliothek noch zu Goethes Lebzeiten erhalten hat);
2) *e,* 1728 (Na 308, Meusebach);
3) *h,* o. J., 46 S. (Na 312, Nagler).

IV. Die Ausgabe Franckfurt und Leipzig o. J., nach dem Exemplar der Staatsbibliothek.

Zu dem zuletzt genannten Druck ist zu bemerken:

a) In dem genannten Neudruck von 1891 ist Szamatólski bei der Aufzählung der älteren Ausgaben ein wunderliches Versehen unterlaufen, das zwar schon 1893 von Bielschowsky bemerkt ist, aber an dieser Stelle noch einmal erwähnt werden muß, da nicht jeder, der Szamatólskis schöne Ausgabe benutzt, die Rezension daneben liegen hat. Szamatólski führt S. XI unter *h* die Ausgabe o. J. von 46 Seiten an und beschreibt sie dann S. XIV unten (mit Note S. XIV/XV) nach dem Exemplar der StsB. — dem einzigen ihm bekannten — so genau, daß eine Verwechslung nicht möglich ist*; dabei giebt er an der zuerst genannten Stelle an, daß sie *keine Ortsangabe* auf dem Titel trage. In Wirklichkeit ist sie, wie gesagt, gleich den beiden anderen hier vertretenen Drucken der älteren Fassung *mit den Meßplätzen* bezeichnet.

b) Ein ebenso unbegreifliches Versehen bezüglich dieser Ausgabe findet sich aber in Bielschowskys eben genannten Recension. „Sie stammt", heißt es hier S. 76, „trotz des gleichlautenden druckortes [hält B. Frankfurt oder Leipzig für den *Druckort?*] wahrscheinlich aus einer anderen officin, wofür auch die verwendung einer *neuen platte* für das titelbild spricht." In Wirklichkeit ist das Bildnis Faustens ohne jeden Zweifel von der bereits für *b* verwendeten Platte abgedruckt, die für diesen Zweck lediglich wieder aufgefrischt ist: das Bild in *h* zeigt unten in der Mitte den selben unbeabsichtigten schrägen Strich in Faustens Gürtel wie in *b,* auch die Unterschrift ist offenkundig identisch, wenn auch jeder Grundstrich sichtbar nachträglich verstärkt ist. Und dieses Bildnis ist nicht etwa aus einem Exemplar der Ausgabe *b* nachträglich in das hiesige Exemplar von *h* eingefügt, denn es findet sich ebenfalls in dem unter e zu nennenden zweiten Exemplar von *h.*

c) Mithin ist *h* nicht, wie Szamatólski und Bielschowsky glaubten, ein Nachdruck von *b,* sondern eine rechtmäßige neue Auflage, die dritte rechtmäßige Ausgabe von 'Fausts Bündnis'. Da der Druck in Wortlaut, Seiten- und Zeilentrennung mit *b* übereinstimmt, wird es sich empfehlen, ihn statt mit der abgelegenen Sigle *h* als b^2 zu bezeichnen; eine Verwechslung kann durch diese Umbenennung ja nicht entstehen.

Daß diese dritte Ausgabe weit fehlerhafter gesetzt ist als *b,* mag sich daraus erklären, daß sie nach unerwartet schnellem Absatz der zweiten Ausgabe — jedenfalls noch im selben Jahre 1726 — sehr eilig hergestellt ist, um den Bestellungen zu genügen. In der Tat sieht das Heft nicht wie ein Reindruck sondern wie ein Correcturabzug aus; selbst auf dem Titel (Zeile 7 und 12) sind drei „Spieße" stehen gelassen, und im Erscheinungsvermerk steht hinter den Meßplätzen ein Komma, wie wenn ursprünglich eine Jahreszahl hätte folgen sollen. Freilich findet sich diese Abnormität auch in den beiden unter C IV 4. 5 zu besprechenden Drucken der jüngeren Fassung unseres Faustbuchs.

d) Die fehlende Jahreszahl auf dem Titel hat ein Vorbesitzer unseres Exemplars, wie schon Bielschowsky a. a. O. mitgeteilt, in 1699 ergänzt. Daß das nicht das Erscheinungsjahr unserer Ausgabe ist, ist oben gezeigt und wird auch von Bielschowsky zugegeben. Er rechnet

* S. XV Z. 3 der Note ist statt der Zeilenzahl 33: 34 zu lesen. Sachlich stimmt aber *jede Einzelheit* zu dem hiesigen Exemplar.



jedoch mit der Möglichkeit, daß eine noch unbekannte Ausgabe unseres Faustbuches bereits 1699 erschienen sei und daß der Vorbesitzer unseres Exemplars deshalb diese Jahreszahl daraufgesetzt habe.

Andrerseits versichert Tille im Nov. 1899 (S. XVIII) mit der bei ihm üblichen Zuversicht, daß 'Fausts Bündnis' „das Jubiläum der Inschrift in Auerbachs Keller zu feiern bestimmt war". Diese Inschrift ist bekanntlich (nachträglich) von 1525 datiert und in der Tat mit Angabe dieser Jahreszahl an auffälliger Stelle in dem Büchlein abgedruckt: an so auffälliger, daß ungenügend orientierte Katalogisatoren wiederholt darin das Erscheinungsjahr der Schrift selbst gesehen haben.

Aber auch wenn man Tilles Einfall nicht gelten lassen will, wird man die von Szamatólski entdeckte Ausgabe von 1725 bis zum Beweise des Gegenteils als die *erste* betrachten müssen, da alle bekannten Ausgaben von ihr abstammen.

e) Ein zweites Exemplar von b^2 besaß Carl Schüddekopf*; es ist am 24. September 1918 von Friedrich Meyer in Leipzig für einen Sammler ersteigert.

V. Eine dänische Übersetzung aus dem 19. Jahrhundert in der Staatsbibliothek.

Nyerup teilte 1816 (S. 191 f) mit, daß 'Fausts Bündnis' von Niels Frideric Bang ins dänische übersetzt und 1735 im Umfange von 40 S. 8⁰ erschienen sei; der Titel laute:

> Den i den gandske Verden bekjendte Erz-sort-konstner og Troldkarl Dr. Johan Faust, og hans med Djævelen oprettede Forbund, forundringsfulde Levnet, og forskrækkelig Endeligt, beskreven af en *C*hristelig *M*enende, oversat ved N. F. B.

Die StsB. besitzt eine andere Übersetzung, die zwischen 1804 und 1814 ohne Andeutung des Übersetzers im Umfange von zwei Oktavbogen erschienen ist:

> Den over hele Jorden bekjendte | store Hexemester | Dr. Johan Fausts | saare mærkværdige | Levnetsløb, Forbund med Djævelen | og skrækkelige Endeligt. | Modtvillige til Formaning og Advarsel itide. [Holzschnitt.] Oversat efter Manges Ønske [= auf allgemeinen Wunsch] af det Tydske. || Kjøbenhavn. | Tilkjøbs i store Helliggejststræde No. 150 og 151.**

Der Holzschnitt auf dieser S. [1] ist ein rohes Bildnis (ohne die geringste Ähnlichkeit mit einem der bekannten Faustportraits) innerhalb einer doppelten Ellipse. S. [2] enthält C. M's Vorwort, S. [3] — 30 den Text — alles, soweit ich sehe, in treuer Übersetzung der älteren Fassung.***

Auf dem unpaginierten Schlußblatt des Bogens B zeigt der Verlag andere volkstümliche Schriften an; darunter befinden sich vier Schriften zur Verherrlichung des damals regierenden Napoleon I., was uns die ungefähre Datierung des Drucks ermöglicht, und eine Reihe von 60 „Smaaehistorier" (kleinen Geschichten) wie Laurin und Fortunat, Melusine und Griseldis, Markolf und der Finkenritter.

C. Die jüngere (rheinische) Fassung von 'Fausts Bündnis' in den wissenschaftlichen Bibliotheken Preußens:

acht Ausgaben etwa aus den Jahren 1730—1820.

I. Die Ausgabengruppe als Ganzes; ihr Verhältnis zur älteren Fassung.

Szamatólski hat 1891 (S. XV—XVII) als erster festgestellt, daß im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts 'Fausts Bündnis' „eine sehr charakteristische und interessante Umarbeitung" erfahren hat. Der Bearbeiter, der sich nicht wie C. M. an die „galante Welt", sondern an ein möglichst großes Publicum ohne Unterschied der Confession wenden wollte, hat die oben unter B II angeführten Eigentümlichkeiten der Schrift verwischt.

a) Alle Motive und Wendungen, die geeignet schienen, katholische Leser zu verletzen, sind beseitigt oder doch gemildert, darunter die vier oben unter B II a aufgeführten, wie von

* S. Nr. 576 auf S. 48 des Auctionskataloges. Leider hat Szamatólskis falsche Beschreibung die sorgfältige Bearbeiterin des Kataloges dazu verführt, den Druck für einen bisher unbekannten zu halten; ich konnte es vollends bei der Durchsicht des Katalogmanuskripts nicht als meine Aufgabe betrachten, Szamatólskis Angaben nachzuprüfen.

** An das Exemplar sind vier ähnliche Schriften des selben Verlages angebunden. Der Sammelband stammt aus der Bibliothek der Brüder Grimm und ist 1865 in die UB Berlin gekommen, die ihn 1903 der Staatsbibliothek überwiesen hat. Er trägt hier die Signatur Na 391.

*** Daß im zweiten Satze der Biographie Faustens die Wendung „in der Päbstl. Finsternüß vor Lutheri Reformation" ersetzt ist durch „paa de Tider" muß Zufall sein, da *alle anderen* in der jüngeren Fassung gemilderten Stellen wörtlich wiedergegeben sind. — Faustens Geburtsort heißt hier Sonnewedel.



Szamatólski an dem dort genannten Orte des näheren gezeigt ist. In dem ersten dieser Fälle ist der Bearbeiter allerdings sehr zaghaft vorgegangen: im zweiten Satz von Fausts Biographie begnügt er sich nämlich damit, aus der Wendung „in der Päbstl. Finsternüß vor Lutheri Reformation" das Wort „Päbstl." wegzulassen, und läßt so Luther als den Bringer des Lichtes bestehen.

b) C. M's Modefremdwörter sind zum großen Teil durch deutsche Ausdrücke ersetzt. In dieser Beziehung hatte nach Szamatólskis Nachweis die verlorene Fassung *d*, auf die unsere Bearbeitung zurückzuführen ist, schon etwas vorgearbeitet.

c) An die Stelle des Kupferstichportraits des Helden mußte in der zur Massenverbreitung bestimmten Schrift schon aus technischen Gründen ein Holzschnitt treten. Der Bearbeiter wählte als Vorlage nicht C. M's blöden Fresser, sondern irgend ein Gelehrtenbildnis des 16. (oder des beginnenden 17.) Jahrhunderts, das er in einem kräftigen Holzschnitt nachbilden ließ. Alle von uns verglichenen Drucke dieser Fassung zeigen Faust in einem Medaillon-Brustbild mit ziemlich langem, oben breiten und nach unten spitz zulaufenden Kinnbart, in reicher, anscheinend pelzbesetzter Kleidung; in der rechten Hand hält er einen viereckigen Gegenstand, der bald einem verzierten Kästchen, bald einem Buche ähnelt.

Da das einzige bekannte Exemplar des ältesten bisher ermittelten Druckes dieser Fassung (s. u. IV 1) aus einer rheinischen Bibliothek stammt und da die beiden einzigen Drucke mit Verlagsangabe (s. u. IV 7. 8) in Köln erschienen sind, so darf man wohl bis auf weiteres vermuten, daß diese für katholische Leser bestimmte Bearbeitung rheinischen Ursprungs ist; wir bezeichnen sie also des bequemeren Citierens wegen, auf die Gefahr eines Irrtums hin, bis auf weiteres als die *rheinische Fassung von 'Fausts Bündnis'* oder kürzer als das *rheinische Faustbuch*.

Diese Ausgabengruppe ist bisher von der Forschung recht stiefmütterlich behandelt. Während Szamatólski, wie wir sahen, für die acht z. T. ganz nahe mit einander verwandten Drucke der älteren Fassung je einen Buchstaben von *a—h* verwandte, faßte er in seltsamem Gegensatz dazu die Gesamtheit aller Ausgaben des rheinischen Faustbuches unter dem Buchstaben *i* zusammen — ähnlich wie einst Linné der Gruppe der Blütenpflanzen 23 Classen, allen anderen Pflanzengruppen zusammen aber nur eine Classe eingeräumt hatte.

Mit Recht stellte dagegen Heuer 1893 (S. 28—30) die Drucke des rheinischen Faustbuchs als zweite Gruppe der Gesamtheit der anderen Drucke gegenüber. Leider machte er jedoch diesen Fortschritt durch grobe Fehler wett: erstens bezeichnete er das rheinische Faustbuch als „die *erweiterte* Fassung" und faßte ihr gegenüber die anderen Drucke als „die kürzere Fassung" zusammen; zweitens gab er als Merkmal der zweiten Originalausgabe, *b*, u. a. „*Abschwächung* aller antikatholischen Stellen" an. In Wirklichkeit liegt, wie schon aus Szamatólskis Darlegungen zu ersehen war, die Sache umgekehrt: schon *b* (1726) *erweitert* den Stoff um zwei Wiener Geschichten, aber erst die rheinische Fassung ist es, die die antikatholischen Stellen *abschwächt*.

II. Allgemeines über die verschiedenen Drucke.

Szamatólski nannte 1891 (S. XI) acht Bibliotheken, die Drucke seiner „Klasse *i*" besäßen: vier preußische und vier andere. Er meinte jedoch (S. XVI Note), es lohne sich nicht, alle diese Drucke kommen zu lassen, um ihre Filiation festzustellen. Mit eigenen Augen hat er offenbar *nur die beiden Exemplare der StsB.* gesehen.

Tille erklärte 1893 (S. 167 Note 2): „It consists of at least *four prints* without date, inscribed Frankfurth und Leipzig, (1), (2), (3), (4)." Er giebt jedoch zu, nur zwei Ausgaben, mit den Ziffern (3) und (4), zu kennen.* Wir glauben nicht, daß diese Ziffern, denen wir unter IV noch begegnen werden, Auflagenzahlen sind, und halten Tilles Schluß auf Drucke mit der Bezeichnung (1) und (2) mithin für verfehlt.

Heuer führte Ende desselben Jahres in seinem Ausstellungskatalog unter den Nrn 80—85 sechs Drucke der jüngeren Fassung (die er, wie gesagt, fälschlich als „die erweiterte" bezeichnet) auf, machte aber nur ganz oberflächliche und vage Angaben über die Unterschiede. Die beiden für uns (nach der Angabe des Fundortes) controllierbaren Drucke sind ungenau citiert (z. B. Fran*ck*furth statt Fran*k*furth).

Die Staatsbibliothek besitzt das rheinische Faustbuch, wie eben zu Szamatólski bemerkt, in zwei Drucken. Bei der Neuordnung des Artikels 'Faust' im Gesamtkatalog der wissenschaftlichen Bibliotheken Preußens ergab sich die Notwendigkeit, diese beiden Exemplare mit den sechs, die sich auf (fünf von den zehn) preußischen Universitätsbibliotheken befinden, zu

* Er führt diese Nov. 1899 unter den Nrn 35—37 an (unter Nrn 36 und 37 ist offenbar dasselbe Buch gemeint) und verlegt sie hier — sicherlich viel zu früh — in die Zeit um 1740.



vergleichen. *Dabei stellte es sich heraus, daß die acht Exemplare ebenso viele verschiedene Drucke repräsentieren.* Insbesondere fand sich in Münster ein Druck, der erheblich älter ist als die Ausgaben, die von Szamatólski, Tille und Heuer beschrieben und von Payer benutzt sind, und der dementsprechend auch ein ursprünglicheres Bildnis Faustens enthält. Die Zeitfolge und Verwandtschaft der sieben jüngeren Drucke ließ sich ohne zeitraubende Collationierung des Textes an ein paar auffälligen Merkmalen leicht feststellen.

Gewiß hat bei der niederen Stufe, auf der Text und Bildnisse dieses Volksbuches stehen, das Ergebnis objectiv eine sehr geringe Bedeutung für die allgemeine Literatur- und Kunstgeschichte. Immerhin handelt es sich aber um eine mindestens neunzig Jahre hindurch — und gerade zu Goethes Zeit — sehr verbreitete Bearbeitung eines Stoffes, der jedem Deutschen merkwürdig ist wegen der ersten Formung, die er im sechzehnten Jahrhundert gefunden, und der Vertiefung, die unser größter Dichter ihm in sechzigjährigem Bemühen gegeben. Damit also nicht ein anderer unter weniger günstigen Umständen die Arbeit noch einmal machen muß, sei es uns gestattet, kurz mitzuteilen, was sich bei der Katalogisierung der acht Drucke nebenbei ergeben hat. Wir nehmen dabei das Resultat unserer Vergleichung insofern voraus, als wir unter III die Holzschnitte und unter IV die Texte *in der Altersreihenfolge* besprechen, die wir ermittelt zu haben glauben und die sich für den Leser aus den unter IV und V anzuführenden Merkmalen bestätigen dürfte.

III. Ikonographie.

Das verbreitetste Bildnis zum rheinischen Faustbuch ist in unseren Tagen öfter reproduciert und charakterisiert worden. Heuer brachte es 1893 in Lichtdruck als Tafel 6, Tille im September 1899 in Strichätzung als Fig. 8 auf Sp. 546a, Payer 1917 wieder in Lichtdruck auf Tafel 21 unten rechts; als Vorlage benutzten Heuer und Payer das Exemplar des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt am Main, Tille eins seiner beiden eigenen Exemplare. Über den Charakter des Portraits sagt Tille a. a. O. Sp. 550a in seiner burschikos-anschaulichen Weise: „Der greise Gelehrte mit dem pedantischen Gesicht und dem sorgfältig gebürsteten Haar, in dem reichen akademischen Mantel und der gefältelten Halskrause, mit seinem Buch in der Hand und der geöffneten Lippe, auf der eher eine Genusregel als ein Zauberbann zu schweben scheint, macht einen würdigen Eindruck."

Man war allgemein davon überzeugt, daß dieses Portrait unmittelbar an die Stelle des oben unter B II c beschriebenen Stiches getreten sei. Tille sagte im Sept. 1899 (Sp. 550a): „Nachdem von dem Volksbuch des Christlich Meynenden bereits ein paar Ausgaben, rechtmäßige und unrechtmäßige, in die Welt geflattert sind, alle geschmückt mit Faust[s] des Dicken Bilde, tritt *auf einmal* ein völlig anderes Bild, das Porträt eines greisen, bärtigen Gelehrten in akademischer Tracht, an seine Stelle." Und im Nov. d. J. schrieb er (S. XVIII): „Mit einem verjüngten, verfeisteten Rembrandt war 1725 das vierte deutsche Faustbuch auf den Markt getreten. Aber mit diesem Bilde stieß man beim Publikum augenscheinlich auf Widerspruch. So sollte der Dr. Faust aussehen, den man vom Puppenspiel her als würdigen Greis im schwarzen Talar kannte? Nimmermehr! Dieser Faust war nicht der echte. So ersetzten ihn denn die Nachdrucke dieses Buches *sofort* durch den ›echten‹, einen greisen Dutzendgelehrten mit pedantischen Zügen. . . . *Dies ist das einzige Faustbild, dem man im achtzehnten Jahrhundert eine weite Verbreitung zuschreiben kann.*"

Nun erhob sich die Frage, woher dieses Bildnis stamme, das noch in keinem Faustbuch verwendet war.

Szamatólski gestand (s. S. XXV f mit Noten 5. 6): „Sein Ursprung ist nicht zu bestimmen"; er teilte jedoch mit, daß er von anderen Seiten auf zwei *ähnliche* Bilder hingewiesen sei: von Jaro Springer auf ein Bild (Kupferstich oder Holzschnitt?) im Berliner Kupferstichkabinet, das „Johann Faust" im Gelehrtenbarett zeige; von Ernst Elster auf einen in Auerbachs Keller unter Glas und Rahmen hängenden Holzschnitt, der eine Mittelstellung zwischen den beiden Portraits von 'Fausts Bündnis' einnehme und sich durch den Ausdruck diabolischer Charlatanerie auszeichne.

Tille machte 1893 einen dritten Vorschlag: er erklärte es (S. 167 unten) für „very probably", daß das Original ein Bildnis des Buchdruckers Fust sei.

Im September 1899 schwächte Tille allerdings a. a. O. diese Behauptung ab; im November ließ er sie stillschweigend fallen und wies nun auch seinerseits (S. XIX) auf das Portrait in Auerbachs Keller hin, das mit dem Bilde des rheinischen Faustbuches „in irgend welcher Beziehung" stehe und den Nekromanten als „widerhaarigen Gesellen" von „großer Tatkraft" darstelle.



1917 wies Payer (S. 15) zunächst zu allgemeiner Verblüffung nach, daß Szamatólskis diabolischer Charlatan und Tilles widerhaariger Geselle identisch ist mit dem frommen Leipziger Theologieprofessor „Georg Weinrich (1554—1617), der seit 1586 an der Thomaskirche tätig war, im Jahre 1600 als Rektor der Universität fungierte, sechsmal Dekan seiner Fakultät war und eine stattliche Reihe theologischer Schriften und Predigten hinterlassen hat." Payer giebt das Portrait (mit der Unterschrift, die dem Exemplar in Auerbachs Keller fehlt) Taf. 21 oben wieder; er bestreitet jeden Zusammenhang des Bildes mit dem rheinischen Faust. Diesen leitet er vielmehr mit Bestimmtheit von einem 1578 in Holz geschnittenen Portrait eines älteren Kollegen Weinrichs, nämlich des Tübinger Theologieprofessors Jakob Heerbrand (1521—1600) her, das er Tafel 21 neben Weinrichs Bildnis reproduciert.

Nun hat Heerbrand mit dem rheinischen Faust in der Tat die Haartracht gemeinsam. Heerbrand, Weinrich und Faust halten ferner ein Buch in der Linken. Auch sonst sind die drei Bildnisse in Stellung und Ausschnitt einander ähnlich. Aber das alles sind doch nicht individuelle, sondern typische Merkmale, die sich sicherlich bei Dutzenden von Gelehrtenbildern finden. In Gesicht und Kleidung der drei ist keine Ähnlichkeit; Payer selbst muß (S. 14 unten) wenigstens soviel zugeben, daß Gesicht und Bart im Faustportrait „länglicher geraten sind als in der Vorlage".

Die wirkliche Vorlage für das in Rede stehende Faustportrait *(B)*, dessen weite Verbreitung Tille mit Recht betont hat, haben wir jetzt in dem gleich zu beschreibenden, mindestens ein Menschenalter vorher geschnittenen Bildnis *A*. Woher allerdings nun dieses stammt, das kann wohl nur durch einen Zufall aufgeklärt werden. Jedenfalls hat es weder mit Heerbrand noch mit Weinrich etwas zu tun.

In den uns vorliegenden acht Drucken erscheint Fausts Bildnis in vier Holzschnitten, die wir im folgenden wiedergeben; auf einige Unterschiede erlauben wir uns in den hinzugesetzten Beschreibungen aufmerksam zu machen.



A. Kopf (vom Beschauer aus) nach rechts gewendet. Stattlicher Mann in den besten Jahren, mit kräftiger Nase und offenem Blick. In der rechten Hand anscheinend ein Kästchen. Umschlossen von einer Ellipse, diese in ziemlich weitem Abstande von einem Rechteck (beides starke schwarze Leisten ohne jede Verzierung). — In dem erschlossenen Druck *n* und dem unter Nr 1 zu beschreibenden n^2. (Bild 1.)



B. Umgekehrte Copie: der Kopf ist (vom Beschauer aus) nach links gewandt, und die linke Hand hält einen Gegenstand. Dieser ist länger und breiter geworden; er kann jetzt ebenso gut für ein Buch mit Messingecken am Deckel gelten wie für einen Kasten. Das Gesicht hat einen müden Ausdruck, die Augen sind halb geschlossen. (Vgl. Tilles Charakteristik.) Das Bildnis steht in einem weit ausladenden Rokoko-Rahmen. — In den unter den Nrn 2—5 zu beschreibenden Ausgaben. (Bild 2.)



C. Äußerst rohe Nachbildung von *B.* Die Hände sind auffallend schlecht gezeichnet (die rechte gleicht fast einem Palmenwedel), und in die Augen sind statt der Iris nur Pupillen gesetzt — sei es aus Ungeschicklichkeit, sei es um dem Nekromanten einen dämonischen Ausdruck zu geben. Das Haar (in *A* und *B* über der Stirn im Bogen geschnitten) fällt in ungleichen Strähnen über die Stirn. Schmaler Rokokorahmen. — In Nr 6. (Bild 3.)



D. Steht in der Zeichnung *B* näher: Faust blickt fast ebenso schläfrig vor sich hin wie dort, und das Stirnhaar ist ebenso regelmäßig geschnitten; nur die Nase erscheint (infolge Ungeschicklichkeit des Holzschneiders) im Ansatz eingedrückt. Der Rokokorahmen ist weggefallen und nur das wagerecht gestrichelte Oval geblieben, das in *B* (und *C*) das Bild zunächst umgab. — In den beiden Kölner Drucken: s. u. Nr 7 und 8. (Bild 4.)

IV. Bibliographie I:

Erscheinungsvermerk, Bildnis, Umfang und vier Textstellen jeder Ausgabe.

Der lange Sachtitel zeigt in allen acht Drucken denselben Wortlaut wie in der Originalausgabe; über die feinen Unterschiede der Schreibung, Interpungierung u. dgl. sprechen wir zusammenfassend unter V.

Sämtliche acht Drucke tragen keine Jahreszahl, und die sechs zuerst anzuführenden nennen statt des Verlagsortes nur die beiden Meßplätze Frankfurt und Leipzig. Immerhin unterscheiden sie sich in der Schlußzeile des Titels 1) durch die verschiedene Schreibung des Namens Fran(c)kfurt(h), 2) durch die Interpunktion hinter „Leipzig" (Punkt oder Komma), 3) durch die für Volksbücher charakteristische eingeklammerte Zahl in der rechten unteren Ecke (die Tille, wie wir sahen, wohl irrtümlich für Auflagenziffern hielt) und die zu ihr gehörige Interpunktion. Wir citieren im folgenden diese Schlußzeile also buchstäblich, gewissermaßen als den Namen der Ausgabe. In einer Note dazu geben wir den Fundort, die Signatur des Exemplars und womöglich den Namen des Vorbesitzers an.

Bei jeder Ausgabe führen wir darauf an inneren Merkmalen an:

a) den Schnitt des *Bildnisses* (*A—D*); die Seite, auf der es steht; die *Satzeinrichtung*, nämlich die Verteilung des Textes über die mehr oder weniger vollständigen drei Mitteloctav-Bogen des Heftes. Darüber sei hier ein für alle Mal bemerkt, daß die sechs zuerst zu nennenden Drucke — dieselben, die im Erscheinungsvermerk nur die Meßplätze nennen — sämtlich 48 Seiten zählen.
b) den *Anfang* des eigentlichen Textes, insbesondere die ersten Worte und die Bezeichnung von Faustens Geburtsort;
c) den Anfang des *zweiten Satzes*;
d) eine Stelle *gegen Ende des ersten Bogens**;
e) die Zeilenzahl der *letzten Seite* sowie Wortlaut und typographische Gestaltung des Schlusses.

* Diese nicht auf den ersten Blick auffindbare Stelle mußte mit herangezogen werden, da in dem Königsberger Exemplar unseres 5. Druckes vom ersten Bogen nur das erste und das letzte Blatt vorhanden sind, sodaß die zu a—c genannten Merkmale hier nicht festzustellen sind.

Die rheinische Fassung beruht, wie schon in I unter b gesagt, auf der verlorengegangenen Ausgabe *d*, die wiederum auf *b* zurückgeht. Wir vergegenwärtigen uns also zunächst die entsprechenden Merkmale von *b* an der Hand des oben erwähnten Exemplars der Staatsbibliothek.

a) Über das Kupferstich-Bildnis siehe oben B II c. Für den Druck desselben ist das Schlußblatt des Bogens C verwendet; es ist abgeschnitten oder beim Heften um alle drei Bogen herum nach vorn umgeschlagen, sodaß es dem Titel gegenübersteht. Der Text mußte also schon auf S. 46 enden; um das zu ermöglichen, ist der letzte Absatz (von anderthalb Seiten: Faustens Tod und Begräbnis) in kleinerer Schrift gesetzt.

b) Der Text beginnt S. 4 Z. 1—4 in naiver Anknüpfung an die Vorrede mit den Worten:

> UNd soll dieser *Johann Faust* in dem Anhaltischen Marck-Flecken Sondwedel . . . gebohren seyn,

c) Der zweite Satz beginnt ebenda Z. 15—18:

> Allein das damahls in der Päbstl. Finsterniß vor Lutheri Reformation im Schwange gehende . . . Exorciren

d) S. 14 Z. 4—2 v. u. heißt es in den Forderungen des „Geistes":

> In [!] discouriren könne er Themata von Concilien, Ceremonien, Messe und Fege-Feuer nehmen;

e) S. 46 lauten die letzten Zeilen, 29—34:

hier / halte die Kunst in Ehren / du wirst dadurch ein
hohes Ansehen bekommen. Worauf sie vor sei-
nen Augen verschwunden / und sich dahin
begeben / wo ihre und Faustens
Qvaal ohne
E N D · E.

Der erste Druck des rheinischen Faustbuchs, den wir *n* nennen wollen, ist bisher ebenso wenig aufgefunden wie seine unmittelbare Vorlage *d*. Alles deutet jedoch darauf hin, daß er bis auf zwei Worte der unter 1 zu beschreibenden Ausgabe in Text und Ausstattung gleich gewesen ist; wir beschreiben ihn unter dieser Voraussetzung.

a) Bildnis: *A*. Da es von einem Holzstock abzudrucken war, konnte es in den Satz des ersten Bogens hineingenommen werden; es erschien auf S. 4, während S. 3 weiß blieb. Das Vorwort stand auf S. 5 und der eigentliche Text auf den S. 6—48 statt auf S. 4—46. Der Druck folgte in den Bogen A und B (mit gelegentlichen Abweichungen von 1—2 Silben) *zeilentreu* dem Druck von *b*, trotzdem zwischen beiden ja noch der Druck *d* lag; die Seiten 6—32 entsprachen also den Seiten 4—30 von *b*. Bogen C hatte jedoch je eine Zeile mehr auf der Seite, sodaß (im Gegensatze zu *b*) der letzte Absatz in dem selben Schriftgrade gesetzt werden konnte wie die übrigen. Für den Druck wurde eine große Schrift und verhältnismäßig starkes Papier verwendet.

b) Den ersten Satz (S. 6 Z. 1 ff) s. u. unter 1.

c) Der zweite Satz begann (auf der selben Seite) unter Weglassung des Wortes „Päbstl." mit den Worten:

> Allein(e) das damahls in der Finsterniß vor Lutheri Reformation im Schwang(e) gehende . . . Exorciren

d) S. 16 wurde von dem vom „Geiste" als papistische Quisquilien zugelassenen vier Discussionsthemen Messe und Fegefeuer gestrichen, da hier die polemische Absicht zu deutlich zum Ausdruck kam; die neue Fassung s. u. unter 1.

e) S. 48 war voll bedruckt, u. z., wie schon unter a) ausgeführt, im gleichen Schriftgrade wie der übrige Text.

1. Die Ausgabe „Franckfurt und Leipzig. (3"* dürfte von dem Verleger von *n* in gleicher Ausstattung hergestellt sein und wäre also zweckmäßig als n^2 zu bezeichnen: s. u. unter VII). Sie ist jedenfalls von dem Urheber der rheinischen Fassung selber besorgt, denn die in *n*

* UB Münster, Y[2] 823[b]; ältere Signatur J I 532. Nach dem Bücherzeichen befand das Buch sich früher in der Gräflich Fürstenbergischen Bibliothek zu Stammheim (Kreis Mülheim am Rhein). Die dortigen Freiherren von Fürstenberg wurden allerdings erst 1840 in den Grafenstand erhoben, und das Bücherzeichen des Exemplars kann daher nicht älter sein; vielleicht ist das Buch aber schon früher ohne ein solches in der gleichen Bibliothek gewesen.



unternommene Beseitigung confessionell anstößiger Stellen ist hier, wie wir unter c) sehen werden, fortgesetzt. Sonst ist wohl nichts gegen *n* verändert.

a) Bildnis wie in *n*.

b) S. 6 Z. 1—3:

UNd soll demnach dieser Johann Faust in dem Anhaltischen Marck-Flecken Sondwedel ... gebohren seyn,

c) im zweiten Satze ist der Ausdruck „in der Finsterniß" weiter neutralisiert; Z. 15—18 heißt es:

Alleine das damahls in denen Zeiten vor Lutheri Reformation im Schwang gehende ... Exorciren

d) S. 16 Z. 4—2 v. u.:

Im Discuriren könte er Themata von Concilien, Ceremonien und anderen ihm dienlichen Dingen nehmen:

e) S. 48 ist voll bedruckt; die Z. 30—32 lauten:

Augen verschwunden, und sich dahin begeben,
wo ihre und Faustens - Quaal ohne
E N D E

(Zwischen „Faustens" und „Quaal" ist also statt des Spatiums ein Bindestrich gesetzt. Die Schlußzeile ist 38 mm breit.)

2. Indessen fand dieser legitime Neudruck keinen Nachfolger. Als Jahrzehnte darauf das Bedürfnis nach einem Neudruck des rheinischen Faustbuches entstand, benutzte der neue Verleger zufällig nicht n^2, sondern *n* (oder einen bereits früher danach hergestellten Nachdruck: mit der Möglichkeit solcher Zwischenglieder ist auch im folgenden stets zu rechnen). Das Heft erschien mit der Bezeichnung „Frankfurth und Leipzig. (3.)".*

a) Bildnis: *B*, auf S. 4.

b) S. 6 Z. 1—3 sind aus dem bisherigen Anfang die Worte „Und" und „demnach" beseitigt, wenn auch eine Beziehung auf das Vorwort bleibt. Der Text beginnt jetzt:

Es soll dieser Johann Faust in dem Anhaltischen Marck-Flecken Sondwedel ... gebohren seyn,

c) Der zweite Satz beginnt jedoch Z. 14—16 wie in *n*, nur mit einem Mißverständnis in dem bösen Fremdwort:

Alleine, das damahls in der Finsterniß vor Lutheri Reformation im Schwang gehende ... Ex*e*rziren

(Dieser Wortlaut der ersten beiden Sätze, mit Einschluß des Exerzierens, ist von allen folgenden Ausgaben übernommen!)

d) S. 16 Z. 16—18 ist ein Komma vor „und" gesetzt, „anderen" ist synkopiert und „dienlichen" ist abgekürzt:

Im Discuriren könte er Themata von Concilien, Ceremonien, und andern ihm dienl. Dingen nehmen:

(Wir werden sehen, daß diese beiden Kürzungen von der Ausgabe 4 an Textänderungen zur Folge gehabt haben.)

e) Die Schlußseite enthält nur 9 Zeilen; die letzten vier lauten:

nen Augen verschwunden, und sich dahin bege-
ben, wo ihre und Faustens Quaal
ohne
E N D E.

(Die letzte Zeile mißt $34^1/_2$ mm.) Darunter ist als Schlußstück ein *hängendes* Barockornament gesetzt, das in große Blumen ausläuft und im groben Umriß etwa die untere Hälfte eines Kreises ausmacht.

* UB Halle: als 4. Stück eines Sammelbandes von sieben Faust-Schriften (z. T. nur Ausschnitten) aus den Jahren 1693—1781, signiert II d 468. Der Band stammt aus der Bibliothek, die der Geheime Kriegsrat Johann August von Ponickau auf Klipphausen (1718—1802) 1789 der Universität Wittenberg geschenkt hat, ist also in den 1780er Jahren zusammengestellt. Als Ganzes trägt er die alte Signatur bezw. Katalogverweisung XVI, 85; die einzelnen Schriften sind bezeichnet V, 809 (so Nr 1) bezw. 810 (so die Nrn 3—7).



3. Sehr ähnlich ist ein aus derselben Officin stammender Druck mit dem gleichen Vermerk „Frankfurth und Leipzig. (3.)"*:

a) Bildnis: *B*, auf S. 4.

b) S. 6 Z. 2 ist Faustens Geburtsort jetzt moderner und correcter bezeichnet als „Marktflecken Sondwedel".

c) ebenda Z. 14—16 wie in 2, nur „vor Lutheri Reformation" in Kommata eingeschlossen.

d) S. 16 Z. 16—18 stehen neben einer weiteren Interpunctionsverschlechterung vier Änderungen des Wortlauts:

> Im Disputiren [st. Discuriren] könte er Thamata [!] von Concikien [!], Ceremonie [!], und andern ihm dienl. Dingen nehmen,

(Nicht nur das „Disputiren", sondern — für den Stumpfsinn der Nachdrucker bezeichnend — auch die „Thamata" und der Singular „Ceremonie" haben sich in alle späteren Ausgaben fortgeerbt!)

e) Der Schluß folgt buchstaben- und zeilentreu unserer Nr 2. Die Zeile „ENDE." ist um eine Kleinigkeit länger, sodaß sie reichlich 35 mm mißt. Darunter steht als Schlußstück eine große *Blumenschale*.

3a. Nach dieser Ausgabe dürfte der selbe Drucker eine weitere hergestellt haben, die mit jener zeilentreu übereinstimmte, aber folgende kleinen Abweichungen zeigte:

b) S. 6 Z. 2 war der Name von Faustens Geburtsort verdruckt in „Sandwedel";

c) ebenda Z. 14—16 hieß es mit einer Änderung in der Interpunktion und zwei Änderungen in der Schreibung:

> Alleine das damals in der Finsterniß, vor Lutheri Reformation, im Schwang gehende ... Exerciren

d) S. 16 Z. 16—18 wurde „Concikien" berichtigt und das Komma hinter „Ceremonie" wieder beseitigt. Dafür wurde aber „andern" in „andere" verändert und dem entsprechend die Abkürzung „dienl." falsch aufgelöst in den Accusativ „dienliche", während das zugehörige Substantiv „Dingen" *im Dativ stehen blieb;* so ergab sich folgender Galimathias:

> Im Disputiren könte er Thamata von Concilien, Ceremonie und andere ihm dienliche Dingen nehmen,

(Die Drucke 4, 7 und 8 haben das treulich wiederholt!)

Von diesem in den wissenschaftlichen Bibliotheken Preußens nicht vertretenen Druck stammen direct die im folgenden unter 4 und 6 zu besprechenden Ausgaben, aus deren gemeinsamen Merkmalen wir ihn reconstruiert haben; im weiteren Sinne entstammen ihm *alle* im folgenden anzuführenden Ausgaben.

4. Der Druck „Frankfurth und Leipzig, (5)"** ist in der selben Officin hergestellt wie 2, 3 und 3a. Über der Ortsangabe befindet sich eine Leiste, die aus 15 liegenden §-Zeichen und 3 Doppelpunkten zusammengesetzt ist. Im Text entspricht die Ausgabe wie ihre hypothetische Vorgängerin 3a zeilentreu der unter 3 beschriebenen.

a) Bildnis: *B*, auf S. 4.

b) Faustens Geburtsort ist S. 6 Z. 2 mit einem weiteren Fehler als „Marktflecken Sandwebel" bezeichnet (so auch in allen von 4 abstammenden Drucken).

c) und d) S. 6 Z. 14—16 und S. 16 Z. 16—18 buchstäblich wie unter 3a angegeben.

e) S. 48 im Typensatz wie in 2 und 3, doch ist Z. 7 „Qual" mit einem a geschrieben, und die Zeile „ENDE." mißt 46 mm. Darunter steht als Schlußstück eine *Krone*, durch die ein Lorbeerzweig und ein Palmwedel gesteckt sind — mehr geeignet für die Biographie eines Heldenkönigs als für die eines fahrenden Gauklers und Quacksalbers.

---

* StsB Na 313, 1836 aus Naglers Bibliothek.

** Die eingeklammerte Zahl ist nicht ganz deutlich; es scheint aber eine 5, nicht eine 3 zu sein. Ein Exemplar befindet sich seit langem in der UB Kiel; jetzige Signatur: Philos. VII 8196[a]; frühere: Ph 190.



5. In der selben Officin und wohl noch im selben Jahr ist der Druck „Frankfurth und Leipzig, (3)"* hergestellt. Für den Titel ist ohne Zweifel der Satz von Nr 4 benutzt; doch ist die eingeklammerte Zahl geändert, und an die (stehen gelassene) Leiste über der Ortsangabe ist vorn und hinten je ein §-Zeichen angefügt, sodaß dieses Zeichen 17 mal erscheint. Der Text jedoch ist neu gesetzt; die dafür verwendete Schrift ist weit mehr abgenutzt als in Nr 4.

a—c) Leider fehlen dem von uns eingesehenen Exemplar die drei mittleren Doppelblätter des Bogens (S. 3—14), sodaß die drei ersten von unseren fünf Merkmalen nicht festzustellen sind. Es läßt sich jedoch erkennen, daß der Satz auf den fehlenden Blättern im Gegensatze zu Nr 4 nicht immer seitengetreu mit Nr 3 übereinstimmte. Während in Nr 3 und Nr 4 die Seite 15 mit dem Absatzausgang anfängt: „ziemlich gelinde Saiten aufzog, und ihn zu besänfti- | gen suchte.", müssen in Nr 5 diese beiden Zeilen noch auf S. 14 gestanden haben, denn S. 15 beginnt mit dem neuen Absatz „Nun war seine erste Sorge". Doch schließt S. 16 wieder ebenso wie in Nr 3 und 4.

d) S. 16 Z. 15—17 „Im Disputiren könte er" bis „nehmen," wie in den Drucken 3a und 4 an der entsprechenden Stelle; statt „Dingen" hat der Setzer jedoch „Dinge" eingesetzt, um eine Übereinstimmung mit dem Casus von „andere ihm dienliche" herzustellen, und so diesen Umwandlungsproceß zu Ende gebracht.

e) Text und Schlußstück wie in Nr 4, die Zeile „ENDE." mißt jedoch nur 29 mm.

6. Ein später Nachdruck von 3a ist die Ausgabe „Frankfurt und Leipzig. (4)"; sie ist sogleich daran kenntlich, daß im Titel die Druckfehler „abentheuerliche*n*" und „bel*ü*bte" stehen.**

a) Bildnis: *C*, auf S. 3.

b) S. 6 Z. 2 wird wie in Nr 3a Faustens Geburtsort als „Marktflecken Sandwedel" bezeichnet.

c) Ebenda Z. 14—16 buchstäblich wie unter 3a angegeben.

d) S. 16 Z. 15—17 hat der Setzer wie der von Nr 5 das in der Luft hängende „Dingen" selbständig in „Dinge" geändert:

> Im Disputiren könnte er Thamata von Concilien, Ceremonie und andere ihm dienliche Dinge nehmen,

e) S. 48 hat statt 9 nur 7 Zeilen. Der Schluß ist nämlich, dem veränderten Zeitgeschmack gemäß, nicht mehr in einer symmetrischen Figur gesetzt, sondern fortlaufend; Z. 5—7 lauten:

> hohes Ansehen bekommen. Worauf sie vor seinen
> Augen verschwunden, und sich dahin begeben,
> wo ihre und Faustens Qual ohne Ende.

Darunter ein einfacher Schlußstrich.

7. Etwa um die selbe Zeit wurde unserer Nr 4 die Ausgabe „Köln am Rhein, | bei Christian Everaerts an St. Laurenz. N. 2040."*** nachgedruckt. Der Titel beschränkt sich auf den Sachtitel (von „Des" bis „Ende."); der Vermerk über die Bearbeitung (von „Aufs neue übersehen" bis „Christlich Meynenden") ist weggefallen.

a) Der so gewonnene Raum ist benutzt, um das von dem äußeren Rahmen befreite Bildnis, *D*, gleich auf dem Titel unterzubringen. Die Vorrede steht daher schon auf S. 3, und der eigentliche Text beginnt auf S. 5. Für den Satz ist eine schon ganz verbrauchte Schrift und sehr dünner Durchschuß genommen; da außerdem der Satzspiegel etwas höher

---

* Ein unvollständiges Exemplar (s. unter a—c) in der Staats- u. UB Königsberg, als 2. Stück eines Sammelbandes „Alte Volksbücher und Volkslieder", signiert Pbε 423; aus der Bibliothek, die der Director des Friedrichs-Collegiums Friedrich August Gotthold (1778—1858) der Bibliothek vermacht hat.

** UB Berlin, Yi 29435, alte Signatur K 7238; 1882 aus dem Vermächtnis des Sächsischen Regierungsrats a. D. Dr. jur. h. c. Carl Gustav Wenzel erhalten, der sich 1859 mit einer bibliographischen Schrift zur Goethe- und Schiller-Literatur ('Aus Weimars goldenen Tagen') versucht hatte. — Anscheinend der selbe Druck in der Sammlung Kippenberg (Nr 1546 des Kataloges) und in Engels Bibliographie (Nr 227, vielleicht nach dem jetzt Kippenbergischen Exemplar verzeichnet).

*** UB Berlin, an „Des ... Herzogs von Luxenburg ... Pacta ... mit dem Satan ... Gedruckt zu Offenbach", Yi 31504, 1865 aus der Bibliothek der Brüder Grimm erhalten.



genommen ist als in den älteren Ausgaben, endet der Druck bereits auf S. 44. Es folgt ein Blatt mit Verlagsanzeigen.*

b) S. 5 Z. 2 heißt Faustens Geburtsort buchstäblich wie in Nr 4 „Marktflecken Sandwebel".

c) Ebenda Z. 13—16:

> Allein das damals in der Finsterniß, vor Lutheri Reformation, im Schwang gehende . . . Exerciren

d) S. 15 Z. 1—3:

> Im Disputiren könnte er Thamata von Concilien, Ceremonie und andere ihm dienliche Dingen nehmen,

e) Der Ausgang des Textes ist S. 44 Z. 24—26 wie in der etwa gleichzeitigen Nr 6 in gewöhnlicher Form gesetzt; und da das Wort „Ende" nunmehr seine Nebenbedeutung als Schlußbezeichnung des Buches verloren hat, so ist der Satz normal zu Ende geführt:

> hohes Ansehen bekommen. Worauf sie vor sei-
> nen Augen verschwunden, und sich dahin bege-
> ben, wo ihre und Faustens Qual ohne Ende ist.

Statt des Schlußstücks hat der Druck eine aus drei Stücken zusammengesetzte kurze Leiste.

8. Bei dem selben Drucker ist die Ausgabe „Köln am Rhein, bey Christian Everaerts unter | Goldschmidt N. 19. (2040.)"** hergestellt.

a) Fausts Bildnis, *D*, steht auch hier auf dem Titel, den wir zu V i reproducieren. Wie hierfür ist auch für die Leiste auf S. 5 das Material unserer Nr 7 benutzt. Die Schrift ist einen Grad besser als die dort verwendete, und vor jedem Absatz ist ein großes Spatium gelassen, sodaß der Satz ein Blatt mehr beansprucht und 46 Seiten füllt.

b) S. 5 Z. 2 heißt Faustens Geburtsort „Markflecken Sandwebel".

c) Ebenda Z. 13—16 buchstäblich wie in Nr 7.

d) S. 15 Z. 4—6 desgleichen wie in Nr 7 ebenda Z. 1—3.

e) Die Schlußseite ist halb bedruckt; Z. 14—16 lauten:

> vor seinen Augen verschwunden, und sich dahin
> begeben, wo ihre und Faustens Qual ohne En-
> de ist.

Darunter die selbe kurze Leiste wie in Nr 7.

Des
Durch die gantze Welt
beruffenen
Ertz-Schwartz-Künstlers
und Zauberers,
DOCT. Johann
Fausts,
Mit dem Teuffel aufgerichtetes Bündnüß, abentheuerlicher Lebens-Wandel, und mit Schröcken
genommenes Ende,
Aufs neue übersehen, in eine beliebte
Kürtze zusammen gezogen,
Und allen vorsezlichen Sünderen zu einer hertzlichen Vermahnung und Warnung
zum Druck befördert
von einem
Christlich-Meynenden.
...furt und Leipzig.

Titel von Nr 1, verkleinert.

Bild 5.

V. Bibliographie II: Titelsatz.

Der im vorstehenden durch je 4 Stichproben aus jeder Ausgabe aufgezeigten Textentwicklung entspricht vollkommen die äußere Entwicklung des *Titels* in Lautung, Schreibung, Interpunktion, Typenschnitt und Satzanordnung.

a) Nr 1 (Holzschnitt *A*) zeigt, wie aus der folgenden Nachbildung zu ersehen, in allen diesen Beziehungen noch die Merkmale des Gottschedischen Zeitalters. Der Druck schreibt mit der Originalausgabe *b:* Bündnüß, gantze, Ertz-, Schwartz-, Kürtze; ja, er geht noch hinter diese zurück mit den Formen Schröcken, Sünderen, Teuffel. Als Interpunktion benutzt er wie *b* noch zweimal die Virgel. Die Satzanordnung ist von der Hülflosigkeit, die Jahrhunderte lang die deutschen Drucke charakterisiert hat; so ist Faustens Name wie in *b* über zwei Zeilen verteilt. (Bild 5.)

Alle anderen Ausgaben haben die aufgezählten Schreibungen durch die modernen ersetzt; die Virgel kommt nicht mehr vor; Faustens Name ist ungeteilt.

* 36 numerierte Titel, darunter der dieses Buches als 16.; ferner an erzählenden Schriften die Heymonskinder, Eulenspiegel, der gehörnte Siegfried, Genoveva, Griseldis, Ahasverus u. a.; sodann ein Briefsteller, ein Traumbuch, Weissagungen u. dgl.; endlich specifisch katholische Literatur: ein Katechismus, eine Andachtsübung, Litaneien. Vier für die Datierung des Druckes wichtige Anzeigen sind weiter unten unter VI zu erwähnen.

** StsB, an *e* = Na 308; 1850 aus Meusebachs Bibliothek erhalten: s. o. unter B.



b) Faustens Titel (in b: „DOCTOR“, in Kapitälchen) ist in 1 *(A)* „DOCT·“ geschrieben (mit einem Punkt auf halber Höhe); alle anderen Ausgaben haben die modernen Abkürzungen, u. z. 2—6 *(B. C)* „Dr.“, die Kölner Drucke 7 und 8 *(D)* „Dr“.

c) 1 *(A)* schreibt, wie wir sahen, gleich *b* noch „Franckfurt“, 2—5 *(B)* moderner „Frankfurth“, 6 *(C)* ganz modern „Frankfurt“.

d) Der Bearbeitungsvermerk schließt in 1 wie in *b:*

> zu einer . . . Warnung zum Druck befördert von einem (*b:* Einem) Christlich-Meynenden.

2. 3 lesen mit drei Interpunktionsverschlechterungen:

> zu einer . . . Warnung. Zum Druck befördert, von einem Christlich Meynenden.

4—6 beseitigen nur die erste und törichteste dieser drei Änderungen:

> zu einer . . . Warnung zum Druck befördert, von einem Christlich Meynenden.

Daß 7. 8 den ganzen Vermerk streichen, ist schon in IV gesagt.

e) In anderer Beziehung ist die Interpunktion im Laufe der Zeit verbessert: 1 und 2 schließen wie *b* den Sachtitel mit einem Komma hinter „Ende“; 3—6 setzen statt dessen einen Punkt.

f) In allen acht Drucken bildet das Wort „Des“ die erste Titelzeile. 1—3 beginnen danach die 2. Zeile mit einem aus decorativen Gründen großgeschriebenen „Durch“; 4—8 verzichten im Geiste der neueren Zeit auf diese antigrammatische Verschönerung und schreiben „durch“.

Des
durch die ganze Welt berufenen
Erzschwarzkünstlers und Zauberers
Dr Johann Fausts,
Mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abentheuerlicher Lebenswandel, und mit Schrecken genommenes Ende.

Köln am Rhein, bey Christian Everaerts unter Goldschmidt N: 19. (2040.)

Titel von Nr 8, verkleinert.

Bild 6.

g) 1—5 *(A. B)* schreiben noch „beruffenen“, 6—8 *(C. D)* schon „berufenen“.

h) 1—6 *(A—C)* teilen in alter Manier „Erz-Schwarz-Künstler“ (1: „Ertz-Schwartz-Künstler“) und „Lebens-Wandel“ (4. 5: Lebens Wandel); erst 7 und 8 *(D)* schreiben modern „Erzschwarzkünstler“ und „Lebenswandel“.

i) Der Sachtitel zählt in 1: 11 Zeilen, in 2—6: 10 Zeilen (vgl. oben unter b), in 7: 9 Zeilen; erst 8 concentriert ihn, wie Bild 6 zeigt, in gefälligerer Anordnung in 7 Zeilen.

So bestätigt die Vergleichung des Titelsatzes die Folge der Ausgaben, die sich aus der Prüfung des Textes ergeben hat.

VI. Chronologie und Filiation.

Die Ausgabe *b* des Originaltextes war 1726 erschienen. Aus den in Abschnitt V unter a—c erwähnten Eigentümlichkeiten des Titels der Ausgabe $1 = n^2$ geht hervor, daß n und $1 = n^2$ (beide mit dem Holzschnitt *A)* wohl kurz darauf, also um 1730, in der Blütezeit Gottscheds erschienen sind.

2—5 (mit dem von Heuer, Tille und Payer reproducierten Holzschnitt *B*) mögen, der Ausstattung nach, den 60er und 70er Jahren des 18. Jahrhunderts, also der Blütezeit Lessings angehören.

6 (Holzschnitt *C*) ist schwerlich vor 1800 gedruckt; sie verwendet als Antiqua Ungers sog. Didotschrift, die u. a. aus Schillers Musenalmanachen bekannt und kaum älter als diese ist.

7 (Holzschnitt *D*) stammt gleichfalls aus der Zeit des 'Wallenstein' und der Frühromantik. Hier haben wir für den *terminus a quo* drei Daten:

a) das augenfälligste: unter den am Schluß angezeigten Verlagsartikeln befindet sich ein Bericht über einen am *14. März 1791* im Süchteler Walde geschehenen Mord.

b) Ebenda sind drei Kalender angezeigt, „verbunden mit dem französisch-republikanischen Kalender“. Dieser ist aber in Frankreich erst durch Dekret vom *5. Oktober 1793* eingeführt.

c) Das Haus des Verlegers trägt laut Erscheinungsvermerk die Nummer 2040. Über die Entstehung der älteren Kölnischen Hausnummern, deren bekannteste die Nummer 4711 einer Parfümfabrik ist, teilte der Erste Vorsitzende des Kölnischen Geschichtsvereins und städtische Conservator, Herr Geheimer Baurat *Friedrich Carl Heimann,* mir gütigst unterm 21. November 1919 folgendes mit:

> Die Straßen Kölns hatten im Mittelalter keine Nummerirung ihrer Häuser, letztere nur besondere Namen, wie zum schwarzen Bär, zum eisernen Ring, Haus Mirweiler, Kamperhof etc. Erst 1785 regte der Rat der Stadt aus Verkehrsrücksichten eine Nummerirung an, die durch Dekret vom 19 Juli 1794 begonnen, dann aber durch den am 4 October desselben Jahres erfolgten Einmarsch der Franzosen unterbrochen wurde. 1795 verfügte ein französisches Dekret die Nummerirung ...
>
> Die fortlaufende Nummerirung von 1—7404, die alle Gebäude, nicht allein die Wohnhäuser umfaßte, hielt sich bis in die Zeit des Kaiserreichs und darüber hinaus ...

Mithin kann die Ausgabe *nicht vor dem 19. Juli 1794* gedruckt sein. Für den *terminus ad quem* ergeben sich aus der Anzeige des „französisch-republikanischen Kalenders" zwei Daten:

a) der 1793 eingeführte Kalender wurde durch Dekret vom 9. September 1805 abgeschafft;
b) die Republik selbst war aber schon am 20. Mai 1804 abgeschafft, durch die Ausrufung Napoleons I. als Kaiser.

Mithin ist die Ausgabe *nicht nach dem Mai 1804* gedruckt.

8 (mit dem gleichen Holzschnitt) könnte man auf den ersten Blick für älter als 7 halten, da 8 vor dem Namen des Verlegers „bey", 7 aber „bei" schreibt. Das ist aber ein Zufall: im Text setzen *beide* Drucke stets „bey". Daß 8 tatsächlich erheblich *jünger* ist als 7, ergiebt sich schon aus dem modernen typographischen Charakter. Der Titel ist, wie schon in Abschnitt V unter i erwähnt, geschmackvoller gesetzt; und im Text ist für die Bedingungen des Teufels S. 10 und für Faustens Verschreibung S. 11/12 nicht mehr wie in allen bisher besprochenen Ausgaben Altschwabacher verwendet, sondern gewöhnliche Fraktur. — Wie bei 7 ergiebt sich aber auch für die *absolute* Chronologie ein Anhalt aus dem Erscheinungsvermerk und speciell aus der Wohnungsangabe des Druckers. Für den *terminus a quo* ist geltend zu machen:

a) die *Straße* heißt nicht mehr „an St. Laurenz", sondern „unter Goldschmidt". Tatsächlich ist die Pfarrkirche St. Laurenz (auf der Südseite des heutigen Laurenzplatzes), die in den 1130er Jahren erbaut und in den 1440er Jahren umgebaut war, *im Jahre 1817* abgebrochen*, und die bis dahin nach ihr benannte Straße zwischen der Marktpforten-Gasse und der Großen Budengasse heißt seitdem — nach freundlicher Mitteilung des Herrn Geheimrats Heimann — ebenso wie die anschließende Strecke bis zum Hof „Unter Goldschmidt".
b) das *Haus* hat in 8 in erster Linie die Nummer 19. Nach dem wiederholt genannten gütigen Gewährsmann sind aber die Häuser Kölns *erst 1818* straßenweise numeriert (auf der einen Seite mit geraden, auf der anderen mit ungeraden Zahlen).

Für den *terminus ad quem* ergeben sich weniger präcise Daten.

a) In den Kölner Adreßbüchern erscheint unser Drucker (bald Everhard, bald Everaertz geschrieben) — wiederum nach Angabe des Geheimrats Heimann —, von 1795 bis 1830. In dem Adreßbuch von 1835 (Staatsbibl. Th 9200) erscheint S. 108, 170 und 342 an seiner Stelle seine Witwe Catharina als Besitzerin des Hauses und der Druckerei. *Everaerts ist also zwischen 1830 und 1835 gestorben.*
b) Daraus, daß Everaerts in der Ausgabe 8 die alte Hausnummer 2040 in Klammern beigesetzt hat, darf man vielleicht schließen, daß die neue Nummer sich noch nicht völlig eingebürgert hatte.

So können wir etwa das Jahr 1820, also die Zeit der 'Welt als Wille und Vorstellung' und des 'Katers Murr', für das Erscheinen der Ausgabe ansetzen.

Nach dem Vorstehenden wären die acht untersuchten Drucke (die wir wie bisher vorläufig mit den Ziffern 1—8 bezeichnen wollen) und die beiden erschlossenen (*n* und 3a) so miteinander verwandt, wie die folgende Descendenztafel zeigt. (An den Rand [bezw. in runden Klammern vor die Ausgabenziffern] gesetzt ist die Bezeichnung des Portrait-Holzschnittes. In runden Klammern hinzugesetzt sind *die* Textänderungen, die sich fortgeerbt haben; die gesperrt gedruckten sind bis in die letzten Ausläufer *unverändert* geblieben. In eckigen Klammern und gesperrter Schrift ist das verglichene Exemplar angedeutet: die vier Berlinischen durch den *Vorbesitzer*, die vier anderen durch den *Aufbewahrungsort*.)

* S. Hermann Keussen: Topographie der Stadt Köln im Mittelalter (Preisschriften der Mevissen-Stiftung. II. Bonn, Hanstein, 1910) Bd 1, S. 148* und 196.



Um 1730 (Holzschnitt *A*)

n
(„Und soll demnach", „in der Finsterniß", „anderen ihm dienlichen Dingen")

n² = 1
(„in denen Zeiten")
[Münster]

Etwa 1760/80 (Holzschnitt *B*)

2
(„Es soll", „Exerziren", „andern ihm dienl. Dingen")
[Halle]

3
(„Thamata", „Ceremonie")
[Nagler]

3a
(„Sandwedel", „andere ihm dienliche Dingen")

4
(„Sandwebel")
[Kiel]

5
(„Dinge")
[Königsberg]

Um 1800

(C) **6**
(„belübte", „Dinge")
[Wenzel]

(D) **7:** Köln, 44 S.
(„Ende ist")
[Grimm]

Um 1820

(D) **8:** Köln, 46 S.
[Meusebach]

VII. Ausblick.

Unsere bescheidene Nachforschung hat sich, wie gesagt, auf den verhältnismäßig engen Bezirk der elf wissenschaftlichen Bibliotheken Preußens beschränkt. *Eine ganze Anzahl weiterer Exemplare des rheinischen Faustbuches ist jedoch bekannt. Szamatólski* nannte 1891 solche in Leipzig, Darmstadt, München und Innsbruck. *Heuer* zeigte 1893 in Frankfurt abermals vier



andere Exemplare, aus der Bibliothek des Frankfurter Hochstifts (Nrn 80 und 84 des Katalogs), aus Wernigerode (Nr 81) und aus Wien* (Nr 85). Von zweien dieser Exemplare kennen wir die Bildnisseite aus photographischen Wiedergaben. Die seiner Nr 80 hat Heuer selbst reproduciert: es ist, wie oben (II, am Anfang) bereits gesagt, der Holzschnitt *B*, aber die gesetzte Zierleiste ist anders als in den Ausgaben 2—4. Das Bildnis seiner Nr 85 beschreibt Heuer eingehend; reproduciert ist es erst 1917 von Payer auf dessen Tafel 21 links unten. Danach liegt hier ein völlig anderes Bild vor als in den von uns verglichenen Ausgaben von 'Fausts Bündnis'. Das Bild zeigt Faust *stehend* (zwischen Hüft- und Kniebild) in hermelinbesetztem Rock, mit einem Degen umgürtet; er hält ein Schriftstück in der Hand, neben ihm steht ein Tisch mit brennendem Licht und Tintenfaß.

Aber wenn wir auch nichts von diesen acht weiteren Exemplaren wüßten, so würde schon das überraschende Ergebnis unserer Vergleichung der acht preußischen Exemplare den Schluß nahelegen, daß Drucke des rheinischen Faustbuchs existieren, die wir *nicht* gesehen haben. Offenbar ist diese Bearbeitung von 'Fausts Bündnis', besonders in späterer Zeit, *öfter gedruckt als der Originaltext*, von dem Szamatólski trotz einer „Umfrage bei mehr als hundert Bibliotheken" (S. XI) nur acht Drucke ermitteln konnte. Und wenn Tille Sept. 1899 (Sp. 548b/550a) 'Fausts Bündnis' als „das populärste Volksbuch des Jahrhunderts" bezeichnet, so gilt das speciell für die confessionell neutralisierte Fassung; vermutlich gehören zu dieser auch *die* Drucke von 'Fausts Bündnis', die nach Boas noch 1837** und nach Reichlin noch 1848*** im Handel waren.

Bei dieser Sachlage durfte ich nicht daran denken, für die unter 2—8 genannten Ausgaben des rheinischen Faustbuchs schon endgültige Siglen festzulegen; sie würden noch schneller veralten als Zarnckes erste Siglen für die 'Historia von Fausten'. Wie ich hier nur eine Vorarbeit zu einer Biblio- und Ikonographie des rheinischen Faustbuches gebe, so kann ich auch bezüglich der darin anzuwendenden Siglen nur einen allgemeinen Vorschlag machen. Die beiden Drucke mit dem Holzschnitt *A* habe ich als n und n^2 bezeichnet; ebenso wäre m. E. jeder mit einem neuen Holzschnitt versehene Druck mit einem weiteren Buchstaben aus der zweiten Hälfte des Alphabets zu benennen, während die von ihnen abstammenden Drucke mit gleichem Holzschnitt nur durch die Exponenten ^{2}ff von ihnen zu unterscheiden wären. Sollte sich also kein Holzschnitt finden, der zeitlich zwischen *A* und *B* steht, so wären die mit *B* versehenen Ausgaben als o, o^2, o^3 usw. zu bezeichnen und so fort. Wie unsere Nummern würden dann auch die Benennungen der Holzschnitte (*A*, *B* usw.) wegfallen, da sie durch die Bezeichnung der Ausgabengruppe eindeutig mit bezeichnet sind.

* Nach Heuer gehörte dieses Exemplar 1893 Herrn Alois Löw in Wien, dem Besitzer der früher Geilingschen Faust-Sammlung (s. Heuer V unten); nach Payer (S. 19) befindet es sich jetzt mit den übrigen Schätzen des Herrn Löw in der Bibliothek der Stadt Wien.

** S. 247: ... heute noch wird auf Messen und Jahrmärkten ein löschpapierenes Büchlein verkauft ...

*** Bdch. 2, S. 87: ... noch jetzt auf den Jahrmärkten von Buchhändlern eines niedern Kreises ausgeboten ...



Ein Brief Heinrich Wackenroders aus Nürnberg.

Von

Dr. Heinrich Höhn in Nürnberg.

Friedrich von der Leyen sagt in einer Fußnote des Nachwortes zu der von ihm liebevoll bearbeiteten und bei Diederichs in Jena (1910) erschienenen Ausgabe der Werke und Briefe Wackenroders (Bd. II, S. 252 f.), daß wohl noch mancher Brief dieses früh verstorbenen Romantikers in Privatbesitz ein verborgenes Dasein führen müsse. Und Rudolf Wolkan, der in den Süddeutschen Monatsheften (IX. Jahrgang [1912], Bd. 2, S. 262 ff.) ein interessantes Tagebuch Wackenroders über eine Reise vom August 1793 nach Baireuth, Kulmbach, Hollfeld, Bamberg und Pommersfelden und zurück nach Erlangen zum Abdruck gebracht hat, erwähnt in den einleitenden Worten, daß Wackenroder über seine Besuche Nürnbergs im Juni und Oktober 1793 seinen Eltern brieflich berichtet habe, daß diese Briefe aber noch nicht veröffentlicht seien.

Das Archiv des Germanischen Nationalmuseums hat im vergangenen Jahre nun einen dieser bisher noch ungedruckten Briefe Wackenroders über Nürnberg erwerben können. Und zwar erzählt der Brief, der an seine Eltern gerichtet ist, von seinem ersten Nürnberger Aufenthalt im Juni 1793. Zutraulich plaudernd spricht er da ausführlich von dieser Stadt, der er später in seinem berühmten Aufsatz zum Ehrengedächtnis Albrecht Dürers ein begeistertes aus voller Entdeckerfreude geschriebenes Lob dargebracht hat. „... Wie innig lieb ich die Bildungen jener Zeit, die eine so derbe kräftige und wahre Sprache führen."

Wir wandern mit ihm an einem schön sich aufhellenden Tag von Erlangen, wo er seit Ostern 1793 gleichzeitig mit Freund Tieck studierte, die von Bauern, Handwerksburschen, Bettlern und Zigeunern, Postwagen und Frachtfuhren reich belebte Landstraße durch die fruchtbare heitere Ebene nach Nürnberg. Hier staunt er naiv über das „antike abentheuerliche Ansehen" der Stadt, wundert sich über den altfränkischen Charakter der aus rotem Sandstein erbauten, oft mit kleinen schwärzlichen Haustüren und verbleiten Fenstern versehenen, „konfus durcheinandergeschobenen" Häuser, die meist nur von einer Familie bewohnt sind, und stellt ein wenig melancholisch fest, wie verhältnismäßig menschenleer die krummen Straßen sind, in denen er jeden Augenblick einem Ritter oder einem Mönch oder einem Bürger in alter Tracht begegnen zu müssen glaubt. Es ergreift ihn der Anblick der gewaltigen dunklen Kirchen mit ihrem Getürm, ihrem gotischen Zierat und ihrer Fülle an altem Bildwerk. Er spricht die oft wiederholte Fabel, daß Adam Krafts Sakramentshäuschen aus gegossenem Stein gefertigt sei, gutgläubig nach und sieht den herrlichen Engelsgruß des Veit Stoß in der Lorenzkirche noch — zur Schande von ganz Nürnberg, wie er sehr richtig sagt — in einem grünen Sack versteckt von der Decke herabhängen.

Auffällig ist die sachlich gestimmte Anschauungsweise und Sprache, die der Brief zeigt. Nichts von jener romantischen Steigerung des Ausdrucks, nichts von dem feurigen Überschwang der Empfindung, die in den Briefen Wackenroders an Tieck häufig sind und da dichterische Kraft und Fülle erreichen. Nichts von jenem Enthusiasmus, der ihn in dem erwähnten Düreraufsatz ausrufen ließ: „... Auch unter Spitzgewölben kraus verzierten Gebäuden und gotischen Türmen, wächst wahre Kunst hervor." Nichts von jenem unmittelbar-künstlerischen Erfassen alter deutscher Kunst, das ihn zum Wiederentdecker der deutschen Schönheit Nürnbergs werden ließ und den Anlaß gab zu dem mit Freund Tieck gemeinsam geplanten Künstlerroman „Franz Sternbalds Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte", den Tieck nach dem frühen Tode des Freundes allein, aber ganz in Wackenroders Sinn, ausführte und in dem das Nürnberg Dürers dichterisch verherrlicht wird. So manches in Nürnberg erscheint Wackenroder befremdlich und verwunderlich, und selbst das Innere der Lorenzkirche entlockt ihm kein Wort der Begeisterung. Allein die Tonart des Briefes wird uns weit begreiflicher, wenn wir bedenken, daß er an den Vater gerichtet war, an den Vater, der von den künstlerischen und kunstgeschichtlichen Neigungen des Sohnes nicht viel wissen wollte und ihn zum Juristen bestimmt hatte. Und wer genauer hinhört, vernimmt doch, wie sehr den jungen Studenten, der aus dem rationalistischen aufgeklärten Berlin kam und noch keine deutsche Stadt wirklich mittelalterlichen Charakters gesehen hatte, Nürnberg innerlich packt. Die Bedeutung aber des vielen Neuen und Ungewohnten, was ihm da überwältigend entgegen-

trat, hat sich ihm im Grunde wohl mehr noch bei seinem zweiten Besuche im Oktober des Jahres und bei späterer Erinnerung und Überlegung erschlossen.[1]

Echt jugendlich und dabei für einen Zwanzigjährigen bemerkenswert vielfältig ist die Wißbegier, mit der er sich allenthalben in der kunst- und literaturgeschichtlichen Vergangenheit der Stadt umtut, und es weht uns aus seinen Notizen noch etwas von dem polyhistorischen Geist an, wie er im achtzehnten Jahrhundert häufig vorkam. Sein Interesse richtet sich gleich lebhaft auf die Form der Nürnberger Ziehbrunnen, wie auf die Geschichte der Meistersinger, auf die reichen Bestände der Frauenholzschen Kunsthandlung und der Strobelschen Melanchthon-Sammlung, auf den Ackerbau um Nürnberg und auf den Rückgang der Nürnberger Kunst, des Nürnberger Handels und Gewerbes und des allgemeinen Wohlstandes. Ja, selbst die erstaunlichen Künste eines — Bauchredners werden andächtig-mitleidig von ihm gewürdigt.

Und dieser lebendig anteilnehmende Geist des liebenswürdigen jungen Studenten, dem ein hübsches offenes Gesicht mit klarer Stirne noch besonders zur Empfehlung gereichte[2], war es wohl auch, der ihn bei den gelehrten Nürnberger Herren, die in ihren dämmerigen Häusern hinter Butzenscheiben ein beschauliches Forscher- und Sammlerdasein führten, zu einem gern gesehenen Gast machte. Der alte von *Murr*, der weltberühmte Polyhistor, den Lessing „einen Mann von vieler und großer Literatur" genannt hatte, der würdige Pfarrer und höchst gewissenhafte Bibliograph *Panzer*, der durch seine Geographie der Griechen und Römer bekannte *Mannert*, der Hans Sachs-Forscher *Häßlein*, der Kunsthändler *Frauenholz* und mancher andre noch —, sie alle empfingen und behandelten ihn gleich gastlich und zuvorkommend. Nur ein steifer frostiger Herr von Haller bildete eine Ausnahme. Frauenholz, dessen Dürer-Originale ihn besonders ergriffen zu haben scheinen, führte ihn durch einen Teil der Stadt und begleitete ihn hinaus zum umwaldeten Dutzendteich, wo die lebensfrohen Nürnberger — wie das noch heute der Fall ist — in der Natur sich zu ergehen und zu tanzen pflegten. Von der Gegend des Dutzendteiches aus sah er Nürnberg in seiner ganzen, mit vielen Türmen zur Sonne weisenden Pracht hingebreitet. Versperrten in jener Zeit doch noch nicht wie in unseren Tagen ausgedehnte neue Stadtteile den Fernblick auf die Stadtmauern und auf die von ihnen umschlossene Altstadt.

Kurz, wir bekommen ein sehr lebendiges und farbiges Bild des Nürnbergs vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts, jenes verarmten, still und bedeutungslos gewordenen Nürnbergs, das damals schon manch wertvolle Sammlung und Bibliothek und manch gutes Kunstwerk durch Verkauf oder Versteigerung nach auswärts verlor. Allein die Stadt war, wie wir eben auch aus Wackenroders Brief deutlich erkennen, Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch weit reicher an alter Kunst und Kultur als heute — Wackenroder erwähnt alte Fassadenmalereien, von denen jetzt nichts mehr vorhanden ist —, und sie barg manch originelle, feste, von treuem historischem Sinn und künstlerischem Verständnis für heimische Art erfüllte Persönlichkeit, die inmitten ihrer Bücher, Stiche und Holzschnitte der weiten bewegten Welt draußen durchaus nicht vergaß, in ihren Mauern.

Aber wir lernen auch die treuherzige Seele des jungen Reisenden selbst, auf der noch der morgentliche Tau schöner Jugend liegt, aufs neue lieben. Wir begreifen gerade aus diesem von feiner Geistigkeit zeugenden Briefe, wie sehr die Oberflächlichkeiten und Rohheiten vieler Erlanger Studiosen, deren er Erwähnung tut, sein zartes Empfinden abstoßen mußten. Wir sehen hier, wie aus anderen bereits bekannten Zügen seines Wesens, wieder, daß ihm die Teilnahme für Kunst und Literatur tiefstes und leidenschaftlichstes Herzens- und Lebensbedürfnis war. Und wir dürfen annehmen, daß es ihn, der seinem Berufsstudium, dem ius, so fremd gegenüberstand, nicht eben untröstlich stimmte, wenn er den Eltern berichten mußte, daß er noch keinen Studenten gefunden habe, mit dem er über juristische Dinge hätte sprechen können.[3] Auch sein Verhältnis zu seinen Eltern und das ihre zu ihm zeigt sich an verschiedenen Briefstellen klar. Er erzählt ihnen liebevoll ausführlich und mit dem merklichen Bemühen, sie vom Wert seines Aufenthaltes zu überzeugen. Sehr bezeichnend ist es übrigens, wie er den offenbar leicht besorgten Seinen am Schlusse des Briefes eingesteht, daß er seine Pfingstreise, die er im gleichen Jahre mit Tieck ins Fichtelgebirge

1 „In der Erinnerung", so schreibt er selbst einmal an Tieck (Brief vom 27. Nov. 1792), „sondert die Phantasie alles Heterogene von selber ab, scheidet alles stillschweigend aus, was nicht in den Hauptcharakter des Bildes gehört, und gibt uns für das immer noch mangelhafte individuelle Bild ein Ideal."

2 Wir kennen dies Antlitz nun aus dem feinen Bildnismedaillon Friedrich Tiecks, das Wilhelm Waetzoldt in der Zeitschrift für Bücherfreunde, N. F. 11. Jahrg., Heft 9, S. 209, veröffentlicht hat.

3 Über seinen inneren Widerwillen gegen das juristische Fach vergl. namentlich die Briefe Nr. 19 und 20 in der Ausgabe von der Leyens [S. 127 u. 138 f.].



unternommen hatte, nicht zu Wagen, sondern zu Pferd gemacht habe. Denn er sucht sie in zärtlicher Weise sofort dadurch zu beruhigen, daß er umständlich begründet, weshalb dieser fröhliche Studentenritt eigentlich ganz gefahrlos gewesen sei.

Manchem mag es merkwürdig erscheinen, daß Wackenroder so viele und so vielartige Einzelheiten kunstgeschichtlich-bibliographischer Natur in seinem Briefe notiert. Sie mögen wohl weniger für den Vater, den ehrenfesten Kriegsrat und Justizbürgermeister, der ja für diese Studien seines Sohnes kaum etwas übrig hatte, als für die kunstgeschichtlich und literarisch interessierten Bekannten der Familie bestimmt gewesen sein. Der Hauptgrund aber für die häufige Verzeichnung solcher Dinge lag vielleicht darin, daß Wackenroder seinen Brief nicht nur als eine Mitteilung an seine Eltern und Bekannten, sondern zugleich auch als eine Art von Tagebuchaufzeichnung betrachtete, die er selbst einmal in Verwahrung nehmen und nützen wollte. —

Doch lassen wir ihn selber sprechen. Einige Anmerkungen unter dem Text, die den sachlichen und persönlichen Inhalt des Briefes zu erläutern und schärfer zu charakterisieren suchen, sind vielleicht nicht unwillkommen.

Beschreibung einer kleinen Reise nach Nürnberg.

Nürnberg, den 22ten Juni, Sonnabend, Abendt. — 1793.

Theuerste Aeltern,

Ihre letzten mir äußerst werthen Briefe vom 15. Juni erhielt ich Freytag Vormittag den 21. Juni. Sie haben mich sehr froh gemacht, und ich lerne überhaupt jetzt, meine Universitätszeit, die nie wiederkommt, zu genießen, und sie sowohl vergnügt als nützlich zuzubringen. Erlauben Sie mir auf Ihre Briefe nachher zu antworten, und Ihnen itzt zu erzählen was mir von dem heutigen Nachmittage noch in frischem Andenken ist. Da ich alle mögliche Veranlassung hatte nach Nürnberg zu gehen, indem ich beynahe ein Dutzend Visiten und Bestellungen hier zu machen hatte; (denn H. P. Koch hatte mir 7 Ankündigungen seines Journals für deutsche Litt. geschickt, an die Herren, welche ich Ihnen nennen werde[1]; so entschloß ich mich, des trüben Wetters ohngeachtet, schnell heute hierherzugehen. Tieck blieb zu Hause, weil die Bestellungen doch nur mich angiengen. Da ich in dem schlechten Wetter während der vorigen Woche wenig ausgegangen bin, so machte ich mir heut die Bewegung herzu*gehen:* das Wetter ist zieml. gut geworden, u. ich bin gar nicht ermüdet. Man geht die 1½ Meil. bequem in 3 Stunden. Ich gieng vor Tische, nach dem Schluß meines Kollegiums, weg. Der Weg ist eine große, ganz ebene Chaussee; der Boden ist fest u mehrenteils lehmig. Zu verirren wäre schwer. Man kommt nur durch 2 Dörfer durch, sieht aber eine große Menge dicht beyeinander um sich herum; überhaupt überblickt man, wenn nur der Wald der einen großen Theil der Straße auf beyden Seiten begleitet, unterbrochen wird, rings herum eine sehr große, weite Ebene, die nur in entlegener Ferne von grauen, höhern u niedrigeren Bergketten umschloßen wird. Links muß man weit in die Pfalz hineinsehen können. — Nun müssen Sie nur nicht denken, als wenn ich *ganz* so einsam u allein hergegangen wäre. Dieser Weg ist immer so lebendig v. Posten, die alle Tage gehen, v. Extraposten, Miethsfuhren, Frachtwagen, reisenden Handwerksburschen, an Marktägen in Erlangen (wie heute,) von Bauerwägen, u endlich auch von Zigeunern u einer Menge Bettler, die hier ganze Tage lang unter Bäumen ihr Quartier zu haben scheinen; — daß man fast keinen Augenblick allein ist. Auch habe ich noch durch keine Stadt so viele Posten, Extraposten, Kärner usw. durchpassieren sehen, als durch die Hauptstraße v. Erlangen. Man hört fast in jeder halben oder viertel Stunde ein Posthorn, oder einen rasselnden Wagen. — Die Nürnb. Bauern u Bäuerinnen gehn meistentheils schwarz. Die letztern tragen Tücher als wenn sie Zahnschmerzen hätten, u haben äußerst kurze Taillien, unter welchen ein sehr kurzer Rock sie ungemein dickwulstig umgiebt: eine Tracht die sie höchst ungestalt macht.

In Nürnb. bin ich im rothen Roß[2] abgetreten. Von dem Äußern dieser großen, labyrinthischen

1 Erduin Julius Koch (1764—1834). Seit 1790 Prediger in Stralau, seit 1793 in Berlin. Literarhistoriker und Herausgeber eines „Compendiums der deutschen Litteraturgeschichte" (1790 ff.). Wackenroder hatte 1792 durch ein literaturgeschichtliches Kolleg Kochs Anregungen zum Studium altdeutscher Dichtung erhalten. Er war auch Mitarbeiter am zweiten Teil des Kochschen „Compendiums".

Über das Leben Kochs, der sich dem Trunk ergab und schließlich im Armenhaus verkam, vgl. „Erduin Julius Koch ..." von Hoffmann von Fallersleben und Gustav Freytag, Weimarisches Jahrbuch, I (1854), S. 58 ff.

2 Jetzt Weinmarkt Nr. 14. Das Gebäude dieses sehr angesehenen Gasthauses, das Nopitsch in seinem „Wegweiser für Fremde in Nürnberg" 1801 unter den Gasthöfen erster Klasse anführt, ist durch einen Neubau vom Jahre 1901 ersetzt worden. Wie ein Kupferstich des achtzehnten und ein anderer vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zeigen, hatte es eine stattliche Front von 15 Fenstern und trug unter dem hübschen über dem Portal angebrachten Barockerker das Wahrzeichen seines Namens. Das anschließende hohe Eckhaus scheint einige Zeit zu dem Gasthause hinzugehört zu haben. Verschiedene Fürstlichkeiten wie z. B. Kaiser Leopold II., König Ludwig I. und Maximilian II. von Bayern, König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und bedeutende Persönlichkeiten wie Goethe (1790) und Metternich nahmen im roten Roß Quartier.



Stadt können Sie sich wirklich durch Ihre in Kupfer gestochenen u illuminierten kleinen Prospekte den beßten Begriff machen.[1] Ich finde mit Vergnügen viele mir längst bekannte Gegenden der Stadt hier in der Natur u erkenne sie bald. Die Stadt hat wegen der vielen schwarzen, mit gothischem Prunk an Bildern u Zierrathen reich überladenen Kirchen, wegen der alten, ganz v. Quadern gebauten, festen Häuser, die häufig mit Figuren v. Menschen u Thieren bemahlt, u auch mit sehr alten Basreliefs in Stein geziert sind, ein antikes, abentheuerliches Ansehen. Aber sowohl aus- als inwendig, scheinen mir doch fast alle Häuser keine Spur von modernem Geschmack zu haben. Keine einzige neumodische Facade. Die Hausthür ist oft klein und schwarz, u fast immer verschlossen. Man klingelt, sie springt auf; man geht durch dunkle Winkel eine schlechte Treppe hinauf u findet selbst Männer wie H. v. Murr u H. Schaffer Panzer, in Zimmern, die durch eine Bibliothek angenehm werden, an Fenstern mit kleinen runden Scheiben, nach dem Hofe oder einem Gäßchen zu sitzen. Freilich will ich nicht auf *alle* übrigen Häuser v. diesen schließen. Allein v. außen wenigstens sind sie alle antik.

An Hn. *v. Murr*[2], den ich zuerst besuchte, glaubte ich einen Mann zu finden, dem man an seinem steifen, fremdartigen Äußern die Liebhaberey der Chines., Indischen, Amerikan. u. jeder seltenen Litteratur ansähe, u ich fand einen ungemein freundl. höfl. u gesprächigen Mann schon bey Jahren. Er wohnt sehr eremitisch. Ich sprach mancherley v. Nürnberg mit ihm. Die hiesigen Privat-Kunst u Gemähldenkabinette kann man nicht leicht zu sehen bekommen. Das Rathaus, die Burg, (die auf einer Anhöhe vor der Stadt nach Erl. zu liegt) u dgl. öffentl. Gebäude, sind jeden 1ten u 2ten, Ostertag für jeden offen u umsonst zu besehen. In den Kirchen ist auch manches Sehenswürdige. H. v. Murr zeigte mir einen Korrekturbogen v. dem 7ten Theil seiner Herkulan. Gemählde[3], die fortgesetzt werden, u sagte mir in Ital. wäre vom Original ein neuer Theil erschienen, der blos Lampen enthielte. Allein zugleich trug er mir auch dringend folgende Commissionen auf: 1.) Er bittet angelegentlich ihm eine kleine Dissertation, die vom Vf. (in Prenzlau) selber verlegt, u jetzt selten ist, aus einer Auction, od. Privatbiblioth., od. vom Hn. Sekt in Prenzlau, (an der er schon vor 3 J. deshalb geschrieben, aber keine Antwort erhalten hat,) wenn es angeht, zu verschaffen. Es ist: Car. Steph. Jordani, Disquis. hist. litt. de Jordano Bruno. Primislaviae, 1732. 8. Seyn Sie so gütig, auch d. Hn. P. Koch diese Diss. aufspüren zu lassen, u dann den Hn Sekt zu erinnern. 2.) Er bittet beyliegende Catalogi (verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen so viel Portobeschwerden mache, allein ich mußte ihm doch den Gefallen erzeigen,) von Doubletten usw. seiner Biblioth., die er für für beygesetzte Preise verkauft, (dabey sich auch noch etwas handeln läßt,) an Liebhaber zu vertheilen. Wollen Sie etwa Hn G. R. Oelrichs ein Ex., u dem Hn. P. Koch ein anderes zustellen? Vielleicht kann letzterer ein drittes noch sonst wo gut anbringen (vielleicht an H. Kinderling in Kalbe, oder sonst einen Kenner. —

Der H. *Schaffer Panzer*[4] (er läßt sich Hn Möhsen empfehlen,) war außerordentl. gefällig u freundl. gegen mich: er hat mir folgende Merkwürdigkeiten aus seiner erstaunlich großen, u an Seltenheiten reichen Biblioth. gewiesen. Eine Samml. v. vielen Proben v. verschiedenem alten Druck, (besonders v. allen alten Drucken in d. Nürnb. Bibliotheken,) die er selber auf durchsichtigem Papier nach den Originalen, mit der größten Pünktlichkeit kopiert hat. An alten Drucken: die Editio princeps d. Lactantius das erste in Ital. gedruckte Buch. Die erste deutsche Bibel (vor Luther,) v. 1462. Fol. ohne Ortanzeige. Man hat sonst, nach einer spätern falschen Unterschrift in dem Exemplar zu Stuttgart (wo die größte Bibelsamml. ist) geglaubt, diese Bibel sey v. Faust zu Mainz gedruckt; allein H. P. nebst einem andern, haben aus Vergleichung der Formen der Buchstaben, die damals in jeder Druckerey etwas verschieden waren, herausgebracht, daß sie zu Strasb. gedruckt ist. Ein in *Rom* 1471, 8. mit Holzplatten (worin die

1 Vielleicht sind die von J. A. Delsenbach gestochenen und 1715 und 1725 herausgegebenen Nürnbergischen Prospekte gemeint, die den kernigen wundervoll einheitlichen Charakter des älteren, noch von keinen widersinnigen Einbauten entstellten Nürnbergs uns in klar gezeichneten Blättern aufbewahrt haben.

2 Gottlieb Christoph von Murr (1753—1811). Seit 1760 Zoll- und Wagamtmann in Nürnberg. Weitgereister Polyhistor von europäischem Ruf. Seine Reisen führten ihn nach Holland, England, Österreich und Italien und brachten ihn in Berührung mit dem König Georg II. von England und mit bedeutenden Gelehrten und Künstlern wie z. B. Garrick, Hogarth, Goldoni, Mozart, Senkenberg, van Swieten und Reimarus. Seine Studien und Veröffentlichungen bezogen sich auf die Gebiete des Rechtes, der Philosophie, der Sprachwissenschaft und Literatur, der Naturwissenschaften, der Geschichte, der Archäologie und der Kunstgeschichte. Ausführliches Verzeichnis seiner Schriften in G. A. Wills Nürnbergischem Gelehrten-Lexikon . . . fortgesetzt von C. C. Nopitsch, Nürnberg 1802 ff. Ein Bildnis von ihm stach J. E. Haid nach dem Gemälde von J. C. Urlanb 1791.

3 Gemeint ist die siebente mit 98 Kupfern ausgestattete Lieferung seiner „Abbildungen der Gemälde und Altertümer, welche seit 1738 sowohl in der im Jahre Chr. 97 verschütteten Stadt Herculaneum, als auch in den umliegenden Gegenden, an das Licht gebracht worden. Nebst ihrer Erklärung." Augsburg und Nürnberg, 1777—93.

4 Georg Wolfgang Franz Panzer (1729—1805). Seit 1772 Schaffer (= Hauptpastor) an St. Sebald in Nürnberg. Unter seinen etwa 45 veröffentlichten Arbeiten, die u. a. älteste deutsche Bibelausgaben und die Geschichte des Buchdruckes und der deutschen Literatur behandeln, sind die wichtigsten bibliographischer Natur. Namentlich diese zeichnen sich durch größeste Gründlichkeit und eine auch heute noch erstaunliche Materialkenntnis aus. Über sein Leben vgl. Nopitsch in seiner Fortsetzung von Wills Nürnberg. Gelehrten-Lexikon, wo auch ein Verzeichnis seiner Schriften.



Buchst. eingeschnitten waren) gedrucktes deutsches Büchlein, das vorn eine kleine röm. Gesch., dann eine Beschreib. der Kirchen u andern Merkwürdigkeiten in Rom, für Fremde enthält, u worin die Gesch. v. d. Päbstinn Johanna als wahr erzählt wird. Spätere lat. Ausgaben dieses Buchs. Ein Missale (Samml. v. kathol. Messen), worin ein kleines Gebet od. Messe für die Verdammten in der Hölle. Ein kleiner deutscher Kalender v. Regiomontanus, 1473. 8. mit Holzplatten gedruckt; worin Mondfinsternisse abgebildet sind, u Unterricht v. d. güldn. Zahl, d. bewegl. Festen etc. gegeben wird. Die 7 Bußpsalmen, 1517. 8., Luthers erste Schrift: sehr selten: H. Nicolai, der es für einen großen Schatz in d. Berliner Bibl. hält, hat sich gewundert, es hier zu finden. Einige Blätter v. d. Bibel der Armen mit Holzschnitten, wovon ein Theil, der damals noch schlechten Schwärze wegen, ganz v. Wasser weggewaschen war. Die ersten Ausg. vom Heldenbuch, Parcifal, u Renner. (Die ersten deutschen Drucke sind gothisch, eckig. Die schöneren, runderen Lettern kamen aus Ital. herüber.) Handschriften: vom Persius, — vom Freydank u Renner. Autographa Lutheri. Ein Band Meistergesänge v. Joh. Foltz, Meistersänger in Nürnb. im 15. Säk., v. seiner eigenen Hand. H. Panzer besitzt auch eine gewaltige Samml. v. Bildnissen in Kupfer, aus allen Zeiten u Ständen, nach dem Alphabet geordnet: *weit* größer als Hn. Möhsens Samml. Von den Bildnissen die gebohrne Nürnberger vorstellen, hat er (Nürnb. 1790. 4.) ein eignes Verzeichnis drucken lassen.[1] — Noch einmal: er unterhielt sich ungemein freundschaftlich mit mir. — H. Prediger *Waldau*[2], bey dem ich nach ihm war, sagte mir die unangenehme Neuigkeit, daß der Herzog v. Würtemberg den Prof. Malblanc[3] wirklich nach Tübingen berufen hätte, schon auf Michaelis; und daß er jeden, der in seinem Lande ein Stipendium genossen, dahin mit Gewalt zurückziehen zu können glaubte; doch wäre es sehr mögl. daß dies zu wenigsten noch bis Ostern verschoben bliebe; übrigens lebe M. auch in Erl. nicht recht zufrieden; er sey ein eingezogenes Leben gewohnt. u etwas hypochondrisch zuweilen. — Ich hatte nun auch v. H. P. Koch an Hn. *Haller v. Hallerstein* abzugeben: allein ich kam zu einem vornehmen Herrn, den zweyten im Rath! der Hn. Koch gar nicht kannte. Er meynte, seyn Vetter müsse wohl vielleicht gemeynt seyn. Ich ließ ihm indeß die Schrift, bat um Entschuldigung, entfernte mich schnell v. dem steifen gnädigen Herrn. Mir kostet es der Mühe genug, alle die Herren in allen Winkeln dieser Reichsstadt aufzusuchen. — Morgen mache ich die übrigen Visiten. — Heut Abend, da ich an der Table d'hote speisete, sah oder hörte ich vielmehr etwas Merkwürdiges: einen Bauchredner, der sich hören ließ. Er hielt eine hölzerne Kindesfigur vor sich, u sprach bald natürl., bald mit dem Bauch, so daß es klang als antwortete das Kind. Es ist eine schwere, aber bedauernswürdige u den Körper sehr angreifende Kunst. Er muß viel Luft einschlucken, u den Unterleib auf eine gewaltsame Art zusammenpressen. — — Ich gehe zu Bette. Der Himmel schenke Ihnen immer so ruhigen Schlaf, u solche Gesundheit, wie mir Gottlob, dann werde ich Sie, wenn ich nach Berl. zurückkomme, gar nicht verändert finden. —

Sonntag, Abends, 23. Juni.

Ich bin *noch* in Nürnb., u finde hier wieder an mehreren Orten eine solche Aufnahme, als ich mir nie hätte träumen lassen. Auch morgen bleibe ich noch hier, weil in Erl., da es der Johannistag ist, keine Kollegia gelesen werden. Heut früh um 8 war ich zuerst bey dem Hn. Rugschreiber *Häßlein*[4], einem Mann, der zwar, seiner Bedienung wegen, sich nicht so tief in das Fach der Litteratur einlassen kann als H. Schaffer Panzer, aber doch das Studium der altdeutschen Sprache, u der deutschen Etymologie als Liebhaberey treibt, auch eine Anzahl altdeutscher Wörterbücher, Chroniken, Romane, u. s. w. besitzt. Er hat ein bürgerliches Ansehen. Mit der größesten Freundlichkeit empfieng er mich, hielt mich zieml. lange bey sich auf, u setzte mir durchaus Kaffee vor. H. P. Koch steht bei ihm, wie bey H. Sch. Panzer, als ein eifriger Litterator in gutem Andenken. Er erzählte mir wieder vom P. Malblanc, daß er wohl ungern dem Ruf des Herzogs folgen würde, weil dieser ihn einmal auf die empfindlichste Art disgustiert habe. Denn als der Herz. vor mehreren Jahren Altorf besucht, u die Professoren zu sich gebeten, habe er alle *sitzen*, ihn allein aber *stehen* lassen, und mit: *Er* angeredet weil er — ein Würtembergisches Landskind sey; u überdies sey er damals gerade Rector magnificus gewesen. Auch folgende Nachrichten gab mir H. Häßlein. Das große hiesige Praunische Kunstkabinett v. Gemählden,

1 „Verzeichnis von Nürnbergischen Portraiten aus allen Ständen." Nürnberg, 1790. — Fortsetzung: Nürnberg, 1801.

2 Georg Ernst Waldau (1745—1817). Seit 1791 Prediger an St. Aegidien. Er veröffentlichte Studien litterarhistorischen Inhalts (u. a.: „Gellerts wahre Größe", Leipzig, 1770, und über Thomas Murners Leben und Schriften, 1775) und gab ein Leben Kobergers (1786) heraus. Vgl. Will-Nopitsch a. a. O.

3 Julius Friedrich Malblanc. Geb. 1752 zu Weinsberg in Württemberg. Seit 1792 Professor der Rechte an der Universität Erlangen. Ab 1795 desgl. an der Universität Tübingen.

4 Johann Heinrich Häßlein (1737—1796). Seit 1783 Rugamtsschreiber in Nürnberg. [Rugamt: die aus vier Rugsherren und dem „Pfänder" zusammengesetzte, seit 1490 nachweisbare städtische Behörde, die die Verordnungen für das Handwerk ausarbeitete, deren Befolgung überwachte und als Vermittlungsstelle zwischen dem Rat und den Handwerkern tätig war.] Von Häßlein rührt u. a. eine in Nürnberg 1781 veranstaltete Hans Sachs-Ausgabe her.



Kupferstichen, Gemmen, usw.[1], bekommt man nur etwa zu sehen, wenn fremde vornehme Herrschaften es grade besehen. Der Besitzer, H. von Praun ist kein Kenner, u so ungefällig, daß er selbst der Herzogin v. Weimar abgeschlagen hat, das Kabinet zu zeigen, blos weil er grade auf seinem Gute bey Nürnb. war. Es ist sehr unordentlich, u in einem kleinen Raum zusammgedrängt. — Die 3 Vaucansonschen Automate (S. Nikolai's Reisen,)[2] sind v. hier an Hn. P. Beyreis in Helmstädt[3] verkauft. Vor 10 J. haben in Nürnb. noch Meistersänger ordentlich Singeschule gehalten; allein die Zunft ist untergegangen, weil ihre Singestunden keinen Zuspruch mehr fanden, u ihre alten, wider sinnigen geistl. Lieder lächerlich wurden. Als H. Nicolai hier war, wollte H. Häßlein den einzigen noch übrigen Meistersänger zu ihm führen, er reiste aber zu schnell ab. Ob dieser Sänger noch lebt, weiß H. H. nicht gewiß. Aber die alte deutsche Sprache hat sich in ziemlicher Reinheit noch bey der hiesigen Rothgießerzunft erhalten, weil sie ein gesperrtes Handwerk sind, d. h. nicht wandern dürfen. Sie sind nicht leicht zu verstehen. — Bey H. H. machte ich nun auch die mir äußerst interessante Bekanntschaft seines Schwiegersohnes, des Hn Kunsthändlers Frauenholz, dessen Gefälligkeit ich Ihnen bald rühmen werde. (Er bittet den Hn. P. Koch, der ihn auch kennt, ihm doch bald wissen zu lassen, ob er das Exemplar v. Vogels Versuch üb. die Relig. d. Ägypter, dem Hn. Grafen Herzberg *gebunden* oder *ungebunden* zusenden soll.) — Den Hn. *Magister Mannert*[4], (Vf. der beßten alten Geographie,) traf ich bey seiner alten Geogr. an. Er hatte Charten vor sich, die er mit eigener Hand, blos nach den Angaben der Länge u Breite der Küsten, Oerter, Gebirge, usw. welche im Ptolomäus vorhanden sind, gezeichnet hat (weil andre Charten fehlerhaft sind,) u stechen läßt. Er hat die Aufsicht über die Stadtbibliothek, die alle Mittwoche, v. 1—3 offen ist. Beym hiesigen Gymnasium hat er eine sehr mühselige Stelle. Die Anstalt hat 6 [?] Klassen; u jede Klasse hat nach alter Art, nur einen Lehrer, der 5 Stunden alle Tage unterrichten muß. H. M. unterrichtet die unterste Klasse, in Gesch., Geogr. Lat., Naturgesch., u hat auch französiche Stunden. — H. Pred. Herbst hatte mich an den Hn *Doktor Panzer*[5], einen Sohn des Hn. Schaffer Panzer, recommandiert. Ohngeachtet er mir schrieb, daß er in einem kleinen litterar. Streit mit ihm lebte, so freute sich der H. P. doch sehr, daß er noch an ihn dächte. Er ist praktisirender Arzt, und wohl der einzige Naturkundige in Nürnb., auch der einzige, der ein Naturalien Kabinet u eine naturhist. Biblioth. hat. Er besitzt ein Herbarium u eine Insektensam̄lung. Ich traf ihn bey seinen Pflanzen, wobey er mit vieler Zuneigung v. H. D. Wildenow sprach. — An einen andern jungen Arzt, der zugleich Kantischer Philosoph ist, den Hn. *Doktor Ehrhardt*[6] hatte mir H. P. Schuderoff eine Empfehlung aufgetragen. Er ist ein feiner, artiger Mann.

Den ganzen Nachmittag, beinahe von 2—8, hat der überaus dienstfertige H. *Frauenholz*[7] an mich gewandt. Er ist ein junger Mann, aus dem Anspachischen gebürtig, u Kaufdiener gewesen. 1790 hat

1 Die berühmte von Paul von Praun (1548—1616) angelegte Sammmlung. Sie enthielt von deutschen und niederländischen Meistern u. a. Gemälde von Wolgemut, Dürer (Bildnis Wolgemuts, Bildnis Hans Dürers), Hans Beham, Lucas Cranach, Amberger (Bildnis Sebastian Münsters), Hans Rottenhammer, Joachim de Patinier und Peter Breughel. Unter den Italienern waren Mantegna, Tizian, die Bassani, Guido Reni, ja angeblich Raffael, Lionardo und Michelangelo vertreten. Freilich sind diese, wie auch so manche andere Zuschreibungen, mit Vorsicht aufzunehmen. Praun besaß auch eine Fülle von Handzeichnungen. Unter den deutschen Malern werden u. a. Schongauer mit 15, Dürer mit 15, Cranach mit 4 und Altdorfer mit 4 Blatt, unter den italienischen Mantegna mit 4, Raffael mit 29, Andrea del Sarto mit 4, Tizian mit 4, Michelangelo mit 18, Tintoretto mit 5 und Guilio Romano mit 30 Zeichnungen aufgeführt. Ausgesuchte deutsche, niederländische und italienische Stiche und Holzschnitte, Miniaturen, Bronzen (u. a. von Giovanni da Bologna), Reliefs, geschnittene Steine, Medaillen und wertvolle Drucke vervollständigten die Sammlung. — Vgl. G. Chr. von Murr, Description du Cabinet de Mr. Paul de Praun . . . Nürnberg, 1797. — Die Sammlung wurde schließlich von dem Nürnberger Kunsthändler Frauenholz (siehe unten), dem Kaufmann Büttner und dem Sammler von Derschau 1801 für 37700 Gulden erworben. Der schnell einsetzende Weiterverkauf und eine Auktion zerstreute dann den ehemaligen Praunschen Kunstbesitz in alle Welt.

2 Diese Apparate oder Automaten wurden von Jacques de Vaucanson (1709—82), Mechaniker und Inspektor der Kgl. Seidenmanufakturen in Paris, erfunden und hergestellt. Es waren die hölzernen Figuren einer Ente, die schnatterte, schwamm, fraß und das Verdaute — wieder von sich gab, und eines Flötenspielers und eines Pfeifers, die musizierten. Über die Apparate und ihr Schicksal vergl. namentlich: Friedr. Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Berlin, 1788 ff. Bd. I, S. 287 f. und C. von Heister, Nachrichten über Gottfried Christoph Beireis . . . Berlin, 1860, S. 208 ff., 262 ff. u. 269 f.

3 Gottfried Christoph Beireis (1730—1809), der als Sonderling, Sammler, Alchimist und Arzt berühmte Helmstedter Universitätsprofessor, den u. a. auch Goethe besucht und geschildert hat. Vergl. Heister a. a. O.

4 Conrad Mannert (1756—1834). Ab 1784 Lehrer am Gymnasium zu St. Aegidien. Von 1797 an ordentl. Professor der Geschichte und der abendländischen Sprachen an der Universität Altdorf. Seit 1803 wissenschaftlicher Leiter des bekannten Homannschen Landkartenverlages in Nürnberg. — Das von W. erwähnte Werk Mannerts ist die „Geographie der Griechen und Römer, aus ihren Schriften dargestellt." Nürnberg, 1788—1802. Er ließ in den Verlagen von Schneider und Homann in Nürnberg mehrere Landkarten erscheinen.

5 Georg Wolfgang Panzer, seit 1780 Physikus in Nürnberg. Seine naturwissenschaftlichen Sammlungen werden von Nopitsch (Fortsetzung von Wills Nürnb. Gelehrtenlexikon) erwähnt.

6 Johann Benjamin Erhard, damals praktischer Arzt in Nürnberg, später in Ansbach und Berlin. Mitarbeiter von Schillers Thalia (1791 u. 93) und Wielands Teutschem Merkur (1793).

7 Johann Friedrich Frauenholz (1758—1822). Vergl. Höhn, Johann Adam Klein als Zeichner und Radierer, Mitteilungen aus dem Germ. Nationalmuseum, 1911, S. 157 f. und 181.



er seine Kunsthandlung angelegt, gegen welche die alten Kunsthandlungen v. Knorr, u. s. w. gar nicht in Betracht kom̄en. Diese handelten nur, (u einige existieren noch,) mit ein Paar großen Kupferwerken, die sie selber vorlegten; H. F. hingegen hat zugleich eine Niederlage von einer unbeschreibl. Menge deutscher, Französischer, Engl u Ital. Kupferstiche, u unternimmt den Verlag der kostbarsten Werke.[1] Seine Niederlage ist am Obstmarkt; leider in einem engen Platz u schlechten Zim̄ern. Hier wohnt auch sein Kupferdrucker, ein Franzose, den er mit seiner Familie vor 14 Tagen auf seine eignen Kosten aus Paris hat herkom̄en lassen, weil auf den guten Druck einer Platte so viel ankom̄t, u Keiner hier dies so gut versteht. In den oberen Zim̄ern sah ich zuerst eine Sam̄lung kleiner Gemählde mit Wasserfarben, von verschiedenen aus d. Nürnbergischen Mahler- u Kunsthändlerfamilie Dietsch: Blumen, Früchte, Landschaften, u Köpfe; dann einige schöne Stücke v. Albrecht Dürer; einige v. Lucas Cranach einige große Landschaften; u s w. Dann sah ich folg. 3 Verlagsartikel des Hn. F.: 1.) Meyers Zoologie, mit illum. Kupfern, wobey im̄er die Skelette der Thiere beygezeichnet sind: eine neue Ausgabe eines alten Werks.[2] 2.) Prospekte v. Italiän. Gegenden, *sehr* schön radiert von Dies, Reinhart u Mechau, die itzt alle in Rom sind. 3 Hefte sind heraus, wovon jedes 6 Blatt enthält, u jedes Blatt 12 gl. kostet. Es sollten 12 Hefte werden.[3] 3.) Eine'Auswahl v. Gem̄en-Abbildungen, die aus dem Gem̄en Kabinet des Baron Stosch[4], das itzt in Potsdam ist, u wovon Winkelmann einen vollständigen Katalogus herausgegeben hat.[5] Der verstorbene Kupferstecher Schweikardt hat, als er beym Herrn Stosch in Florenz Aufseher über sein Kabinet war, für sich von allen Gem̄en Schwefelabgüsse gemacht; u diese Sam̄l. hat H. Frauenholz an sich gekauft. Er wählt etwa 120 der interressantesten Stücke aus, u läßt sie von Müller, Direktor d. Mahlerakad. in Stuttgart, von Klauber in Augsb., u v. Preisler in Kopenhagen, aufs prächtigste, vergrößert stechen. Bis itzt sind 2 Hefte heraus; jedes hat 6 Blätter, u kostet 5 rthl., ein nicht zu theurer Preis. (Er bewies mir, daß in Nürnb., u überhaupt im Reich, die Kupferstiche ungleich wohlfeiler wären, als die Berlinischen, die den englischen in der Theuerkeit wenig nachgäben.) Er giebt sich bey diesem Gem̄enwerk, viele Mühe. Die Beschreibung (den Text) hat er erst v. Casanova in Dresden, dann von einem Französischen Gelehrten wollen machen lassen; bis er endl. von Heyer, an Hn. Schlichtegroll in Gotha gewiesen ist, der ihn machen wird. — Von der ungeheuren Menge Kupferstichen u einzelnen Blättern, sah ich folgende. Bildniß Ludwigs des 16ten v. Frank., v. Müller in Stuttg., den H. F. für den ersten Kupferstecher in Deutschl. hält: ein unvergleichliches Blatt, dem die gleiche Arbeit eines Französ. Künstlers, der mit Hn. Müller wetteiferte, weit nachsteht. H. F. hat die Platte, von der erst Ein Probedruck gemacht war, an sich gekauft, u verlegt das Blatt. 10 große Engl. Stiche, die Scenen aus Shakespears Romeo u Julia, Richard 3, Wie es euch gefällt, und viel Lärmen um nichts, vortreffl. darstellen, u fortgesetzt werden. Engl. Stiche v. Woollet, Scharp; punktierte Arbeiten v. Bartolozzi, Earlom; Blätter in schwarzer Kunst von Strange, Green, Simon, u vielen andern Engländern. In Farben gedruckte, und Kolorierte Blätter. Braune Landschaften, in getuschter Manier, oder laviert, v. Kobell in Manheim, u der Madam Prestel, einer Nürnbergerinn, in London[6]: es sind schöne Blätter, die so reich aussehen, als wären sie gemahlt; Die Erfind. der Manier ist neu. Schöne große Blätter v. Volpato in Rom, u seinem Schüler Morghen, in Florenz, den 2 beßten Ital. Kupferstechern. Gestochene Porträtte, v. Kohl; punktirte, v. Pfeifer; in schwarze Kunst gearbeitete, v. Pichler: 3 Wienerischen Künstlern. Ein guter Nachstich von Woollets Tod des General Wolf, v. Guttenberg, einem Künstler, der in Paris beym Convent war, u erst kürzl. nach Nürnberg zurückgekommen ist. Ein guter Nachstich von Bergers Tod des General Schwerin, v. Nußbiegel in Nürnberg. Blätter v. Küfner in Nürnberg. — Endlich sah ich eine sehr vollständige Sammlung von A. Dürers Blättern mit dem Zeichen AD in einem 3 Finger dicken Foliobande. Dürer starb d. 6. May, 1528, 56 Jahr alt.[7] Raphael soll gestanden haben, daß er ihn selbst übertroffen haben würde, wenn er nach Italien jemals gekom̄en wäre, und das Schöne u Edle in den Formen an den Antiken studiert hätte. Ich sah von ihm: 1.) Holzschnitte, sehr kräftig, u mit Kohlschwartzer Farbe gedruckt: sowohl einzelne, als auch eine Samml. v. Vorstellungen aus Christi Leidensgesch. u aus der Apoclypse. 2.) Sehr feine Kupferstiche. 3.) Ein Paar grobe, rauhe Stiche in

1 Verlagskataloge erschienen 1809, 1816 und 1821.

2 Johann Daniel Meyer [† 1757], „Populäre Zoologie, oder Beschreibung und Abbildung des äußern und innern Bau derjenigen Thiere, deren nähere Kenntniß allgemein nützlich ist." Nürnberg, 1790 f. von Frauenholz neu herausgegeben.

3 „Malerisch radierte Prospekte aus Italien", 1792 ff.

4 „Dactyliotheca stoschiana", mit 49 Kupfern.

5 Winckelmanns Katalog dieser Sammlung erschien 1760 in Florenz unter dem Titel „Description des pierres gravées du feu baron de Stosch . . ." Vergl. Justi, Winckelmann, II (2. Aufl.), S. 238 ff.

6 Maria Catharina Prestel († 1794 in London), Frau des bekannten Stechers Johann Theophilus Prestel. Er reproduzierte mit Hilfe eines eigenen nach Le Prince verbesserten Verfahrens in Rötel- und Tuschmanier namentlich Handzeichnungen alter Meister (u. a. aus dem Praunschen Kabinet). Die von ihm und seiner außerordentlich talentvollen Frau auf diese Weise hergestellten Blätter sind in ihrer Art technisch höchst vollendet und von feinstem Geschmack, besonders auch in der Farbe. Sie waren schon im 18. Jahrh. sehr geschätzt. Vgl. Naglers Künstlerlexikon, Bd. 12.

7 In Wirklichkeit bekanntlich am 6. *April.*



Eisenplatten. 4.) Handzeichnungen, roth u schwarz, auch Skizzen mit der Feder. — Dieser Folioband ist eine wahre Seltenheit. — Nach einer so herrl. Augenweide ging H. Frauenholz noch um einen kleinen Theil der Stadt herum, wo wir auf einige artige Spaziergänge kamen. — Von Berliner Künstlern schätzt er besonders H. Rhode u H. Chodowiecki.[1] Von letzterem besitzt er in seiner Privatsam̄l. *alle* Stiche, bis auf 10 Num̄ern. Dem H. Dan. Berger zieht er die Kupferstecher im Reich, Müller, Klauber, Pichler, Guttenberg, v. denen man in Berlin äußerst wenig oder gar nichts findet, weit vor. Seine Handlung wird vielleicht in ganz Deutschl. keine, als die v. Artaria in Wien über sich haben; denn die Bremersche in Braunschweig, die Pascalsche u Morinosche in Berl. u s w. sagen fast nichts dagegen. Alle Jahr hält er eine Auction v. Kupferstichen. Die diesjährige wird über 6000 Stück begreifen, u enthält zugleich eine alte Nürnbergische Privatsam̄lung, die Welsersche. Es kom̄en französ., niederländ., engl., u deutsche Stiche vor; selbst die allerseltensten u ältesten; unter andern fast alle v. Dürer. Er schenkte mir den Katalogus. (H. v. Murr hat mir auch ein Exemplar seines Katalogs, u eine kleine Schrift v. ihm: Collectio amplissima scriptor. de Klinodiis — de coronatione Imperator. Germ., atque de rege Rom. et Electoribus 1793. 8. geschenkt. Die darin angezeigten Bücher besitzt er selbst.)

Von Nürnberg überhaupt kann ich Ihnen noch folgendes erzählen. Der erste im Rath ist H. v. Stromer, Kastellan u oberster Losinger, seinem Titel nach. Die Ratsherren sollen die Bürger sehr drücken, und viel zusam̄engeizen. Ihr Staat u Prunk ist ein gewaltig großes Haus, eine große reiche Garderobe, viel Silber-Küchengeschirr, das ohne gebraucht zu werden, blos zum Putz aufgestellt ist; u s w. Man klagt über die Verfassung. — Die Stadt ist *sehr* groß, aber verhältnißmäßig auch sehr arm an Einwohnern.[2] Man sieht auf den Straßen wenig Menschen; und jedes Haus wird nur v. Einer Familie bewohnt. Vor 100 Jahren etwa war Nürnberg eine der blühendsten Städte an Handel und Kunst u Gewerbe, ja der Hauptsitz aller Kunst. Dies hat sich nun leider sehr geändert. Die großen Mahler- u Kunsthändler-Geschlechter (Knorr, Sandrart, u.s.w.) sind ausgestorben; u seit 20—30 J. ohngefähr gehen durch Auktionen alle Schätze der Kunst ins Ausland. In der Stadt sind wenig Kunstliebhaber, dagegen ehemals fast in jedem Privathause eine kleine Kunstsam̄lung war.[3] Die Künstler in Elfenbein, u s w. sind auch nicht mehr in ihrem alten Flor. Die Rothgießer machen itzt nur messingne Gewichte u s w., da sie sonst wohl schöne Figuren gossen. Auch durch *sehr* häufige Bücherauktionen gehen viele literar. Seltenheiten aus Nürnb. heraus, u werden Sammlungen in die Welt zerstreut, die sonst der Stadt zur besondern Zierde gereichten. Die *große* Feuerleinsche Bibliothek[4] wird in diesem, die Witwersche[5] im folg. Jahre verauktioniert. Die Zeichenakademie, woran H. Ihle[6], ein geschickter Mahler, Direktor ist, ist ganz in Verfall gekom̄en, weil der Rath nicht im geringsten auf ihre Unterstützung gedacht hat. Doch jetzt bemüht man sich, sie zu verbessern. Nürnb. bleibt überhaupt im̄er noch als ein Magazin der Kunst u guter u wohlfeiler Handwerksarbeiten merkwürdig, wenn es auch zu viel Nebenbuhler hat, um je seinen alten Flor u Ruhm wieder erreichen zu können. Die Handwerker, die die Nürnberger kurzen Waaren liefern, wohnen alle einzeln und zerstreut in der Stadt umher; doch arbeitet jeder dem andern in die Hände. Zeugfabriken sind nicht hier. Der Ackerbau um die Stadt ist ganz vorzüglich; man verbessert den Boden mit dem allerämsigsten Fleiß, u kennt gar keine Brache. Die Gegend um die Stadt ist eben, aber nicht übel; zuweilen ein wenig sandig. Die Stadt selbst kann ich nicht genug mit Verwunderung ansehen; weil man kein einziges neues Gebäude, sondern lauter alte, vom 10ten Säc. an findet, so wird man ganz ins Alterthum versetzt u erwartet im̄er einem Ritter od einem Mönch, oder einem Bürger in alter Tracht zu begegnen, denn die neue Tracht paßt gar nicht zu dem Kostüm in der Bauart. Die Thore sind zum Theil dicke, runde, schwarze Thürme. Die Kirchen sind große, schwarze Massen, voller Bildwerk u Gothischer Zierrathen, durchbrochenen Thürmchen, großen Thoren mit Figuren, u s w. Es sind ihrer eine große Menge. Ehemals waren viele Klöster hier, (aus deren Bibliotheken auch die litterar. Schätze mehrentheils herrühren, die Nürnb. besitzt.) Die Häuser sind fast alle röthlich, und zum Theil mit Figuren bemahlt u vielen Spitzchen versehen. Daß über die Fensterladen die Figuren vorspringen, habe ich noch nicht gefunden. — In dem Raume zwischen der doppelten Stadtmauer, (dem Zwinger), u dem ehemaligen großen Stadtgraben, u in den Vorstädten, sind viele Gärten. — An einigen Thürmen ist hier die große Uhr, welche zu jeder Jahrszeit die Stunden

1 Mit Chodowiecki, dessen Blätter er bereits zu sammeln begonnen hatte, ehe er seine Kunsthandlung eröffnete, stand er in jungen Jahren im Briefwechsel. Vgl. Sammler für Kunst und Alterthum in Nürnberg, 2. Heft, S. 45 ff. (1825).

2 Nicolai schätzte 1788, in der oben erwähnten Reisebeschreibung, die Einwohnerzahl auf ca. 29000.

3 Vgl. Hampe, Kunstfreunde im alten Nürnberg und ihre Sammlungen. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, 1904, 16. Heft, S. 57 ff.

4 Nach dem von Paul Jakob Feuerlein, dem Sohn des Besitzers, unter dem Titel „Bibliotheca J. C. Feuerlino — collectae . . .“ 1793 herausgegebenen Katalog zählte der im gleichen Jahre zur Versteigerung gelangende Teil dieser Bücherei 5890 und der 1803 zur Auktion gebrachte Teil 5467 Nummern.

5 Gemeint ist offenbar die Bibliothek des praktischen Arztes Philipp Ludwig Witwer (1752—92).

6 Johann Eberhard Ihle, seit 1771 Direktor der Zeichenakademie. Tätig vor allem als Bildnismaler.



von Aufgang der Sonne bis zum Untergang, u vom Untergang bis zum Aufgang zählt; so daß der längste Tag 16, der kürzeste 8 Stunden hat. Abends um 10 z. B. schlägt sie itzt 2 Uhr. — In Nürnb. sind eine sehr große Menge v. alten Stiftungen, aus welchen jährl. den Armen ein Gewisses ausgezahlt wird; auch einige Armenhäuser. Man hat ausgerechnet, daß, wer von *allen* Stiftungen zieht, sich jährl. wohl zu 300 fl. stehn muß. Und dennoch sind eine solche Menge Bettler in u um Nürnberg, da doch der Bürger so viel zu Armenkassen beytragen muß: — ein Beweis von der schlechten Regierungsverfassung. — Der Preuß. Gesandte in Nürnb. ist der Graf Soden von Sassanfras; der auch Schauspiele schreibt. Sein Legationssecretär ist Ludwig Schubart, Sohn des Dichters Schubart.[1] — Gesellige Klubbs od Ressourcen scheinen hier nicht zu blühen. Vor 1/2 Jahr etwa haben ohngefähr 20 hiesige Künstler einen Klubb errichtet.[2] — Im Winter sind Concerte in den 2 großen Wirtshäusern, dem Reichsadler u d. rothen Roß. — Jetzt wünsche ich Ihnen wieder eine recht gute Nacht, denn meine Augen, die heut so *viel* Schönes gesehen haben, sollen sich im Schlafe von ihrer Anstrengung erhohlen. —

Nürnb. Montag, Mittags. 24. Juni.

Nürnberg ist eine Stadt, wie ich noch keine gesehen habe, u hat ein ganz besonderes Interesse für mich. Man kann sie, ihres Äußern wegen, in der Art romantisch nennen. Mit jedem Schritt heftet sich der Blick auf ein Stück des Alterthums, auf ein Kunstwerk in Stein oder in Farben. Die Brunnen der Stadt sind zum Theil Ziehbrunnen v. Stein[3], in dieser Form, zum Theil künstlich ausgehauene Springbrunnen, zum Theil wie kleine Thürme u mit vielen Figuren. An einem Hause fand ich heut die Inschrift: Diß Haus steht in Gottes Hand, bey den Rißen (d. i. Riesen) wird es genannt; dabey waren Kolossal-Figuren an der Wand gemahlt, mit den Ueberschriften: Simson, David, Goliat, der Riß Sigenot, Kayser Otto, u s w. An sehr vielen Häusern sind Sonnenzeiger mit gemahlten Zifferblättern. Einen großen Theil der Stadt habe ich heut von der Burg od. Veste übersehen, die auf einem Felsen dicht vor der Stadt liegt, u viele verwirrt gebaute Mauern u Gebäude begreift. Man sieht sie von den Bergen bey Erlangen. Auf der höchsten Spitze steht ein fester Thurm. — Die Straßen v. Nürnb. sind eben gepflastert, u reinlich, weil sie häufig abschüssig, u zum Theil mit kleinen Kanälen durchschnitten sind. Durch die Stadt fließt die Pegnitz in 2 zieml. breiten Armen. Sie hat viele alte steinerne Brücken, wovon einige überbaut sind, u eine aus einem einzigen sehr großen Bogen besteht. Wie konfus die Häuser durcheinander geschoben sind, u wie krum̄ die Straßen laufen, sehen Sie auf Ihrem Grundriß. — Heute Vormittag habe ich meine 2 letzten Besuche gemacht, u wieder viel Vergnügen gehabt. H. *Prediger Strobel*[4] ist Pred. in Wöhrd, einem eigenen Kleinen Flecken, mit eignen Thoren, vor Nürnberg, den man aber auch wohl als eine Vorstadt ansehen kann. Er führte mich gleich, ohne meine Bitte, in seine Bibliothek. Er hat sich fast blos auf die Schriften *von* u über Melanchthon eingeschränkt, besitzt diese aber auch vollständiger als irgend einer. Es ist eine ganz einzige Sam̄l. Sie nim̄t 3 Repositoria ein, u beträgt über 1800 Bände. Einen Theil, den er besaß, als er Melanchthons Biographie v. Camerarius mit Noten herausgab, hat er hierin dem Titel nach angeführt. In einem eigenen Büchlein hat er nachher alle Ausgaben v. Melanchthons Dogmatik, (Loci com̄unes heißt das Werk eigentlich,) angezeigt: Es sind 59 Ausgaben! die v. 1521—1595 herausgekom̄en sind. Im ersten Jahre kamen gleich 3 heraus. Von Melanchthons An̄otat. ad Evang. Johan̄em existieren 7 Ausgaben, alle von Einem Jahr, 1523! Solche Ehre wiederfährt neueren Autoren nicht. M. hat auch fast alle Latein. u griech. Autoren mit Anmerk. herausgegeben, u als Prof. in Wittenb. alle akadem. Reden über theol., jurist., medicin., physikal., mathemat. Gegenstände geschrieben. H. P. Strobel besitzt auch fast 100 verschiedene Bildnisse in Kupfer von ihm, einige Gemählde v. ihm, einige Münzen aus dem 15. Säk: mit seinem fein geprägten Bildniß, sein u Luthers Bildniß auf einer alten Fensterscheibe gemahlt, das beste Bildniß von ihm, welches v. A. Dürer ist; 2 abscheuliche Karrikaturen in Kupfer, wodurch die Katholiken ihn u Luthern haben vorstellen wollen; einige Bildnisse v. ihm in Wachs; u viele Briefe v. seiner eigenen Hand, auch einige v. Luther. M. schrieb sehr dick, grob u weitläufig; aber Ein Brief, an den Churf. v. Sachsen ist ungewöhnlich sauber geschrieben. Außerdem sah ich noch einige einzeln herausgekommene Gedichte v. Hans Sachs, in seltenen alten Drucken. H. P. Strobel, (ein sehr artiger Mann,) erzählte mir, daß unter den Nürnberger Webern wirkl. noch

1 Ludwig Schubart (1766—1811) war seit 1789 kgl. preuß. Legationssekretär am Fränkischen Kreise, veröffentlichte den zweiten und dritten Teil der Selbstbiographie (1793 u. 98), die Gedichte (1802) und die vermischten Schriften (1812) seines berühmten Vaters und verfaßte eine Lebensbeschreibung Ulrichs von Hutten.

2 Von Frauenholz, dem oben erwähnten Dr. Erhard und dem Maler Rößler 1792 begründet als „Verein für Künstler und Kunstfreunde" und später mit dem 1817 ins Leben gerufenen Albrecht-Dürer-Verein verschmolzen.

3 Nicolai zählte 1788 a. a. O., S. 234, rund 112 Schöpfbrunnen mit Rädern in Nürnberg. Wie hübsch sie sich den Straßen und Plätzen einfügten, lassen namentlich die Delsenbachschen Stiche erkennen.

4 Georg Theodor Strobel (1736—94). Er veröffentlichte eine Anzahl Arbeiten über Melanchthon (1771 ff.), gab Lutherbriefe heraus (1780 u. 1796) und ließ eine Reformationsgeschichte Nürnbergs erscheinen (1770). Vgl. Nopitsch a. a. O., S. 304.



einige Meistersänger wären, die alle Jahr auf Trinitatis in seiner Kirche sich noch hören ließen, u ein gar disharmonisches Geschrey machten. Auch sagte er mir, daß wegen der Gränze d. Nürnb. Gebiets seit 300 J. noch im̄er processirt würde. Vor 8 J. wäre ein Paar Anspachische Husaren bey einem Gränzstreit von den Nürnb. Bauern erschossen worden. — Nun habe ich alle Bestell. v. H. P. Koch gemacht. Er hatte in Briefen die Herren auch zu Mitarbeitern an seinem Journ. aufgefordert; allein nur H. Schaffer Panzer u H. Häßlein scheinen sich dazu verstehen zu wollen; die übrigen Herren sagten mir, sie hätten ihre Zeit zu sehr mit Geschäften schon besetzt, würden aber vielleicht gelegentl. kleine Beyträge liefern. — Mein 2ter heutiger Besuch bey dem Hn. *Mechanikus David Beringer* (auf dem Steig, in einem kleinen Häuschen,) ist sehr glücklich ausgefallen. H. B. ist der beste, oder einzige Mechanikus in Nürnb., (obgleich diejenigen, welche Spielsachen, mathematische u physikal. Kunststückchen, u dergl. Waare auf den Kauf, aus optische Kasten u s w. machen auch sich Mechanici u Optici zu nennen pflegen.) Er hat eine artige Frau, u ist selbst, was H. P. Bode wohl nicht glaubt, ein ungemein artiger, gefälliger, in der Mathematik nicht unerfahrener, u in seiner Arbeit fleißiger u sorgfältiger Mann, der v. H. P. Bode mit vieler Achtung spricht, u seinen gestirnten Him̄el in seiner Werkstätte liegen hat. Zu H. P. Bodens Freude kann ich versichern, daß er in 14 Tagen ohnfehlbar die erste Erd- u Him̄elskugel, ganz fertig, ihm zur Probe schicken wird, um noch zu rechter Zeit zu erfahren, ob diesem vielleicht bey der Arbeit noch ein Wunsch übrig bliebe. Alsdann verspricht er, jeden Monat ungefähr 6 Exemplare nach Berlin zu liefern. Er nim̄t sich der Sache mit Eifer an, läßt alle andre Arbeit ruhen, u ist äußerst bemüht, Hn. P. Bode, (dessen Zeichnung, so wie Sotzmanns Stich er sehr bewunderte,) zu befriedigen. Die Ursachen, die ihn bisher aufgehalten haben, sind folgende. Erstlich, Unpäßlichkeiten, die Winterwitterung, u notwendige Arbeit v. Quadranten u s w. für die Würzburg. Ingenieurs zum Kriege. Vornehml. haben ihm aber die vielen Versuche sehr lange Zeit, u an 300 Gulden weggeworfenes Geld gekostet. Mit 4—5 Sorten Papier hat er vergebl Versuche gemacht. Er hat sich aus der Schweiz Papier verschreiben lassen, das aber vom Firniß braun geworden ist. Endl. gelingt es ihm mit holländischem, das er sich außerdem verschreibt, (auf dem Bogen steht: J. Gowig et Zoonen) das er aber auch erst nach Anwendung einer von ihm dazu erfundenen Präparation brauchen kann. Dann hat es ihm sehr viel Mühe gekostet, die Him̄elssegmente gut abgedruckt zu erhalten; kein Kupferdrucker hat es anfangs wagen wollen sie 2 mal, u so zu drucken, daß die Sterne genau an ihren Platz kom̄en, welches besonders bey dem Blatt das den Horizont u inwendig kleine Kreise enthält, Schwierigkeit macht. Auch dazu hat er eine eigene Vorrichtung erdenken müssen. Endlich hält auch das etwas auf, daß er *alles* allein arbeiten muß, weil er durchaus keine Leute so schnell bis zu dem Grade der Geschicklichkeit bringen kann, daß sie es ihm recht machten. Viele Kugeln hatte er auch schon vergebens gemacht, weil er nachher sah, daß die eine Charte, die später kam, einen *etwas* größeren Globus erfordere. Die Kugeln formt er aus Pappe, 1/4 Zoll dick, über einer hölzernen Kugel: die pappene wird dann aufgeschnitten, v. der hölzernen weggenom̄en, wieder zusam̄engesetzt, u mit einem dünnen weißen Ueberzug von eigener Komposition versehen, der immer ebener u glatter polirt wird. Solcher Kugeln sah ich 25 in einem Repositorium hängen. Dann wurden die Segmente mit Kleister aufgeklebt, welches unendliche Schwierigkeit macht. Ich sah 3 Him̄els u 3 Erdkugeln so weit fertig, u fand die Segmente mit möglichster Accuratesse aufgezogen, auch schon überfirnißt. Ein paar Gestelle (schwarz mit etwas Gold,) standen noch besonders. Das Messing hatte H. B. eben in Arbeit. Ich habe auch sehr bey ihm divertirt; er bat mich, ihn öfter zu besuchen; u sagte mir, daß H. Heitmann in Berlin, ihn auch besucht hätte. —

Erlangen, am Abend desselben Tages.

Itzt bin ich zurück v. meiner interessanten kleinen Reise, auf welcher ich jede Stunde besetzt u genutzt u angenehm zugebracht, 11 merkwürd. Leute in Nürnb. kennen gelernt u vieles Sehenswürdige gesehen habe, alles für wenig mehr als 3 rthl. — Heute Nachmittag, gleich nach Tische machte H. Frauenholz mit seiner artigen jungen Frau, noch einen Spaziergang nach *Dutzendteich* mit mir, den er mir gestern schon angetragen. Auf dem Wege in der Stadt führte er mich in die *Lorenzkirche*, die wegen ihres hohen, grauen Gewölbes ehrwürdig ist, viele bunt gemahlte Fensterscheiben hat, u ein äußerst künstliches Sacramentshäuschen, (od. Behälter für die Monstranz) aus kathol. Zeiten hat. Es ist sehr hoch, wie ein Thurm gebaut, u geht, dicht an einem Pfeiler, im̄er spitzer, bis zur Decke hinauf. Es ist weiß, u besteht aus dünnen Säulchen in vielen Stockwerken übereinander, Figuren, Laubwerk, u künstlich durcheinander verschlungenen Zierrathen. Die Masse soll ein klein gestoßener, u nachher auf eigne Art *geschmolzener* u gegoßener Stein seyn.[1] Endlich sah ich in dieser Kirche, — oder sah

1 Schon Nicolai spricht sich 1788 a. a. O., Bd. I, S. 227, gegen die bis auf Sandrart zurückgehende Fabel, daß das Sakramentshäuschen Krafts aus gegossenem Stein sei, aus, während Murr in seiner „Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten in des H. R. Reichs freyen Stadt Nürnberg" 1801 (S. 128) diese Ansicht offenbar noch gelten lassen möchte.



vielmehr nicht, — das berüchtigte Kunstwerk, welches so künstlich ist, daß man es nicht sehen darf. Es ist eine Gruppe v. Figuren, den englischen Gruß vorstellend, in ein einziges Stück Holz, 13 Fuß hoch, geschnitten u zwar 1518 von Veit Stoß. Es ist in einen großen grünen Sack versteckt, das vor dem Altar, vom Gewölbe der Kirche, zur Schande v. Nürnberg, ganz öffentlich herabhängt. Versteckte man den Sack doch auch! H. Frauenholz meynte, vornehmen fremden Personen würde er wohl geöffnet.[1] — In der Stadt sah ich noch an vielen Eckhäusern große Ketten hängen, womit sonst die Straßen gesperrt wurden, wenn Bürgerunruhen entstanden. — *Dutzendteich* ist ein Dorf, eine kleine halbe Meile hinter Nürnberg, welches den Namen v. den Dutzend Teichen hat, die herum liegen.[2] Einer ist ein sehr großer See, ganz mit Wald umgeben: alle Jahr oder alle 2 J. wird er abgelassen, u dann waten die Fischer hinein, u fischen. (Hiervon haben sie den Kupferstich: es ist der letzte in d. Sam̄l.[3]) Dicht an dem See ist ein Wirtshaus, worein alle Sonn- u Feiertage die Nürnberger u Nürnbergerinnen als zu einem Lustort sich in Menge versam̄eln, u wo getanzt, (beinahe blos gewalzt) wird. Beym Hause sind artige Alleen, u vorher kom̄t man durch einen Wald. Der ganze Weg war sehr lebendig, denn die Nürnberger lieben das Spazierengehen u Fahren außerordentlich. Es sind unter den umliegenden Dörfern noch mehrere Belustigungsörter. Die Regierung soll auch in Reichsstädten nie für das Vergnügen der Bürger sorgen, Anlagen machen, u s w., wie ein Fürst. — Nürnberg nim̄t sich von der Seite v. Dutzendteich, in seiner ganzen Größe u Pracht, mit allen Thürmen, unter welchen der hochstehende Thurm der Burg hinten besonders hervorragt. Am Wege sahen wir das Lager der Fränkischen Kreistruppen u aller kleinen Herrschaften, die schon einige Wochen hier stehen, u noch nicht vollzählig sind. Bey Fürth ist auch so ein Lager. Die Truppen sollen in sehr mittelmäßigen Umständen seyn.[4] — Um die Stadt herum haben die Patricier viele alte Landhäuser u Gärten. — Die Nürnberger Bauern sollen an dem jährlichen Kirchweihfeste, (nach der hiesigen Aussprache Kirwei: eigentl. das Aerntefest, das aber in jedem Dorf zu andrer Zeit, u auch schon im Frühjahr, als bloße Volkslustbarkeit gehalten wird,) — noch nach alter Sitte, allerhand sonderbare Spiele, u Übungen anstellen.

Als ich von H. Frauenholz Abschied genom̄en, bezahlte ich im Wirthshause. Es ist sehr groß u honett. Man speist ungemein gut. Seit 1/2 J. logirten schon einige Herren u Damen hier, die aus Frankf. am Mayn der Unruhen wegen weggegangen waren.[5] Der Marqueur (hier: Kellner) sah mich, als ich zu Fuß ankam, bedenklich v. Kopf bis zu Fuß an; ward aber im̄er freundlicher, da er sah, daß ich doch ein ganz honetter Mensch sey, u da er mein Trinkgeld empfing. Um 5 gieng ich aus Nürnberg fort, u habe einen sehr angenehmen Rückweg gehabt. — — Zum drittenmale wünsche ich Ihnen eine gute Nacht. Morgen werde ich Ihre Briefe beantworten, u den meinigen abschicken. Heut Abend habe ich meine Berlin. Noten[6], u s w. mit Vergnügen hier gefunden; ich danke für alles was Sie mir überschickt haben. —

25. Juni, Vormittags.

Es freut mich, wenn es Ihnen keine Beschwerde macht, so oft an mich zu schreiben. — Die Anfrage v. H. D. Scheffler an Hn. Walther, werde ich thun. — H. H. Schreber sagte mir neul. noch, daß die meerschaumenen Pfeifenköpfe nicht aus dem Speckstein bey Wunsiedel, sondern aus einer weißen feinen, weichen Bittererde in der Levante geschnitten u in Nürnb. ganz fertig gemacht würden;

---

1 Murr sagt a. a. O., S. 130: „Seitdem Andreas Osiander [protestant. Prediger] dawider geprediget, weil es ihm auf der Kanzel, wann die Sonne darauf schien, blendete, und Marien die goldene Grasmagd genannt hat, ist dieses Kunststück mit einem grünen Sack bekleidet worden.“ Aus dem von W. Loose (in der Bibliothek des litt. Vereins in Stuttgart, Bd. 134 (1877), S. 145 f.) zum Teil veröffentlichten Haushaltbuch des Anton Tucher aber geht hervor, daß die Verhüllung des Stoßschen Bildwerks nicht infolge der Predigt Osianders stattfand, sondern daß Anton Tucher es war, der 1519 den Engelsgruß mit einer Umkleidung aus Holzstäben, Leinwand und Genfer Tuch versehen ließ. Immerhin wird die Hülle, für die Veit Stoß ein Holzgestell schnitzte und vergoldete und die zunächst wohl nur als Schutz gedacht war, eifervoller protestantischer Gesinnung, die an dieser Verherrlichung Mariä Anstoß nahm, durchaus willkommen gewesen sein. Nachdem der Engelsgruß 1811 nach der Nürnberger Burg verbracht und vorübergehend in der Frauenkirche aufgehängt worden war, gab man ihn 1817 wieder in die Lorenzkirche zurück. Im neunzehnten Jahrhundert hat man dann glücklicherweise die Schutzhülle entfernt. (Vgl. hierzu auch Mummenhoff über Anton Tucher, Allg. deutsche Biogr. XXXVIII, S. 762 und Loßnitzer, Veit Stoß, 1912, S. 134 u. 201.)

2 Vgl. hierzu Schmidkonz in den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg“, 17. Heft, 1906, S. 292, der den Namen von dem Worte Tutzen, Tutschen, Dutzen, Dotzen = Rohrkolben des Schilfrohres herleitet.

3 J. A. Delsenbach hat den Fischzug auf einem seiner Stiche dargestellt.

4 Seit 30. Mai d. J. lagerten die gegen die Franzosen bestimmten fränkischen Kreis-Truppen unmittelbar östlich vor Nürnberg auf der „Peter-Haide“, am Weg nach dem Dutzendteich. Sie standen unter dem Befehl des Majors von Fürer. Nach Vereinigung mit den Truppen des Fürther Lagers marschierten sie nach dem Westen ab. — Vgl. den zierlichen hübsch kolorierten Stich von J. L. Stahl (Nürnb. Stadtbibliothek), auf dem das von W. erwähnte Lager mit der malerischen Silhouette Nürnbergs im Hintergrunde dargestellt ist (dat. 1793).

5 Am 30. Oktober 1792 war Frankfurt a. M. von den Franzosen besetzt, am 2. Dezember aber von preußischen und hessischen Truppen unter dem Prinzen von Hessen-Philippsthal wieder genommen worden. Vgl. hierzu u. a. F. Bothe, Geschichte der Stadt Frankfurt a. M., Frankfurt a. M. 1913, S. 540 ff.

6 W. war durch Fasch, den Stifter und Direktor der Berliner Singakademie, musikalisch gründlich gebildet, verkehrte mit den Komponisten J. F. Reichardt und Zelter und versuchte sich in eigenen Kompositionen.



zeigte mir auch einen noch ganz weißen. — An ihrem Lusthause Theil zu nehmen haben mir die Schwedischpom̄ern gar nicht angeboten. Ich werde sie aber da einmal besuchen. Daß Sack v. d. Gesellsch. wäre, wüßte ich nicht. Vertraute u interessante Bekanntschaft unter den Studenten habe ich leider noch nicht gemacht: ein großer Theil, (die Anspacher u Baireuther,) sind zieml. roh u ungebildet; andre sind zu vornehm, u gehen großen Gesellschaften u dem Kartenspiel, u blos den Vergnügungen nach. Es sind hier aber Studenten aus sehr vielen Oertern: aus Franken, Schwaben, vom Rhein her, u aus mehreren Reichsstädten im Reich. Beym Hofrath Meyer lernte ich einen Studenten Namens Velm [?] kennen, einen Verwandten v. ihm, aus dem Anspachischen, der Jurist ist, u dabey die Mathematik aus natürl. Neigung stark treibt; er wird mich besuchen; vielleicht werde ich mit ihm bekannt. Sack lebt zieml. eingezogen, ist still, u nicht recht zum Umgang. Und einen, mit dem ich v. Jurist. Sachen hätte sprechen können, habe ich bis jetzt auch noch vergebl. gesucht. — Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen über unsre Reise an Pfingsten noch eine Auskunft gebe.[1] Mit der Post kon̄ten wir nicht die Reise mit so viel Zeitersparung machen. Auch gehen dort nicht überall Posten. Extrapost wäre zu theuer gewesen; eine Miethsfuhre ebenfalls, u überdies weiß ein Erlanger Kutscher in jenen Gegenden den Weg gewiß so wenig als wir. Erlauben Sie mir also Ihnen zu sagen, daß wir die Reise nicht, wie ich neul. schrieb, zu Wagen, sondern — zu Pferde gemacht haben. Ich schrieb Ihnen dies darum nicht gleich, weil ich glaubte, Sie würden unnöthig darüber unnöthig [sic!] werden; allein da ich sehe, daß Sie meine Besuche der Bergwerke u Höhlen nicht gemißbilligt haben, so schreibe ich Ihnen auch jenes ganz aufrichtig. Sie müssen nur bedenken, daß wir uns die 2 dauerhaftesten u sichersten Pferde in Erl. ausgesucht hatten, die wir abwechselnd mit einem Mantelsack bepackten; daß beyde zugleich sehr gutmüthige Tiere waren; daß wir sie schon vorher auf Spazierritten probiert hatten u ich dabey sehr gute Fortschritte im Reiten gemacht hatte; daß Miethspferde nie wild sind, zumal auf einer Reise nicht; daß ich, wie ich gewiß versichern kann, das lange Reiten sehr bald gewohnt ward, zumal da man, wenn man z. B. 6 Meil. in 1 Tag machen will, nur Schritt u kleinen Trapp zu reiten braucht; daß wir niemals um ein beträchtliches irre oder um geritten sind, weil wir in jedem Dorf, u Dörfer sind dort häufig, nach dem Wege fragten, auch zuweil. einen Wegweiser mitnamen; endlich, daß wir in manchen engen, steinigten, bald herauf bald herunter gehenden Wegen mit einem hiesigen Wagen schwerlich fortgekom̄en wären. Die Vortheile aber die man durch diese Art zu reisen hat, sind wirkl. außerordentlich. Man hängt fast blos v. sich allein ab, genießt im̄er freye Aussicht, kann wenn man will, sehr schnell fortkom̄en, u wird in der That, weit weniger müde als in einem wiegenden Wagen, weil man im̄er selbst thätig ist, u die Bewegung des Pferdes munter erhält. Aus Vorsicht gg. die Witterung hatte ich im̄er 2 Röcke u Ueberziehhosen an. Uebrigens kostete jedem v. uns das Pferd nur 4 rthr! Wir waren 12 Tage abwesend, u bezahlten für den ersten u letzten Tag 1 Gulden, für die übrigen Tage, 1/2 Gulden. Das Reiten ist fast der wohlfeilste Artikel in Erl. (Manches ist ungewöhnl. theuer. Z. B. 25 Federposen kosten, 24, 36, bis 48 Kreuzer!) Allein die Reise selbst war doch nicht wohlfeil; denn ich konnte doch Tieck nicht anmuthen, für eine kurze Lustreise so viel Geld auszugeben; Sie werden mir das verzeihen. Die Reise kostet mir an 60 rthl. (Unsere Reise von Berlin, die, weil ich in den 14 Tagen in Drakendorf[2], nichts ausgab, auch ohngefähr nur 12 Tage betrug, kostete an 70 rthr. Das Reisen ist im̄er unvermeidlich theuer.) —

H. R. K. Spieß in Bair. erinnert sich Ihrer noch sehr wohl. Sein Namensverwandter ist in Anspach, u hat Komöd. u Romane geschrieben.[3] — In den Bergwerke war wirkl. keine Gefahr. Die Dünste waren gewiß nicht so ungesund, daß sie in 1/4 Stunde schaden könnten; u wenn mein Licht auch ausgienge, so wußten die Bergleute das ihrige im̄er so geschickt zu halten, daß es im̄er bren̄en blieb. Ueber den Fichtelsee liegen mehrere Stangen u Strauchwerk nebeneinander, auf welchen man gut herüberkom̄en kann; auch ist der Sumpf an den meisten Orten zu dieser Jahreszeit gar nicht sehr tief. — Gestern habe ich einen Brief v. Wißmann bekom̄en. Grüßen Sie seine Mutter, wenn Sie sie sehen. — Es freut mich sehr, daß Mams. Boden in der Singstunde ist; das ist eine herrliche Anstalt! Dem Hn. P. Bode, u Hn. P. Herbst danke ich sehr für ihre Briefe. Jener [?] läßt H. Gottfried Meyer grüßen, wird mich auch einmal etwas an ihn einlegen lassen. — Wird H. R. Zöllner seine Reise nach Hamb. auch drucken lassen? — H. Borsch & c. grüßen. Tieck hat die Pfingstreise ganz ungemein gefallen. — Unter Anwünschung der besten Gesundheit bleibe ich, Ihr gehors. Sohn W. H. W.

1 Die Pfingstreise hatte W. zusammen mit Tieck im gleichen Jahre unternommen. Sie führte die Freunde nach Baireuth, Hof, Wunsiedel, dem Ochsenkopf, dem Fichtelsee und nach Kulmbach und über Streitberg nach Erlangen zurück.

2 Er hatte sich mit Tieck auf der Reise von Berlin nach Erlangen 14 Tage bei dem ihm befreundeten Pfarrer Schuderoff in Drakendorf bei Jena aufgehalten. Über Schuderoff vgl. den Brief Wackenroders an Tieck vom 11. Mai 1792 (Ausgabe v. d. Leyens, II, S. 30).

3 Gemeint ist wohl Christian Heinrich Spieß (1755—99), ein damals vielgelesener Romanschreiber und Bühnenschriftsteller von großer Ausdauer.

Die Bibliothek Moscheroschs und ihre Kataloge.

Von

Dr. Adolf Schmidt, Direktor der Landesbibliothek in Darmstadt.

Mit einer Beilage.

Als ich im März 1899 in dieser Zeitschrift 2. Jahrg. 2. Bd. S. 497—506 einen Aufsatz über „Die Bibliothek Moscheroschs" veröffentlichte, kannte man in der Hofbibliothek in Darmstadt, die Moscheroschs Bücher besitzt, kein anderes Verzeichnis darüber als Zusätze zu dem eigentlichen Kataloge Moscheroschs, die man im Juli 1669 bei der Übergabe der Bücher in Frankfurt gemacht hatte. Heute kann ich nun mitteilen, daß der damals von mir ausgesprochene Wunsch, ein glücklicher Zufall möge vielleicht doch noch einmal den Moscheroschischen Katalog zum Vorschein bringen, endlich nach langen Jahren in Erfüllung gegangen ist. Ich habe unter alten unverzeichneten Schriftstücken unserer Bibliothek einen zum größten Teil von Moscherosch selbst geschriebenen Katalog, der genau meinen damaligen Vermutungen entspricht, sowie verschiedene andere Verzeichnisse von Moscheroschs Büchern gefunden. Zu ihrer Kennzeichnung muß ich einiges aus meiner früheren Veröffentlichung wiederholen.

Bald nach dem Tode Moscheroschs, der am 4. April 1669 auf einer Reise zu Worms gestorben war, hatte sein Sohn Ernst Bogislav, damals Lehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. M., die Bibliothek des Vaters auf Grund eines vorgelegten Katalogs dem Landgrafen Ludwig VI. von Darmstadt zum Kaufe angeboten. Die Verhandlungen scheinen mündlich durch den landgräflichen Rat und Leibmedikus Dr. Johann Tack geführt worden zu sein, es ist daher in den Akten des großh. Hausarchivs außer den s. Z. abgedruckten Briefen nichts Näheres darüber zu finden, und nur dem Umstand, daß Ende Juni Tack, wie er in einem dritten neuerdings bei denselben Akten (Ludwig VI. Conv. 174) gefundenen Schreiben ohne Datum dem Landgrafen mitteilt, durch einen heftigen Kolikanfall ans Bett gefesselt worden war, verdanken wir die Erhaltung des am 25. Juni von Ernst Bogislav an Tack gerichteten und von diesem an den Landgrafen weiter gegebenen Briefes, worin der Schreiber, falls der Landgraf die Bibliothek erwerben wolle, um baldige Abholung und um gleichzeitige Zahlung des Kaufpreises bittet, da die Pupillen das Geld sehr notwendig brauchten. Der Landgraf genehmigte den Ankauf für 600 fl., und Tack besorgte mit dem Kammerschreiber Herold Anfang Juli in Frankfurt das Einpacken in neun Fässer und deren Beförderung nach Darmstadt. Am 6. Juli bemerkt die Landgräfin Sophie Eleonore, die Mutter Ludwigs VI., eine große Bücherfreundin, die selbst eifrig eine sehr schöne Bibliothek gesammelt hatte, in ihrem Schreibkalender (Hs. 2783), sie habe den ganzen Tag mit Büchern zu tun gehabt, was sich offenbar auf das Auspacken der Fässer im Darmstädter Schloß bezieht.

Tack hatte am 1. Juli von Frankfurt aus an den Landgrafen geschrieben, der Katalog sei in Darmstadt vergessen worden, er wolle aber die Bücher, die geliefert würden, alle nochmals auszeichnen lassen. Was dann ermangele, müsse erstattet werden. Aus dem Umstand, daß die Hofbibliothek ein Verzeichnis der Bücher besaß, die in dem Moscheroschischen Katatog verzeichnet waren, aber bei der Übergabe fehlten, sowie der gelieferten Werke, die in dem Katalog nicht zu finden waren, hatte ich geschlossen, daß die von Tack in Aussicht gestellte Vergleichung der Bücher mit dem Katalog in Darmstadt stattgefunden haben müsse.

Nun sind folgende Kataloge zum Vorschein gekommen: I. Der von Ernst Bogislav nach Darmstadt geschickte Katalog, den Tack dort vergessen hatte, ein ungebundenes Heft von 49 Folioblättern. Da das erste und das letzte Blatt vergilbt, schmutzig und zerrissen sind, muß man annehmen, daß der jetzige Umschlag mit der Aufschrift 7. || Catalogi librorum. || erst später dazu gekommen ist. Die Einteilung des Katalogs ist die von mir vermutete, auch in den Nachträgen beibehaltene. Sämtliche Abteilungen verzeichnen die Bücher nach den Formaten Folio, Quart, Oktav, Duodez und Sedez, die immer mit einer neuen Seite beginnen, mit fortlaufenden Zahlen innerhalb der Formate nach den Buchbinderbänden, d. h. jeder Band eines mehrbändigen Werkes hat seine besondere Nummer, Sammelbände aber nur eine. Ungebundene Bücher am Schluß der einzelnen Formate haben keine Ordnungszahl, aber manchmal Buchstaben. Bei der Vergleichung der überlieferten Bücher mit dem Katalog sind bei den Titeln der vorhandenen Werke am Rande Bleistift- und Tintenstriche, gelegentlich auch Bemerkungen gemacht worden.



II. Ein sehr flüchtig, wahrscheinlich von dem Kammerschreiber Herold bei der Verpackung geschriebenes Verzeichnis auf sieben Foliobogen, 25 beschriebene und 3 leere Seiten, mit den Bändezahlen. Die Zeit hatte aber offenbar nicht erlaubt, alle Titel genau aufzuschreiben, am Schlusse finden sich daher Angaben wie „Item 90 in 8°, Item 80 in 8°" usw. mit der Gesamtzahl 607. Dieses Verzeichnis ist offenbar das von Tack am 1. Juli in Aussicht gestellte.

III. In Darmstadt sind dann die Bücher genau mit dem Katalog verglichen und dabei ist festgestellt worden, welche in dem Katalog verzeichneten Werke fehlten, welche dagegen vorhanden waren, ohne in dem Katalog zu stehen. Für erstere wählte man in dem Verzeichnis III, 1 die Überschrift „Dem Moscheroschischen Catalogo mangeln folgende Bücher", für letztere „Dem Moscheroschischen Catalogo gehen folgende Bücher zu." Diese Arbeit wurde nach den Formaten durch die verschiedenen Abteilungen der Bibliothek hindurch vorgenommen; sie füllt ein Folioheft von vierzehn in der Mitte gebrochenen Blättern. Ein Teil derselben Aufzeichnungen ist noch einmal auf elf Blättern vorhanden (III, 2), offenbar die erste Aufnahme bei der Vergleichung, jenes die Abschrift davon.

IV. Auf Grund von Moscheroschs Katalog und diesen Ergänzungen und Abstrichen hatte man weiter in Darmstadt begonnen, ein neues vervollständigtes und verbessertes Verzeichnis von Moscheroschs Büchern zusammenzustellen, das aber leider nicht über die Folianten sämtlicher Abteilungen hinaus gekommen ist. Die anderen Formate sollten in den einzelnen Abteilungen auf die Folianten folgen, man hat deshalb mehrere Seiten hinter deren Titeln freigelassen und lose Foliobogen, im ganzen 56, gewählt, um nach Bedürfnis neue Bogen einschieben zu können. Manche Lese- und Schreibfehler zeigen, daß diese Zusammenstellung nicht von einem Sachverständigen gemacht worden ist, sondern von einem Schreiber, der Moscheroschs Schrift oft nicht lesen konnte und die Büchertitel manchmal nicht verstanden hat. Gelegentliche Zusätze zeigen aber, daß er doch in einigen Fällen die Bücher selbst angesehen haben muß.

Dieser Katalog muß gleich nach Vornahme der Vergleichung begonnen worden sein, denn das Papier der unter III. und IV. genannten Verzeichnisse weist die nämlichen Wasserzeichen auf. Durch diese Beobachtung wird eine Vermutung hinfällig, die mir bezüglich der Veranlassung, diesen vierten Katalog anlegen zu lassen, anfangs durch den Kopf gegangen ist. In den Akten des Großh. Hausarchivs hatte ich nämlich bei dem Briefwechsel des Landgrafen Ernst Ludwig (1678—1739) Conv. 275 ein Schreiben Ludwig Ernsts von Moscherosch aus Wien vom 18. Juli 1722 gefunden, in dem er den Landgrafen bittet, „um einigen Zwiespalt der Miterben zu vergleichen", dem am 22. Dezember 1721 an ihn, den Landgrafen, erlassenen kaiserlichen Reskript nachzukommen, nicht nur das den 3. Juni 1720 durch die fürstliche Regierung zu Gießen contra weiland Friedrich Krug Directorem der gemeinschaftlichen Salzwerke ergangene decretum ohne ferneren Verzug exequiren zu lassen, sondern auch seinen Bericht in denen drei übrigen Punkten des Moscheroschischen Schreibens alsbald zu übersenden, nämlich 1) eine Angabe, wer die Moscheroschs Mutter Helena Seipin von der alten Frau Krugin hinterlassene, auf die fürstliche Rentkammer zu Darmstadt gelegten Kapitalien samt Zinsen empfangen habe, 2) die Specification aller von weiland Boleslao Moscherosch zu Frankfurt dem Vater des Landgrafen selig umb wie viel Geld verkauften Bücher und 3) der Conterfaits des burgundischen Hauses etc. Der Landgraf habe in seiner Antwort an den Kaiser vom 25. April 1722 nur ein punctum decreti Gisensis Regiminis exequendi, die übrige drei Puncta aber mit keinem Wort behandelt. Ehe Moscherosch nun seine recht gegründete exceptiones contra primum punctum eingebe und den Landgrafen bei seiner kaiserlichen Majestät abermals verklage, bitte er nochmals inständig und gehorsamst um völlige Beantwortung der kaiserlichen Reskripte.

Es lag nun die Vermutung nahe, daß der Landgraf, um dieser Bitte zu entsprechen, die Anfertigung der unter 2) erbetenen Spezifikation der Bücher Moscheroschs befohlen habe, und daß diese Spezifikation oder wenigstens deren Anfang in dem oben beschriebenen Katalog IV erhalten wäre. Da die Papiere mit den in den Katalogen III und IV vorkommenden Wasserzeichen aber in den Jahren 1720—1722 in der landgräflichen Kanzlei nicht mehr verwendet worden sind, ist diese Annahme hinfällig. Die Eingabe Ludwig Ernsts von Moscherosch gibt aber manchen Aufschluß über die Nachkommen des Dichters, von denen wenig bekannt ist, ich gehe daher hier noch etwas näher darauf ein.

Der Schreiber dieser Eingabe war Hans Michael Moscheroschs Enkel, und sein Vater war des Dichters ältester 1631 geborener Sohn, der von Kaiser Leopold I. am 29. Oktober 1691 mit dem Beinamen „von Wisselsheim" geadelte Obristwachtmeister Ernst Ludwig von



Moscherosch, der, wie ich in meinem Aufsatz „Insigne Moscherosch“ in der „Zeitschrift für Bücherzeichen“ Görlitz 1900, X, 40—42 auf Grund der die Mittelrheinische Reichsritterschaft betreffenden Akten des Großh. Haus- und Staatsarchivs Conv. 153 erwähnt habe, am 25. November 1676 das Gut Wisselsheim in der Wetterau gekauft hatte, um bei dieser Reichsritterschaft aufgenommen werden zu können. Er war dadurch mit seinem Schwager Johann Ludwig Seipp, hessischem Amtmann zu Wetzlar (Moscherosch hatte des Amtmanns zu Battenberg Daniel Seipp Tochter Helena Seippin geheiratet) in einen vermögensrechtlichen Streit über dieses Gut, die dortigen Salzgefälle und die bei der Rentkammer in Darmstadt hinterlegten Kapitalien geraten, und dieser Familienzwist hatte sich auf die Kinder der zunächst Beteiligten fortgeerbt, unter denen auf der Moscheroschischen Seite neben Ludwig Ernst noch dessen ebenfalls in Wien ansässiger Bruder vertreten ist, der sich in einem Schreiben vom 25. Dezember 1720 an den Burggrafen von Friedberg, Baron von Greiffenclau, in dem er u. a. die Absicht ausspricht, „de faire construire parmy ces hérétiques une chappelle de Lorete ou de Bethléhem, puisque feu l'Empereur Léopold donna le prédicat de Wisselsheim à feu mon Père“, ohne Angabe seines Vornamens nur „Moscherosch de Wisselsheim prêtre indigne“ unterzeichnet. Wie er scheinen auch die übrigen Glieder des nach Österreich verzogenen Zweiges der Nachkommen des streng lutherischen Satirikers katholisch geworden zu sein, sonst wäre dessen Urenkelin Theresia von Moscherosch wohl kaum Vorleserin bei der Kaiserin Maria Theresia geworden. (Vgl. Heinrich Dittmar, Gesichte Philanders von Sittewald. Berlin 1830. I, 1. S. XLII.)

Was von seiten des Landgrafen auf die Bittschrift Ludwig Ernsts von Moscherosch erfolgt ist, ergibt sich aus den Akten nicht. Die Stelle in dessen Schreiben, in der von den „Conterfaits deß burgundischen Hauses etc.“ die Rede ist, bezieht sich auf die seither ganz dunkle Angelegenheit der mit der Bibliothek Moscheroschs dem Landgrafen Ludwig VI. für 35 Taler besonders angebotenen „Conterfaits“, die in dem Briefe Ernst Bogislav Moscheroschs an Tack vom 25. Juni 1669 erwähnt werden. Wir erfahren leider dadurch nichts Sicheres, bestätigt wird nur meine Annahme, der sich neuerdings auch Artur Bechtold in seinem Aufsatz „Moscherosch-Bildnisse“ in dieser Zeitschrift Neue Folge 6, 2. 1915, S. 278 angeschlossen hat, daß dabei nicht ein Bildnis Moscheroschs selbst in Frage kommt, wie Ludwig Pariser in seinen „Beiträgen zu einer Biographie von Hans Michael Moscherosch“. München 1891, S. 11 Anm. 5 die Briefstelle mißverstehend annehmen wollte. Ich bin schon seit langem der Meinung gewesen, daß es sich dabei nur um Bilder überhaupt, vielleicht um eine Sammlung von Kupferstichen gehandelt hat, und in dieser Ansicht werde ich nun bestärkt durch ein an den Schluß des Bücherkatalogs Moscheroschs geschriebenes Verzeichnis von „Kupfferstückh oder Taille douce“, das folgendermaßen lautet:

Allerhand Vorschrifften, in Kupffer vnd geschrieben.
Historia Jconica Hæresiarcharum.
Reißbůchlein.
Theadre d'Amour, vnd vil andere stuck mehr.
Allerhand Riße, Landschafften vnd stätte.
Astronomica, Sphærica, Cornelica, Pictorum Excellentiorum Jmagines, Heroica facta & plura alia.
Cæsares, Reges, Principes, Duces, Litterati, Theologi, Jcti, Medici, Philosophi, Historici, Pacificatores.
Pasquilli his belli turbis varié conficti.
Calendaria & Urbes.
Adhuc Bellica & Pasquilli.
Alia tria convoluta maiora, variorum & insignium.

Moscherosch hat also tatsächlich eine Bildersammlung mit den verschiedenartigsten Darstellungen besessen. Das Verzeichnis ist kreuzweise durchgestrichen, was seinen Grund darin gehabt haben kann, daß Ernst Bogislav damit zum Ausdruck bringen wollte, diese Bildersammlung gehöre nicht zur Bibliothek und müsse besonders mit 35 Talern bezahlt werden. Es wäre aber auch möglich, daß man es ausgestrichen hat, weil der Landgraf diese Bilder schließlich gar nicht gekauft hat. Ob in der bezahlten Summe von 600 fl. auch die 35 Taler für die Conterfaits enhalten sind, läßt sich aus den Rechnungen nicht feststellen, da in den Briefen für die Bibliothek kein Preis angegeben wird. In dem Briefe Tacks an den Fürsten ist nur von der Bibliothek, die überliefert werden soll, die Rede, nicht von Bildern. Ich halte die zweite Annahme aber nicht für wahrscheinlich, denn die landgräfliche Bibliothek besaß im Anfang des 18. Jahrhunderts

einen ganz erstaunlichen Reichtum an Bildern und Kupferstichen, der sehr wohl, wenigstens zum Teil aus Moscheroschs Sammlung herrühren konnte. In dem 1717—1718 abgefaßten Jung'schen Bibliothekskatalog (Hs. 921) werden S. 618 XV. Volumina von allerhand Kupferstücken in median folio, Dito 27 Volumina in kleinem folio, Dito 24 Volumina in 4° et minori forma, 2 Volumina von allerhand Zeichnungen angeführt, ferner 186 Stück meistlich hoher Standes Personen Portraits, so in Rahmen eingefaßt sind, 58 dergleichen Stück ohne Rahmen. Und auch der landgräfliche Bibliothekar Henrich Walther Gerdes erwähnt in einem Bericht an den Landgrafen vom 19. Oktober 1718 die vielen in der Bibliothek befindlichen „Gemählden, Portraiten, Landcharten und Kupferstücke". Heutzutage ist von diesem Reichtum in der Bibliothek nicht mehr viel vorhanden, denn man hat später die Volumina auseinander genommen und alles, was irgendwie künstlerisch von Bedeutung war, dem Großh. Kupferstichkabinett einverleibt. Manche Stücke in der Bibliothek könnte man aber immerhin mit Moscherosch in Beziehung bringen wie die Bilderflugblätter aus dem Dreißigjährigen Kriege mit den „Pasquilli his belli turbis varié conficti" oder Bildnisse von Persönlichkeiten aus seiner Zeit, die man zu Ende des 17. Jahrhunderts mit anderen in einen Sammelband in Großoktav hat binden lassen, den man mit der Aufschrift „Jmagines" dem um 1600 entstandenen Thesaurus Picturarum des pfälzischen Kirchenrats Markus zum Lamb angereiht hat. (Hs. 1971. Vgl. Eduard Otto in dieser Zeitschrift. Neue Folge 1, 2 1910 S. 404—418).

Bei Moscheroschs Nachkommen hatte sich offenbar eine Überlieferung von seiner Bildersammlung erhalten, aber man war sich, wie es scheint, nicht mehr ganz klar darüber, woraus die mit der Bibliothek verkauften „Conterfaits" bestanden hatten. Ich möchte fast vermuten, daß das „burgundische Haus" eine Verwechslung mit dem herzoglichen Hause von Croy gewesen ist. Moscherosch hatte aus der Zeit, als er in den Jahren 1636 bis 1642 Amtmann des Herzogs Ernst Bogislav von Croy in Finstingen war, manche Besitzstücke mitgebracht, die früher sicher Eigentum dieser Familie gewesen waren, Bücher mit den Wappen von Croy und Lothringen und französische Handschriften mit Miniaturen, unter denen eine, Hs. 133, die Anciennes Chroniques de Pise, für Karl den Kühnen von Burgund geschrieben ist und auf dem ersten Blatte eine farbenprächtige Miniatur, die Überreichung des Buches an den Herzog, aufweist. Moscheroschs Nachkommen haben wohl angenommen, daß auch die Conterfaits aus dieser Quelle stammten, und die Verwechslung der beiden Namen lag bei den engen Beziehungen des Hauses Croy zu den burgundischen Herzogen nahe. Wenn es sich dabei wirklich auch um Bildnisse von burgundischen Fürsten oder Angehörigen des Hauses Croy gehandelt hat, so bestünde die Möglichkeit, daß sie bei dem großen Brande des landgräflichen Schlosses am 19. Mai 1715 zugrunde gegangen sind, denn in großherzoglichem Besitz befinden sich derartige Bilder nicht mehr.

Ich habe diese vier bezw. fünf Kataloge über Moscheroschs Bibliothek jetzt der bequemen Benutzung wegen einzeln binden lassen und sie unter der Nummer Handschrift 3004, 1—4 vereinigt. Sie ermöglichen uns nun, eine klare Vorstellung von dem Umfang und der Bedeutung dieser Bibliothek zu gewinnen, die wir seither nur nach dem dafür bezahlten Preis von 600 fl. und nach der Angabe, sie sei in neun Fässer verpackt worden, einigermaßen abschätzen konnten. Die Kataloge zeigen, daß es eine ganz hervorragende, in allen Fächern gut ausgewählte Privatbibliothek war, und man kann das Staunen nicht unterdrücken, daß es dem Besitzer gelungen ist, diesen Schatz an Büchern, dessen Ansammlung bis in seine Jugendzeit zurückgeht, und der noch in seinen letzten Lebensjahren vermehrt worden ist, durch alle Kriegsnöte hindurch und bei allen Schicksalsschlägen seines wechselvollen Lebens, das ihn von einer Stelle in die andere getrieben hat, nicht nur zusammenzubringen, sondern auch vor allen Dingen zusammenzuhalten. Es zeigt sich darin wie in so manchen anderen Umständen, ein wie großer Bücherfreund Moscherosch Zeit seines Lebens gewesen ist.

Die Gesamtzahl von nahezu 2300 Werken verteilt sich in folgender Weise auf die einzelnen Abteilungen des Katalogs: Libri Theologici 150, Juridici 186, Medici 66, Politici, Historici, Geographici 714, Oratorii et Humanitatis 221, Philosophici 133, Poetici 225, Germanici 169, Gallici 248, Italici 72, Hispanici 77, Anglici 27.

Eine derartige Anlage von Bibliothekskatalogen, bei der die Einteilung nach sachlichen Gesichtspunkten durch die nach Sprachen fortwährend durchbrochen wird, war damals vielfach üblich. Die Einreihung nach dem einen Grundsatz oder dem anderen war nach unseren Begriffen eine ziemlich willkürliche, so daß man, um ein bestimmtes Buch zu finden, meistens mehrere Abteilungen durchsehen muß. Boccaccios Cento Novelle teutsch stehen z. B. bei den historischen Büchern, dessen Buch von den vornehmsten Weibern bei den deutschen, Il Decamerone bei den italienischen. Dieser Mangel an Folgerichtigkeit und die Unübersicht-

lichkeit waren auch die Ursache, daß der Schreiber der Zusätze manches Buch als dem Moscheroschischen Katalog fehlend aufgenommen hat, das darin tatsächlich verzeichnet ist, aber an einer Stelle, wo er es nicht gesucht hat. So hat er z. B. die beiden Ausgaben des Heldenbuches bei den Libri Historici zugefügt, während sie im Katalog bei den Libri Germanici stehen.

So wenig ich in meiner ersten Mitteilung über Moscheroschs Bibliothek alle die Bücher anführen konnte, die mir damals als ehemaliger Besitz des Dichters bekannt waren, so wenig kann ich hier natürlich den ganzen neu gefundenen Katalog abdrucken, obgleich es, wie ich schon damals bemerkt habe, gerade bei diesem Schriftsteller, dessen Schaffen fast ganz auf der Aneignung und Umbildung fremden Gutes beruht, von Interesse wäre, sein literarisches Handwerkszeug vollständig kennen zu lernen. Meine Absicht bei diesem Nachtrag zu meiner früheren Veröffentlichung kann vielmehr nur die sein, den Fund der Kataloge in der wissenschaftlichen Welt bekannt zu machen, die Ausnutzung muß ich denen überlassen, die sich mit Moscheroschs schriftstellerischer Tätigkeit namentlich nach der Seite seiner Beeinflussung durch die Werke und Schriften anderer befassen. Bemerken will ich hier nur noch, daß in dem Katalog nicht ein einziges Werk von Moscherosch selbst verzeichnet ist. Ich hatte schon in meinem ersten Aufsatz S. 505 vermutet, daß die Familie die Handexemplare von Moscheroschs eigenen Werken zurückbehalten zu haben scheine, da, was unsere Bibliothek von seinen Schriften besitzt, zumeist aus anderen Quellen stamme. Moscherosch hatte nach dem Katalog seine Werke, die er ja doch besessen haben muß, weil er sie für die Neuauflagen gebraucht hat, überhaupt nicht in seine Bibliothek aufgenommen, sondern sie jedenfalls besonders aufbewahrt, und sein Sohn Ernst Boleslav, der ebenfalls als Neuherausgeber mancher Werke seines Vaters die früheren Drucke nicht missen konnte, war daher um so eher in der Lage, sie bei dem Verkaufe der Bibliothek zurückzubehalten.

Damit der Leser dieser Mitteilung wenigstens einen Begriff davon bekommt, wie der Katalog gestaltet ist, und wie Moscherosch die Titel der Bücher manchmal sehr willkürlich zurichtet, gebe ich eine etwas verkleinerte Nachbildung der Seite 61, auf der die deutschen Bücher in Folio verzeichnet sind, und füge die vervollständigten Titel und den Nachweis der Exemplare bei. Bei der Ungenauigkeit der Einträge, die manchmal mit dem richtigen Titel nicht die entfernteste Ähnlichkeit haben, war es nicht immer leicht, festzustellen, um welches Buch es sich handelt; mit Hilfe späterer Kataloge unserer Bibliothek, die den Bücherbestand zu Beginn und zu Ende des 18. Jahrhunderts verzeichnen, ist es mir aber in den meisten Fällen gelungen. In Betracht kamen hierfür hauptsächlich der Catalogus universalis Librorum qui in Principali Bibliotheca Aulica Darmstadii asservantur confectus à Joh. Philippo Jungio Registratore intimo MDCCXVII. (Hs. 921 in 2⁰), der alphabetische Catalogus der Bibliotheque Im Neuen Schlosse. 1779. (Hs. 1527. 2 Bände in 2⁰) und der von Helfrich Bernhard Wenck bearbeitete Catalogus Bibliothecae Aulicae Darmstadinae von 1780 in vier dicken Großfoliobänden. (Hs. 3412.)

In Fol⁰. Libri Germanici.

1. Henifchius, Georgius: Teütfche Sprach vnd Weißheit. THESAVRVS LINGUAE ET SAPIENTIAE GERMANICAE. PARS PRIMA. Auguftæ Vindelicorum: Typis Davidis Franci. M. D. C. XVI. Schweinslederband mit neuem geschriebenen Titelschildchen.
2. Moscherosch befaß von der Erstausgabe des Theuerdanck 1517 ein gebundenes und ein ungebundenes Exemplar. 1717 waren nach Jungs Katalog S. 341 in der landgräflichen Bibliothek ein Papier- und zwei Pergamentexemplare vorhanden. Von letzteren ist das eine 1768 an die Universitätsbibliothek in Gießen abgegeben worden, das andere heute noch in unsrer Bibliothek befindliche Prachtexemplar in rotem Maroquinband mit reicher Vergoldung aus dem 17. Jh. hat mit Moscherosch offenbar nichts zu tun. Dagegen könnte unser Papierexemplar mit ausgemalten Abbildungen und in gepreßten Schweinslederband gebunden ihm gehört haben. Er besaß nach den Zusätzen S. 3 auch die Ausgabe Frankfurt a. M.: Christian Egenolff 1553, die nach Jung S. 336 sogar dreimal in der landgräflichen Bibliothek vorhanden war. Unter den beiden später ausgeschiedenen Eemplaren hat sich auch das Moscheroschs befunden.
3. Der unter dieser Nummer beschriebene, später auseinander geschnittene Sammelband war nach dem Catalogus 1779 in Schweinsleder gebunden und umfaßte die folgenden fünf Drucke:
   Ryd, Valerius: CATALOGUS ANNORUM ET PRINCIPUM. EX MAGNIFICA HELUETIORUM VRBE BERNA. [Mathias APIARIUS]. M. D. XL. Mit Holzschnitten.
   Unter dem von Moscherosch gemachten Titel „Des H. R. Reichß Erbämpter“ steckt nach dem Katalog 1779 des Oppenheimer Stadtschreibers Jacob Köbel Schrift „Glaubliche Offenbarung | wie



vil fürtreffenlicher Reych vnd Kayſerthumb auff erdtrich geweſen | wa das Rômiſch Reich her kom̄ | auß was vrſach es zů den Edeln Teutſchen verândert wordenn ſey. Auch von der Erwôlung | Salbung | Weyhung | Crônung ꝛc. Eins Rômiſchē Kunigs vnd Kaiſers | vnd von andern Kaiſerlichen herꝛlichaiten | vnnd ordenungen | Findeſtu inn diſem bůchlein | zů eeren dem großmechtigſten Carolo dem fünfften Rôm. Kay. angezaygt. Der Bogen D mit vier Blättern fehlt leider. Das letzte Blatt schließt nach dem Münchner Exemplar auf der Vorderseite mit Z. 30: Getruckt zů Augſpurg durch Hainrich Stainer || Anno. M. D. XXXX. || Diese Abhandlung über deutsches Staatsrecht ist mit vielen schön gezeichneten Bildern und Holzschnitten geschmückt.

EIn Schône Cronica oder Hyſtoꝛi bůch | von den fürnâmlichſten Weybern | ... Erſtlich Durch Joannem Boccatium in̄ Latein beſchꝛiben | Nachmaln durch Doctoꝛem Henricum Steinhôwel in̄ das Teütſch gebꝛacht | ... Gedꝛuckt zů Augſpurg | durch Haynrich Stayner | Anno M. D. XXXXI. [vollendet am achten tag Junij]. Mit Holzschnitten.

Nach den Zusätzen besaß Moscherosch auch noch Johannes Boccatius Von den Ehrlichen frawen. Es war nach dem Katalog von 1780 die Ausgabe Iohannes Boccatius von den erlychtē frouen. Gedruckt zů Straßburg durch Johannem prüß Anno M. cccc L XXXVIII. (Hain* 3336.) Das jetzt vorhandene neu gebundene Exemplar ist wohl nicht das Moscheroschs.

Johannes Pauli's Schimpff vnnd Ernſt. Bern: Mathias Apiarius, Auff den 27. tag Martij. Anno M. D XLVII. Mit Holzschnitten

Als die „Türckische Cronica" entpuppte sich mit Hilfe des Catalogus 1779 das Werk des Münchner Cantzleyschreibers Veyt Traut: Türkiſcher Kayſer Ankunfft | Krieg vnd Sig | wider die Chriſten | biß auff den zwelfften yetzt Regierenden Tyrannen Soleymannum. Gedruckt zů Augſpurg durch Hainrich Stainer. M. D. XLIII. [Am V. Decembris]. Mit Holzschnitten.

4. Tranßlatzion oder tütſchungē des hochgeachten Nicolai von wyle: den zyten Statſchriber der Stat Eſſelingen: etlicher bücher Enee ſiluij: Pogij floꝛētini: Felicis hemerlin: doctoꝛis. Mit ſampt andern ſchryfften: dern XVIII. nacheinander vnderſchydenlichen mit iren figuren vnd titeln begriffen ſint. Am Ende: Flyßigclichen geoꝛdnet | vnd getruckt Johānes Bꝛyſe: Burger tzů Straßburg: tzům Thiergarten. Vff Sant Johans enthouptung tage. Anno dn̄i. M. ccccc x. Mit Holzschnitten.

   Ein ſchône warhaftige Hyſtoꝛy von Keiſer Karolus ſun genant Loher oder Lotarius wie er verbant ward ſiben iar vß dem künigreich ... Am Ende: Vnd iſt diß Bůch getruckt in der fryen ſtat Straßburg vō Johan̄es grieninger vff ſamſtag voꝛ d' Herren faſtnacht im iar. M. d. vnd XIIII. Mit Holzschnitten.

   Der Sammelband, der nach dem Katalog 1780 Bd. 3 in Schweinsleder gebunden war, ist ebenfalls zerschnitten, und die beiden Werke sind einzeln gebunden worden.

5. Der Band, der Eſopi Fabelbuch und ein sehr altes Exemplar des Heldenbuches mit Bildnissen enthalten hat, das dritte dieses Werkes in Moscheroschs Besitz, hat nach den Zusätzen bei der Uebergabe der Bibliothek gefehlt.

6. [Das Buch der Beispiele der alten Weisen. Urach: Conrad Fyner, um 1480.] Mit Holzschnitten. Copinger II, 1360.

   Terentius: Eunuch deutsch. Am Ende: Diſe Comedia hat Hanns Nythart zů Vlm laſſen trucken den Cůnrad Dinckmůt. Nach Criſts gebůrt. M. cccc. L XXX V1. Jar. Von den beiden Exemplaren unsrer Bibliothek hat das mit schwarzen Holzschnitten Moscherosch gehört.

7. Der in Franzband gebundene, jetzt auseinander geschnittene Sammelband umfaßte fünf Werke, eine Sammlung von einzelnen Liederdrucken und einen Einblattdruck, von denen Moscherosch in seinem Katalog nur fünf Stücke verzeichnet hat.

   Der From̄en | Veſtē | Fůrſichtigen | Erſamen | vnd wyſen | herren | Burgermeiſters | klein vn̄ groſſer Râdten | ſo man nempt die Zweyhundert | der Statt Zürich | Warhafften | grundtlichen | vnnd notturfftigen fürtrag | vnderricht | vnd verantwoꝛten | an jre biderben lüt vn̄ fromen vnderthonē allenthalb | in ſtatt vn̄ land | etlicher beſchwârlicher obligender hendlen halb | damit ſy vnnd die jren | vnuerdienter wyß | an einich rechtmâſſig | redlich vrſachē | in vil wâg | an Eeren vn̄ ouch zytlicher weltlicher Oberkeyt | wid' billigs angetaſtet | verhindert | beleydiget | verachtet | vnd geſchmâcht werdend. Darunter Holzschnitt mit Wappen. Am Ende Bl. 6 v.: Datum deß dritten tags Mertzens. Anno M. D. XXIX.

   Vorgebunden ist dieser Schrift ein Einblattdruck, ein Lobgedicht auf die Stadt Straßburg in lateinischer Sprache (19 Zeilen) beginnend:

      ARGENTINA nimis fœlix, bona ſi tua noris,

   und endigend:

      Corde, manu, lingua. Deus est Pater & tibi tutor.

   Mit freier deutscher Uebersetzung in Versen darunter (38 Zeilen) beginnend:



Ob du erken̄ſt das hohe gůt

und endigend:

Dan̄ er dein Schutz vnd Vatter iſt.

Gott die Eer.

Die Ueberschrift des zweispaltigen Druckes, den oben in der linken Spalte neben dem lateinischen Text in der rechten das Straßburger Wappen in Holzschnitt schmückt, lautet: [Lindenblatt] SENATVI POPVLO || QVE ARGENTORATENSI, GERARDVS || Nouiomagus S. ||

Adelffi, Johannes: Barbaroſſa. Ein warhafftige beſchreibung des lebens vnd der geſchichten Keiſer Friderichs des erſten | genant Barbaroſſa | durch Johannem Adelffum | der Statt artzet zů Schaffhauſen | erſtmals in Latin verſamlet | auß allen glaubwirdigen geſchrifften vn̄ hiſtoꝛien der altē Chꝛonicken. Vnd aber yetzo in teutſche zungē treulich bꝛacht. Am Ende: Getruckt in der loblichen ſtatt Straßburg durch Amandum Farckal | im koſten des erſamen herrn Johan̄ Grůniger | in dem iar nach der geburt Chꝛiſti Tauſent | Fünffhundert | vnd dreiſſig | auf ſanct Mathis abent. Mit Holzschnitten.

Lan̄tgreuiſch gemeyn̄ auſſchreiben | Pꝛoteſtation | vnd vrſach. das ſein F. G. neben ettlichen des Reichs Churfürſten | Fürſten vnd Stetten ynn jüngſten des Reichs zů Speyr beſchehnen abſcheyd | Chꝛiſtlichen glauben belangend | nit haben gehellen noch bewilligen wǒllen. Sampt einer Chꝛiſtlichen ermanung Philippi Melanchtonis an Ferdinandum | yn einer voꝛrede der außlegung über den Pꝛopheten Danielem jungſt zu Speyr geſchꝛiben | Auß dem Latein ynnß Teůtſch abgeſatzt. Auch deren̄ von̄ Zürich Auſſchꝛeiben vnd vrſach. Warumb vnd was fürnehmens | Sie wider die fünff oꝛtt | Lucern | Vry | Schwitz | Vnderwalden | vnd Zug | auff neünden des Brachmonats außzogen ſeind. M. D. XXIX. Das Ausschreiben Landgraf Philipps von Hessen ist vom 5. Mai 1529, die Ermahnung Melanchthons vom 20. April 1529, das Züricher Ausschreiben ist undatiert. Der Druck gehört jedenfalls in das Jahr 1529. 6 Blätter.

ABſchidt des Reichſtags zu Speyer Anno M. D. XXIX. Am Ende: Getruckt zů Mentz || [durch Johann Schöffer | 1529.]

Auf diesen Abschied folgte in dem Sammelband ein von Moscherosch nicht erwähnter Druck:

WAs ſich auf dem Reychs tag zů Speir durch Keyſerliche Stend des heyligen Römiſchen Reychs verlauffen | zugtragen | vnd gehalten iſt. ¶ Vnd was von Keyſerlicher Bottſchafften vnd Frantzǒſiſcher | auch Bǎbſtlicher heyligkeyt geſandten erſchynen ſeind ꝛc. ¶ Auch wie ejn geſellen ſchieſſen durch den durchleuchtigen hoch geboꝛn fürſten hertzog Friderichen Pfaltzgraffen volendet. ¶ Anfang vnnd End | Eygentlich beſchꝛiben | durch Hans Lůtz von Augſpurg des Bundts Heroldt. . . . gedruckt Zů Důrlach. Anno 1529 || Lindenblatt. 8 Blätter, das letzte weiß.

„Ethliche pasquillen vnd lieder wieder die Religion“ oder wie der Katalog von 1779 den Inhalt treffender bezeichnet „Etliche alte geistliche Lieder, ohne Tittelblatt“ war der „Sammelband deutscher Lieder aus dem Jahr 1529 in der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt“, den ich im Centralblatt für Bibliothekswesen, Leipzig 1895, 12, 113—130 genau beschrieben habe. Ich kann mir daher hier ein näheres Eingehen auf dessen einzelne Bestandteile ersparen. Die Herkunft habe ich damals nicht ermitteln können. Daß ich mit der Zeitbestimmung der Liederdrucke das Richtige getroffen hatte, ergibt sich aus den anderen hier vereinigten Drucken, die alle in die Jahre 1529 und 1530 gehören. Einen Nachtrag muß ich indessen zu meiner damaligen Veröffentlichung machen. Bei dem unsinnigen Zerschneiden des Sammelbandes ist nämlich ein Einblattdruck, der zu den Liedern gehört, an dem Lutzschen Werke hängen geblieben und mit diesem zusammen gebunden worden. Ich habe das Blatt herausgenommen und es mit den anderen Liedern vereinigt. Überschrift sowie die erste und die letzte Strophe lauten:

In dem thon | Vngnad.

Ein newes Lied.

Ge Nad mit [verdruckt statt mir] herꝛ ewiger Got | das mir kain not | geb vꝛſach das ich von dir fleůch, behůt || mich herꝛ voꝛ falſchem rath | das himel bꝛad | der ſeelen ſpeyß mir nitt entzeůch | dein wort || gib mir zu aller ſtund | durch leerers mund | das ich vernim | meins herꝛen ſtim | mich dar⸗ || ein geb | bis ich dir HERR mein gayſt auffgeb. ||

Burgk fryd gib vnns inn deinem thꝛon | nicht fůr ein lon | allain auß gnadenn erbarm || dich mein | Noch ains ich bitt auß diſem thon | ach Herꝛ verſchon | laß dir trewlich beuol || hen ſein | Meins bꝛůdern ſeel nim gnedig an | du waiſt ich kan | jm helfenn nit || allain ich || bitt | vmb gnad vnnd huld | vergib jm Herꝛ ſein ſůnnd vnnd ſchuld. AMEN. ||

Die Verse sind nicht abgesetzt, das ganze hat 38 Zeilen. Die Anfangssilben und -Buchstaben der neun Strophen ergeben den Namen: Ge Or G Marck Graf Zu Brand Denn Burgk. Philipp Wackernagel: Das deutsche Kirchenlied Leipzig 1870. III, 117—118 hat „Marggraf Georgen lied" nach dem Erfurter Gesangbüchlein von 1531 abgedruckt und bemerkt, das Lied stehe wahrscheinlich schon in dem Wittenberger Gesangbuch von 1529. Vgl. dazu Philipp Wackernagel: Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes im XVI. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1855. S. 108—109. Nr. CCLXXX. Aus dem Gesangbuch von 1529 wird unser Einblattdruck vermutlich noch im selben Jahr abgedruckt worden sein.

8. P. OVIDII METAMORPHOSIS, . . . Jetzt widerum̄ auff ein newes | . . . mit ſchönen Figuren | auch . . . Gerardi Lorichij der Fabeln Außlegung . . . an Tag geben | durch Sigmund Feyerabendt . . . Franckfort am Mayn. M. D. LXXXI. Am Ende: Gedruckt zu Franckfurt am Mayn | bey Johann Feyerabendt | in verlegung Sigmund Feyerabendts. M. D. LXXXI.
Das „alt Nutzlich Geiſtlich, historiſch, hußhalterisch buch", das dem Ovid angebunden war, scheint folgendes Werk gewesen zu sein:
PEtrus de Creſcentiis. Von dem nutz der ding die in ăckeren gebuwt werdē. u. s. w. Gedruckt zů Straßburg durch Joannē Schott | in verleg vn̄ expenß der fürſichtigen Joannis knoblauch | vnnd Pauli Gŏtz | vn̄ vollendt am freytag vor Jnuocauit. Anno Chriſti. M. CCCCC. XVIII. jar. Mit Holzschnitten.

9. Moscheroschs Exemplar dieser Werke Daniel Sudermanns ist als Dublette an die Universitätsbibliothek Gießen abgegeben worden. Es ist in einen braunen, jetzt leider etwas schadhaften Kalblederband aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts mit einem goldenen Rahmen aus Rollenverzierungen und Strichen und einer großen Kartusche in der Mitte gebunden. Auf dem Vorsetzblatt oben in der Ecke rechts die Zahl 301 (Moscherosch hatte in seiner Jugendzeit seine Bücher mit Zahlen bezeichnet), sowie dem Eintrag: 1627. ꝛ. ‖ Johann Michael Moſcheroſch. ‖ Darunter in französischer Schrift: Il faut endurer pour parvenir ‖ Toutes fois. ꝛ. ‖ Plustost mourir que changer ‖, darunter Schnörkel. Der Band enthält:
Hohe geiſtreiche Lehren | vnd Erklärungen: Vber die fürnembſten Sprüche deß Hohen Lieds Salomonis | von der Liebhabenden Seele | das iſt | der Chriſtlichen Kirchen vnd jhrem Gemahl Jeſu Chriſto. Auß der alten Chriſtlichen Kirchenlehrern vnd jhren Nachfolgern Schrifften gezogen | ferners außgelegt | vnd in Teutſche Reimen verfaſſet. Durch D. S. Mit ſchŏnen Figuren gezieret | gedruckt vnd verlegt | durch Jacob von der Heyden | Chalcographi. Anno M. DC. XXII. Am Schlusse Bl. 67 b, wo der in dem jetzt noch hier vorhandenen Exemplar abgedruckte Kupferstich ARS ET LABOR BEĀT weggelassen ist : Gedruckt zu Franckfurt bey Eberhardt Kieſer | In verlegung Jacobs von der Heyden | Chalcographi : Anno M. DC. XXII.
Angebunden sind „andere mehr Geiſtliche Emblemata teutſch", nämlich auf 149 Blättern, von denen 16 leer sind, verschiedene von Jacob von der Heyden in Straßburg und in Frankfurt, sowie von Johann Erhard Wagner in Straßburg gestochene Werke Sudermanns.

10. Daniel Sudermans Emblemata sind ein Sammelband meist von Johann Erhard Wagner gestochener Blätter Sudermanns, in dessen Mitte der Titel vorkommt: Schöne außerleſene Sinnreiche Figuren, auch Gleichnuß, Erklärungen, Gebettlein vnd hohe lehren . . . in Teutſche Reimen verfaßt . . . Durch D. S. Gedruckt bei Johan Erhard Wagner. Als Überzug des Pappbandes hat ein Pergament-Doppelblatt 2/6 aus dem zweiten Bande der 41 zeiligen lateinischen Bibel [Straßburg : Heinrich Eggesteyn, um 1466.] Hain *3035, gedient.

11. THESAVRUS THEVTONICÆ LINGVÆ. Schat der Nederduytſcher ſpraken. ANTVERPIÆ, Ex officina Chriſtophori Plantini. M. D. LXXIII. 4⁰. Auf dem Titelblatt dieses flämisch-französisch-lateinischen Wörterbuchs steht handschriftlich: J. Mich. Moſcheroſch: pr.

Vngebunden

Über die erste Ausgabe des Theuerdanck s. die Bemerkungen oben zu 2.
Johann Freinsheim: Teutſcher Tugentſpiegel oder Geſang von dem Stammen vnd Thaten deß Alten vnd Newen Teutſchen Hercules Auf . . . Bernhardt Hertzog zu Sachſen. Straßburg 1639. Die Schrift ist nicht mehr vorhanden.
Die beiden ungemein kostbaren alten Ausgaben des „Heldenbuchs" waren die von Johann Prüß in Straßburg um 1480 gedruckte (Hain 8419. Copinger II, 2905, Charles Schmidt: Répertoire bibliographique Strasbourgeois III, 2 Nr. 2. Strasbourg 1893) und „Das heldenbuch mit ſynen figuren". Hagenaw: Henrich Gran in den koſten des Hanſen Knoblouch druckerher zu ſtraßburg. Anno M. d. IX. jar vf ſamptag nach Aſſumptionis. Beide haben Holzschnitte. Moscherosch hat sie wohl selbst später in den auch sonst in seiner Bibliothek häufigen Schweinslederband binden



In fol°

[illegible] Germanici

1. Thesaurus linguae ac sapientiae Germanicae [illegible] weißheit Georgii Henischii pars I
2. Der [illegible] Melchior [illegible] 1571
3. Ulrici Anselmi [illegible] Catalogus Annorum et Principum
[illegible]
Job. Vocabula [illegible]
[illegible]
Turckische [illegible]
4. Nicol von Wyle translation [illegible]
[illegible]
5. Esopi Fabeln
[illegible] exemplar [illegible]
[illegible]
Terentio teutsch [illegible] 1486 Ulm
[illegible] nobilitation [illegible] 1529
Barbarossa teutsch [illegible] 1530
[illegible] Religion
[illegible] 1529
[illegible] pasquilli [illegible] Religion
8. [illegible]
[illegible]
9. Daniel Sudermann [illegible] alamans
[illegible]
10. Daniel Sudermann emblemata
11. Thesaurus Teutonicae Linguae Christophori Plantini

Ungebunden

Schimpf und Ernst [illegible]
[illegible]
Das 3 [illegible]
Extasis Jean van der Noot
Das groß Fabelbuch
[illegible]

Zu Dr. Adolf Schmidt,
Die Bibliothek Moscheroschs und ihre Kataloge

und dabei, was in der landgräflichen Bibliothek jedenfalls nicht geschehen wäre, an das zweite Werk ein anderes anbinden lassen: Her Dietherich von Bern̄. Getruckt zů Heydelberg von Heinrico Knoblochtzern. Anno M. CCCC. XC. Mit Holzschnitten. Es ist bekannter unter dem Namen „Sigenot". Karl Schorbach hat den äußerst seltenen Druck, von dem nur noch ein Exemplar in der Staatsbibliothek in Berlin bekannt ist, in seiner Sammlung „Seltene Drucke in Nachbildungen", Bd. 2. Leipzig 1894 nach beiden Exemplaren vollständig nachgebildet.

„Extusis Jean van der Noot" ist jedenfalls das allegorische 1575 zuerst erschienene Gedicht des vlämischen Dichters Jan van der Noot (1539 oder 1540 bis 1592), das nach der „Biographie Nationale" Bruxelles 1899 S. 869 unter dem Titel „Das Buch Extasis" deutsch von Hermann Grenerus wahrscheinlich 1576 in Köln erschienen ist. Es kommt wie die Schrift Freinsheims, obgleich beide in Moscheroschs Katalog durch den Strich am Rande als überliefert bezeichnet sind, in keinem der älteren Kataloge der landgräflichen Bibliothek vor und ist auch heute nicht mehr vorhanden. Bei dem auffallenden Schreibfehler „Extusis" statt „Extasis" könnte man fast vermuten, daß die in der Schrift und der Tinte abweichenden Einträge nicht von Moscherosch herrühren. Dessen Schrift hat sich aber im Laufe seines Lebens stark verändert, ich glaube daher, daß der Katalog schon in jüngeren Jahren begonnen und bis in sein Alter fortgesetzt worden ist.

Was „Das groß Fabelbuch" war, habe ich nicht feststellen können.

Des pfaffen geſchicht vnd hiſtoꝛi vom kalenberg. Auch von dem aller ſchonſten ritter Alexander vnnd ſeiner ſchonen frauwē. Am Ende: In dem L. XXXX. iare. [Heidelberg: Heinrich Knoblochtzer. 1490.] Ich habe dieses einzige bekannte Exemplar des ältesten Druckes des Gedichtes im „Centralblatt für Bibliothekswesen" 10, 433—438 beschrieben, und Karl Schorbach hat in seiner Sammlung „Seltene Drucke in Nachbildungen". Halle 1905 das kostbare Stück vollständig wiedergegeben.

Herzog Carl August bei Bürger.

Ein ungedruckter Brief Bürgers

mitgeteilt von

Bibliothekar Dr. Georg Prochnow in Kiel.

Bald nach meiner Rückkehr aus dem Kriege übergab mir mein Kollege, Herr Professor W. Lüdtke, einen Brief Bürgers, den er bei der Ordnung handschriftlicher Nachlässe, die seit längerer Zeit ungeordnet in der Kieler Universitätsbibliothek aufbewahrt worden waren, gefunden hatte. Wie lange der Brief dort geruht hat, läßt sich nicht sagen, und ebensowenig hat sich über die Herkunft desselben etwas Sicheres feststellen lassen. Er hat wohl geraume Zeit dort im Verborgenen gelagert. In der gedruckten Literatur ist er bisher nicht aufgetaucht. Herr Dr. Erich Ebstein[1], der das gesamte Briefmaterial Bürgers wohl am besten übersieht, schreibt mir, daß ihm keine Erwähnung dieses Briefes bekannt sei.

Der Brief, ein Foliobogen, von dem drei Seiten beschrieben sind und die vierte die Anschrift: „An Herrn Buchhändler Dietrich in Göttingen" trägt, ist bedeutsam dadurch, daß er einen ausführlichen Bericht über den Besuch, den der Herzog Carl August kurz vorher Bürger abgestattet hat, enthält. Es ist dies der erste Bericht, der hierüber aus der Feder Bürgers bekannt wird. In der temperamentvollen, für Bürger so charakteristischen Diktion stellt sich der Brief den frischen Berichten Lichtenbergs über des Herzogs Anwesenheit in Göttingen an die Seite und führt uns ein wichtiges Ereignis, einen Lichtblick im Dulderleben des Dichters, in lebendiger Anschaulichkeit vor Augen. Auch zur Charakteristik des Herzogs liefert er bemerkenswerte Züge.

1 Ich verweise besonders auf: Gottfried August Bürger und Johann Christian Dieterich. Briefwechsel. Herausg. von Erich Ebstein. Für die Gesellschaft der Münchener Bibliophilen gedruckt München 1910. — Briefe Bürgers an Dietrich auch in: Allerlei Leute, Stammbuch für Haessel 1899 S. 37—43 und in Niedersachsen, Dezember-Heft 1919. — Die Schreibung des Namens Dietrich und Dieterich wechselt. In unserem Briefe schreibt Bürger Dietrich.



Über die Reise des Herzogs seien einige einführende Worte hinzugefügt. In der Frühe des 7. März 1781 hatten der Herzog Carl August und Goethe Weimar zu Pferde verlassen und in scharfem Ritt am Abend Neunheiligen erreicht, wo ihr Besuch mehr der „kleinen zierlichen Gräfin" Werthern, als ihrem Gemahl, dem „durch seine Narrheit bekannten Grafen" galt. Über den Aufenthalt dort sind wir aus einer Reihe prächtiger Briefe[1] Goethes an Frau von Stein gut unterrichtet. Am 11. März schreibt er: „Heut ist Sonntag, Donnerstags früh geh ich von hier weg und bin Abends bey Ihnen ... Der Herzog will einige Tage nach Cassel, ich gehe nicht mit, aus viel Ursachen, davon ich ihm einige gesagt, einige verschwiegen habe, er läßt Wedeln kommen und sie mögen glücklich fahren." Von Cassel aus, wo der Herzog sich mit Merck getroffen hatte, reisten beide zusammen am 19. März nach Göttingen.[2] Wir haben von Goethe ein undatiertes Schreiben an Merck, das man aus inneren Gründen wohl mit Recht auf den 28. März gelegt hat, in dem er von Merck Mitteilungen über diese gemeinsame Reise erbittet. „Der Herzog hatte gute Tage in Cassel und Göttingen gehabt, es hat mich sehr gefreut und ich denke, er hat auch da auf die Menschen gute Sensation gemacht. Schreibe mir ein Wort darüber... Sag mir etwas von Deinem Aufenthalt in Cassel, von den Göttingern, von Büttnern und seiner Bibliothek und was man von dem Herzog gesagt hat. Es soll's niemand erfahren. Adieu Alter ... Ich lebe in meinem Wesen fort, behelfe mich oft und dann geht's wieder einmal." (Goethe, Briefe. Sophienausg. Bd. 5, S. 99 f.) Eine Antwort Mercks kennen wir nicht.

In Göttingen suchte der Herzog einige Professoren auf; den tiefsten Eindruck machte auf ihn der Physiker Lichtenberg, dessen damals Aufsehen erregende Experimente er sich mit großem Interesse zwei Stunden lang vorführen ließ. Die Abreise war auf den 21. März festgesetzt. Bei dieser Gelegenheit wollte er mit dem Dichter Bürger, der als Amtmann in Altengleichen wirkte und damals in Appenrode eine Pachtung inne hatte, in dem benachbarten Rheinhausen, durch welches den Herzog sein Weg führte, zusammentreffen. Zur Herbeiführung dieser Zusammenkunft richtete Merck folgenden Brief an Bürger[3]:

Göttingen Dienstags [20. März 1781.]

„Der Herzog von Weimar ist hier, und wir gehen morgen über Rheinhausen nach Heiligenstadt. Wenn Sie Lust haben den Herzog zu sprechen, so sage ich Ihnen sogleich zu; daß es ihm ein Vergnügen seyn wird, Sie zu finden. Gegen 4 Uhr Nachmittags sind wir gewiß in Rheinhausen, und es wird wohl ein Wirthshaus da seyn, wo wir auch seyn können. Ich erwarte einige Zeilen Antwort und bin ganz der Ihrige Merck S. D. Krieges Rath.

Die Zusammenkunft gestaltete sich etwas anders, als hier geplant war. Bürger wartete den Zeitpunkt, zu dem er bestellt war, nicht ab, sondern eilte schon am Vormittage des 21. März nach Göttingen, um den Herzog, dort aufzusuchen und blieb seitdem bis zur Trennung in Heiligenstadt am Morgen des 22. März unausgesetzt in seiner Nähe. Unsere bisherige Kenntnis dieses Zeitraums beruhte im wesentlichen auf folgenden brieflichen Erwähnungen, die an sehr zerstreuten Stellen bekannt geworden sind, deren Zusammenstellung sich daher empfiehlt.

Von Lichtenberg kommen in Betracht zwei Briefe[4], der erste vom 22. März an Schernhagen, der zweite vom 26. März an Wilhelm Gottlieb Becker. Hier ist besonders der zweite, der auf Bürger Bezug nimmt, heranzuziehen, in welchem Lichtenberg schreibt: „Heute vor 8 Tagen war der Hertzog von Weimar incognito hier, er ritt, nach dem er einige Profeßoren und auch mich besucht hatte, zum Amtmann Bürger, und blieb einige Zeit bey ihm, nöthigte ihn mit nach Heiligenstadt und brachte da die Nacht mit ihm zu. Seit der Zeit will man sagen, Bürger gienge nach Weimar, um die Zahl der dortigen Heiligen zu vermehren. Ich glaube es aber nicht, wünschen wollt ich es indeßen dem guten Manne, daß er in limbo eines schöngeisterischen Hofs zu seiner Ruhe käme, zum Amtmann ist er nicht geschaffen."

Dorette Bürger schrieb an Goeckingk in einem Briefe vom 22. [expediert erst am 28.] März 1781[5] „... nächstens mein bester Freund, wil ich Ihnen etwas von meinem Mann;

1 Goethe, Werke. Sophienausg. Abt. 4. Briefe Bd. 5, S. 66—83. Vgl. auch Düntzer, Goethe und Carl August. 1861. Bd. 1, S. 114 ff.

2 Vgl. Düntzer, Goethe und Carl August. 1861. Bd. 1, S. 116, wo aber irrtümlich der Aufenthalt in Göttingen vor dem in Cassel gesetzt wird.

3 Bei Strodtmann, Briefe von und an Bürger. Bd. 3, S. 36 irrtümlich auf den 15. Mai gesetzt.

4 Lichtenbergs Briefe. Herausg. von Leitzmann und Schüddekopf. Bd. 1. S. 373—375.

5 Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte. Bd. 3, 1890. S. 434.

und von einem Besuch schreiben; womit der Herzog von Weimar diesen einige Stunden beehrt hat; ich denke hier in der Gegend wird das viel Naserümpfens verursachen, besonders unter der Noblesse, aber eben darum ist mirs lieb, daß solch Heil unserm Hause wiederfaren ist, weil es ihren Stolz gegen uns Bürgerliche Creaturen etwas demütigen wird, welche Demütigung ihnen an Leib und Seele sehr zuträglich sein wird: (aber dies alles im Vertrauen lieber Freund.) ich möchte nicht gern das man von uns vermutete wir wären Stolz auf einen so hohen Besuch geworden!"

Am 7. Juni 1781 schrieb Boie aus Meldorf an Louise Mejer[1]: „Unter anderen Briefen hatte ich gestern einen von Merck . . . sein Brief ist sehr gut. „Goethe[2] schreibt er, lebt still für sich in seinen Geschäften weg und entzieht sich dem Hofe, so viel er kann. Seine Gesundheit ist nicht die beste. Ich wollte überhaupt, daß er aus dieser Galere wäre." Er (sc. Merck) hat mit dem Herzog von Weimar Bürgern besucht. „Wie ist der gute Mensch abgespannt und in seiner Situation versunken. Wenn er noch zwei Jahre so außer den Menschen lebt und es besonders mit seinen häuslichen Umständen nicht besser wird, so ist physisches und intellektuelles Leben dahin. Die Wärme und Güte des Herzogs taute ihn auf einige Zeit auf, allein er versank bald wieder."

Der Gedanke, den Lichtenberg ausspricht, auch für Bürger könne ein Plätzchen am Weimarer Hofe, wie für so viele andere, gefunden werden, lag so nahe, daß er mit Notwendigkeit in Bürgers Umgebung auftauchen mußte.

Unser Brief, der nun mitgeteilt werden soll, ergänzt diese vereinzelten Tatsachen aufs erwünschteste. Er lautet:

A[ppenrode] d. 24. März 1781.

Freilich, Herr Verleger, wird Er sich nun zu etwas mehr Respect gegen uns verstehen müßen, nachdem uns regierende Herzöge nicht nur zur Tafel ziehen, sondern um des großen Bürgers willen sogar eine räucherige Kamtschadalen Hütte zu Appenrode nicht verschmähen, sondern daselbst freundschaftlich einzukehren, über zwei Stunden daselbst zu verweilen und mit einer Thee Collation vorlieb zu nehmen geruhen. Von hier aus waren wir zwar nur Willens Ihr Durchlauchten bis an die Gränze zu begleiten, allein Dieselben baten uns auf das gracieuseste, bis nach Heiligenstadt mit zu reiten, und daselbst in Ihrer hohen Gesellschaft zu übernachten, welches denn auch geschehen ist. Nicht leicht ist wol irgend ein anderer großer Herr fähig, eine so liebenswürdige Herablaßung zu zeigen. Gleich in den ersten Minuten verliert man alle Beklom̄enheit und Zurückhaltung und glaubt mit einem braven Kerl seinesgleichen umzugehen. Wir haben bald von ernsthaften Dingen gesprochen, bald geschäkert und überall hat Er sich mir verehrungs- und liebenswürdig gezeiget. Ganz erstaunlich und unbegreiflich ist mirs daher, wie man ehedem von dem Betragen dieses vortrefflichen Fürsten so infame Historietten hat aussprengen können. Denn bei aller seiner unglaublichen Bonhom̄ie und Herablaßung ist mirs nie vorgekom̄en, daß er seine wahre Würde verleügnet hätte. Sein Verstand scheint mir eben so aufgeklärt, als sein Herz überaus gut und edel zu seyn.

Ich war eigentlich auf Reinhausen auf den Nachmittag beschieden, um ihm da vorgestelt zu werden. Vormittags um 10 Uhr fiels mir ein, es wäre wol besser, wenn ich mich auf nach G[öttingen] machte. Ich kam kurz vor dem Essen an, stieg gleich in der Krone ab, wo ich mitspeisen mußte. Nach dem Essen giengs gleich fort. Daher konte ich ohnmöglich zu Euch kom̄en. Ich habe überhaupt keinen einzigen Göttingischen Bekanten gesehen und gesprochen. —

Daß die hiesige Gegend halb toll über diesen vornehmen Besuch geworden, das versteht sich am Rande. Der Noblesse wird es ein Ärgernis und den Bauern eine Thorheit seyn. Mit Göttingen ist der Herzog großentheils, vornemlich aber mit Lichtenberg sehr wol zufrieden gewesen. Er rühmte zu verschiedenen Malen die gute Art, mit welcher ihm L. einige physicalische Experimente vorgemacht hätte. Vornemlich wurde es nicht unbemerkt gelaßen, daß L. gar keine Pedanterei gezeigt hätte.

Von dem Aufenhalt d. H. Zim̄erman̄[3], der schon einige male Beiträge zum M. A. eingesendet hat, kan̄ ich, wen̄ er zu Marburg nicht anzutreffen ist, keine weitere Auskunft geben. Sein Brief ist dorther datirt gewesen. Vielleicht hat er nur dort studirt und nun die Universität verlaßen. Man muß warten, von welchem Ort aus er dies Jahr was einschickt.

1 Goethe-Jahrbuch. Bd. 27. 1906, S. 254.

2 Vgl. hierzu Goethes Brief an Merck, der oben zitiert ist. Goethe, Sophienausg. Briefe. 5, S. 99 und Modern Language Notes 27. 1912, S. 27.

3 Siehe Bürger an Boie 25. Okt. 1791: „Zimmermann ist ein Candidat der Theologie . . . ni fallor in Marburg oder in der Gegend".



Was die Ideen zu den Kupferstichen betrifft, so habe ich nicht geglaubt, daß es so eilig seyn soll. Ich will mich daher nun dran machen und künftige Woche sollt Ihr sie haben.

Aber zum Henker! Signor, wie kan er mich woll alle Augenblicke drüber aushunzen, daß ich nicht fleißig genug an Ihn denke? Es vergeht fast kein Tag, da ich nicht in Diensten meines gnädigen und hochgebietenden Herrn Verlegers wenigstens etwas arbeite. Die Ehre mit Herzögen zu conversiren ist zwar ein ganz feines Ding; aber traun! Die Louisdors des Verlegers sind auch nicht zu verachten. Vor der Hand, mein holdseliger Knabe, sey also ohne Sorge, daß der Herzog dich bei mir ausstechen werde. Vielmehr bist und bleibst du

„Mein Herzogthum, mein Bier, mein Schweinebraten".[1]

und hiermit Gott befohlen! G. A. Bürger mp.

Gelehrten-Kuriositäten.

Von

Dr. Heinrich Klenz in Berlin-Steglitz.

VII. Mäßige und unmäßige Gelehrte.

Polyphagen. (Schluß.)

Im Mittelalter „waren Prälaturen und Klöster die Residenz der Fresserei.... Die Kalendenbrüder [Kalandsbr.], die am Ersten jedes Monats (Calendae) sich in frommer Absicht versammelten, wurden wegen ihrer allzu tollen Schmausereien abgeschafft, wovon nur das Sprichwort geblieben ist: Er kalendert die ganze Woche." (Webers Demokrit V, Kap. 18 u. 19.)

Der persische Dichter ***Mewlana Simi*** (Ende 14. Jahrh.) „hatte in einer Nacht 3000 Verse gereimt und niedergeschrieben, dann unter Zulauf großer Mengen Volkes neun Gastmahle eingenommen und neunmal geschlafen" (Max. Rud. Schenck, Persische Dichter, 1916, S. 38).

Der gelehrte Grieche ***Ioannes Argyropulos*** (ca. 1416—86), Professor in Florenz, „verfraß und versoff alles, zog sich auch durch unmäßiges Melonenessen den Tod an den Hals" (Jöcher).

Der Rechtsgelehrte ***Ulrich Zasius*** (1461—1536), Professor zu Freiburg i. B., „lebte prächtig und ließ sich an Essen und Trinken nichts fehlen, daher er ungemein dick wurde und überaus heftige Gichtschmerzen sich zuzog" (Jöcher).

Der Humanist ***Helius Eobanus Hessus*** (eigtl. Eoban Koch aus dem Hessischen, 1488 bis 1540), zuletzt Professor in Marburg, „hatte einen Bauernmagen und an lauter harten und groben Speisen sein Belieben. Wer ihm eine Ehre antun wollte, durfte ihm nur eine steife Schüssel mit Sauerkraut und Speck vorsetzen, so hatte er all genug. Ob er sich nun wohl eine öftere Bewegung, zumal in seiner Jugend, durchs Balgen, Tanzen, Schwimmen und auf andere Art mehr machte, so konnte er doch nicht verwehren, daß in seinem herannahenden Alter das Podagra nebst andern Krankheiten eingesprochen." (Bernhard, Historie derer Gelehrten 1718, S. 261.) Nach Jöcher „reiste er einst mit Joachim Camerarius und ließ im Wirtshause viel Essen auftragen; hernach mußte Camerarius die Zeche, welche sich auf ein ziemliches belief, allein bezahlen." — Auch der englische Staatsmann ***Thomas More*** (1478 bis 1535) „aß gerne harte Speisen" (Jöcher).

Reginaldus Belnensis (d. i. aus Beaune, 1527—1606), zuletzt Erzbischof von Sens, „ist wohl schwerlich hungerig zu Bett gegangen, weil er nach Freher [im Theatrum vir. erudit. clar.] alle Tage siebenmal zu essen pflegte; wiewohl er dieses mehr seiner Leibeskonstitution als seiner Unmäßigkeit zuschreiben will" (Bernhard S. 170).

---

1 Schlußvers des bekannten Lustspiels „Herzog Michel" von Johann Christian Krüger (siehe Hamb. Dramaturgie, Stück 83). Eine Anspielung auf diesen Vers auch in einem Brief Bürgers an Dietrich vom 19. Nov. 1781. „Denn Du weißt wohl, du bist und bleibst mein Herzogthum, mein Bier mein Schweinebraten." (Allerlei Leute, Stammbuch für H. A. Haessel. 1899. S. 40.)



Der englische Lexikograph und Literarhistoriker ***Samuel Johnson*** (1709—84) ist hier anzuführen, „wenngleich das 201. Stück seines Rambler eine meisterhafte Abhandlung gegen die Gefräßigkeit enthält. An einer guten Tafel war sein Blick auf Schüsseln und Teller festgewurzelt, er sprach nichts und gab auch nicht acht, was andere sprachen; die Adern auf der Stirne schwollen ihm auf und er schwitzte am ganzen Körper. Er verstand sich auf Kochkunst, kritisierte ein Essen wie ein Buch und sagte einst einer Gastgeberin: ‚Ich hätte nicht besser essen können, und wenn auch alle Köche hier Synode gehalten hätten.'" (Webers Demokrit V, Kap. 18.)

Auch ***Friedrich der Große*** (1712—86) darf nicht übergangen werden. Denn „Zimmermanns einst berühmtes Werk über Friedrich [S. 71 ff.] gibt Zeugnis, wie oft der große Mann sich überessen, worauf stets Übelsein und die schlimmste Laune folgte.... Der Hitze von seinen überwürzten Speisen und starken Weinen glaubte er dann durch abkühlendes Obst zu begegnen, abermals im Übermaß" (Weber Kap. 19). Zimmermann sagt ausdrücklich: „Friedrich II. war kein Freund der Mäßigkeit im Essen."

Ein Polyphage war der ungarische ***Graf Christoph Niczky von Niczk*** (1765 von Maria Theresia gegraft, † 1790), Oberster Landesrichter, Präsident der Statthalterei, Protektor und Kurator der Wissenschaften. Er „nahm fast täglich einige Klistiere und starb an einer Fistel, die er sich dadurch zugezogen haben soll. Der Mann fraß auch Dukaten; Maria Theresia schenkte ihm auf einmal 80000 Gulden, weil er 80 wie 18 ausgesprochen hatte, wofür ihn aber auch ein alter Chirurg vom Militär in größtem Jammer nicht eher klistierte, als bis er ihm die Kreischirurgenstelle ohne Examen zusicherte." (Weber Kap. 18.)

Der Philosoph ***Kant*** (1724—1804) „folgte in seiner Diät groben Vorurteilen und liebte gerade die für Sitzer unverdaulichsten Speisen" (Weber Kap. 19). Er aß besonders gerne Hülsenfrüchte und litt deshalb an Verstopfung. Nach Felix Groß (I. Kant, sein Leben in Darstellungen von Zeitgenossen, 1912) aß er „nur einmal des Tages und so war die Masse der von ihm genossenen Speisen nicht eben so groß".

Dem letzten ***Kurfürsten*** von Köln, ***Max Franz***, Erzherzog von Österreich (1756—1801), der 480 Pfund wog, „bereitete die ungeheure Eßlust ein allzu frühes Ende; häufiger Schlaf ging dem Todesschlaf voraus" (Webers Demokrit I, Kap. 8; vgl. Vehses Geistliche Höfe I, 1859, S. 330).

Auch ***Napoleon I.*** war ein starker Esser.

Der Romantiker ***Friedrich v. Schlegel*** (1772—1829) soll nicht wenig gegessen haben. Desgleichen der Kriminalist ***Anselm v. Feuerbach*** (1775—1833) (vgl. Wassermann, Caspar Hauser, 1912, S. 250). Von des letzteren Sohne Ludwig, dem Philosophen (1804—72), stammt das geflügelte Wort: „Der Mensch ist, was er ißt", wobei ihm nach Büchmann der Ausspruch Brillat-Savarins vorgeschwebt haben mag: Dis-moi ce que tu manges, je te dirai ce que tu es; vgl. auch die oben angeführten Witzworte Glaßbrenners.

Ein gefräßiger Gourmand war Dr. juris ***Friedrich Wilhelm Rönnberg*** († 1833), Bibliothekar und französischer Sprachmeister an der Rostocker Universität. Ein seitenlanges Läuschen von ihm („Dr. Rönneberg") erzählt John Brinckman in seinem nachgelassenen Roman „Von Anno Toback", den A. Römer 1904 herausgegeben.

Der sächsische Publizist ***Karl Müller*** (1775—1847), der sogenannte dicke Müller, konnte nach E. M. Arndts „Wanderungen und Wandelungen" für zehn essen und trinken.

Ein starker Esser war ferner der Philosoph ***Schopenhauer*** (1788—1860).

Der italienische Dichter und Philologe ***Giacomo Graf Leopardi*** (1798—1837) soll auf Süßigkeiten versessen gewesen sein, obgleich sie ihm vom Arzte verboten waren, und in den Cafés oft unzählige Portionen Eis verschlungen haben.

Der französische Romanschriftsteller ***Honoré de Balzac*** (1799—1850) gab viel Geld für auserlesene Speisen aus; je seltener sie waren, desto mehr liebte er sie. Wie sein Verleger Werdet erzählt, hat er einst bei einer Mahlzeit 100 Austern, 1 Ente, 2 Rebhühner, 1 Seezunge und 1 Dutzend Birnen nebst Zubehör fast allein aufgegessen, der Luxusweine und Liköre nicht zu gedenken. (Siehe Wilh. Weigand im 16. Band der Balzac-Ausgabe des Insel-Verlages.)

Der geistreiche Schriftsteller ***Bogumil Goltz*** (1801—70, anfangs Landwirt) war wiederum ein starker Esser.

Der Dichter ***Karl Gutzkow*** (1811—78) „war es gewohnt", wie Jul. Grosse in seiner Autobiographie 1896 mitteilt, „sich nach dem Theater in später Stunde kopiöse und schwer verdauliche kulinarische Gerichte zu gönnen". Der Schwarzwälder Dorferzähler ***Berthold Auerbach*** (1812—82) „aß" nach Karl Bleibtreu (Geist 1906, S. 57) „für drei". Über den Neuphilologen ***Wilhelm Ludwig Holland*** (1822—91), Professor in Tübingen, hörte ich ähnliches.

Bekanntlich wußte auch ***Bismarck*** im Essen manchmal nicht Maß zu halten.



Allotriophagen.

Allotriophagen, „Allerleifraße", die für den Magen Unpassendes oder Ekelhaftes verzehren, auch Panphagen, d. i. die alles (mögliche) essen, genannt, kommen im Vergleich zu den Polyphagen nur selten vor. Sie sind meistens zugleich Polyphagen. Shakespeare gedenkt ihrer im „König Lear" III, 4, wo er durch Edgars Mund den armen Thoms schildert, „der den schwimmenden Frosch ißt, die Kröte, die Unke, den Kellermolch und den Wassermolch; der in der Wut seines Herzens, wenn der böse Feind tobt, Kuhmist für Salat ißt, die alte Ratte verschlingt und den toten Hund; der den grünen Mantel des stehenden Pfuhles trinkt...

Doch Mäus' und Ratten und solch Getier
Aß Thoms sieben Jahr' lang für und für[1]."

Eine besondere Art der Allotriophagen sind die Spinnenesser. Auch die Hautgoutfreunde sind den Allotriophagen von Rechts wegen beizugesellen. Aus dem Altertum ist durch Ovids Metamorphosen VIII, Vers 739 ff. der sagenhafte thessalische Fürst Erysichthon bekannt geworden, der, „nachdem er alles miteinander verfressen und doch den Hunger nicht stillen, auch nichts mehr bekommen können, sich selbsten Hände und Füße abgefressen haben soll", wie es in einem alten Lexikon heißt. Bei Ovid lauten die letzten Worte über ihn (in der Vossischen Übersetzung):

„Aber nachdem der Plage Gewalt ein jegliches Labsal
Aufgezehrt und dem Wehe befremdende Kost er gereichet,
Jetzo die eigenen Glieder sich selbst mit zerfetzendem Bisse
Stümmelt' er, unglückselig den Leib durch Verminderung nährend."

Der Satiriker Georg Christoph Lichtenberg, Professor der Physik zu Göttingen, hat zuerst mehrere Fälle von Allotriophagie im Göttingischen Taschenkalender 1780 (Vermischte Schriften VI, 1845, S. 327 ff.) unter der Überschrift „Proben seltsamen Appetits" zusammengestellt. Es heißt dort: „Vor einigen Jahren starb, wie Herr Blondeau, Königl. Prof. der Mathematik zu Brest, dem Abt Rozier berichtet, ein Galeerensklave, namens André Bazile, im Hospital der Marine daselbst in seinem 38. Jahr. Von seinem Leben ist wenig bekannt geworden, als daß er zuweilen nicht recht bei Sinnen gewesen und einen ungewöhnlichen Appetit gehabt habe; beides erhellt auch so ziemlich deutlich aus nachstehendem Auszug aus dem Sektionsbericht. Während seiner Krankheit sprach er wenig, nur etwa einige Tage vor seinem Tode sagte er wider die Wärterin: J'ai mille diables de choses dans le ventre qui sont tout mon mal [d. h.: Ich habe tausend Teufelszeug im Bauche, das mein ganzes Leiden ist]. Als man ihn öffnete, fand man's auch wirklich so, nämlich in seinem Magen: 1. ein Stück von einem Faßreif, 19 Zoll lang und 1 Zoll breit; 2. ein Stück von einem Ginsternstock, 6 Zoll lang und 6 Linien dick; 3. ein ditto, 8 Zoll lang und 6 Linien dick; 4. ein ditto, 6 Zoll lang und 6 Linien dick; 5. ein ditto von gleicher Dicke und 4 Zoll lang; 6. ein ditto von gleicher Dicke und Länge; 7. ein Stück Eichenholz, 4 Zoll 6 Linien lang, 1 Zoll 3 Linien breit und 6 Linien dick; 8. ein desgleichen triangulâres, $4^{1}/_{2}$ Zoll haltend; 9. ein desgleichen, 4 Zoll lang, 6 Linien breit und 4 dick; 10—18. 9 dergleichen Stück, teils 4 teils 3 Zoll lang; 19. ein zylindrisches Stück Weidenholz, 4 Zoll lang und 3 Linien dick; 20—23. 4 Stück ditto; 24. ein Stück von einem Faßreif, 5 Zoll lang und 1 Zoll breit; 25. die Rinde von einem Stück Faßreif, 3 Zoll 6 Linien lang und 1 Zoll breit; 26. ein Stück Eichenholz, wie ein Pfropf gestaltet; 27. einen hölzernen Löffel, an der Schaufel etwas zernagt, 5 Zoll lang; 28. einen ditto zinnernen, die Schaufel etwas zusammengebogen, 7 Zoll lang; 29. den Stiel eines zinnernen Löffels, 4 Zoll 5 Linien lang; 30. die Schaufel eines zinnernen Löffels, zusammengebogen, 2 Zoll 2 Linien lang; 31. ein ditto, 2 Zoll 10 Linien lang; 32. ein Stück Zinn, vermutlich von einem Löffel; 33. drei Stücke von zinnernen Schnallen gebrochen, von unregelmäßiger Gestalt, auf denen man die Eindrücke der Zähne bemerkte; 34. die Röhre von einem blechernen Trichter, 3 Zoll 6 Linien lang; 35. ein ditto, 2 Zoll 6 Linien lang; 36. ein Stück von einer metallenen Hespe [= Haspe d. i. Türhaken], $1^{1}/_{2}$ Unzen schwer; 37. einen Pfeifenkopf nebst einem Stück der Röhre, mit Bindfaden bewickelt; 38. einen Nagel ohne Spitze, 2 Zoll lang; 39. einen ditto sehr spitzen, $1^{1}/_{2}$ Zoll lang; 40. ein Klappmesser mit einem hölzernen Stiel, zugemacht, $3^{3}/_{4}$ Zoll lang und mit der Klinge 1 Zoll breit; 41. zwei beträchtliche Stücke Fensterglas; 42. 5 Zwetschensteine; 43. ein Stück Oberleder von einem Schuh; 44. ein Stück Horn; 45. ein

1 Zitat aus einer Ballade über die Kerkerleiden des sagenhaften Recken Bevis von Southampton.



Stück gemeines Leder. — Der Pater Paulian tut in seinem Wörterbuch der Naturlehre eines Steinfressers Erwähnung, den er einen Wilden nennt und den er selbst gesehen und untersucht hat. Er wurde von einem holländischen Schiff auf einer kleinen nordischen, sonst unbewohnten Insel angetroffen und nach Frankreich gebracht. Er aß nicht allein Kieselsteine, $1^1/_2$ Zoll lang und 1 Zoll breit, sondern machte sich auch aus zerstoßenen Kieseln, Feuersteinen und Marmor einen Teig, der sein größter Leckerbissen und zugleich die gesundeste Speise für ihn war. Gemeiniglich aß er 25 Kiesel den Tag. Er hatte einen sehr weiten Schlund, sehr große Zähne und einen korrosiven [d. h. ätzenden] Speichel. Als ihn der Pater sah, konnte er nur die Wörter oui, non, caillou [d. h. Kiesel] und bon aussprechen. Durch den Anblick einer kleinen Fliege unter dem Mikroskop wurde er sehr gerührt, und er wollte nicht aufhören, sie zu betrachten; sonst war sein Leben zwischen Essen, Rauchen und Schlafen geteilt. Man hat ihn getauft. — Der dritte ist der in unsern Gegenden berüchtigte Joseph Kohlniker, der merkwürdigste unter allen, ein gesunder Kerl, über 6 Fuß lang und ungewöhnlich stark von Muskeln, ein Deutscher und ohnstreitig die Krone der Steinfresser. Er war aus Passau gebürtig, seine Großmutter und Mutter waren beide Vielfresserinnen, letztere wurde aus Hunger rasend und fraß, wie man sagt, ihr eigenes Kind; in ihrer Raserei wurde sie endlich wieder geschwängert, und die Frucht dieser Liebe war J. K. Schon in seinem dritten Jahr fing er aus übermäßigem Hunger an, Steine zu verschlingen; als er älter wurde, taten ihm gewöhnliche Speisen allein gar kein Genüge mehr, und wenn er auch noch so viel verschlang. Bei den Kaiserlichen wurde er seines Appetits wegen abgedankt, ob er gleich für 8 Mann einquartiert wurde. Bei einer Reise nach Amsterdam schleppte er 260 Pfund Steine mit, weil dort, wie er erfahren hatte, die Kiesel rar sind. Er sagte, unter alle Speisen müßte er Steine mischen, sonst sättigten sie ihn nicht; er könnte sich aber mit bloßen Steinen auf 8 Tage behelfen, alsdann aber wäre sein Appetit außerordentlich und müßte, wie er sich ausdrückte, Gott denen gnädig sein, wo er hinkäme. Mitunter aß er auch Hutfilz und alles was ihm in den Weg kam, nur Stockfisch und Käse konnte er nicht vertragen, diese erweckten bei ihm ein Erbrechen; gegen letzteren war er so empfindlich, daß er nicht einmal seinen Schnupftabak aus einem Kram nehmen konnte, wo zugleich Käse feil war. Zu Dresden aß er einmal innerhalb 8 Stunden 2 Kälber, eins gebraten und eins gekocht, und trank dazu 12 Maß Wein; und in Braunschweig verschlang er 25 Pfund Fleisch und 25 Bouteillen Wein in 7 Stunden. In seinem Getränke war er nicht delikat: es war ihm gleichviel, ob es Wein, Wasser, Bier oder Branntwein war; doch mußte er letzteren aus weiten Gefäßen trinken, sonst stieg er ihm zu Kopf. Seinen Sauerkohl bereitete er sich auf eine eigene Weise zu: er tat eine große Quantität roh in eine Schüssel, warf dazu eine Handvoll Salz, alsdann drei starke Hände voll Kieselsteine, und dazu brockte er ein Brot, und verschlang alles ungekocht. Er war in seinem Leben nie krank, hat nie über Magenschmerzen geklagt, und starb endlich zu Ilfeld [am Harz, Reg.-Bez. Hildesheim] 1771 an einem Schlagfluß. Als er den Abend vorher in diesen Ort hineinging, freute er sich über die schönen Steine und sagte zu seiner Frau: ‚Gott Lob und Dank, hier gibt's doch Steine.‘ Man hat ihn auch hier in Göttingen speisen sehen, und Herr Dr. S. G. Vogel in Ratzeburg hat von ihm eine eigene Dissertation geschrieben: ‚Medizinische Abhandlung von dem zu Ilfeld verstorbenen Vielfraß und Steinfresser, nebst Sektionsbericht. Aus dem Lat. 1781.‘[1] — Bei Paris lebte ein Winzer, der Kröten und Eisen fraß."

Den Allotriophagen Bazile erwähnt auch Jean Paul in der „unsichtbaren Loge" (1826 I, S. 7). — Kohlnikers Namen finde ich sonst „Kolnicker" geschrieben. Seiner gedenkt Weber im Demokrit V, Kap. 18, wo noch angeführt wird, daß er sich habe für Geld sehen lassen. Anderswo las ich, er habe nie länger als $1^1/_2$ Stunden ohne Speise sein können und deswegen sogar in der Kirche und auch nachts Steine verzehrt.

Entgangen ist Lichtenberg ein noch von Jean Paul sowie von Weber erwähnter Allotriophage. Jener spricht (Ergänzblatt zur Levana, Vorrede zur 2. Aufl.) von der „dicken Magenhaut des Freßkahle, der immer zu den Speisen die Schüssel aß, zum Kaffee die Tasse, zum Weine das Glas".[2] Ausführlicher heißt es bei Weber a. a. O.: „Ein Wittenberger, Jakob

1 Das Original vom Jahre 1771 hat den Titel: De polyphago et allotriophago Ilfeldae nuper mortuo et dissecto. Der aus Erfurt gebürtige Samuel Gottlieb Vogel wurde 1789 von Ratzeburg, wo er Landphysikus war, als Professor der Medizin nach Rostock berufen und starb hier 1837 in hohem Alter. Er gründete 1793 das erste deutsche Seebad in Doberan.

2 Schon Äneas verzehrte, nach Virgils Äneis VII, Vers 107 ff., nach der Landung in Latium zu dem Obste die Unterlage, die allerdings aus Speltfladen bestand, und erkannte aus diesem Umstande das ihm vom Schicksal verheißene Land.



Kahl, konnte auf einmal 480 Pflaumen und 4 Metzen Kirschen samt den Steinen zu sich nehmen; nebenbei fraß er ganze Vögel, Mäuse, Teller, Schüsseln, Gläser, Kiesel und Tintenfässer von Blech mit Tinte, Feder und Federmesser, und wurde 80 Jahre alt. Einmal fraß er zum Spaß einem armen Kirchweihfiedler seinen Dudelsack." Nach anderen verzehrte er einst zum Frühstück ein Spanferkel mit Haut und Haaren. Er soll ein sehr scharfes Gebiß gehabt und Glas so zermalmt haben, als wenn es Brot wäre. Sein richtiger Name ist Kahle. Er starb zu Wittenberge im Jahre 1750. Auch über ihn war eine Dissertation geschrieben und zwar von dem aus Zittau gebürtigen Christian Gottfried Frenzel (De polyphago et allotriophago Wittebergensi, 1757), der daraufhin bei der medizinischen Fakultät in Wittenberg zum Doktor promovierte.

Aus neuerer Zeit ist ein gewisser Vitriol bekannt geworden, der am liebsten Glasscherben und Stiefelsohlen verzehrte und sich in allen großen Städten für Geld zeigte.

Von einer Spinnenesserin berichtet Lauremberg in der Acerra (1640, S. 434): „Beim Cölius [Rhodiginus], einem Ausbund vom gelehrten Manne, finden wir, daß zu Köln am Rhein ein Mägdlein gelebt habe zu Zeiten des Albertus Magnus [also im 13. Jahrh.] (welche er selber gesehen und gesprochen), die in ihrer zarten Jugend, ungefähr drei Jahre alt, solch eine Begierde und Lust gehabt, vergiftete Spinnen zu essen, daß sie ihnen längs den Mauern und Wänden nachgekrochen, sie gegriffen und mit Lust gegessen habe; und sei davon sehr hübsch, feist und wohlgefüttert worden".

Eine Spinnenesserin soll auch die ebenfalls aus Köln stammende gelehrte ***Anna Maria v. Schuurman*** (1607—78, zuletzt Labadistin in Friesland) gewesen sein, die 14 Sprachen beherrschte. Jöcher sagt nur: „Man erzählt, daß sie die Spinnen sehr gerne gegessen." Dasselbe erwähnen Wieland in einem ihr gewidmeten Aufsatze (Ausg. der sämtl. Werke von 1839 f., Bd. XXXVI, S. 77), Jean Paul (Katzenbergers Badreise, 2. A. 1822, 10. Summula) und Weber (Deutschland IV, S. 172 u. Demokrit III, Kap. 13).

Für einen Spinnenesser galt ferner der französische Astronom ***Joseph Jérôme de Lalande*** (1732—1807, Direktor der Pariser Sternwarte). Jean Paul erwähnt ihn als solchen a. a. O., während Weber (Demokrit III, Kap. 13) ihn Raupen essen läßt. Im Jahre 1907 wollte indes die Chronique médicale wissen, Lalande habe der Gräfin v. Pertuis anvertraut, daß sich in seiner Dose — aus welcher er auch anderen zu deren Entsetzen anbot — nicht wirkliche Spinnen, sondern kunstvolle Nachahmungen aus Schokolade befänden.

Bei Jean Paul heißt es noch im letzten Kapitel des „Quintus Fixlein" (1796): „Wenn uns oft die Mücke [oberdeutsch s. v. w. Fliege] an der Wand irren kann, so sollten uns auch die Mücken wie den Domitian belustigen, oder wie einen noch lebenden ***Kurfürsten*** beköstigen." Ob mit dem letztern der obengedachte Kurfürst von Köln gemeint ist, lasse ich dahingestellt.

Zum Schluß sei der Mathematiker ***Christian Otter*** (1598—1660, aus Ragnit, zuletzt Professor in Nijmegen) erwähnt, von welchem Jöcher berichtet: „Er mochte kein Fleisch essen, als bis Würmer darin waren."

Im Trinken unmäßige Gelehrte

hat es nicht wenige gegeben. Ich habe über sie unter dem Titel „Alkoholiker unter den Gelehrten und Schriftstellern" in der „Internationalen Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus und Bekämpfung der Trinksitten" 1913, September-, Oktober- und Novemberheft (Sonderabdruck 32 Seiten 8°) gehandelt. Diejenigen, welche sich des Weines zur Anregung vor oder während der Arbeit bedient haben, sind von mir auch in einem früheren Kapitel der „Gelehrten-Kuriositäten", unter den „Idiergasten" (Ztschr. f. Bücherfreunde, N. F., Jahrg. VII, S. 61 ff.) erwähnt worden.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.



Zu dem Aufsatz: Buchwidmungsbilder in Handschriften und Frühdrucken.

Von Oberbibliothekar Dr. Karl Schottenloher.



Bild 1. Presbiter Albertus und Maria mit dem Kinde (Nr. 47a).



Bild 2. Gaspar de Molino und Andrea Gritti. Miniatur 1530 (Nr. 130).



Bild 3. Berosias und König Anastres Taßri (Nr. 136)



Bild 4. Nicolas Oresme und Karl V. Paris 1489 (Nr. 142).



Bild 5. Antoine Vérard und König Ludwig XII. Miniatur um 1503 (Nr. 146).



Bild 6. Antonius Corsetus und der Jesuater-Orden. Venedig 1495 (Nr. 151).



Bild 7. Guilhelmus Caoursin und Petrus Daubusson. Ulm 1496 (Nr. 155).



Bild 8. Roswitha und Kaiser Otto I. Nürnberg 1501 (Nr. 159).

Buchwidmungsbilder in Handschriften und Frühdrucken.

Von

Oberbibliothekar Dr. Karl Schottenloher in München.

Mit siebzehn Bildern.[1]

I.

In der „Zeitschrift für Bücherfreunde" ist an mehreren Stellen auf die Bedeutung eines Buchschmucks hingewiesen, der uns heute völlig fremd ist, in älteren Zeiten aber eifrige Pflege gefunden hat, es ist die bildliche Wiedergabe der Buchüberreichung, wie sie uns in zahlreichen Handschriften und Frühdrucken bis in das 16. Jahrhundert hinein begegnet. Namentlich hat Rudolf Ehwald[2] betont, daß eine zeitlich geordnete Zusammenstellung dieser Dedikationsbilder einen wertvollen Beitrag für die Kunst-, Kultur- und Literaturgeschichte bilden würde. Ich las die etwas versteckte Stelle, als ich mitten in der Ausarbeitung des Gegenstandes war, und freute mich, meine eigene Auffassung von der Sache bestätigt zu sehen. Was in den folgenden Zeilen gegeben wird, soll freilich einem engeren Ziele dienen, es soll lediglich ein Beitrag zur Geschichte der Liebe zum Buche sein; denn das Buchüberreichungsbild gehört ganz und gar in das Gebiet der Buchpflege hinein, alles andere ist nur Nebenerscheinung. Als beredter Ausdruck der Bücherliebe aber darf der Gegenstand in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" sicher auf besondere Teilnahme rechnen.

Die Sitte, die Widmung eines Buches bildlich darzustellen, ist wohl nicht viel jünger als die Buchüberreichung selbst. Dem Altertum, welches das ganze Buchwesen zu erstaunlicher Höhe entwickelt hat, ist die Buchwidmung nichts Fremdes gewesen; obwohl uns kein Überrest erhalten ist, darf man aus überlieferten Widmungstexten doch schließen, daß ihm auch die bildliche Veranschaulichung des Widmungsvorganges nicht unbekannt gewesen ist.[3]

Das Mittelalter, das wir überall von den Überlieferungen der untergegangenen alten Welt zehren sehen, kennt dreierlei Formen von Bildnisdarstellungen im Buche: das Autoren- oder Schreiberbild, wo, wie im vatikanischen Vergil aus dem 6. Jahrhundert, der Verfasser oder auch der Schreiber zu Ehren kommt, das Repräsentationsbild, das ist die feierliche Wiedergabe des himmlischen oder fürstlichen Empfängers, endlich als eine gewisse Verbindung von Autoren- und Repräsentationsdarstellung das Dedikations- oder Überreichungsbild.[4]

Der Hauptträger der Entwicklung ist das Repräsentationsbild, die Darstellung der himmlischen oder der fürstlichen Gestalt also, der das Buch gewidmet ist. Dem frommen Sinne des Mittelalters entsprach es, den Allmächtigen, den Erlöser, die Evangelisten oder einen Schutzheiligen an die Spitze des Buches zu stellen. Ihnen gesellten sich allmählich die weltlichen und kirchlichen Fürsten zu, denen prunkvolle Handschriften gewidmet wurden. Berühmt sind vor allem die Kaiserbilder der Karolinger und der sächsischen Kaiser geworden.

Aus dem Repräsentationsbild entwickelt sich das Buchüberreichungsbild, das den Verfasser, den Übersetzer, den Schreiber, den Buchmaler sein Werk einem Schutzheiligen oder einem hohen Gönner darbringen läßt. Diese Umwandlung hat nach zwei Seiten hin ihre besondere Bedeutung. Innerlich ist die Unnahbarkeit der Gottheit, des Schutzheiligen, des Herrschers gemildert, überwunden. Der Schützling wird noch unterwürfig genug dargestellt, er tritt in kleinerer Gestalt und demütiger Haltung auf[5], aber es ist doch wenigstens eine Beziehung zu der Schutzgewalt hergestellt und bildlich zum Ausdruck gebracht. Äußerlich haben sich dabei die Aufgaben des Künstlers stark erweitert. Statt einer einzigen unbeweglichen Gestalt sind jetzt zwei Persönlichkeiten bei dem Vorgang der Buchüberreichung darzustellen. Statt des typischen,

1 Zur bildlichen Veranschaulichung des Gegenstandes haben die Antiquariate Josef Bär in Frankfurt a. M., C. G. Boerner in Leipzig, Jacques und Ludwig Rosenthal in München in wirksamster Weise durch freundliche Überlassung von zwölf Druckstöcken beigesteuert. Es sei ihnen auch an dieser Stelle der gebührende Dank ausgesprochen! Die übrigen Bilder gründen sich auf Vorlagen der Münchener Staatsbibliothek.

2 „Der älteste Zeuge für Gutenberg", Jahrg. 4 (1900/01), Bd. 1, S. 129, besonders S. 138.

3 Vgl. Ludwig Traube, Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte römischer Schriftsteller (Sitzungsberichte der philos., philolog. und histor. Klasse der bayer. Akademie der Wissenschaften zu München 1891, S. 410 ff.

4 Vgl. dazu Georg Swarzenski, Die Regensburger Buchmalerei des 10. und 11. Jahrhunderts. Leipzig 1901, S. 49. — Max Kemmerich, Malerische Porträts aus dem deutschen Mittelalter vom 8. bis etwa zur Hälfte des 13. Jahrhunderts (Repertorium für Kunstwissenschaft, Bd. 29, 1906, S. 532 ff.). Max Kemmerich, Die frühmittelalterliche Porträtmalerei in Deutschland bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. München 1907. — F. Philippi, Zu den Porträts deutscher Herrscher (Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte, Bd. 24, Hannover 1909, S. 523 ff.).

5 Vgl. Max Kemmerich, Porträtschmuck in deutschen Handschriften des frühen Mittelalters (Zeitschrift für Bücherfreunde, Jahrg. 12, 1908/09, Bd. 1, S. 243 ff.).



durch die Vorbilder fest bestimmten Repräsentationsbildes muß der Künstler, da es sich mehr und mehr um lebende Persönlichkeiten handelt, die Unterscheidungskunst steigern, allmählich Bildähnlichkeit erstreben, ein Ziel, das, unendlich schwer zu erreichen, immer wieder ersichtlich versucht wird und diesen Darstellungen einen besonderen Reiz gewährt.

Ihren Höhepunkt erreicht die Entwicklung des Widmungsbildes im ausgehenden Mittelalter, wo unter dem Einfluß des gesteigerten Selbstbewußtseins und des wiedererweckten Altertums die Begierde nach Ruhm, die Bedeutung des Schriftstellers, die Liebe zum Buche ständig im Wachsen ist. Der Fürst bekränzt den Dichter mit dem Lorbeer, belohnt ihn mit klingendem Golde, der Dichter besingt seinen Gönner dafür mit unsterblichen Versen, das Buch hält die Lobpreisung ewig fest, so ist eine Gabe die andere wert. Der Dichter tritt fast ebenbürtig den Mächtigen der Erde zur Seite, wird der Sänger und Verwalter des Ruhmes, das Buch der Liebling der fürstlichen Höfe. Dieses Verhältnis nahm an Bedeutung noch zu, als die Erfindung Gutenbergs das Schriftwerk und den Ruhm auf wundersame Weise ins Unendliche verbreiten half. Aus dieser engen Verbindung des Literatentums mit dem fürstlichen Gönnerwesen der Renaissancezeit sind jene zahlreichen Widmungsbilder erwachsen, wie sie in den Handschriften und Druckwerken des ausgehenden Mittelalters enthalten sind. Die ganze Entwicklung ist unzertrennlich mit der gesteigerten Buchpflege erst des französischen und burgundischen, dann des kaiserlichen Hofes verbunden. Maximilian I. ist der letzte Held des Widmungsbildes, das nach seinem Tode unter den Bedrängnissen einer schwer ringenden Zeit mehr und mehr aus dem Vorrat der buchschmückenden Zutaten verschwindet und heute nur mehr als Denkmal der Vergangenheit von einer längst entschwundenen Sitte früherer Zeiten erzählt.

Wenn das folgende Verzeichnis eine zusammengedrängte zeitliche Übersicht über die Widmungsbilder zu geben versucht, so schließt schon die Häufigkeit und das Versteckspiel dieses Buchschmucks die Vollständigkeit in der Aufzählung aus. Immerhin dürfte das Gebotene genügen, um das ganze Gepräge, den Sinn und die Bedeutung des Widmungsbildes zu deutlicher Anschauung zu bringen.

I. Widmungsbilder in Handschriften.

1. Das älteste ist zugleich das berühmteste aller Widmungsbilder, es schmückt die sogenannte Vivienbibel der Pariser Nationalbibliothek vom Jahre 850, eine Prachthandschrift, in der der Höhepunkt der karolingischen Buchmalerei erreicht zu sein scheint (Ms. lat 1 fol. 423): Karl der Kahle thronend, von seinen Trabanten umgeben, erwartet einen Zug von elf Mönchen, die ihm, mit Graf Vivien, Abt von St. Martin zu Tours, an der Spitze, die rotgebundene Bibel auf einem goldgesäumten Tuche überreichen wollen. Es ist das prächtigste Farbenbild, das sich je in einer gemalten Buchüberreichung findet. Gute Abb. bei: Le Comte Auguste de Bastard, Peintures et ornaments des manuscrits T. 5. Paris 1832/69, Taf. 129; ferner bei Alb. Kuhn, Allgemeine Kunstgeschichte Bd. III, 1. Einsiedeln 1909, S. 170/171; Max Kemmerich in der „Zeitschrift für bildende Kunst" 1906, S. 152f.; Hub. Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei. Berlin 1890, S. 42/43; Camille Couderc, Album de Portraits d'après les Collections du Département des Manuscrits. Paris 1909, Taf. 1.

2. In der für Kaiser Karl den Kahlen geschriebenen Boetiushandschrift der Staatsbibliothek in Bamberg übergibt Boetius, mit grauem Haar und Bart dargestellt, sein rot gebundenes Buch „De arithmetica" dem Senator Symmachus, seinem gelehrten Schwiegervater. Vgl. Franz Friedr. Leitschuh, Geschichte der karolingischen Malerei, ihr Bilderkreis und seine Quellen. Berlin 1894, S. 251 f.

3. 4. 5. 6. Zu den wenigen Widmungsbildern, die sich, immer wieder abgemalt, Jahrhunderte hindurch erhalten haben und auch vom Druck übernommen worden sind, gehören vor allem die beiden Darstellungen, wie Rhabanus Maurus sein figuriertes Lobgedicht auf das hl. Kreuz („De laudibus sanctae crucis") einmal, von Alkuin beschützt, dem segnenden hl. Martin von Tours, dann dem Papst Gregor IV. (827—844) überreicht. Wien, Hofbibliothek. Vgl. Rudolf Beer, Die Miniaturenausstellung der k. k. Hofbibliothek (Kunst und Kunsthandwerk Bd. 5 1912, S. 251); Heinr. Zimmermann, Die Fuldaer Buchmalerei in karolingischer und ottonischer Zeit (Kunstgeschichtliches Jahrbuch der k. k. Zentralkommission für Kunst und historische Denkmale 1910, S. 84); Julius von Schlosser, Eine Fuldaer Miniaturhandschrift der k. k. Hofbibliothek (Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Kaiserhauses Bd. 13, Wien 1892, S. 1 ff., Abb. S. 6).

Rhabanus wollte sein Werk dem Papste Gregor überbringen, seine Gesandten trafen aber den Papst nicht mehr lebend an und übergaben es dem Nachfolger Sergius.

Die beiden Widmungsbilder sind auch auf die Rhabanushandschrift der Vaticana in Rom (Codex reginae Christianae 124) und auf die meisten Abschriften der späteren Jahrhunderte übergegangen. Ein Exemplar seiner Schrift hat Rhaban auch dem Kaiser Ludwig dem Frommen gewidmet.



Es mögen noch zwei Abschriften des 10. Jahrhunderts angeführt werden. Rhabanus Maurus überreicht in einer Halle sein Buch „Liber de laudibus sanctae crucis“ dem Papst Gregor IV. Trinity College in Cambridge. Abb. in F. de Mely, Les primitifs et leurs signatures. Paris 1913, S. 3 und „Burlington Fine Arts Club. Exhibition of illuminated manuscripts“. London 1908, Nr. 22.

Ein ähnliches Bild findet sich in der Turiner Rhabanushandschrift, die durch den Brand vom 26. Juni 1904 zum Teil zerstört worden ist. Abb. bei Giovanni Gorrini, L'incendio della Biblioteca Nazionale di Torino. Torino 1904, Abb. 22.

7. Auch St. Gallen, eine der bedeutendsten Buchwerkstätten des früheren Mittelalters, hat sein berühmtes Widmungsbild: Folchart, ein kunstfertiger Mönch des Klosters (853—883), reicht sein Werk, eine der prachtvollsten Kunstschöpfungen des Mittelalters, dem Abt Hartmut (872—883) dar. Die beiden Mönche stehen, einander zugewandt, an den Außenseiten zweier Litaneibögen, während zwischen ihnen der Weltheiland thront. St. Gallen, Stiftsbibliothek N. 23. Abb. bei Franz Landsberger, Der St. Galler Folchart-Psalter. St. Gallen 1912, Taf. VII.

8. Das Sacramentar von Hornbach in der Diözese Metz, nach 972 geschrieben, heute in Solothurn aufbewahrt, besitzt gleich drei Bilder: der Schreiber Eburnant überreicht das Buch dem Abte Adalbert, dieser widmet es dem hl. Pirmin, Pirmin wieder dem hl. Petrus. Vgl. Anton Springer, Der Bilderschmuck in den Sacramentarien des frühen Mittelalters (Abhandlungen der K. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaft 25. Leipzig 1889, S. 358f.).

9. Auf mehreren Bildern der frühmittelalterlichen Buchmalerei sind Vorgänge, die zeitlich zueinander gehören, getrennt dargestellt. Franz Landsberger hat diese Kunstweise die isolierende genannt im Gegensatz zur kontinuierenden, die zeitlich getrennte Handlungen vereinigt wiedergibt. Ein berühmtes Beispiel der isolierenden Buchüberreichungsform ist der Psalter Erzbischof Egberts von Trier, heute in der Bibliothek zu Cividale aufbewahrt. Da ist auf dem ersten Bilde der Künstler Ruodpreht zu sehen, wie er, nach links gewandt, sein Buch darreichen will. Auf dem zweiten Bilde folgt dann erst der Auftraggeber Erzbischof Egbert (977—993), dem das Prachtwerk übergeben werden soll. Das dritte Blatt bringt Erzbischof Egbert, das vierte den hl. Petrus, beide im gleichen Verhältnis: der Erzbischof bringt dem Schutzheiligen seine Buchgabe dar. Abb. bei H. V. Sauerland und A. Haseloff, Der Psalter Erzbischof Egberts von Trier, Codex Gertrudianus, in Cividale. Trier 1901, Taf. 1—4.

10. Das Evangelium der Stadtbibliothek in Trier, dem Erzbischof Egbert in Trier gewidmet, enthält den Kirchenfürsten mit Überschrift abgebildet, wie er von den beiden Schülern Kerald und Heribert übergoldete Bücher erhält; die beiden treten als untergeordnete Personen in kleiner Gestalt auf. Vgl. Die Miniaturen des Codex Egberti in der Stadtbibliothek zu Trier, herausgegeben von Franz Xaver Kraus, Freiburg i. Br. 1884.

11. Es ist nach den angeführten Beispielen nicht selten, daß in besonderen Prunkhandschriften zwei Widmungsbilder eingeschaltet sind. So auch im Evangelistar des Erzbischofs Gero von Köln, das heute in der hessischen Landesbibliothek zu Darmstadt aufbewahrt wird (Handschrift 1948). Auf dem ersten Bild nimmt Gero das Buch von dem Schreiber in Empfang, auf dem zweiten bringt er es dem hl. Petrus, dem Schutzpatron seines Kirchensprengels, dar. Abb. bei H. V. Sauerland und A. Haseloff, Der Psalter Erzbischof Egberts von Trier. Trier 1901, S. 128ff., Taf. 62 und von Ad. Schmidt in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ N. F. 9, 1917/18 S. 243.

12. Ein eigenartiges Bild in dem Kommentar des Halberstädter Bischofs Haimon zu den Propheten und Visionen Ezechiels läßt Heldric, den Abt von S. Germain d'Auxerre, durch einen Schemel gestützt, ehrfurchtsvoll vor dem hl. Germain, dem das Buch gewidmet ist, auf dem Boden liegen. Paris, Bibl. Nationale. Abb. bei Bastard VI, Nr. 190.

13. Eine Frau ist in einer englischen Handschrift aus dem späten 10. Jahrhundert dargestellt: Die Äbtissin Hildelith von Barking, auf einem Sessel sitzend, vor ihr Aldhelmus, sein Buch „De viginitate“ ihr darreichend; im Gefolge eine Schar von Mönchen, zum Teil mit Büchern. Im Besitz des Erzbischofs von Canterbury. Vgl. Burlington Fine Arts Club. Exhibition of illuminated manuscripts. London 1908, Nr. 8.

14. Wenn Christus als Patron eines Buches aufgerufen wird, ist es selbstverständlich, daß sich der Schutzflehende ganz besonders ehrfurchtsvoll dem Heiland nähert, so ist in dem Evangeliar von St. Einsiedeln aus dem 10. Jahrhundert der Schreiber mit seinem Buch auf einem Schemel knieend dargestellt, während über ihm der Heiland thront. Einsiedeln, Stiftsbibliothek Nr. 17. Abb. bei Albert Kuhn, Allgemeine Kunstgeschichte, Teil 3, Halbbd. 1. Einsiedeln 1909, S. 177.

15. In einer Bamberger Handschrift der Homilien Gregors zu Ezechiel sitzt Kaiser Heinrich II. (1002—1024) auf einem Thronsessel und nimmt von einem Benediktinermönch das Buch entgegen. Dahinter erblickt man die Hand Gottes und den hl. Gregorius schreibend, auf seiner Schulter die Taube als Sinnbild des hl. Geistes. Bamberg, Staatsbibliothek (B IV 11 = Bibelhandschrift 84). Farbige Abb.



bei Heinr. Joachim Jaeck. Viele Alphabete und ganze Schriftmuster aus den Handschriften der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg. Heft 1, Leipzig 1833, Taf. 4.

16. Ein berühmtes Buchüberreichungsbild mit klösterlichem Gepräge begegnet uns in dem Evangeliar der Äbtissin Uta von Niedermünster in Regensburg aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Ein Rundbild umfaßt die Mutter Gottes und das segnende Kind, beide neigen sich zu einer außerhalb des Bildkreises stehenden Nonne, „die ein geschlossenes Buch, dessen schlanke, hohe und schmale Form unserem Kodex genau entspricht, der Himmelskönigin darbringt". München, Staatsbibliothek (Cod. lat. 13601). Abb. bei Gg. Swarzenski, Die Regensburger Buchmalerei des 10. und 11. Jahrhunderts. Leipzig 1901, Taf. XII, Abb. 29.

17. Zu den frommen Darstellungen gehört das mit Feder gezeichnete Kanonbild in einem für die Kirche von Lodrino bestimmten Meßbuch aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts: unter dem Kreuze außer Maria und Johannes ein Mann knieend, ein anderer stehend, das gewidmete Buch zum Kreuze emporhaltend. Mailand, Ambrosiana Cod. A. 24. Abb. bei Pietro Toesca, La pittura et la miniatura nella Lombardia alla metà del quatrocento. Mailand 1912, S. 78.

18. In des hl. Bernwards Evangelienbuch vom Dom zu Hildesheim ist die Buchüberreichung wieder in zwei selbständige Bilder zerlegt: auf der einen Blattseite sieht man Bernward († 1022) in bischöflicher Tracht mit dem Buche in der Hand vor einem Altar, im Hintergrund eine Kirche, auf der nächsten Seite die Muttergottes, von den Erzengeln Gabriel und Michael gekrönt, nach dem Buche langend, das der Bischof dem von ihm gestifteten Kloster St. Michael in Hildesheim gewidmet hat. Abb. bei Stephan Beissel, Des hl. Bernward Evangelienbuch im Dome zu Hildesheim. Hildesheim 1911, Taf. IV und V.

19. Eine ungelenke Federzeichnung von Monte Cassino aus der Zeit des Abtes Theobald (1022—1035) sucht den Klostervorstand wiederzugeben, wie er die „Moralia" des hl. Gregorius dem hl. Benedikt darbringt, der bereits einen Buchkasten offen hält, um die Gabe darin zu verwahren. Monte Cassino (Cod. 73, 129). Farbige Abb. in: „Le Miniature nei codici Cassinei. Monte Cassino 1887". Taf. des 11. Jahrhunderts.

20. Ein Kölner Kanoniker Hillinus ließ durch die Kleriker Purchard und Chuonrad ein Evangeliar herstellen und mit einem Bilde ausstatten, das ihn darstellt, wie er, den alten Kölner Dom im Hintergrunde, dem thronenden hl. Petrus das Buch darreicht. Köln, Kapitelbibliothek (Nr. XII). Vgl. H. Janitschek, Geschichte der Deutschen Malerei. Berlin 1890, S. 85.

21. Ein wahrscheinlich im Kloster Echternach um 1045 entstandenes Prunkgemälde im berühmten Codex aureus des Escorial stellt unter dem Speierer Dom die Muttergottes dar, wie sie mit der Linken die Kaiserin Agnes segnet, mit der Rechten von Kaiser Heinrich III. (1039—1056) die der Speierer Kirche gewidmete Evangelienhandschrift in Empfang nimmt. Bibliothek des Escorial. Abb. bei Max Kemmerich, Die Deutschen Kaiser und Könige im Bilde. Leipzig 1910, S. 18.

22. In dem Echternacher Evangeliar, das in dem Kloster zur Erinnerung an den Besuch Kaiser Heinrichs III. geschrieben wurde (vor 1046) und heute in der Stadtbibliothek in Bremen aufbewahrt wird, geleitet ein Bild in die Schreibstube der Mönche, ein anderes stellt die Übergabe der Handschrift durch den Abt an Heinrich III. dar. Bremen, Stadtbibliothek. Vgl. H. Janitschek, Geschichte der Deutschen Malerei. Berlin 1890, S. 86.

23. Ein Abt widmet einem thronenden König, wohl Heinrich III. oder Heinrich IV. sein Buch, ein Evangelium. Berlin, Kupferstichkabinett (Nr. 3.) Vgl. Kemmerich, Malerische Porträts, S. 543, Nr. 52. 53.

24. Unbestimmt sind die dargestellten Personen in dem Pommersfeldener Gebetbuch aus dem 11. Jahrhundert, wo ein Geistlicher einem jungen Herrscher, vielleicht König Heinrich IV., das Buch überreicht. Pommersfelden, Gräfl. Schönbornsche Bibliothek (Cod. 2940, Bl. 37b). Vgl. J. A. Endres und A. Ebner, Ein Königsgebetbuch des 11. Jahrhunderts (Festschrift zum 1100jährigen Jubiläum des deutschen Campo Santo in Rom. Freiburg i. Br. 1897, S. 303).

25. Eine getrennte Widmungsdarstellung weist die Echternacher Handschrift „Vita Willibrordi" aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts auf: auf der Rückseite des ersten Blattes ist der Mönch Theofrid (Thifrid, † 1110) mit dem Buche, auf der gegenüberliegenden Seite der hl. Willibrord sitzend dargestellt. Gotha, Landesbibliothek (164). Vgl. H. Janitschek, Geschichte der Deutschen Malerei. Berlin 1890, S. 86.

26. Aus dem Kloster Mondsee in Oberösterreich stammt ein Widmungsbild in Federzeichnung aus der Zeit um 1100: der hl. Bischof Martin († 580) überreicht dem Suevenkönig Miro sein ihm gewidmetes Buch: „De virtutibus quatuor". Wien, Hofbibliothek (Cod. 791). Abb. bei Gg. Swarzenski, Die Salzburger Malerei von den ersten Anfängen bis zur Blütezeit des romanischen Stils. Leipzig 1908/13, Abb. 72.

27. Hidda, die Äbtissin des westfälischen Frauenstifts Meschede, langt in dem Evangeliar, das sie für ihr Kloster schreiben ließ, der hl. Walpurga die Handschrift dar. Darmstadt, Landesbibliothek Nr. 1640, abgebildet von Ad. Schmidt in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" N. F. 9 1917/18, S. 246.

28. Eine berühmte Frau, Markgräfin Mathilde von Tuscien, die Inhaberin des Schlosses zu Canossa († 1115), sieht man in einer vatikanischen Handschrift vom Jahre 1114 abgebildet: auf einem Throne sitzend nimmt sie das Buch entgegen, das ihr ein Mönch mit einem Widmungsverse darbringt. Rom, Vaticana. Abb. bei S. Widmann, P. Fischer und W. Felten, Illustrierte Weltgeschichte, Bd. 2. München 1908, S. 317.

29. Gute Bildnisse in Federzeichnung schmücken eine aus Regensburg stammende Münchener Handschrift: Abt Rodpertus von Deutz (Rupertus Tuitiensis, † 1129) schenkt dem Bischof Kuno von Regensburg (1126—1132) seine Schrift „De divinis officiis", beide Persönlichkeiten sind stehend dargestellt. Abb. bei Kemmerich, Porträtmalerei S. 106.

30. Die klösterlichen Widmungsbilder tragen fast alle das gleiche Gepräge, sie rufen die Schutzheiligen ihres Hauses zur huldvollen Annahme ihrer Darbietungen auf. So entstand im Kloster Lambach jenes hübsche von Heiligengestalten umrahmte Bild, das den Mönch Gottschalk darstellt, wie er sein Buchwerk „Vitae sanctorum" von St. Victor der von Engeln umschwebten Mutter Gottes darreicht, der das Kloster geweiht ist. Berlin, Staatsbibliothek (Ms. theol. lat. IV. 140). Abb. bei Swarzenski, Die Salzburger Malerei von den ersten Anfängen bis zur Blütezeit des romanischen Stils. Leipzig 1903, Abb. 414.

31. 32. Ebenso nimmt wieder die Mutter Gottes das Benedictionale des Mönches Haymo (Lambach, Stiftsbibliothek, Cod. 73) und das Benedictionale des Abtes Bernhard (1149—1169) in Empfang. Kremsmünster, Stiftsbibliothek, Cod. 135. Abb. bei Swarzenski, Die Salzburger Malerei, Abb. 422 u. 421.

33. Erzbischof Eberhard von Salzburg (1147—1164) reicht eine Augustinushandschrift (in Genesim) dem hl. Rupert dar. Federzeichnung mit Farben vertont. München, Staatsbibliothek (Cod. lat. 15812). Abb. bei Swarzenski, Die Salzburger Malerei, Abb. 391.

34. Die Widmung eines Buches an die Schutzheiligen einer Kirche oder eines Klosters gehörte so zu den häufigsten Gepflogenheiten des mittelalterlichen Bücherwesens. In dem Fraternitätsbuche des Klosters Corvey z. B. sind in dem Widmungsbilde oben der hl. Stephan, ihm zur Seite die Äbte Warinus und Hildwinus dargestellt, unten der Propst Adalbert das Buch in die Höhe reichend. Münster i. W., Staatsarchiv (Ms. I. 133). Abb. bei Oscar Döring, Meisterwerke der Kunst aus Sachsen und Thüringen. Magdeburg 1905, Taf. 111, Nr. 1.

35. In das bayerische Kloster Ottobeuern führt uns das Breviarium Romanum, von dem dortigen Bruder Reinfredes vor 1181 geschrieben und dem Papst Alexander III. (1159—1181) gewidmet. Hier ist nur der Schreiber abgebildet, sein Buch mit der Rechten in die Höhe haltend, den Namen des Empfangenden erfahren wir aus einer Schriftrolle, die Reinfredes in der linken Hand hält. Berlin, Kupferstichkabinett, Hamiltonerwerbung Nr. 120. Abb. bei H. Janitschek, Geschichte der Deutschen Malerei. Berlin 1890, S. 131.

36. Propst Ulrich von Herrenchiemsee (1163—1179) bringt eine Eusebiushandschrift (Historia ecclesiastica) dem hl. Sebastian dar. Federzeichnung. München, Staatsbibliothek (Cod. lat. 4253). Vgl. Gg. Leidinger, Verzeichnis der wichtigsten Miniaturenhandschriften der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek München. München 1912, S. 12, Nr. 52. Photographie Teufel. Vgl. Verzeichnis der Einzelphotographien von Teufel (Riehn & Tietze). München 1914, Nr. 2650.

37. Kaum mehr als Buchüberreichungsbild zu erkennen ist jene eigenartige Darstellung in einem Breviarium aus dem Kloster Michelbeuern, wo im Hauptfelde Christus mit dem hl. Michael und der Mutter Gottes abgebildet ist, während ganz unten, fast verschwindend, der Abt Walther (1161—1190) im Brustbild, das Buch in der Hand, sichtbar ist. München, Staatsbibliothek (Cod. lat. 2871c). Abb. bei Swarzenski, Die Salzburger Malerei, Abb. 281.

38. Die ältere Buchmalerei liebt es, ihre Darstellungen durch Kennworte und Überschriften deutlicher zu machen. In dem Mainzer Pontificale, das heute in Paris aufbewahrt wird, sind die Namen des Erzbischofs Christian I. (1167—1183) und des Mönches Friedrich über die beiden Gestalten geschrieben, die das Buch überreichen und empfangen. Außerdem sind Verse beigefügt, in denen der Mönch den Erzbischof um wohlwollende Aufnahme des Buches bittet, dieser dem Gebenden himmlischen Lohn verheißt. Paris (Latin 946). Abb. bei Couderc, Taf. 6.

39. Abt Altun von Weihenstephan (1182—1197) reicht eine Horatiushandschrift dem hl. Stephan dar. Federzeichnung. München, Staatsbibliothek (Cod. lat. 21563). Photographie Teufel Nr. 2644. Vgl. Leidinger S. 12, Nr. 53.

40. Ein richtiges Schutzheiligenbild begegnet uns in dem berühmten Salzburger Antiphonar von St. Peter aus dem 12. Jahrhundert: in dem oberen Felde sehen wir den hl. Petrus zwischen den zwei heiligen Bischöfen Amandus und Rupert thronen, unten zwischen zweien Diakonen einen knieenden Abt sein Buch emporreichend. Salzburg, St. Peter. Abb. bei Georg Swarzenski, Die Salzburger Malerei, Abb. 327 und Franz Wickhoff, Beschreibendes Verzeichnis der illuminierten Handschriften in Österreich, Bd. 2. Salzburg 1905, Taf. 4.

41. Ein farbenreiches Bild des 12. Jahrhunderts schmückt eine Pariser Handschrift mit einem Kommentar des Benediktiners Raoul de Flay zu Leviticus: oben erblickt man Moses und Aaron, der gerade opfert, unten den hl. Petrus mit dem Schlüssel, vor ihm einen Mönch Andreas mit dem Buch. Paris (Nr. 11564), aus St. Germain. Abb. bei Bastard VII, 1, Nr. 249.

42. Bei manchem Widmungsbild hat es der Schreiber oder Maler versäumt, die Namen beizufügen. So wissen wir nicht mehr, wen das Bild im Evangeliar des Klosters Hardehausen darstellen soll: ein Mönch eignet einer unbekannten Persönlichkeit sein Buch zu. Kassel, Landesbibliothek (Misc. Theol. Col. 59). Vgl. Kemmerich, Porträtmalerei, S. 153, Nr. 29 und 30.

43. In die große Zahl der Widmungen an Heilige ist das Bild der Würzburger Bibel vom Jahre 1246 einzureihen, die Abt Konrad von St. Burchard dem Schutzheiligen des Klosters gewidmet hat. Als Hersteller des Bildes ist ein „Hainricus pictor“ genannt, der wohl zugleich der Darbringer ist. Abb. bei Mely, Taf. 2.

44. Kaiser Friedrich II. (1212—1250), mit dem Zeichen des Kreuzfahrers auf der Brust, den Reichsapfel in der Linken, auf einem Sessel thronend, ihm zur Seite in ganz kleiner Gestalt, sein Buch „De expeditione Jerosolymitana“ zum Kaiser emporhebend, der Propst Heinrich von Schäftlarn, so stellt eine vatikanische Handschrift den Widmungsvorgang dar. Vor der überragenden Gestalt des Kaisers verschwindet der demütig hingestreckte Darbringer ganz. Rom, Vaticana (Cod. lat. 2001). Abb. bei Max Kemmerich, Die Deutschen Kaiser und Könige im Bilde, Leipzig 1910, S. 29 und Stephan Beissel, Vatikanische Miniaturen. Freiburg i. Br. 1893, Taf. XIX.

45. Schwer zu deuten ist ein wichtiges Widmungsbild aus der Hohenstaufenzeit, es findet sich in der sogenannten „Manfredbibel“, die dem König Manfred († 1266), dem natürlichen Sohne Kaiser Friedrichs II., vor 1258 gewidmet ist, und stellt die Überreichung des Buches durch eine unbekannte, hochgestellte Persönlichkeit dar, während der Schreiber Johensis mit der Feder in der Hand unten sichtbar ist. Rom, Vaticana (Cod. lat. 36, Bl. 522b). Abb. bei Graf zu Erbach-Fürstenau, Die Manfredbibel. (Kunstgeschichtliche Forschungen. Herausgeg. vom Preuß. Histor. Institut in Rom, Bd. 1.) Leipzig 1910, Titelbild.

46. Eine förmliche Sammlung von Überreichungsbildchen schmückt die „Encyclopedie médicale“ des arabischen Arztes Rhazes, 1279 durch den Juden Faray für Charles I. d'Anjou, König von Neapel (1220—1285), ins Lateinische übersetzt. Ein Prinz von Tunis vertraut das Buch dreien Gesandten an, diese überreichen es dem König, der König übergibt es dem Juden Faray, der es übersetzen soll. Die kleinen Darstellungen sind von dem Mönch Giovanni aus Monte Cassino gemalt. Paris (Latin 6912). Abb. bei Couderc, Taf. 8.

47. In hübscher Federzeichnung und eigenartiger Auffassung bringt eine Salzburger Handschrift vom Jahre 1280 den Konvent des Klosters St. Peter zur Darstellung: Kustos Hermann reicht in Gegenwart von sieben Mönchen dem Abt Dietmar das Buch dar. Salzburg, St. Peter (Cod. P). Abgeb. von Max Kemmerich in: Porträtschmuck in deutschen Handschriften des frühen Mittelalters (Zeitschrift für Bücherfreunde 12, 1908/09 1, S. 250).

47a. Das Auktionsinstitut C. G. Boerner in Leipzig hat im Jahre 1912 ein einzelnes Buchgemälde auf den Markt gebracht; die Handschrift, zu der es gehört, wird kaum mehr festzustellen sein. Auf einem hohen Thronsessel sitzt die Mutter Gottes mit dem Kinde und langt mit der Rechten nach dem Buche, das ihr ein knieender Geistlicher darreicht. Die Aufschrift nennt ihn Albertus, der dieses Buch der Jungfrau darreiche, die Klosterschwestern möchten für ihn beten. Zu Füßen der Himmelskönigin sieht man eine Nonne, Liugardt, ausgestreckt, die die Schutzheilige des Klosters um Barmherzigkeit anfleht. Über dem Widmungsbilde ist das Kloster dargestellt, dem die Handschrift gehören sollte. Farbige Abb. im Auktionskatalog 110 von C. G. Boerner, Taf. 17, vgl. S. 11, wo das eigenartige Bild in das 13. Jahrh. verwiesen ist. Bild 1, von dem Leipziger Auktionsinstitut gütigst zur Verfügung gestellt.

48. Im Jahre 1312 schrieb der Kanonikus Benessius für Kunigunde, die Tochter König Ottokars von Böhmen, Äbtissin des Klosters St. Georg auf dem Hradschin, das von Frater Colda verfaßte Passionale ab und schmückte es mit einer Reihe illuminierter Zeichnungen. Ein Widmungsbild zeigt die Äbtissin unter einem gotischen Bogen thronend, wie sie das Buch von dem knieenden Frater Colda entgegennimmt, hinter diesem kniet der Schreiber Benessius; auf der andern Seite neun Klosterfrauen. Die Köpfe, leicht individualisiert, bezeugen, daß der Künstler Bildnisse der Insassen des Klosters geben wollte. Vgl. Hub. Janitschek, Geschichte der Deutschen Malerei. Berlin 1890, S. 174.

49. Eine von der üblichen Form der Widmungsbilder stark abweichende Darstellung hat die Heiligenbeschreibung des Mönches Yves „Vie et miracles de S. Denis“ aufzuweisen. Es ist das königliche Schloß abgebildet, in einzelne Bildchen aufgelöst. Im Mittelpunkte König Philipp der Lange (1294—1322), der stehend von Gilles de Pontoise, dem Abt von Saint-Denis, dem der Schreiber Yves folgt, das Buch entgegennimmt. In einem anderen Teil des Schlosses sieht man einen Affenführer einherschreiten. Ihm gegenüber reiten zwei Hofleute aus. Unten rudert ein Mann in einem Kahn. Paris



(Français 2090, eine Nachbildung davon in Latin 5826). Abb. in Légende de Saint Denis. Reproduction des miniatures du manuscrit original présenté en 1317 au roi Philippe le Long. Introduction per Henry Martin. Paris 1908, Taf. 2; Couderc Taf. 10 und 11.

50. Jean Sieur de Joinville, der erste bedeutende französische Geschichtschreiber (1224—1319) und Freund Ludwigs des Heiligen, widmete seine „Histoire de S. Louis" dem französischen König Ludwig X., dem Zänker (1289—1316). Die älteste, aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammende Handschrift stellt den König auf einem Sessel sitzend dar, wie er von dem Verfasser das Buch empfängt. Paris (Français 13568). Abb. bei Couderc, Taf. 9, 2.

51. Papst Bonifaz VIII. und der Franziskanermönch Guillaume de Saint-Pathus, der Beichtvater der Königin Marguerite, sind in der Lebensbeschreibung Ludwigs des Heiligen (Vie de S. Louis) dargestellt, wie der Mönch, von seinem ganzen Orden gefolgt, das Buch dem Papste darreicht, der von zwei Kardinälen begleitet ist. Paris (Français 5716). Abb. bei Mely, S. 47; Couderc, Taf. 16; Leopold Delisle, Fac Simile de livres copiés et enluminés pour le roi Charles V. Paris 1903, Taf. 13.

52. Ein hübsches Initialenbildchen, im Jahre 1368 von dem Schönschreiber Raoulet d'Orleans geschaffen, umschließt eine Frauengestalt, wie sie ein Buch, es ist die französische Übersetzung der 40 Homilien des hl. Gregors, dem König Karl V. in die Hände legt. Der Überbringer des Werkes ist Pierre de Hangest. Paris, Biblioth. de l'Arsenal (Ms. Franç. 2247). Abb. bei Leopold Delisle, Fac Simile de livres copiés et enluminés pour le roi Charles V. Paris 1903, Taf. 4.

53. 54. Vorgänge aus dem Leben des Buches darzustellen, war ein beliebter Gegenstand für Buchmaler, die ihre ganze Tätigkeit der Herstellung von Handschriften widmeten. So erblickt man auf dem viergeteilten Bilde einer dem König Karl V. (1337—1380) gewidmeten Valerius Maximus-Übersetzung in dem einen Viereck einen Schreiber mit der Abschrift des lateinischen Textes beschäftigt, im zweiten Felde schreibt der Übersetzer Simon de Hesdin die französische Übersetzung nieder. Im dritten und vierten Teil reicht der Herausgeber dem Könige seine Übertragung dar. Paris (Français 9749). Abb. bei Couderc, Taf. 25. Eine andere Valerius Maximus-Übersetzungsausgabe ist reich mit Nebenvorgängen ausgestattet. Außer dem Fürsten und dem knieenden Geistlichen sieht man einen Falkenier mit Falken, einen Jungen mit einem Affen und zwei Hunde dargestellt. Leipzig, Stadtbibliothek (Msc. Nr. LXXI und LXXII). Abb. bei Rob. Bruck, Die Malerei in den Handschriften des Königreichs Sachsen. Dresden 1906, S. 262, Abb. 172.

55. 56. 57. 58. 59. 60. Nicht leicht einem anderen mittelalterlichen Fürsten sind so viele Widmungsbilder dargeboten worden als dem genannten König Karl V.[1] Da ist er einmal auf seinem Thronsessel dargestellt, von dem Maler Jean de Vaudetar eine aufgeschlagene bildgeschmückte Bibel empfangend (Haag, Musée Meerman-Westreenen. Abb. bei Couderc, Taf. 20). Ein anderes Mal übergibt Jacques Bauchant seine Übersetzung „Le Livre des voies de Dieu ou des Visions de sainte Elisabeth" dem thronenden König (Paris, Français 1792. Abb. bei Couderc, Taf. 26). Auf einem kleinen Bildchen der französischen Augustinus-Übersetzung von Raoul de Presles steht der hl. Augustinus schützend neben dem Übersetzer, der das aufgeschlagene Buch dem Könige hinreicht.[2] Im Hintergrunde sehen zwei Engel vor einem Vorhange zu (Paris, Français 22912. Abb. bei Couderc, Taf. 27, 2 und Zeitschrift für Bücherfreunde 10, 1906/07 I, S. 190). In Begleitung seines Ordensobern überbringt Jean Golein dem König seine Übersetzung des Buches „Le Livre de l'information des princes" (Paris, Français 1950. Abb. bei Couderc, Taf. 28; Leop. Delisle, Fac Simile de livres copiés et enluminés pour le roi Charles V. Paris 1903, Taf. 3). Ohne jede Begleitung treten König und Überbringer in der französischen Übersetzung des Schachzabelbuches „Le Jeu des échecs moralisés" von Jacobus de Cesolis auf: der König nimmt das Buch dem knieenden Übersetzer Jean Du Vignay ab (Paris, Français 1728. Abb. bei Couderc, Taf. 32). Nicolaus Oresme, der spätere Bischof von Lisieux, bietet in einer weiteren Handschrift dem königlichen Schüler seine Aristoteles-Übersetzung (Oeuvres morales et politiques) dar; durch zwei Fenster blickt man auf eine Landschaft und den sternbesäten Himmel hinaus. Bibliothèque de Rouen. Abb. in E. H. Langlois, Essai sur la calligraphie des manuscrits du moyen-âge. Rouen 1841, S. 62/63.

Seit dieser ausgiebigen Verwendung des Buchüberreichungsbildes unter Karl V. wurde dieser Buchschmuck unter dem Einfluß der prunkliebenden französischen Könige in Frankreich und im Anschluß daran auch in Burgund zur festen Überlieferung der Buchmalerschulen. Die Künstler wetteiferten dabei, durch Anbringung aller möglichen Zutaten, Ausblicke in Landschaften, Belebung durch Hunde oder Affen, Darstellung von Schloßteilen den engbegrenzten Gegenstand zu erweitern. Bei vielen solchen Bildern ist nur der Vorgang zu schildern gesucht, die Widmung nur in eine malerische Form

1 Vgl. L. Delisle, Fac Simile de livres copiés et enluminés pour Charles V. (Paris 1911) und Camille Couderc in der Gazette des Beaux-Arts. Vol. 49. Paris 1907 I, S. 461.

2 Dieses Widmungsbild ist in zahlreichen Nachschriften wiederholt. Vgl. Le comte A. de Laborde, Les manuscrits à peintures de la Cité de Dieu de Saint Augustin, T. 3. Paris 1909, Taf. 14 und öfters.



gebracht, ohne daß dabei Bildnistreue angestrebt ist; bei einzelnen dagegen ist zweifellos darnach getrachtet, Gesicht und Gestalt der auftretenden Persönlichkeiten richtig wiederzugeben. Nirgends anderswo sind so viele solche Bilder entstanden als in den Malerwerkstätten Frankreichs und Burgunds. Camille Couderc, der die Porträte der Pariser Handschriften zusammengestellt hat, bringt unter seinen 192 Abbildungen allein 56 Buchüberreichungsbilder. Darnach läßt sich der Umfang dieser französischen Sitte ermessen.

61. Eine Miniatur des Buchmalers Bernard von Toulouse bildet den Kardinal Anglic Grimaud, Bischof von Avignon († 1387), ab, wie er der Mutter Gottes mit dem Kinde das Grundbuch seines Bistums übergibt. Vaucluse, Archiv (Registre G 10). Abb. bei L. H. Labande, Les miniaturistes Avignonais et leurs oeuvres (L'art chrétien, 3. Apr. 1885).

62. Philippe de Maizières übergibt, das Knie beugend, dem englischen König Richard II. seine „Epistle" (1395/96), worin er den Fürsten um Frieden und Freundschaft mit König Karl VI. von Frankreich angeht. London, Brit. Museum (Royal Ms. 20, B. VI). Abb. bei George F. Warner, British Museum. Reproductiones from illuminated manuscripts. Series I. London 1906, Taf. 25.

63. Eine hübsche Federzeichnung der Pariser Handschrift Français 811 versucht die Szene festzuhalten, wie Honoré Bonet der Fürstin Valentine von Mailand, einer Herzogin von Orleans, in Gegenwart zweier Hofdamen sein Buch „L'Apparition de Jean de Meung" übergibt; zu den ungelenken Gestalten bilden die feinen Frauengesichter einen merkwürdigen Gegensatz. Abb. bei Couderc, Taf. 41.

64. Ein reichbewegtes Bild leitet die Sammlung von Reiseberichten (Livre des Merveilles) ein, die Jean Hayton dem burgundischen Herzog Jean Sans Peur gewidmet hat. Der Schreiber des Werkes reicht sein mit Schließen beschlagenes Buch dem Fürsten dar, dem zwei Begleiter zur Seite stehen. Unter einem Bogen der Halle sehen zwei Hofleute dem Vorgange zu, zwei andere sind, mit einem Buche beschäftigt, unter einem Fenster sichtbar. Unter dem Bilde beginnt der Text. Die Handschrift hat Herzog Jean im Jahre 1413 seinem Onkel Jean de Berry verehrt. Paris (Français 2810). Abb. bei Couderc, Taf. 62 und Comte Paul Durrieu, Le maître des Heures du Maréchal de Boucicaut. Paris 1906, S. 17.

65. Eine der besten früheren englischen Bildnisdarstellungen liegt in einem Lectionarium vor, das Lord John Lovel im Jahre 1408 der Kathedrale von Salisbury gewidmet hat. Der Lord steht an einem Fenster und neigt sich zu dem Mönche John Siferwas, dem Hersteller des Buches, heraus, der ihm das fertige Werk darreicht. London, Brit. Museum (Ms. Harl. 7026). Abb. in: British Museum. Reproductions from illuminated manuscripts Series II. London 1907, Taf. XVI und bei Mely, S. 305.

66. 67. 68. Eine erfrischende Abwechslung in die große Zahl der Buchüberreichungsbilder gaben die Darstellungen, auf denen eine Frau, die Geschichtsschreiberin Christine de Pisan (1363—1431), ihre Werke darbringt, einmal dem Herzog Louis von Orleans (1372—1407), ein anderes Mal dem König Karl VI. Paris, Français 606 und 836. Abb. bei Couderc, Taf. 53, 1 und 2. Besonders reizvoll ist ein drittes Bild, wo die Frau der Frau: Christine de Pisan der französischen Königin Isabella (Isabeau) von Bayern († 1435), das gewidmete Buch überreicht. London, Brit. Museum (Harley 4431). Abb. in Oeuvres poétiques de Christine de Pisan. Publiées par Maurice Roy. T. III. Paris 1896, Titelbild; farbige Abb. bei Henry Shaw, Dresses and decorations of the Middle Ages. London 1843.

69. In mancher Handschrift ist das Widmungsbild zu einer großen Schaudarstellung erweitert, so in der prunkvollen Handschrift „Lamentations", die Pierre Salmon dem König Karl VI. gewidmet hat. Da wird uns das ganze Leben des königlichen Schlosses vorgeführt, in dessen Mittelpunkt sich der Vorgang der Buchüberreichung abspielt. Hinter dem Verfasser erblickt man den berühmten Herzog de Berry in Unterhaltung mit zwei Männern des Hofes. Paris, Français 23279. Abb. bei Couderc, Taf. 57 und Durrieu, Le maître des Heures de Boucicaut. Paris 1906, S. 23. In der gleichen Handschrift ist Salmon nochmals dargestellt, wie er dem König das Buch überreicht; im Hintergrund unterhält sich dieses Mal Jean Sans Peur mit einem Begleiter. Abb. bei Couderc, Taf. 58, 2.

70. Mögen diese Widmungsbilder zum Teil ob ihrer Gleichartigkeit künstlerisch recht einförmig wirken, sie üben mit den dargestellten Persönlichkeiten immer einen gewissen Reiz aus. Fast alle die bedeutenden Männer des französischen Hofes, vor allem die bekannten Bücherfreunde, begegnen uns in ihnen. Da darf auch der Herzog Jean de Berry (1340—1416), der berühmte Besitzer des nach ihm benannten herrlichen Stundenbuches (Grandes Heures du duc de Berry) nicht fehlen. Er sitzt in lässiger Stellung auf seinem Sessel, vor ihm kniet ein Mönch, der Augustiner Jacques Le Grant, sein 1410 verfaßtes Buch „Livre des bonnes moeurs" dem Herzog überreichend. Paris (Français 1023). Abb. bei Couderc, Taf. 64.

71. Eine bemerkenswerte Darstellung des Bücherliebhabers birgt die Pariser Handschrift des Psalmenkommentars von Pierre de Herenthals, 1416 für Hugues de Lusignan, genannt der Kardinal von Chypre, niedergeschrieben. Der Kirchenfürst sitzt in seinem Studierzimmer, dessen reicher Büchervorrat den Gelehrten verrät, und prüft mit Kennerblick eine vor ihm auf dem Pulte liegende Handschrift, die man ihm soeben gebracht hat, während am Eingang vier Männer, wohl Kaufleute, mit



einem zweiten Buch auf das Ergebnis der Prüfung warten. Es ist also kein eigentliches Überreichungsbild, gehört aber mit seiner ähnlichen Gestaltung des Gegenstandes in dieselbe Reihe. Es ist sonst kein Gegenstück davon bekannt. Paris (Latin 432). Abb. bei Couderc, Taf. 67.

72. 73. 74. Bei vielen solchen Widmungsbildern scheint es sich nur um eine Mode, nicht um wahrheitsgetreue Bildnisse, gehandelt zu haben, so unpersönlich sind die Gesichter der auftretenden Personen wiedergegeben. Solch schablonenhaftes Gepräge trägt z. B. das Bild, auf dem Jean Lebégue seine Übersetzung des Buches über den punischen Krieg (Liber de bello punico) von Leonardo Aretino dem König Karl VII. (1407—1461) darreicht. Die Darstellung wird durch ein zahlreiches Gefolge und den Ausblick in eine Stadt belebt. Paris (Français 724). Abb. bei Couderc, Taf. 78. Auf einem zweiten Bilde tritt König Karl VII. mit Gefolge in einer offenen Vorhalle auf, vor ihm beugt Gilles Le Bouvier, genannt Berry, das Knie und reicht ihm sein Wappenbuch „Armorial" dar. Von der Halle aus blickt man in einen Meereshafen, vielleicht La Rochelle, hinaus, wo sich Schiffe und Kähne tummeln. Paris (Français 4985). Abb. bei Mely, S. 197 und Couderc, Taf. 76, 2. Nochmals ist der König in der französischen Petrarca-Übersetzung der Dresdener Landesbibliothek dargestellt: unter einer Säulenarchitektur thronend nimmt der Fürst in Gegenwart seines Gefolges das Buch von dem knieenden Herausgeber, dem Hofgeistlichen Jean d'Augin, entgegen. Dresden (Misc. oct. 54). Abb. bei Rob. Bruck, S. 306.

75. Der berühmte Büchersammler Louis de Bruges, seigneur de La Gruthuyse (1422—1492), überreicht dem französischen König Karl VIII. das in seinem Auftrag hergestellte „Livre des tournois du roi René". Das Prunkbild stellt den König in voller Herrschertracht mit vielem Gefolge dar, er hat 1489 den Geber und 25 andere flandrische Gesandte empfangen und sich dabei das Buchgeschenk überreichen lassen. Paris (Français 2692). Abb. bei Couderc, Taf. 108.

76. In einer anderen Handschrift, der „Histoire de la Conquête de la Toison d'Or", ist Louis von Brügge abgebildet, wie er selbst von dem unbekannten Verfasser das Buch empfängt; auf einem Nebenbilde geht der Blick in eine Stadt und Landschaft hinaus. Paris (Franç. 331). Abb. bei Couderc 114.

77. Eine Handschrift „La Somme rurale" von Jean Boutillier, im Jahre 1471 von Jean Paradis geschrieben, stellt den gleichen Bücherfreund in einem großen Wandelgang mit weitem Gefolge dar, wie er das Buch von dem Schreiber entgegennimmt. Paris (Français 201). Abb. bei Couderc 92.

78. Als der Pfarrer Peter Grillinger am 12. April 1436 dem Salzburger Domkapitel eine wertvolle Bücherschenkung machte, befand sich eine von Johann Freybeck geschriebene Bibel darunter, in der der hl. Rupert dargestellt ist, wie er das überreichte Buch in der Hand hält, der Geber kniet noch vor ihm. München, Staatsbibliothek (Cod. lat. 15701).

79. Während in dieser späteren Zeit die Wirkung des Bildes meist mit einem belebenden Hintergrunde verstärkt wird, ist in der „Histoire Angliae" des Galasso Comte de Corregio darauf völlig verzichtet und der Herzog von Mailand, Philipp Maria Visconti († 1447), dem das Werk gewidmet ist, auf prächtigen Sessel sitzend, in den leeren Raum hineingestellt, der Verfasser reicht ihm knieend das Buch dar. Paris, Bibliothèque Nationale: Latin 6041, D. Abb. bei Couderc, Taf. 74.

80. Einer Initiale F fügt sich das kleine Bildchen der Pariser Handschrift Latin 8127 ein: Francesco Philelpho reicht knieend seine Dichtungen (Carmina) dem Mailänder Herzog Francesco Sforza (1401—1466) dar. Abb. bei Couderc, Taf. 87.

81. Von einer prunkvollen Einfassung umrahmt ist ein Bild, das uns eine unbekannte Frau vorführt, wie sie stehend und dem Beschauer zugewandt einem Fürsten, der dem Wappen nach wahrscheinlich Jean I. von Anjou († 1470) darstellen soll, ein Buch, das vielgelesene „Schachzabelbuch" von Jacobus de Cesolis in der französischen Übersetzung von Jean Ferron darreicht. Paris (Français 2000). Abb. bei Couderc, Taf. 95.

82. Während in der Regel als Ort der Buchüberreichung ein Studierzimmer oder eine Vorhalle gewählt ist, schildert die französische Boccaccio-Übersetzung „Teseide" der Wiener Hofbibliothek aus der Mitte des 15. Jahrhunderts diesen Vorgang: ein vornehmer Mann, vielleicht Louis von Beauvau, Grand Sénéchal von Anjou, überreicht das Buch einer Frau, wahrscheinlich Jeanne de France, Tochter Karls VII. († 1461), im Schlafzimmer der fürstlichen Gönnerin. Es ist eine seltsame Schilderung, die sonst nicht wiederkehrt. Wien, Hofbibliothek (Cod. 2617). Abb. in: Kunst und Handwerk, Bd. 5. Wien 1902, S. 312.

83. Die vom Frater Antonius zu Tegernsee im Jahre 1459 niedergeschriebene Rhabanus-Handschrift enthält die üblichen zwei Widmungsbilder, die immer wieder nachgemalt wurden. München, Staatsbibliothek (Cod. lat. 18077).

84. Wo ein so freigebiger Fürst wie Philipp der Gütige (1419—1467) von Burgund der Empfänger war, wetteiferten die Buchkünstler, ihre Werke zu wahrhaft höfischen Prunkstücken auszustatten. So enthält die Pariser Handschrift von Bruder Brochards „Avis directif pour faire le passage d'Outremer" von Jean Miélot gleich drei farbenprächtige Widmungsbilder. Einmal tritt der Verfasser auf, wie er, von einem zweiten Mönch begleitet, sein Buch in Anwesenheit eines großen Gefolges dem König Philipp VI. (1328—1350) überreicht, dem es gewidmet ist. Auf dem zweiten Bild bringt Jean Miélot

seine Übersetzung dem Herzog Philipp in einem Innenraume des Schlosses dar. Auf der dritten Darstellung endlich sieht der Beschauer die Abtei Pothière, wo der Herzog sein Hauptquartier hatte, als er Mussy l'Évèque belagerte; der Fürst durchschreitet eben das Lager, da wirft sich ihm Bertrandon de La Broquière zu Füßen und überreicht ihm eine aus Damas mitgebrachte Koran-Übersetzung. Der Handschrift selbst ist ein Bericht des berühmten Reisenden († 1459) einverleibt. Paris (Français 9087). Abb. bei Couderc, Taf. 82—84.

85. Jean Miélot begegnet uns nochmals in seiner Umarbeitung der Dichtung von Christine de Pisan „Épître d'Othéa à Hector". Wieder ist Philipp in schwarzem Gewande dargestellt, das Buch dem knieenden Schützling abnehmend. Außer dem Ausblick in eine Stadt belebt eine Uhr und ein Papagei den dargestellten Innenraum. Abb. in: Christine de Pisan, Épître d'Othéa. Reproduction des 100 miniatures du Manuscrit, 9392 de Jean Miélot, par J. van den Gheyn. Brüssel 1913.

86. Eine andere burgundische Handschrift, aus der Werkstätte des Buchmalers Willem Vrelant, nach langen Irrfahrten heute in Wien und eine Prosaübersetzung des Romans vom treuen Ritter Girard de Roussilon aus dem Jahre 1447 enthaltend, stellt auf dem Widmungsbilde den Herzog sitzend dar, wie er von dem Übersetzer Jean Wauquelin das Buch empfängt. Wien, Hofbibliothek (Cod. 2549). Abb. in „Bulletin de la Societé Française de reproductions de manuscrits à peintures". Vol. 2. Paris 1912, Taf. 26 und in „Kunst und Kunsthandwerk", Bd. 5. Wien 1902, S. 352.

87. Jean Wauquelin ist nochmals abgebildet in der Umarbeitung des Romans „L'Histoire de Helene", die er wieder dem burgundischen Herzog gewidmet hat. Auf der reichen Darstellung sehen wir den Bearbeiter knieend das Buch dem schwarz gekleideten Fürsten überreichen. In einer Fensternische steht die Herzogin Elisabeth von Portugal, mit einem Pagen plaudernd. Neben zahlreichen Hofleuten ist der Hofnarr nicht vergessen. Zur Belebung des höfischen Bildes hat der Künstler ein Windspiel eingefügt, es ist dies ein beliebter Darstellungsgegenstand der französisch-burgundischen Widmungsbilder. Brüssel. Abb. bei L'Ystoire de Helayne. Reproduction des 26 miniatures du manuscrit Nr. 9967 de la Bibliothèque Royale de Belgique par J. van den Gheyn. Brüssel 1913.

88. Dem Hündchen des Herzogs begegnen wir gleich auf dem nächsten Bilde aus der Werkstätte von Willem Vrelant wieder: Jean Wauquelin bringt dem Fürsten ein reich beschlagenes Buch, seine Übersetzung des Werkes von Jaques de Guyse „Les chroniques de Hainaut" aus dem Jahre 1446 dar. Brüssel (Ms. Nr. 9242). Abb. bei Eugène Bacha, Les très belles miniatures de le bibliothèque Royale de Belgique. Brüssel 1913, Taf. 32 und bei Kuhn, Allgemeine Kunstgeschichte, Bd. III, 1. Einsiedeln 1909, S. 342/343.

89. In ganz ähnlicher Weise überbringt Wauquelin seine Übersetzung der Prinzenerziehungsschrift von Gilles de Rome „Du Gouvernement des Princes" dem Herzog, der wieder mit seinem Hündchen dargestellt ist. Durch die Fenster schauen Stadt und Sternenhimmel herein. Brüssel, Bibliothèque Royale (Nr. 9043). Abgeb. von Friedrich Winkler im Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Kaiserhauses, Bd. 32. Wien 1915, S. 307. Von demselben Künstler stammt das Doppelbild in der Valerius Maximus-Übersetzung der Pariser Nationalbibliothek, wo der Übersetzer Simon de Hesdin das Buch dem König Karl V. widmet. Paris (Français 6185). Abgeb. ebenda S. 310.

90. Ein fünftes Bild mit Wauquelin, es stellt ihn wieder seinem Gönner Philipp ein Buch überreichend dar, birgt seine „Histoire du bon roi Alexander", weist aber keine besonderen Merkwürdigkeiten auf. Collection Dutuit, Musée des Beaux-Arts de la Ville de Paris. Abb. bei F. de Mély, Les primitifs et leurs signatures. Paris 1913, S. 200.

91. 92. Ein anderer Romanbearbeiter ist ähnlich abgebildet, wie er (1468/69) das Knie beugend dem sitzenden burgundischen Fürsten sein Werk „Renaud de Montaubon" übergibt. Durch den Ausblick in eine Landschaft, ein beliebtes Hilfsmittel der Künstler, ist eine wirksame Belebung des Bildes erreicht. Das Blatt wird dem Miniaturisten Loyset Liedet zugeschrieben. Paris, Bibl. de l'Arsenal (Ms. 5072). Abb. bei Mely S. 240. Von dem gleichen Künstler stammt das ansprechende Bild in der Brüsseler Handschrift „Histoire de Charles Martell": Herzog Philipp besucht den Schreiber David Aubert, der weltvergessend am Schreibpult sitzt, während draußen eine Schlacht wütet. Abb. bei Histoire de Charles Martell. Reproduction des 102 Miniatures de Loyset Liedet (1470) par J. van den Gheyn. Brüssel 1910, Taf. I.

93. Philipp der Gute ist vermutlich auch in der Handschrift dargestellt, die auf seinen Befehl Guiot Daugerans geschrieben hat und den „Roman de la Violettre" von Gilbert de Montreuil enthält. Außer dem Fürsten, dem Darbringer des Buches und dem Hofgefolge wohnt noch ein junges Paar, auf einer Bank sitzend, dem Vorgange bei. Paris (Français 24378). Abb. bei Couderc, Taf. 79.

94. Berühmt ist das farbenprächtige Bild des Buchmalers Jean Foucquet in der Münchener Staatsbibliothek, wo Laurent Premierfait dargestellt ist, wie er seine im Jahre 1409 fertiggestellte französische Boccaccio-Übersetzung „De cas des malheureux nobles hommes et femmes" dem Herzog überreicht. Es ist eine prunkvolle Gruppe: außer dem Gefolge des Hofes treten die Vertreter der Stände auf,

während links der Blick ins Freie geht, wo die Göttin des Glücks das Glücksrad dreht. Ein zweites Bild führt uns Boccaccio an seinem Werke schreibend vor, vor ihm Männer und Frauen, die ihre Schicksale erzählen. Auf dem bewegten Straßenbild nebenan läßt Boccaccio sein fertiges Buch durch einen Boten seinem Gönner Mainardi dei Cavalcanti überbringen. Die kostbare, von Pierre Favre hergestellte Handschrift hat Foucquet im Jahre 1458 für Étienne Chevalier ausgeschmückt. München, Staatsbibliothek (Cod. gall. 369). Abb. bei Luise von Kobell, Kunstvolle Miniaturen und Initialen. 2. Aufl. München 1893, Taf. 27, 28 und bei Paul Durrieu, Le Boccace de Munich. München 1909, Taf. 2 und 3.

95. 96. 97. Wie sein Vater Philipp der Gute, so gab sich auch Philipp der Kühne von Burgund (1433—1477) dem eifrigen Sammeln von Prunkhandschriften hin. 1468 widmete ihm Vasco Fernandez de Lucena seine Übersetzung „Les Gestes d'Alexandre le Grand" von Quintus Curtius Rufus. Das Widmungsbild darin ist von Loyset Liedet gemalt: in einer großen offenen Halle ist der Herzog mit seinem ganzen Gefolge versammelt und nimmt die Überreichung des Buches entgegen. Über die Schloßmauer schweift der Blick in eine freie Landschaft hinaus. Im Vordergrunde sitzt ein Affe, neben ihm schaut ein Hund zum Herzog auf. Paris (Français 22547). Abb. bei Couderc, Taf. 89. Eine zweite Handschrift der gleichen Übersetzung weist einen ähnlich belebten Vorgang, dieses Mal in einem geschlossenen Raume, auf. Paris (Français 257). Abb. bei Couderc 90.

Georges Chastelain hat dem Herzog seine „Instruction du jeune prince" gewidmet. Das Widmungsbild, im Jahre 1470 von dem Buchmaler Jean Hennecart hergestellt, verlegt den Vorgang in einen Schloßgarten: der Verfasser, ein Geistlicher, bringt knieend dem Herzog seine Schrift dar. Paris, Biblioth. de l'Arsenal (Ms. 5104). Abb. bei Mely, S. 242.

98. Eine eifrige Büchersammlerin war Jeanne de France († 1482), die Gemahlin des Herzogs Johann II. von Bourbon. In der ihr gewidmeten Pariser Handschrift, die eine französische Übertragung der Abhandlung von Petrus Thomas über die unbefleckte Empfängnis der Mutter Gottes („Défense de la Conception immaculée de la Vierge") enthielt, bietet der Übersetzer Graf Antoine de Lévis der Fürstin in Gegenwart eines zahlreichen Gefolges sein Buch dar. Kleine Darstellungen mit Vorgängen aus dem Leben der Mutter Gottes umrahmen das hübsche Bild. Paris (Français 989). Abb. bei Couderc, Taf. 73.

99. Dem unmittelbar folgenden Texte vorangestellt ist die Darstellung, wie Jeronimus Mangiaria sein Werkchen über die Verwandtschaftsgrade „Opusculum super declaratione arboris consanguinitatis" (1465) dem Mailänder Herzog Galeazzo Maria Sforza (1444—1476) in Gegenwart eines großen Hofgefolges darbringt. Paris, Bibliothèque Nationale. Latin 4586. Abb. bei Couderc, Taf. 86.

100. Auffallend ist es, daß König Matthias Corvinus von Ungarn, der Gründer der berühmten Bibliothek in Ofen, nicht öfters auf Widmungsbildern vorkommt. Nur in der vatikanischen Handschrift vom Jahre 1467, die eine dem König gewidmete Abhandlung von Andreas Pannonius „De regüs virtutibus" enthält, findet sich eine Initiale mit dem König, wie er das Buch entgegennimmt, eingefügt.

101. Als Beatrix, die Tochter König Ferdinands II. von Neapel, dem ungarischen König verlobt wurde, schrieb Diomedes Caraffa, ein Hofbeamter des Königs von Neapel, in dessen Auftrage Lebensregeln (De institutione vivendi) für die zukünftige Königin nieder. Die Handschrift, heute in der königlichen Bibliothek zu Parma, wird mit der Buchüberreichung des Verfassers an die thronende Fürstin eingeleitet. Abb. bei Johann Csontosi, Bildnisse des Königs Matthias Corvinus und der Königin Beatrix in den Corvin-Codexen (Ungarische Revue, Bd. 10, Leipzig 1890, S. 179).

102. 103. 104. 105. Wie man heute in doppelter Form ein Buch widmet, indem man die Widmung dem Texte vorandrucken läßt oder sie sinngemäßer handschriftlich dem Abzuge mitgibt, den man widmen will, so übte auch der Frühdruck noch eine doppelte Art des Buchwidmungsbildes, eine vervielfältigte und eine handschriftliche: Die letztere hat vor allem der französische Theologe und Mitbegründer der ersten Pariser Buchdruckerei Wilhelm Fichet bevorzugt, indem er z. B. seine Ars rhetorica handschriftlich mit einem gemalten Überreichungsbilde dem Grafen Karl von Anjou widmete (Abb. von R. Ehwald in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" 4. 1900/01 I, S. 136 nach der Gothaer Handschrift), aber auch die Druckausgabe an hohe Personen, so an den Kardinal Bessarion (jetzt in der Marciana) und an Papst Sixtus IV. (jetzt im Britischen Museum) mit gemalten Widmungsbildern schenkte. Dem dritten Pariser Erstdruck, Bessarions „Orationes" von 1471, ließ Fichet ebenfalls eine gemalte Buchdarreichung an Eduard IV. von England einfügen, jetzt in der Vaticana zu Rom. Wir haben hier eine Übergangsform vor uns, die noch zwischen der persönlichen Buchgestaltung der Handschrift und dem unpersönlichen vervielfältigten Druckdenkmal hin und her schwankt, Widmungsexemplare, die schon durch den Stoff des Pergaments als Vorzugsstücke gekennzeichnet sind. Später werden wir der gleichen Erscheinung nochmals bei dem Pariser Verleger Antoine Vérard begegnen. Abb. der Bilder Fichets finden sich bei A. Claudin, The first Paris Press. London 1898, Titelbild, und Jules Philippe, Origine de l'imprimerie à Paris. Paris 1885, S. 88/89, 100 ff., 108/109, 112/113. Vgl. Rud. Ehwald in der Zeitschrift für Bücherfreunde 4. 1900/01 1, S. 138.



106. Das in zahlreichen Handschriften überlieferte Widmungsbild: Roaul de Presles überreicht dem König Karl V. seine Augustinusübersetzung, stattete der Buchmaler François im Jahre 1473 mit einer neuen Zutat auf: um den hl. Augustinus, der als Beschützer des Übersetzers dargestellt ist, gruppieren sich die Doktoren, die die Werke des Heiligen erläutert haben. Paris (Français 18 und 19). Abgeb. von Louis Thuasne (Revue des Bibliothèques 1898, Jan.-Febr. 1898, S. 42).

107. Von demselben so häufig wiederholten Widmungsbilde hat um 1475 Mathieu Beauvarlet eine zierliche Abart geschaffen: Den König mit Gefolge. Zur Seite drei Bischöfe. Ein Windspiel. In der Höhe ein fliegender Engel mit dem Spruchband „Super omnes Augustinus". Paris, Bibliothèque Sainte-Geneviève (Ms. fs. 246). Abb. bei Laborde, Taf. 29.

108. Gute Bildnisse scheint die Widmungsdarstellung wiederzugeben, die den Geschichtsschreiber Jean Mansel sein Buch „La Fleur des Histoires" einem unbekannten Fürsten, wohl Jacques d'Armagnac, Herzog von Nemours († 1477), darbieten läßt. Paris (Français 55). Abb. bei Couderc, Taf. 97.

109. Der großen Gruppe der Rhabanusbilder gehören die schlecht bemalten Federzeichnungen in der Münchener Handschrift an, die der Mönch Augustinus aus Undersdorf im Jahre 1478 als Gast des Klosters Heiligenkreuz zu Augsburg fertiggestellt hat. München, Staatsbibliothek (Cod. lat. 4154).

110. Zu einem großen Landschaftsbilde ist die Widmungsdarstellung erweitert in dem hübschen Gemälde, das uns Sébastien Mamerot zeigt, wie er seine 1474 vollendete Schrift „Passages d'Outremer" dem damaligen Gouverneur der Champagne Louis de Laval (1411—1489) darbietet. Die Szene geht in einem Garten vor sich, darüber hinaus tut sich eine weite Landschaft mit Ortschaften und Burgen auf. Paris (Français 5594). Abb. bei Couderc, Taf. 93.

111. Der Großmeister des Johanniterordens Peter d'Aubusson und seine Ritter halten eine feierliche Versammlung ab, bei der Wilhelm Caoursin seine „Geschichte der Belagerung von Rhodos durch die Türken im Jahre 1480" dem Großmeister übergibt. Im Vordergrunde Hund und Affen, einander beschnuppernd. Einem ähnlichen Bilde werden wir bei den Druckwerken begegnen. Paris (Latin 6067). Abb. bei Bastard VII, 2 Nr. 232 und Couderc, Taf. 98.

112. Eines der wenigen deutschen gemalten Widmungsbilder des 15. Jahrhunderts findet sich in einer Heidelberger Handschrift vom Jahre 1480: Johann von Soest reicht knieend dem reichgelockten Kurfürsten Philipp von der Pfalz seine Bearbeitung der Reimchronik Heinrichs von Aken dar. Heidelberg, Universitätsbibliothek (Pal. Germ. 87). Abb. von Wille bei: Pflugk-Harttung, Im Morgenrot der Reformation. Hersfeld 1912, S. 223.

113. In einem gotischen Saal ist Jean de Châteaugiron, seigneur de Derval († 1482) mit den Seinigen versammelt und läßt sich von seinem Sekretär Pierre Lebaud dessen prachtvoll gebundene „Histoire de Bretagne" überreichen. Paris (Français 8266). Abb. bei Couderc, Taf. 100.

114. Eine unbekannte vornehme Persönlichkeit, die nach einer Inschrift soeben von Rom zurückgekehrt ist, überbringt dem Kardinal Georges d'Amboise (1460—1510) eine Handschrift des römischen „Liber ceremoniarum". Paris (Latin 938). Abb. bei Couderc, Taf. 126.

115. Ein überaus feines und niedliches Bildchen hat Vittore Capello seiner Lobrede auf den Dogen Marco Barbarigo vom Jahre 1486 (Oratio panegyrica) vorsetzen lassen: Der Doge nimmt das Buch aus der Hand des knieenden Verfassers entgegen, eine Frauengestalt neben ihm hält die Standarte mit dem Löwen von St. Marco, im Garten spielen Häslein. London, Britisches Museum. Add. ms. 21463. Abb. bei George T. Warner, Reproductions from illuminated Manuscripts. British Museum, Series 1. London 1907, Taf. 49 und Julie Vogelstein, Von französischer Buchmalerei. München 1914, Taf. XV, Abb. 42.

116. Ein Mönch mit zahlreichem Gefolge überreicht dem hl. Augustin eine Handschrift mit dessen „Catholicon". Das aus den Jahren 1481—1484 stammende Bild wird dem Buchmaler Jean van der Moore zugeschrieben. Brüssel (Ms. 9121/23). Abb. bei Eugène Bacha, Les tres belles miniatures de la Bibliothèque Royale de Belgique. Brüssel 1913, Taf. 45.

117. Jean II. von Bourbon († 1488) nimmt auf einer Terrasse von Paul Senilis dessen „Epigrammatum libellum" entgegen. Ausblick auf ein Schloß. Paris (Latin 8408). Abb. bei Couderc, Taf. 103, 1.

118. Ein anderes Mal ist Jean II. dargestellt, wie ihm Toussaint de Villeneuve, der Erzbischof von Cavaillon (1466—1494) seinen Traité de la confession, genannt „Le Petit Médicinal", überreicht. Paris (Français 2445). Abb. bei Couderc, Taf. 103, 2.

119. Ludwig XII. (1462—1515) von Frankreich nimmt in voller Königstracht von einem unbekannten Übersetzer die französische Petrarca-Übertragung „Les Remèdes de l'une et l'autre fortune" entgegen; ein zahlreiches Hofgefolge sieht der Überreichung zu. Paris (Français 225). Abb. bei Georges Pitter, Manuscrits à peintures de l'école de Rouen. Rouen 1913, S. 37 und Taf. 15; Prince d'Essling et Eugène Müntz, Pétrarque. Paris 1902, Taf. 88/89; Couderc, Taf. 122.

120. Ein anderes Mal hält Ludwig XII. eine Versammlung seiner Räte ab, dabei überreicht ihm Claude de Seyssel seine Xenophon-Übersetzung „La Cyropédie". Über dem Thronhimmel ist Gottvater sichtbar. Paris (Français 702). Abb. bei Couderc, Taf. 129.



121. Ludwigs XII. Gemahlin, die Königin Anna von Bretagne (1476—1514), die den Bücherfreunden von ihrem Stundenbuche, einer der prunkvollsten französischen Handschriften, her bekannt ist, begegnet uns, wie ihr Jean Marot seine „Relation de la conquête de Gênes" in Gegenwart mehrerer Hofdamen überreicht. Ihr ist auch ein Druckwerk gewidmet, das später zu erwähnen ist. Paris (Franç. 5091). Abb. bei Couderc Taf. 124.

122. Am 17. Juni 1517 traf König Franz I. mit seiner Mutter Louise von Savoyen in Amiens ein. Die erfreute Stadt ließ der Fürstin zum Andenken an ihren Besuch ein kirchliches Gesangbuch „Chants royaux" überreichen: Ein Bürger kniet mit dem Buche vor ihr, ein vornehmer Mann steht als Fürsprech neben ihm. Die Königinmutter ist von ihrem ganzen Hofstaate umgeben. Paris (Franç. 145). Abb. bei Georges Durand, Tableaux et Chants royaux de la confrérie du Puy Notre Dame d'Amiens, reproduits en 1517 pour Louise de Savoie, duchesse d'Angoullême. Amiens 1911 und Couderc Taf. 131.

123. In einer anderen Handschrift ist Louise, wieder von ihren Frauen umgeben, in einem gotischen Raume dargestellt, wie sie, mit den Herrscherabzeichen angetan, von Pierre de Caillemesnil dessen „Livre des Douze périls d'enfer" empfängt. Paris (Franç. 985). Abb. bei Couderc Taf. 132.

124. Ein drittes Mal sitzt neben der Fürstin ein Prinz, wahrscheinlich soll die Gestalt ihren Sohn Franz von Angoulême, den späteren König Franz I., darstellen; eine nicht näher zu bestimmende Persönlichkeit bringt kniend die Handschrift „Vie de Notre-Dame" dar. Paris (Franç. 133). Abb. bei Couderc Taf. 133.

125. Endlich begegnen wir der Königinmutter nochmals in der ihr gewidmeten Handschrift „Génealogie de la maison de Bourbon" von Étienne Leblanc, wo die Regentin ohne Begleitung in einem Schloßzimmer den Verfasser mit seinem Buche empfängt. Paris (Franç. 5719). Abb. bei Couderc Taf. 139.

126. Eine zweite berühmte Frau Frankreichs aus jener Zeit, Margarete von Valois (1492—1549), tritt bildlich in zwei Handschriften auf. Das eine Mal reicht ihr Isambert de Saint-Léger seine Übersetzung „Miroir des Dames nobles et illustres" dar. Paris (Franç. 1189). Abb. bei Petit de Julleville, Histoire de la langue et de la littérature française. T. III (1897) S. 124/125; Couderc Taf. 134.

127. Das andere Mal nimmt die Fürstin, von einem großen Hofstaate umgeben, eine Messe zu Ehren der hl. Anna in Empfang. Der Geber, neben dem eine zweite, ihn empfehlende Persönlichkeit kniet, ist nicht bekannt. Paris (Franç. 1035). Abb. bei Couderc Taf. 148, 1.

128. Auf einem höchst anmutigen Familienbilde stellt sich ein vornehmer Herr, Girard de Vienne, vor, dem François Mangeard stehend seine „Antiquités de Bourgogne" überreicht. Neben dem Herrn des Hauses erblicken wir seine Frau Gillette und den älteren Sohn François, während der jüngere, Jacques, noch ein Kind, mit einem Hündchen spielt. Paris (Franç. 25208). Abb. bei Couderc Taf. 148, 2.

129. Ein recht buntfarbiges, unbeholfenes Bildchen hat der berühmte bayerische Geschichtsschreiber Johannes Aventinus seiner kleinen auf Pergament geschriebenen Gedichtsammlung vom Jahre 1518 einfügen lassen: es stellt den Verfasser aufrecht stehend dar, wie er seinem Fürsten, dem bayerischen Herzog Albrecht IV., sein Bändchen überreicht. München, Staatsbibliothek (Cod. lat. 1138, Cim. 363). Abgebildet von Georg Leidinger im „Bayerland" Bd. 30, 1918/19, S. 261.

130. Eine hübsche Renaissancehandschrift des Jahres 1532 enthält ein kleines Widmungsbildchen, in dem der Verfasser Gaspar de Molino, Prokurator von S. Marco in Venedig, dem Dogen Andrea Gritti, einem eifrigen Beschützer der Wissenschaften, seine Schrift „Comissio seu capitulare", in denen die Dienstanweisungen und Vorschriften des Prokurators gesammelt sind, in freier Landschaft darreicht. Geschrieben ist das kleine Werkchen von Giovanni Batista Rhamusio. Frankfurt, Antiquariat Joseph Baer. Abb. im „Frankfurter Bücherfreund" 13, 1919/20, Taf. 62, gütigst zu Bild 2 überlassen.

II. Vervielfältigte Widmungsbilder.

131. Eine besondere Stellung nimmt ein ebenso seltenes wie geheimnisvolles Bild ein, das einen unbekannten Herausgeber, entweder Raoul Le Fevre oder William Caxton, darstellt, wie er kniend einer Fürstin, der Margareta von York, die 1468 den Herzog Karl von Burgund geheiratet hat, sein Buch überreicht. Es findet sich einem Abzug von William Caxtons englischer Übersetzung der „Recuyell of the Historyes of Troye" von Raoul Le Fevre beigegeben. Was dem Bildchen einen besonderen Reiz verleiht, ist, daß in ihm die einzige in Kupfer gestochene Buchüberreichung aus dem 15. Jahrhundert vorliegt und ein außerordentlich reicher Innenraum wiedergegeben ist. Abb. bei Seymour de Ricci, A Census of Caxtons. Oxford 1909. Titelbild, darnach bei Alfred Pollard, Fine books. London 1912. Tafel vor S. 1 und bei S. Montagu Peartree, A Portrait of William Caxton (The Burlington Magazine for Connoisseurs. Bd. 7, London 1905, S. 383 ff.).

132. Auch die Blockbücher haben ihr Widmungsbild aufzuweisen. In der Holztafelausgabe von Johann Hartliebs „Chiromantie", die der Verfasser im Jahre 1448 der bayerischen Herzogin Anna,



einer braunschweigischen Fürstentochter, gewidmet hat, ist Hartlieb dargestellt, wie er kniend der Fürstin sein Werk überreicht; im Hintergrunde ist eine Burg sichtbar. Die Herstellung des Blockbuches ist erst in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts erfolgt, in der Zeit, in der die meisten Holztafeldrucke erschienen sind. Als Herausgeber ist der Formschneider Georg Schapff von Augsburg genannt. Abb. bei Gustav Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 2. Aufl. Marburg 1895. S. 105.

133. Einer der frühesten Versuche, das Widmungsbild im gedruckten Buche wiederzugeben, begegnet uns in zwei Straßburger Ausgaben der Schrift „Euryalus und Lucrecia" von Aeneas Sylvius (Hain 242), wo ein Bote der Herzogin Katharina von Österreich das Buch vom Herausgeber Nikolaus von Wyle überbringt. Es ist ein ganz unbeholfenes Bild, im Briefmalerstil nur die Umrisse gebend. „Ich schick Euch, hochgelobte Fürstin, dies Büchlein also gedeutschet als meiner gnädigsten Frau, um das Euer fürstlich Gnad das zu Kurzweil lese", heißt es in der Widmung des Übersetzers. Abb. in: Karl Schorbach und Max Spirgatis, Heinrich Knoblochtzer in Straßburg (1477—1484). Straßburg 1888. Taf. 11 und 20.

134. Wie schon Handschriften kleine Widmungsbildchen in Initialen enthielten, so begegnen uns auch in Druckwerken einzelne solche Darstellungen. Die älteste ist wohl der hübsche N-Zierbuchstabe in der berühmten Ptolemäus-Ausgabe des Ulmer Druckers Lienhard Holle von 1482, in dem der Herausgeber Nikolaus Germanus kniend dem Papst Paul II. das Buch überreicht. Abb. in: Veröffentlichungen der Gesellschaft für Typenkunde für 1917, Taf. 959 und Katalog 100 von Gilhofer & Ranschburg in Wien S. 103.

135. 136. 137. Dem fortschrittlichen Ulmer Holzschnitt verdanken wir das schöne Bild in dem „Buch der alten Weisen", 1483 von Lienhard Holle gedruckt (Hain 4029, 4030, 4031): Berosias, der das Buch aus dem Indischen ins Altpersische übersetzt hat, reicht sein Werk dem König Anastres Taßri dar. Ein guter Nachschnitt davon tauchte bei Johann Schönsperger in Augsburg auf (Hain 4032). In einer früheren Ausgabe desselben Werkes ist Weise dargestellt, wie er in Begleitung eines Freundes dem Könige das Buch überreicht (Hain 3482 und 4411).[1] Offenbar hatte eine Handschrift als Vorlage gedient; es wäre von Werte, sie ausfindig zu machen. Bild 3, gütigst vom Antiquariate Bär überlassen. In der Ausgabe Johann Grüningers zu Straßburg von 1501 ist das Bild in Metallschnittart wiedergegeben.

138. In Frankreich sind die ersten gedruckten Widmungsbilder im achten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts aufgetaucht: mit den Vorbildern in den Handschriften können sie sich nirgends messen. Es ist ein ganz unbeholfenes Bild z. B., das der Lyoner Drucker Le Roy um 1483 seiner französischen Boetius-Ausgabe (Consolation de la Philosophie) beigegeben hat. König Philipp IV. (1285—1314) von Frankreich sitzt, umgeben von seinem Gefolge, vor einem Zelte und nimmt dem Übersetzer Jean de Meung das ihm gewidmete Buch ab. Hier sollte nur der Widmungsvorgang veranschaulicht, das Buch mit einem Bilde ausgestattet werden. Abb. bei A. Claudin, Histoire de l'imprimerie en France au 15. et au 16. siècle, T. III. Paris 1900, S. 77.

138a. Ähnlich verhält es sich mit der französischen Übersetzung der Schrift von Bartholomaeus Anglicus „Le Propriétaire", die bei dem Drucker Jean Syber zu Lyon herauskam. Hier ist in einem gleich unbeholfenen Holzschnitt der Übersetzer Jean Corbichon vorgeführt, wie er dem vor einem Zelte thronenden König Karl V. (1372) sein Buch überreicht. Abb. bei Claudin III, S. 201.

139. In der französischen Cäsarübersetzung von Robert Gaguin, 1485 bei Pierre Levet zu Paris erschienen, zeichnet sich vor allem das Bild des Übersetzers vorteilhaft aus: Gaguin überreicht das Buch dem König Karl VIII. (1483—1498), der es, auf seinem Throne sitzend, entgegennimmt. Abb. bei A. Claudin, Histoire de l'imprimerie en France au 15. et au 16. siècle, T. I. Paris 1900. S. 417. Eine Handschrift des gleichen Textes enthält das Widmungsbild gemalt. Florenz, Laurentiana (Pl. 62 Nr. 8). Abb. bei Eugène Münz, La renaissance en Italie et en France à l'époque de Charles VIII. Paris 1885. S. 476/477.

140. Wie schon in den französischen Handschriften ein rein handwerksmäßiger Gebrauch des Widmungsbildes zu verfolgen ist, so verwandten auch die Pariser und Lyoner Drucker den beliebten Gegenstand vielfach als reinen Buchschmuck, ohne daß die Bildnisse auf Wirklichkeitstreue Anspruch erheben wollten. Es ist am 15. Oktober 1486 bei Jean Bonhomme zu Paris eine französische Übersetzung des Werkes von Petrus de Crescentiis „Livre des ruraulx prouffitz du labour des champs" erschienen, das den französischen König Karl V. auf dem Throne darstellt, wie er, von einem zahlreichen Gefolge umgeben, von dem Übersetzer das Buch in Empfang nimmt. Dasselbe Bild hat der Pariser Drucker Michael Lenoir wieder in seiner französischen Boccaccio-Übersetzung vom Jahre 1521 abgedruckt, ohne daß ein Zusammenhang zwischen Bild und Buch besteht. Abb. bei Claudin I, 191.

1 In Hain 6916 wiederholt, Abb. Catalogue Olschki 77 S. 1064 u. S. 1278; Katalog Bär-Frankfurt 585 S. 51.



141. In dem Lyoner Druck „Les Demandes d'amours" aus der Werkstätte von Pierre Bouttellier ist der Verfasser Toussaint de Villeneuve, Bischof von Cavaillon, dargestellt, wie er das Buch dem Herzog Johann von Bourbon, dem Bruder des Erzbischofs von Lyon, widmet. In der Ausgabe „Campion des Dames" soll dasselbe Bild den Sekretär des Gegenpapstes Felix' V., Martin Franc, vorstellen, wie er seine Dichtung, eine Verteidigung der Frauenwelt, dem Herzog Philipp dem Guten von Burgund überreicht. Abb. bei Claudin T. III S. 428 und Le Petit, Bibliographie des principales éditions originales d'écrivains Français du 15. au 18. siècle. Paris 1888, S. 5.

142. Unter den französischen Druckern hat vor allem Antoine Vérard zu Paris das Buchüberreichungsbild gepflegt. Seine schönste Darstellung ist der Holzschnitt, der zum erstenmal die Aristoteles-Übersetzung von Nicolas Oresme aus dem Jahre 1489 schmückt: König Karl V. nimmt thronend und von einem zahlreichen Gefolge umgeben das Buch vom Übersetzer in Empfang. Als reiner Schmuck ist das Bild nochmals in 17 Druckausgaben Vérards abgezogen. Abb. bei John Macfarlane, Antoine Vérard. London 1900. Titelbild, Claudin II, 422 und Jacques Rosenthal, Katalog 66, S. 35, gütigst für Bild 4 überlassen.

143. In der gleichen Weise für mehrere Ausgaben verwandt ist ein anderes Bild, das zum erstenmal in dem Buch „Art de bien vivre" von 1492 auftaucht und ein gotisches Studierzimmer darstellt, in dem Karl VIII. das von ihm angeregte Buch von dem Herausgeber Guillaume Tardif entgegennimmt. Abb. bei Macfarlane Taf. 24; Claudin II, 427; Henry Monceaux, Les Le Rouge. Bd. I. Paris 1896. S. 196/97 u. 461.

144. 145. 146. Außerdem liebte es Vérard, sich selbst darabzubilden, wenn er eine seiner Ausgaben dem Könige widmen wollte. Dann ließ er, wie in der Ausgabe „L'ordinaire des Chrétiens" von 1494, außer anderen Miniaturen ein Prunkbild einfügen, worauf er dargestellt ist, wie er dem königlichen Gönner das Buch überreicht. Die Pariser Nationalbibliothek besitzt mehrere solche, meist auf Pergament abgezogene Widmungsexemplare. Abb. bei Claudin II, S. 394/95. Ein eigenartiges Bild ist der Ausgabe „Lancelot du Lac" vom Jahre 1494 eingemalt: die Hauptdarstellung veranschaulicht ein Turnierfest, in der rechten Zuschauerloge überreicht Vérard dem Könige das Buch. Abb. bei Claudin II, 462/63. Ein anderes dieser Widmungsexemplare, die Druckausgabe „Monstrelet, Chroniques de France", ist jüngst auf den Markt gekommen, es enthält, auf Pergament gedruckt, ein gemaltes Bild: Vérard bringt eben das Buch dem Könige dar, der es, in der Linken einen Falken, mit der Rechten entgegennimmt. Im Hintergrunde wohnt die königliche Leibwache und Gefolge dem Vorgange bei. Abb. im Frankfurter Bücherfreund Jahrg. 10 (1912) Taf. 62, gütigst zu Bild 5 überlassen.

147. Nur als Buchschmuck hat der venetianische Drucker Christophorus Pensa seiner Diomedes-Ausgabe „De arte grammatica" vom 4. Juni 1491 einen Holzschnitt mit Diomedes eingefügt, wie der Grammatiker sein Buch dem Athanasius überreicht. Mit einem ähnlichen, nur weit besseren Bilde ist der Text des Buches eingeleitet. Abb. bei Prince d'Essling, Les Livres à Figures Vénetiens de la fin du 15e siècle et du commencement du 16e. Bd. I, 2. 1. Florenze 1908. S. 31.

148. Der zarte Federzeichnungsstil des venetianischen Holzschnitts hat ein Widmungsbild hervorgebracht, das zu den schönsten und eigenartigsten der ganzen Gruppe gehört: es stellt Tommaso Masuccio dar, wie er seine italienische Novellensammlung „Novellino" der Herzogin Hippolyta von Calabrien darbringt. Der Vorgang spielt sich in Gegenwart des Hofgefolges in einer Säulenhalle ab. Der gleiche Holzschnitt ist in der Ausgabe von 1503 wiederholt, die Bartholomeo de Zannis in Venedig gedruckt hat. Eine schlechte gegenseitige Nachbildung in der Ausgabe vom 20. Februar 1510. Abb. des ursprünglichen Bildes bei F. Lippmann, Der italienische Holzschnitt im 15. Jahrhundert (Jahrbuch der Königl. Preußischen Kunstsammlungen Bd. 5. Berlin 1884. S. 25). Die beiden Holzschnitte bei d'Essling I, 2, 1 S. 119.

149. Einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Bildniskunst gibt der bedeutsame Holzschnitt des Lyoner Druckers Matthieu Husz zu der Schrift „Vita Christi" von 1493, die der Übersetzer, der Franziskaner Guillaume Lemenand, dem Herzog von Burgund Jean de Bourbon, Connestable von Frankreich und Bruder des Erzbischofs von Lyon, dargereicht hat. Das Widmungsbild zeigt gute Ansätze zur kunstgerechten Bildnisdarstellung. Abb. bei Claudin Bd. 3 S. 208.

150. Unbedeutend in Zeichnung und Schnitt ist das Bildchen in Ambrosius Jungs „Tractatus de pestilentia", von Johann Schönsperger zu Augsburg im Jahre 1494 gedruckt; der Verfasser überreicht seine Schrift dem Augsburger Bischof Friedrich von Hohenzollern und dem Domdekan Ulrich von Rechberg samt anderen Herren des Domstifts. Der Holzschnitt ist in der deutschen Ausgabe des gleichen Jahres wiederholt.

151. Ein eigenartiges Bildchen in Federzeichnungsart findet sich in der Schrift des Antonius Corsetus über die Ordensgemeinschaft der Jesuaten (Tractatus ad status pauperum fratrum Jesuatorum confirmationem), im Jahre 1495 von Gregorius de Gregoriis zu Venedig gedruckt: unter einem Kreuze



knien die Oberen des Ordens, ihnen bietet der Verfasser sein Buch dar; seitlich ist der hl. Hieronymus sichtbar, den sich die „Kleriker vom hl. Hieronymus" zu ihrem Schutzheiligen gewählt haben. Abb. bei Essling Bd. 1 Abt. 2, 2 S. 273 und Jacques Rosenthal. Katalog 40 S. 339, gütigst zu Bild 6 überlassen.

152. Einen recht unbeholfenen, aber nicht reizlosen Holzschnitt enthält das Schriftchen Ulrich Molitors „Von den Unholden oder Hexen": der Verfasser reicht, von dem Konstanzer Bürgermeister Konrad Schatz, dem dritten Unterredner des Büchleins, begleitet, sein Werkchen dem Erzherzog Sigismund von Österreich dar. Das Bild ist in der lateinischen Ausgabe (Hain 11536), sowie in Johann Zainers „Lucidarius. Von den wunderbaren Sachen der Welt" vom Jahre 1496 abermals abgedruckt.

153. 154. 155. Das Druckwerk Johann Regers in Ulm: Guilhelmus Caoursin „Stabilimenta Rhodiorum militum" vom 23. August 1496 (Schreiber 3669) enthält gleich zwei Widmungsbilder[1]: 1. Papst Innocenz VIII. nimmt, von vier Kardinälen umgeben, von zwei Ordensrittern das Buch entgegen. 2. Der Großmeister empfängt vom Verfasser das Buch in Gegenwart von 16 Rittern. Am Schluß ist der Verfasser nochmals allein mit seinem Buche abgebildet. Des gleichen Verfassers „Opera ad historiam Rhodiorum spectantia" von demselben Drucker und Jahr (Schreiber 3667 = Hain 4369) stellen wieder den Großmeister Petrus Daubusson dar, wie er durch den Verfasser das Werk überreicht erhält. Vgl. Richard Muther, die deutsche Bücherillustration der Gotik und Frührenaissance. Bd. 1. München 1884. Nr. 365. Abb. bei Ludwig Rosenthal, Katalog 105 S. 58, darnach zu Bild 7 gütigst überlassen.

156. Die ungarische Königin Beatrix, die italienische Fürstentochter, der wir schon auf einem gemalten Widmungsbild (Nr. 101) begegnet sind, ist auch in einem Druckwerk verewigt, wie sie in freier Landschaft das Werk des Augustinereremiten Jacobo Philippo von Bergamo „De claris mulieribus" entgegennimmt. Das mit hübschen Frauenbildnissen geschmückte Buch ist im Jahre 1497 von Lorenzo de Rubeis zu Florenz gedruckt. Abb. in der „Ungarischen Revue" Jahrgang 10, 1890, S. 585.

157. Zu den herkömmlichen frommen Buchwidmungen gehört das kleine Bildchen, das sich in mehreren Übersetzungen von geistlichen Abhandlungen Bonaventuras befindet und den Heiligen kniend darstellt, wie er seine Schriften der Mutter Gottes überreicht, während der Übersetzer Ludwig Moser, ein Karthäusermönch, andächtig auf der anderen Seite kniet. Der Drucker dieser kleinen, um 1500 und 1507 erschienenen Schriftchen ist Michael Furter in Basel (Schreiber 3523). Abb. in Ludwig Rosenthals Antiquariat, München, Katalog 141 S. 27.

158. 159. Nicht mit Unrecht hat man den geistig so überaus beweglichen und weitumspannenden Konrad Celtis den deutschen „Erzhumanisten" genannt. In ihm sind in der Tat alle Saiten der humanistischen Bewegung stark wie kaum bei einem zweiten Zeitgenossen erklungen. So hat er auch das Buchüberreichungsbild als echten und rechten Ausdruck der gesteigerten humanistischen Selbsteinschätzung eifrig gepflegt, wie er ja mit Sebastian Brant das innige Verhältnis des Humanismus zur Buchausschmückung am sinnfälligsten darstellt. Seine Ausgabe der Roswitha vom Jahre 1501 hat er gleich mit zwei, noch dazu sehr schönen, unserem deutschen Hauptmeister Albrecht Dürer zuzuschreibenden Widmungsbildern ausgestattet. In dem 1. reicht er selbst die Ausgabe dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen dar. Der Herrscher sitzt auf einem mit dem sächsischen Wappen geschmückten Throne und greift mit der Rechten nach dem Geschenke, während die Linke das Schwert, das Zeichen der fürstlichen Gewalt, umspannt. Drei Gefolgsleute wohnen der feierlichen Handlung bei, die durch einen hübschen Ausblick in die umgebende Landschaft an Farbe gewinnt. Das 2. Bild stellt die Nonne Roswitha vom Kloster Gandersheim dar, wie sie kniend, von ihrer Äbtissin beschützt, dem gebarteten Kaiser Otto I. ihre Dichtungen darreicht, der sie mit der Rechten in Empfang nimmt, während die Linke Zepter und Reichsapfel hält. Aus dem Hintergrunde lugen Häuser in hügeliger Landschaft. Abb. im Auktionskatalog 94 von C. G. Boerner in Leipzig S. 21, gütigst zu Bild 8 überlassen. Abb. des 1. Bildes bei Emil Reicke, Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1900. S. 67. (Schluß folgt.)

1 Vgl. Katalog 100 von Ludwig Rosenthal S. 71.



Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11a
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11a.



Buchwidmungsbilder in Handschriften und Frühdrucken.

Von

Oberbibliothekar Dr. Karl Schottenloher in München.

Mit siebzehn Bildern. (Schluß.)

II.

160. Im folgenden Jahre 1502 gab Celtis zu Nürnberg seine eigenen Gedichte mit einem neuen Widmungsbilde von demselben Künstler heraus, das dem obersten Schutzherrn der deutschen Humanisten, dem Kaiser Maximilian, gilt. Der Fürst thront in voller Herrscherwürde mit Zepter und Reichsapfel vor dem knienden Dichter, der, das lorbeergeschmückte Barett in der Hand, das Buch aufgeschlagen hat und anscheinend daraus vorlesen will. Zu beiden Seiten des Thrones verliert sich der Blick in hügelige Landschaft. Rings um die Darstellung läuft Weintraubengewinde und Geäst, in dem vier Wappen hängen und zwei geflügelte Knaben, von Vögeln geneckt, ihr Spiel treiben. Der Holzstock dieser schönen, nur zu unruhigen Darstellung ist nach seinem ersten Abdruck wesentlich umgestaltet worden. Die Bildnisse des Kaisers und des Dichters wurden durch neue ersetzt, deren Zeichnung Friedrich Dörnhöffer dem Augsburger Künstler Hans Burgkmair zuschreibt. Vgl. Friedrich Dörnhöffer, Über Burgkmair und Dürer (Beiträge zur Kunstgeschichte. Franz Wickhoff gewidmet. Wien 1903. S. 111 ff.). Mit zwei Abbildungen des veränderten Widmungsbildes (S. 112 f.). Vgl. Dürer, Des Meisters Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte (Klassiker der Kunst Bd. 4). Stuttgart 1904. S. 334 f.

161. Gleich den schon erwähnten Handschriften des vielgelesenen Werkes von Rhabanus Maurus „De laudibus sanctae crucis opus" ist auch die erste von Thomas Anshelm in Pforzheim und Jakob Wimpfeling besorgte Druckausgabe von 1503 mit zwei Widmungsbildern ausgestattet: Rhabanus und Alkuin reichen kniend das Buch dem Papste dar und Rhabanus übergibt allein das Buch[1]; Reisige treten aus dem Saaleingang herzu. Der hl. Martin des ersten Bildes aus der handschriftlichen Überlieferung ist in den Papst verwandelt.

162. 163. Ein großes Zeremonienbild hat Johann Schöffer in Mainz für seinen deutschen Liviusauszug vom Jahre 1505 geschaffen: König Maximilian I., mit allen kaiserlichen Abzeichen angetan, hält mit dem Kurfürsten eine feierliche Versammlung ab und läßt sich das Werk von dem Übersetzer Bernhard Schöferlin überreichen. Über dem schönen Bilde liest man die Überschrift: „Maximilian Römischer König". In der Ausgabe von 1513 ist der Holzschnitt vom zweiten Blatt auf das Titelblatt verlegt worden. Später (1520) hat ihn der deutsche Drucker Cocus in Saragossa verwandt. Johann Grüninger in Straßburg ließ sich einen Nachschnitt herstellen, mit dem er seine Liviusausgaben von 1508, 1509 und 1519 schmückte. Schöffer verwendete seit 1523 ein neues Widmungsbild in Gestalt einer Umrahmung, in der oben Kaiser Karl V., unten der Herausgeber mit dem Buche, von vier Männern begleitet, dargestellt ist.

164. Recht unbeholfen ist das Widmungsbild, das der spanische Drucker Juan Varela in Granada der Einführung des Hieronymitenmönches Petro de Alcala in die arabische Sprache von 1505 (Arte para ligeramente saber la lengua araviga) eingefügt hat: Hernando de Talavera, Erzbischof von Granada, nimmt, unter einem Thronhimmel sitzend, den zwei Diakone mit Bischofstab und Kreuz umstehen, mit der Linken das Buch entgegen, während seine Rechte den knienden Verfasser segnet. Die Überreichung ist also als besonders feierlicher Vorgang dargestellt.

165. Ähnlich wie in der Mainzer Liviusausgabe ist in Petermann Etterlins „Chronica von der Eidgenossenschaft", die 1507 Michael Furter in Basel gedruckt hat, Kaiser Maximilian I. auf dem Thron inmitten der Kurfürstenversammlung, von seiner Leibwache umgeben, dargestellt; im Vordergrunde hält ihm der Verfasser das Buch entgegen. Vgl. Muther I S. 70 Nr. 495.

166. Bei Lazarus Soardus zu Venedig ist im Jahre 1508 eine Cicero-Ausgabe „Monumenta de divina natura et divinatione" erschienen, die der Herausgeber Petrus Marsus dem französischen Königspaare Ludwig XII. (1498—1515) und Anna von Bretagne gewidmet hat. Während den ersten Teil nur eine Renaissance-Einfassung schmückt, trägt die der Königin gewidmete zweite Schrift das übliche Überreichungsbild in unbeholfenem Schnitt: die Königin auf einem Thron, ihr zur Seite Hofdamen, vor ihr der kniende Herausgeber, das Buch übergebend.

167. Wo von der Frühzeit des Buchschmucks die Rede ist, muß der Name des rührigen Straßburger Druckers Johann Grüninger an hervorragender Stelle genannt werden. Grüninger hat sich nicht

1 Schlechter Nachschnitt davon in der Ausgabe: Augsburg 1605, verkleinerte Abbildung bei Migne, Patrologiae Cursus Series II F. Bd. 107 Sp. 138/139.





Bild 9. Ulrich Tengler und Maximilian I. Augsburg 1511 (Nr. 170).

leicht einen Bilderstoff seiner Zeit entgehen lassen. In Jakob Wimphelings Katalog der Straßburger Bischöfe (Argentinensium episcoporum catalogus), den Grüninger im Jahre 1508 ausgegeben hat, ist der Verfasser barhaupt dargestellt, wie er dem Bischof Wilhelm von Straßburg seine Schrift übergibt. Der Kirchenfürst sitzt im vollen Bischofsschmuck auf seinem Sessel, von zwei Priestern und zwei Rittern umgeben. Vgl. Muther S. 83 Nr. 571.

168. Als reiner Buchschmuck ist wieder der Holzschnitt in der venetianischen Virgil-Ausgabe (Opera omnia) von Bartholomaeus Zanni aus dem Jahre 1508 aufzufassen, wo der Sänger Virgil, mit dem Lorbeer bekränzt, kniend seine „Aeneis" dem thronenden Kaiser Octavian übergibt; die anderen Schriften „Georgica" und „Bucolica" liegen bereits auf dem Tisch; links und rechts von Octavian stehen „Pollio" und „Mäcenas".

169. 170. Wie beliebt sich das Widmungsbild als künstlerischer Vorwurf erhielt, läßt Ulrich Tenglers „Laienspiegel" in der Augsburger Ausgabe Johann Otmars vom Jahre 1511 erkennen, wo die Buchwidmung in zwei verschiedenen Formen abgewandelt ist. Auf dem einen Bilde sehen wir den Reichstag mit Kaiser und Kurfürsten versammelt, darüber die Krönung Mariens durch die hl. Dreifaltigkeit, während unten der Verfasser sein Buch dem Kaiser Maximilian darbietet. Die Darstellung tritt schon in der Augsburger Ausgabe von 1509 und als Nachschnitt in der Straßburger Ausgabe von 1510 auf. Das weitaus hübschere zweite Widmungsbild zeigt uns wieder den Kaiser mit den Kurfürsten, aber ohne die Krönung Mariens, dafür den Verfasser mit seiner ganzen Sippe[1], wie er in durchaus eigenartiger Darstellung sein Buch darbringt. Da, wie man weiß, der Verleger Hans Rynmann wegen der Ausschmückung des Buches mit Hans Schäufelin in Verbindung stand, darf mit gutem Grunde dieser Künstler als Zeichner des schönen Blattes gelten (Bild 9).

171. Nicht ersichtlich ist, wen das Widmungsbild in der Lyoner lateinischen Dioscorides-Übersetzung „Virtutum simplicium medicinarum liber" darstellen soll, die im Jahre 1512 Gilbert de Villiers für Bartholomäus Trot gedruckt hat. Ein Geistlicher reicht halb kniend einer vornehmen Persönlichkeit, die in der Linken eine Pflanze hält, sein Buch dar. Die Darstellung ist offenbar eigens für die Ausgabe bestimmt, darauf deutet außer der Pflanze in der Hand des Gönners die Ausschmückung des Bildes mit Tieren, Steinen und Pflanzen als Vertretern der drei Naturreiche hin. Dem Texte geht aber nur eine Vorrede des Herausgebers Antonius de Toledo voraus.

172. Im Jahre 1513 hat Eucharius Rösslin bei Martin Flach in Straßburg sein kleines Lehrbuch der Geburtshilfe „Der schwangern Frauen und der Hebammen Rosengarten" veröffentlicht und von

1 Mit der Überschrift „Collector codiculi cum prole sua"

dem Künstler M C (= Conrad Merckel) mit einem hübschen Holzschnitte schmücken lassen, der ihn abbildet, wie er der Herzogin Katharina von Braunschweig-Lüneburg, einer Prinzessin von Sachsen, in Gegenwart zweier Hofdamen das Buch darreicht. Abb. bei E. Reicke, Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, Bd. 7). Leipzig 1900. S. 105.

173. Seine höchste Blüte erreichte das vervielfältigte Widmungsbild im Jahre 1515, in einer Zeit also, wo die großartigen Buchschöpfungen Kaiser Maximilians immer näher ihrer Vollendung entgegenrückten. Es ist nicht zufällig, daß Maximilian I. so häufig auf diesen Widmungsdarstellungen wiederkehrt, es spricht sich darin nur das enge Verhältnis des Kaisers zum Buche und Buchschmucke aus. Ein reizendes Bildchen schmückt das „Leiden Christi", von Wolfgang von Män 1515 dem Kaiser zugeeignet: der Verfasser reicht ehrfurchtsvoll sein Büchlein dem herablassenden Fürsten dar; Hofleute wohnen dem Vorgange bei. Die Forschung weist den schönen Holzschnitt dem Hofkünstler Hans Burgkmair zu, demselben, der auch das großzügige Widmungsbild zum „Weißkunig" entworfen hat. Das hübsche Andachtsbuch stammt aus der Werkstätte des Teuerdankdruckers Johann Schönsperger von Augsburg; Otto Clemen hat es in seinen „Zwickauer Facsimiledrucken" wiedergegeben. Abb. im Katalog VII von Jacques Rosenthal, München, gütigst zu Bild 10 überlassen.



Bild 10. Wolfgang von Män und Maximilian I. Augsburg 1515 (Nr. 173).

174. Eines der prunkvollsten Widmungsbilder aus dem höfischen Kreise Kaiser Maximilians, das Einleitungsbild zum „Weißkunig", ist samt dem geplanten großen Werke nicht mehr an die Öffentlichkeit gelangt, der Kaiser hat sein Lebenswerk zu früh verlassen müssen. Auf dem fertigen Bilde überreicht Treizsauerwein, der Bearbeiter des „Weißkunigs", dem Erzherzog Karl, dem späteren Kaiser Karl V., in Gegenwart eines zahlreichen Hofgefolges das geschlossene Buch. Der schöne, um 1515 entstandene Holzschnitt trägt das Monogramm des Augsburger Künstlers Hans Burgkmair. Abb. im Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Kaiserhauses Bd. 6. Wien 1888. S. 2.

175. Einzig und allein dem Schmucke des Buches dient der Holzschnitt, der die Augsburger Ausgabe der „Reise des Ritters Ludovico Vardomans sagend von den Ländern Ägypto, Syria, von beiden Arabien, Persia, India und Äthiopia" vom Jahre 1515 ziert: der Reisende Lodovico Barthema überreicht der Herzogin Anguesina von Urbino in Gegenwart eines zahlreichen Gefolges seinen Reisebericht. Ein Nachschnitt Johann Knoblauchs von Straßburg aus dem folgenden Jahre schließt sich dem Vorbilde, einer guten Augsburger Künstlerarbeit, die wohl von Jörg Breu stammt, aufs engste an. Abb. im Jahrbuch der kunsthistor. Sammlungen des Kaiserhauses 18. Wien 1897. S. 21.

176. 177. 178. Wie Konrad Celtis ist auch der bücherkundige, bücherfrohe Sponheimer Abt Johann Trithemius auf mehreren Widmungsbildern dargestellt. In seiner Frankenchronik (Compendium sive breviarium primi voluminis annalium de origine regum et gentis Francorum), die im Jahre 1515



Bild 11. Johannes Trithemius und Lorenz von Bibra. Mainz 1515 (Nr. 176).

aus der Druckerei Johann Schöffers in Mainz hervorgegangen ist, sehen wir den Würzburger Bischof Lorenz von Bibra[1] mit Schwert und Bischofstab, den Zeichen der weltlichen und geistlichen Gewalt, dargestellt, das Buch aus der Hand des knienden Abtes entgegennehmend. Links steht ein Richter mit einer Urkunde[2], rechts ein Diakon mit dem Bischofstabe; sie deuten die Doppelgewalt des Fürstbischofs, die mit Gaugrafenrechten verbundene weltliche und geistliche Gerichtsbarkeit an, die dem Würzburger Bischof als Herzog von Franken eigen war[3] (Bild 11). Im selben Jahre kam durch den gleichen Verleger Johann Haselberg zu Oppenheim des Abts „Liber octo quaestionum ad Maximilianum Caesarem" heraus. Unter dem Titel ist, von vier Wappen eingesäumt, die Buchüberreichung dargestellt: der Kaiser auf einem Throne mit Zepter und Reichsapfel, vor ihm der kniende Abt mit dem aufgeschlagenen Buch in der Hand, außerdem ein Diakon und ein Richter. Ähnlich, nur in weit besserer Ausführung, sind Maximilian und Trithemius in dessen „Polygraphia" dargestellt, die Johann Haselberg im Jahre 1518 drucken ließ.[4] Das schöne Bild wird von der Kunstforschung dem Nürnberger Künstler Hans Springinklee zugewiesen.[5]

1 Muther sieht in ihm irrig den Kaiser, obwohl die Bischofsmütze keinen Zweifel zuläßt (Bd. 1 Nr. 1733).

2 Laschitzer meint irrig, es sei der Verleger Johann Haselberg dargestellt. Vgl. Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Kaiserhauses Bd. 7. Wien 1888. S. 19.

3 Auf alten Münzen heißt es: Herbipolis sola iudicat ense et stola, ebenso auf dem Widmungsbild 184.

4 Dibdin läßt in seinem „Decameron" Bd. 2, London 1817, S. 308, wo die Überreichung abgebildet ist, irrtümlich Papst Leo X. auftreten.

5 Vgl. C. Dodgson, Catalogue of Early German and Flemish Woodcuts preserved in the British Museum Bd. 1 S. 405, und Hans Koegler in der Zeitschrift für Bücherfreunde 12 (1908/09) II, S. 443.



Bild 12. Dietrich von Plieningen, Herzog Wilhelm von Bayern und Maximilian I. Landshut 1515 (Nr. 179).

179. 180. 181. Zwei eigenartige, für die Kostümkunde nicht unwichtige Darstellungen hat Dietrich von Plieningen seinen dem Kaiser Maximilian gewidmeten Übersetzungen eingefügt. Beide Werke sind 1515 bei dem Landshuter Drucker Johann Weissenburger erschienen. Im „Lobgesang von Kaiser Traiano" von Plinius widmet der Übersetzer, von dem danebenstehenden Herzog Wilhelm von Bayern beschützt, dem Kaiser sein Buch[1] (Bild 12). In Sallusts „Zwei schönen Historien von Catilinas und Jugurthas Kriegen" ist an Stelle Herzog Wilhelms Herzog Ludwig getreten, in Wirklichkeit ist nur der Name geändert. In Martin Flachs Straßburger Ausgabe der Pliniusverdeutschung von 1520 ist auf dem Titelblatt Kaiser Trajan dargestellt, wie er von Plinius das Buch empfängt; Kaiser Maximilian war inzwischen gestorben. Bild 13, vom Antiquariate Jacques Rosenthal gütigst überlassen.

182. Während in den Handschriften häufig der Schreiber als Buchwidmer dargestellt wird, tritt in den gedruckten Werken der Drucker völlig hinter dem Verfasser oder Herausgeber zurück. Das entspricht dem gesteigerten Schriftstellerruhm der neuen Zeit. Nur ein paarmal[2] taucht auch der Buchdrucker auf. In der Messen-Ausgabe des Druckers Andreas Antiquus in Rom vom Jahre 1516, dem ersten Mensuralnotenwerk in Regalform, ist der Drucker, der freilich zugleich den Herausgeber dar-

1 Vgl. Ludwig von Baldass, Die Bildnisse Kaiser Maximilians I. (Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Kaiserhauses Bd. 31, Wien 1914, S. 307 u. 309); irrig wird hier Herzog Ludwig mit Ludwig d. Hl. verwechselt.

2 Vgl. Widmungsbild Nr. 188.

stellt, abgebildet, wie er kniend dem Papst Leo X. seinen Notendruck darreicht. Er erhielt dafür einen päpstlichen Schutzbrief gegen Nachdruck ausgestellt. Abgebildet von Zur Westen in der Zeitschrift für Bücherfreunde Jahrg. 12, 1908/09, Bd. 1 S. 92.

183. Auch Markgraf Friedrich von Brandenburg hat sein Widmungsbild erhalten, ein Blatt, das vor allem wegen seines Künstlers Hans Schäufelin bemerkenswert ist. In einer Säulenhalle mit Ausblick in einen Park sitzt der Markgraf in einfachem Gewande, ohne Herrscherabzeichen, vor dem knienden, mit dem Schwert umgürteten Ritter Hans von Leonrod und langt mit der Linken nach dessen „Himmelwagen und Höllenwagen", einem erbaulichen, mit mehreren Holzschnitten Schäufelins geschmückten Buche, das Sylvan Otmar im Jahre 1517 zu Augsburg gedruckt hat. Vgl. Muther Bd. 1, Nr. 916.

184. Eines der schönsten Buchüberreichungsbilder findet sich an ganz versteckter Stelle in dem Repertoriumbande der Nürnberger Augustinus-Ausgabe, die Friedrich Peypus für Johann Koberger im Jahre 1517 gedruckt hat. Das Repertorium ist von dem Doktor der Theologie Johann Teuschlein, damals Prediger in Rottenburg, in einem eigenen Bande herausgegeben und dem kunstsinnigen Würzburger Bischof Lorenz von Bibra[1] gewidmet. Der jugendliche Verfasser reicht kniend das Buch seinem Gönner dar, links und rechts stehen die Vertreter der geistlichen und weltlichen Macht: ein Diakon und ein Richter mit dem Schwert. Über dem Vorgang thronen die Schutzheiligen Würzburgs: die Mutter Gottes, der hl. Laurentius und St. Kilian. Das fein gezeichnet und geschickt geschnittene Bild weist die kunstgeschichtliche Forschung dem Künstler Erhard Schön zu (Bild 14). Der Verfasser des Repertoriums hat sich im Bauernkrieg den Aufständischen angeschlossen und ist dabei untergegangen.[2]



Bild 13. Plinius und Trajanus. Straßburg 1520 (Nr. 181).

185. Von dem Glanze, der von dem kaiserlichen Bücherfreunde Maximilian I. auf das Buch abfiel, sollte auch sein Enkel Karl V. noch zehren. Als im Jahre 1520 der Memminger Walther Isenberg, unter Maximilian in den niederländischen Wirren Kriegssekretär, seine Schrift „Wie die mächtigen Erbkönigreich und Fürstentümer Hispania, Hungern und Geldern zu den löblichen Häusern Österreich und Burgund kommen sein" dem Kaiser Karl V. widmete, gab er seiner Vorrede ein Widmungsbild bei, wo der jugendliche Kaiser, mit Mantel und Kette angetan und von einer Leibwache umgeben, das Buch in Empfang nimmt; der Verfasser ist mit dem Schwert umgürtet, in der Linken hält er den Federhut, hinter ihm ist sein Wappen angebracht. Das reich mit Holzschnitten ausgeschmückte Buch hat Hans Schönsperger in Augsburg gedruckt. Vgl. Muther S. 163 Nr. 957.

186. Ein kleines Bild schmückt das Werkchen von Albertini über die Wunder Roms „Mirabilia Romae", 1520 zu Lyon von Johann Marion und Romain Morin gedruckt. In einem Studierzimmer empfängt Papst Julius II. von dem Verfasser das Buch. Abb. im Katalog 66 von Jacques Rosenthal S. 9 Nr. 21, darnach gütigst zu Bild 15 überlassen.

187. Eines der wenigen englischen Widmungsbilder führt den Geistlichen Alexander Barclay vor, wie er seine Sallustius-Übersetzung des Jugurthinischen Krieges knieend dem Günstling König Heinrichs VIII., Thomas Howard Herzog von Norfolk, darreicht. Das Buch ist um 1520 von Pynson in London gedruckt. Abb. bei Alfr. W. Pollard, Fine books. London 1912, Taf. 31.

188. Ein gutes Bild von dem Monogrammisten b schmückt das Druckwerk „Statuta Perusiae", das Girolamo Cartolari zu Perusia in den Jahren 1523—1528 ausgegeben hat. Im vierten Teil ist der Drucker dargestellt, wie er dem mit einem Schwert umgürteten Malatesta Baglioni stehend das Buch überreicht. Im Hintergrunde drei Hofleute. Ausblick in eine Landschaft. Abb. im Katalog 63 von Leo S. Olschki, Monumenta typographica. Florenz 1903, S. 164, Nr. 442.

1 Vgl. das Widmungsbild 176.

2 Vgl. Theodor Kolde in der „Festschrift dem Prinzregenten Luitpold von Bayern zum 80. Geburtstage dargebracht von der Universität Erlangen", Bd. 1. Leipzig 1901. S. 37—82.



189. Ein hübsches Doppelbild birgt die italienische Übersetzung der Predigten des hl. Bernhard von Clairvaux, im Jahre 1528 auf Betreiben der Jesuater in Venedig gedruckt: im oberen Teil der hl. Bernhard als Kirchenlehrer mit vier Zuhörern, unten Giovanni Salviati da Tosignano, der Bischof von Ferrara, von einem Ordensgenossen, einem Jesuater, das Buch entgegennehmend, ein zweiter Mönch kniet links davon. Abb. bei D'Essling I, 2, 1, S. 244 und Jacques Rosenthal, Katalog 66, S. 65, gütigst zur Abb. 16 überlassen.



Bild 14. Johann Teuschlein und Lorenz von Bibra. Nürnberg 1517 (Nr. 184).

190. Ebenfalls reine Buchschmückung ohne Bildniszweck dürfte das Widmungsbild darstellen, das François Regnault im Jahre 1528 seiner Ausgabe Jean Le Maire, Les illustrations de Gaule eingefügt hat: Der Verfasser, Lemaire war seit 1525 tot, reicht sein Buch dem König (Franz I.?) dar. Abb. bei Leo S. Olschki, Catalogue 86—87, S. 1452.

191. In der „Histoire agregative des annales et chroniques d'Anjou" von Jean de Bourdigne, die Antoine Couteau zu Paris im Jahre 1529 für Charles de Boigne und Clement Alexander zu Angers gedruckt hat, widmet der Verfasser der Herzogin von Anjou, Louise von Savoyen, der Mutter des französischen Königs Franz I., und dem versammelten Landtag sein Werk. Die Gestalten der Judith und Ester sollen die Kraft der Frau im Dienste des Vaterlandes veranschaulichen. Abb. des eigenartigen Bildes bei J. & J. Leighton, Catalogue of early-printed & other interesting books, P. XIII. London 1910, S. 2470.

192. Ein überaus reizendes Widmungsbild hat uns der Wormser Künstler Anton Woensam in Dionysius Rickels Kommentar „In epistolas omnes canonicas, in acta apostolorum et in apocalypsim enarrationes", 1533 von Peter Quentel zu Köln gedruckt, geschenkt. Der Verfasser, ein gelehrter Karthäusermönch des 15. Jahrhunderts (1402—1471), ist dargestellt, wie er ehrerbietig vor der Mutter Gottes mit dem Kinde kniet und sich in ihren Schutz begibt. Die hl. Barbara, die Schirmheilige des Ordens, hat ihm Feder und Buch abgenommen und reicht das Buch dem Jesuskinde hin, das hurtig darnach greift. Auf dem Boden liegen noch mehrere Bücher herum, die die zahlreichen Schriften des Verfassers enthalten, sie wurden eben damals von seinem Ordensbruder Theodorich Loer († 1554) herausgegeben. Das Widmungsbild findet



Bild 15. Francesco Albertini und Papst Julius II. Lyon 1520 (Nr. 186).



Bild 16. Ein Jesuatermönch und Bischof Johannes von Ferrara. Venedig 1528 (Nr. 189).

sich] in mehreren dieser Teile abgedruckt, meist steht ein lateinisches Gedicht darunter, das die Darstellung erklärt. Abb. bei Leo S. Olschki, Catalogue 77: Choix de livres anciens rares et curieux. Florenz 1912, S. 1052, Nr. 3409.

193. 194. Vielleicht stammen von demselben Künstler die hübschen Widmungsinitialen in den Predigtsammlungen des späteren Wiener Bischofs Friedrich Nausea, die in den Jahren 1530—1534 bei dem gleichen Drucker Peter Quentel in Köln erschienen sind. In dem einen Bande „Tres evangelicae veritatis homiliarum centuriae" (1530) überreicht Nausea, einer Initiale S eingefügt, dem Kardinal Albrecht von Mainz sein Werk, in dem andern („Evangelicae veritatis homiliarum centuriae quatuor"

TRIOMPHI DI CARLO DI MESSER
FRANCESCO D'I LODOVICI VINITIANO.



Bild 17. Francesco Lodovici und Andrea Gritti.
Venedig 1535 (Nr. 195).

1534) ist innerhalb einer Initiale A König Ferdinand dargestellt, wie er das Buch seines Schützlings in Empfang nimmt. Abb. der ersten Initiale S bei A. F. Butsch, Die Bücherornamentik der Renaissance. Leipzig 1878, Taf. 87.

195. Mit einer eigenartigen Darstellung, die in der Zeichnung wie im Schnitt gleich geschickte Hände verrät, ist das Titelblatt zu der Dichtung „Triomphi di Carlo" aus der Feder des Venetianers Francesco Lodovici geschmückt, die im Jahre 1535 bei den Druckern Mapheo Pasini und Francesco Bindoni zu Venedig erschien. Der Doge Andrea Gritti nimmt von dem ehrerbietig gebeugten Verfasser das Buch entgegen. Aus der linken oberen Ecke des Bildes scheint die Sonne hernieder und wirft ihre Strahlen auf das Haupt des Dichters: sie soll die Gunst versinnbilden, die der mächtige Herrscher der Lagunenstadt dem Spender des Sanges zuteil werden läßt. Das hübsche Titelbild ist der einzige Schmuck der umfangreichen Dichtung (Bild 17).

196. Einen Prachtholzschnitt, von verschiedenen Leisten umrahmt, weist das Messenwerk des Kirchentonsetzers Christobal Moralis „Missarum liber secundus'‚ auf. Papst Paul III. sitzt in vollem Ornate segnend vor dem Kom' ponisten († 1553), der ihm knieend sein Werk überreicht. Das aufgeschlagene Buch enthält den Anfang der ersten Messe. Gedruckt ist das schöne Werk von den Brüdern Valerius und Ludovicus Doricus zu Rom im Jahre 1544. Der erste Band ist dem Florentiner Cosimo Medici gewidmet.

197. Als künstlerisches Werk nicht hervorragend, wegen seiner Herkunft aber nicht unbemerkenswert ist das Bildchen, das in der Schrift „Illustrium maioris Britanniae scriptorum summarium", 1548 von Johannes Overton zu Ipswich gedruckt, den Verfasser John Bale vorführt, wie er mit gebeugtem Knie dem König Eduard VI. sein Buch darbringt; im Hintergrunde sieht ein Mann unter einem Vorhange zu. Abb. bei Thomas Fr. Dibdin, The bibliographical Decameron, Bd. 2. London 1817, S. 309.

198. Daß es den Druckern und Herausgebern häufig nicht um Bildnistreue, sondern nur um die Darstellung des Widmungsvorgangs zu tun gewesen ist, bekundet deutlich das Verfahren des venetianischen Druckers Francesco Marcolini, der in dem Sammelwerk „La Zucca" von Antonio Francesco Doni aus dem Jahre 1552 dasselbe Widmungsbild an drei Stellen für die Zueignung an drei verschiedene Persönlichkeiten abgedruckt hat.

199. Ein berühmtes Widmungsbild wieder enthält das Messenwerk des großen Kirchenkomponisten Giovanni Pierluigi Palestrina, 1572 zu Rom gedruckt: es stellt den Tonsetzer dar, wie er knieend sein Werk dem Papst Julius III. darreicht. Abgeb. von Zur Westen in der Zeitschrift für Bücherfreunde 12 1908/09, S. 92.

200. Eines der letzten Buchüberreichungsbilder findet sich, in Kupfer ausgeführt, in dem berühmten Vogelbuch „Ornithologia“ von Ulysses Aldrovandi aus dem Jahre 1599. In einer oben und seitlich mit Wappen und sinnbildlichen Gestalten ausgefüllten Umrahmung ist unten der Verfasser dargestellt, wie er dem Papst Clemens VIII. sein Buch darreicht. Es ist ein sehr lebendiges Bild. Der Papst, von Kardinälen umgeben, neigt sich stark nach vorne vor, um dem Überbringer entgegenzukommen. Das schöne Druckwerk ist von Giovannbattista Bellagamba für Franciscus de Franciscis gedruckt.

Die stattliche Reihe der angeführten Widmungsbilder mag eine alphabetische Zusammenstellung der Namen beschließen, welche die Übersicht erleichtern soll.





Johann Peter Uz.

Zu seinem 200. Geburtstag.

Von

Thomas Stettner in Ansbach.

Mit einem Bilde.

Einen dreifachen Kranz verlangt Herder von der Nachwelt für Uz: den der Dichtkunst, der Weisheit, des tätigen Verdienstes. Dem Kreise Gleims und Kleists galt er als dem Horaz ebenbürtig; Lessing begrüßte freudig sein Erscheinen am deutschen Parnaß und Schiller liebte seine Werke von früher Jugend an. — Wie kommt es nun, daß sein Dichterlorbeer so rasch verwelkte? Er war kein Bahnbrecher, auch ist kein Lied von ihm so volkstümlich geworden, daß es gesungen heute fortlebte. Im zweiten Teil seiner Dichterlaufbahn war er mehr verehrt als der Weltweise, der eine praktische, heitere Philosophie in anmutiger Form der Hofdame wie dem gemeinen Mann verständlich machte: als Kant, Schleiermacher, Fichte sprachen, verblaßte jene.

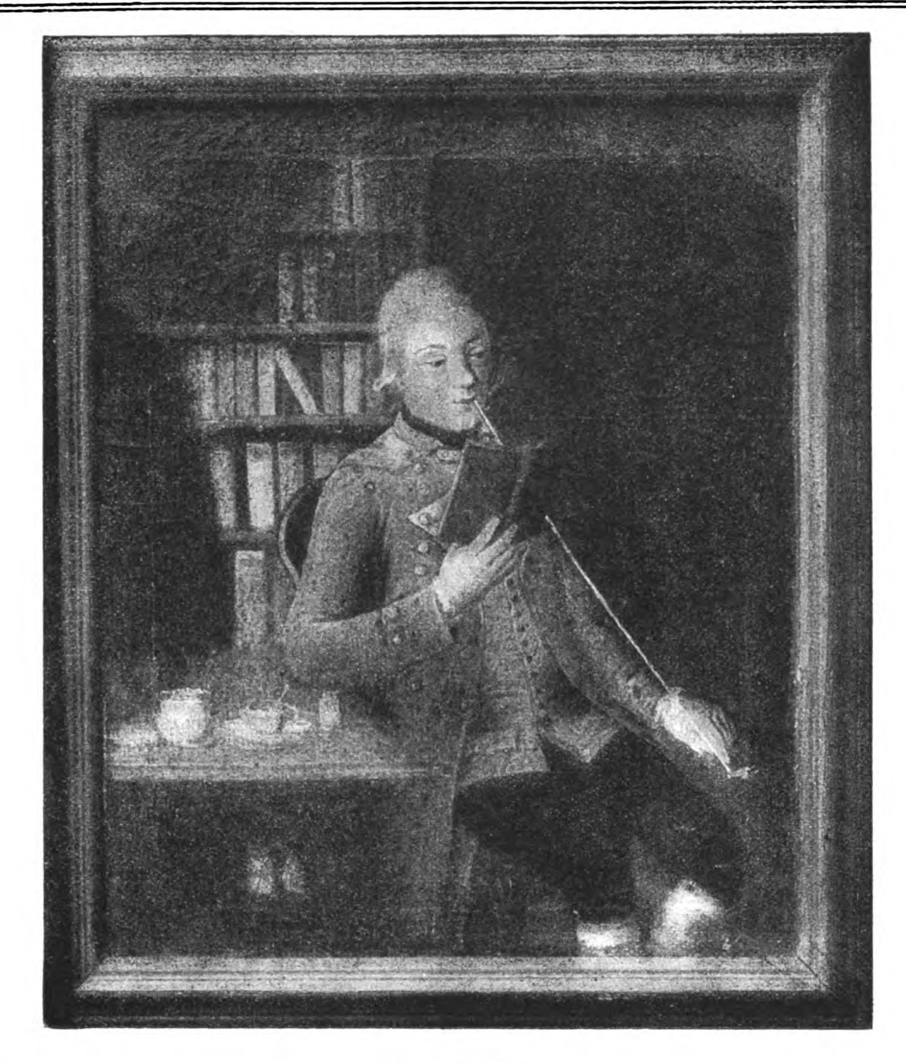
Ein weniges aber mag zum Vergessenwerden auch der Umstand beigetragen haben, daß uns jetzt seine Züge meist nur mehr durch einen Stich Bauses bekannt sind, der den bejahrten würdigen und sympathischen Justitiarius darstellt, aber nicht den Dichter, und der jedenfalls in niemand das Verlangen weckt, seine Gedichte aufzuschlagen. Deshalb soll zu seinem Erinnerungstag als Gabe ein Bild erscheinen, das den jugendlichen Dichter in seiner Welt zeigt: die vielen Bücher, die Pfeife, der Kaffee atmen die Luft, in der er, unbekümmert um Ehren und Reichtum, seinen Lehren selber lebte — ein Bild des vergnügten Junggesellen, der er war.

Wenn ich dieses Bild mit ein paar Zeilen begleite, bin ich mir der Schwierigkeit wohl bewußt, das Leben dessen zu schildern, der nichts erlebte. Das äußere Leben von Uz ist rasch erzählt. Er ist geboren in Ansbach am 3. Oktober 1720 als Sohn eines Goldschmieds, nach dessen frühem Tod die vorzügliche Mutter die Erziehung leitete. Als Schüler des Gymnasiums schon verriet er gleichmäßig Neigung und Begabung zur Dichtkunst und zur Malerei; zeitlebens blieb er ein Musikfreund. Mit dem Zeugnis, daß er reich ausgestattet sei mit den Anlagen, die eine glückliche Zukunft versprechen, verließ er die Schule und bezog 1739 die Universität Halle als Jurist. In einem Bücherladen lernte er zufällig Gleim kennen und es knüpfte sich ein Freundschaftsbund fürs Leben. Nach einem trübseligen Semester in Leipzig wäre er gern nach Berlin gegangen, aber der Befehl der sparsamen Mutter rief ihn 1743 nach Ansbach zurück, das er dann nicht mehr verlassen hat, außer zu einer flüchtigen Reise nach Braunschweig und in dienstlicher Eigenschaft zu einem zweijährigen Aufenthalt in Römhild in Thüringen. 1748 wurde er Justiz-Rats-Sekretarius, was er 15 Jahre lang unbesoldet blieb. 1763 erhielt er die auskömmliche Stelle als kaiserlicher Landgerichtsassessor, 1790 wurde er Direktor des Ratskollegiums (den Geheimratstitel verbat er sich). Als die preußische Regierung ihn 1796 dennoch damit beehrte, war sein Geist schon in anderen Welten: nur durch ein „So" gab er zu erkennen, daß er die Nachricht noch verstanden; wenige Stunden darauf starb er an einem Schlagfluß still und friedlich.

Ansbach war eine kleine, stille Stadt, den Musen nicht hold. Uz klagt, daß er wie in einer Wildnis lebe. Aber er war nicht der Mann, sich niederdrücken zu lassen. „Habe ich nicht bekommen können, was ich gewollt, so werd' ich mich itzo bemühen, zu wollen, was ich habe," schrieb er und richtete sich ein behagliches Junggesellenleben im Kleinen und Stillen ein. Mit seiner Mutter und zwei Schwestern bewohnte er in der jetzt nach ihm benannten Straße ein kleines Haus mit einem kleinen Garten. Der erste Teil des Tages war den anstrengenden Berufsarbeiten gewidmet; dann aber genoß er die stillen Freuden, die ihm seine Bücher, sein Klavier, seine Blumen boten, oder verbrachte mit seinen vortrefflichen Freunden (Cronegk, Junkheim, Hirsch) in angeregtem literarischem Gespräch den Abend. Ein Glas Wein schätzte er, Kaffee war ihm ein hoher Genuß — am meisten aber liebte er seine Pfeife und dem Lob des Tabaks ist manches Lied geweiht. In diese zufriedene Stille soll auch Venus keine Unruhe bringen: „Lächle, Venus, unter Thränen, Sey die Mutter süßer Pein! Aber zeuch mit Deinen Schwänen, zeuch bei mir nicht sieghaft ein."

Deshalb ist unser Bild wertvoll, weil es ein Loblied auf den vergnügten Junggesellen ist. Ernstlich scheint sein Herz nur Grötzners Schwester in den schönen Tagen in Römhild





Johann Peter Uz.

Ölbild in den Sammlungen des Historischen Vereins für Mittelfranken in Ansbach.

bewegt zu haben; aber erst beim Abschied erbittet er sich einen Kuß (der doch in jener Zeit viel weniger bedeutete als jetzt!) — seine tiefergehenden Gefühle hatte er so wenig ahnen lassen, die Briefe an die Verehrte sind so hölzern, daß sie wohl auch durch sie nicht zur Klarheit gelangte und wir uns nicht wundern, daß sie es vorzog, an der Seite eines anderen glücklich zu werden. Uz brach es das Herz nicht und er schrieb ihr einen herzlichen Glückwunschbrief und blieb mit ihr in Freundschaft.

Ein Ereignis war immer das Erscheinen des Meßkataloges, aus dem eine sorgsame Auswahl der neuen Bücher getroffen wurde, so daß er eine erlesene Bibliothek besaß. 4906 Bände betrug sie noch bei seinem Tod, darunter 1052 über Geschichte, 259 ausländische Dichter, 909 Rechtsgelehrsamkeit. (Sie wurde nach Erlangen verkauft um 1200 Gulden.)

Frische Luft brachten Besuche von auswärts. Nicolai fühlte sich in Ansbach sehr wohl; oft war K. L. v. Knebel da, dann Heinse, Göcking, Herder, Fritz von Stein; alle rühmen das jugendlich frische Wesen von Uz, auch als er schon hoch an Jahren war.

Der beste Schutz gegen Vereinsamung aber war der ausgedehnte Briefwechsel mit seinen Freunden und anderen bedeutenden Männern. Erhalten ist die ganze, 181 Briefe umfassende Korrespondenz mit Gleim (von Schüddekopf herausgegeben). Rührend ist der Brief, mit dem Uz 1795 die Rücksendung der ganzen, sorgfältig gehüteten Korrespondenz mit

Gleim begleitet: er hat sie nochmals mit Freude und Dankbarkeit durchgelesen, sie machten ja einen „beträchtlichen Teil seines irdischen Vergnügens aus." Jetzt aber trennt er sich von ihnen, daß nicht ein gieriger Buchhändler sie nach seinem Tod veröffentlicht und freimütige Äußerungen in ihnen Unberufenen bekannt würden.

Eine Gefahr ist aber auch in einem solchen Briefwechsel enthalten: nicht jeden kleidet der Hausrock, in dem wir ihn da sehen, so gut wie das Staatskleid. Das trifft auf unsere beiden Freunde nicht zu — im Gegenteil! Nur in einem Punkt könnte jenes der Fall sein: wir sehen aus den offenherzigen Urteilen über das literarische Leben, wie unfaßbar und unverständlich das Schaffen der jüngeren Generation namentlich Uz blieb: der Name Schiller kommt im Briefwechsel gar nicht vor, Goethes Name nur einmal (1776) und da nichts weniger als rühmend. Beide Briefschreiber haben das Gefühl, die deutsche Literatur sei schon wieder am Abstieg. Leider gibt Gleim, obwohl ihn Uz zweimal darum bittet, keinen eingehenden Bericht von seiner Unterredung mit Friedrich dem Großen hierüber.

Über das Verhältnis der Autoren zu den Verlegern hören wir viel Interessantes. Uz hatte mit ihnen selber manche Not; 1768 aber erschien eine Ausgabe seiner Werke „in einem Gewand, wie zuvor noch kein deutscher Dichter erschienen war." — Große Angst herrscht vor den Nachdruckern; der Sendung eines noch unveröffentlichten Erstdrucks oder Manuskripts wird meist die Mahnung beigefügt: verhüten Sie, daß kein gieriger Nachdrucker sie erhascht.

Viel gesprochen wird in den Briefen über die Versuche, sich von den Verlegern unabhängig zu machen, da Klopstocks Beispiel, auf Subskription seine Werke herauszugeben, Nachahmung fand und man auch den Weg versuchte, eigene Verlagsanstalten zu gründen. Der praktische Uz mißtraut dem Erfolg, da er richtig sieht, daß ein gesicherter und allseitiger Absatz hierdurch nicht erreicht werde. — Auch über die Ausstattung der Bücher wird viel diskutiert, auch über das Thema des Antiquadrucks. Leibniz hatte ihn für wissenschaftliche Werke empfohlen, Ramler will ihn für Schriften, die im Ausland gelesen zu werden verdienen, eingeführt haben — die Schweizer traten dann in seine Fußtapfen mit viel radikaleren Bestrebungen. Gleim ließ als erster Lieder in Antiqua drucken, Uz ist dagegen, auch „um der vielen Schwachen, vornehmlich unter Standespersonen willen, die nicht fertig lateinisch lesen können." — Der Siebenjährige Krieg hat auf die gediegene Ausstattung und die uns auffallende Menge von Drucken einzelner Gedichte keinen Einfluß, nur einmal (1763) wird über Papiernot geklagt und auch über den schlechten Stand der sächsischen Valuta.

Die erste Ausgabe der Gedichte Uzens erschien, von Gleim besorgt, ohne Namen 1749 bei Weitbrecht, eine um die Hälfte vermehrte 1755 bei Posch in Ansbach, eine dritte 1756 bei Weitbrecht, die vierte 1767 bei Posch ist nur eine geringe Wiederholung der ersten, wie die bei Breitkopf 1765 der von 1756. Dagegen wetteifern an guter Ausstattung die zwei letzten Ausgaben, die bei Dyk 1768 und 1772. Uz übergab dann alle Veränderungen, die er an seinen Gedichten allenfalls noch vorzunehmen gedächte, zur freien Verfügung Weiße, und der veranstaltete 1804 bei Degen in Wien in zwei Bänden eine Prachtausgabe: in Großquart, in großer Schrift (Antiqua), auf stärkstem Papier, der Raum nicht gespart im Satz und in den breiten Rändern; prachtvoll und — unerträglich. Die kleinen, graziös flatternden Liedchen in dieser steifen Pracht zu genießen ist unmöglich — wie gern greifen wir wieder zu den zierlichen Bändchen von 1768 und 1772, die Oeser mit stimmungsvollen Bildchen schmückte, daß fröhliche Amoretten und sinnvolle Vignetten die Blätter beleben und wir leicht sie einstecken können, um sie zu genießen, wo sie genossen sein wollen, auf stillen Gängen in Gottes freier Natur!

Etwas befremdlich wirkt auf den ersten Blick eine der Ausgabe von 1768 angefügte Erklärung in Prosa (wir halten sie zuerst für eine Buchhändleranzeige), daß er der Jahre und Geschäfte wegen von nun an das Dichten einstellen werde (2. November 1767). „Es ist zu bedauern, daß unter den Schriftstellern die Dichter am wenigsten den Zeitpunkt bemerken, wo sie zu schreiben aufhören sollten. Vielleicht habe ich schon zu lange geschrieben und in diesem Falle wird man es gern sehen, daß ich jetzt aufhöre." In dem Gedicht an Weiße, welches die Reihe seiner „Briefe" schließt, spricht er den gleichen Entschluß in Worten aus, die uns mit Bewunderung für den gewissenhaften Arbeiter erfüllen und zugleich für den klaren Blick, mit dem er seine Stellung unter den zeitgenössischen Dichtern erkannte (hätte doch Gleim etwas davon besessen!). Er wirft einen Rückblick auf Freuden und Leiden seiner Dichterlaufbahn; jetzt aber müsse er das Haus des Helikons mit dem Labyrinth des Rechts vertauschen. Doch nicht in „mürrischem Verdruß" tut er dies — davor behütet der Menschenfreund in ihm den Dichter, und statt zu klagen nimmt er Abschied von der geliebten Muse mit den männlich edlen Worten:



„Noch itzt entsagt mein Herz der weisen Freude nicht.
Den edlen Seelen quillt Vergnügen
Selbst aus Erfüllung ihrer Pflicht.
Freund, einem Armen Recht zu sprechen
Und, wenn die Unschuld weint, an Frevlern sie zu rächen,
Ist göttlicher, als ein Gedicht.“

Und wirklich schwieg seine Muse von jetzt an — höchstens daß er ein kleines Stammbuchblatt einem beharrlich Bittenden schrieb oder ein Gelegenheitsgedicht zu besonderen Feiern verfaßte. 1783 brachte es Göcking auf der Durchreise „nur durch außerordentliches Bitten“ dahin, daß Uz das religiöse Gedicht „Der Christ“ dichtete — sein letztes Gedicht.

1787 hat er allerdings noch ein paar Verse gemacht: Air allemand — als Prolog zu einem Theaterstück, von Lady Craven ihm abgepreßt. Ich sage absichtlich „drei Verse“ — nicht „ein Gedicht“, denn diesen Namen verdienen sie nicht, so leer und nichtssagend sind sie. Uz hätte als Scholarch einen Schüler, der sie ihm vorgelegt hätte, wohl väterlich vor weiterer Beschäftigung mit dem Dichten gewarnt. Aber eben dieser Tadel seiner Dichtung ist das höchste Lob für seinen Charakter.

Die rücksichtslose, hochmütige Engländerin Lady Craven hatte die edle Clairon aus Ansbach verdrängt und beherrschte den willensschwachen Markgrafen völlig. „Sie ist eine böse Person“ schreibt Henriette von Knebel an ihren Bruder Karl Ludwig nach Weimar, „voll kleinen Neides und Eifersucht auf alles, was besser ist als sie. Ihre Stücke sind voll Unsinn und Langeweile. Ihr Äußeres ist ganz von einer Hexe aus ›Macbeth‹ und es gibt Leute wie unser Uz, die sie gar nicht ansehen können.“ Sie bat Uz um eine Einlage in ein auf der Triesdorfer Naturbühne aufzuführendes Stück von Collés, und er konnte als Beamter es der allmächtigen Favoritin nicht verweigern: das Gedicht aber beweist so deutlich, wie eine Absage es getan hätte, daß seine Muse nicht feil war.

Als Uz 1796 starb, erweckte die Nachricht hiervon überall Bedauern, obwohl er schon 30 Jahre geschwiegen hatte. Den schönsten Nachruf widmete ihm Herder, Schiller aber dachte sogar daran, dem Musenalmanach von 1797 das Bild von Uz (statt desjenigen von Goethe, das er nicht erhalten konnte) einzufügen; er bat Goethe, durch Knebel ein solches besorgen zu lassen, und jener entledigte sich sogleich des Auftrags; Knebels Antwort ist nicht erhalten. Der fast entschuldigend klingende Zusatz: „wir erwecken das Ansehen von Billigkeit und Honêteté, wenn wir einem aus der alten Zeit diese Ehre erweisen“, trägt nur einer augenblicklichen Verstimmung Goethes, der sonst Uzens öfter freundlich gedenkt, Rechnung: Herder sang in deutlicher Absicht immer wieder allzulaut das Lob der alten Schule.

Der Nekrolog bei Schlichtegroll spricht am Schluß die Hoffnung aus, das prunklose Häuschen von Uz werde dereinst so heilig gehalten werden wie einst Pindars Haus in Theben. Das hat sich nicht erfüllt und die von so vielen ihm prophezeite Unsterblichkeit ward ihm nicht zuteil. 1818 wurden seine Werke das letztemal gedruckt, bis 1890 für wissenschaftliche Zwecke eine Neuherausgabe erfolgte. Wohl 100 Jahre war er für die Nation tot und lebte nur in den Blättern der Literaturgeschichte fort.

Wird es so bleiben? Wir glauben: nein. In den letzten Jahren begegnet uns sein Name wieder öfter: unser Ohr ist müde geworden des lärmenden Treibens der Zeit, und die Zeit selbst ist anders geworden und wird es noch mehr werden. Vor wenig Jahren noch lächelten wir über den altmodischen Mann, der nie gereist ist (obwohl Sokrates und Kant auch nicht weiter von der Heimat sich entfernten als er!): konnte er die Kunst stets fröhlich zu sein denen lehren, die ihre Freude darin fanden, im sausenden Zug oder Auto die Weite zu durchmessen? Aber jetzt, wo wir wieder mehr bei uns einkehren müssen, werden wir in seiner milden, abgeklärten Lebensweisheit vielleicht manches finden, was uns wertvoll ist — seine geistlichen Lieder, die einst den einfachen und den höchsten Geistern Freude und Erhebung brachten, werden auch uns vielleicht wieder zu Herzen gehen, und wie das Rokoko in der Kunst wieder zu Ehren kam, so werden die leiseren Töne mancher seiner Gedichte im stiller gewordenen Leben wieder vernehmlich werden.

Bleibt aber auch der Dichter vergessen, sollen doch zum 200. Geburtstag auf sein Grab die anderen zwei Kränze gelegt werden: gewidmet dem Weisen und dem Menschenfreund.



Allart van Everdingen und Goethes „Reineke Fuchs".

Von

Dr. Johannes Hofmann, Bibliothekar an der Leipziger Stadtbibliothek.

Mit einem Bilde.

Für Goethes erwachende Teilnahme an dem Stoff des „Reineke Fuchs" war die Übersetzung Gottscheds, erschienen 1752 in einem prächtigen Drucke Breitkopfs, von entscheidender Bedeutung. Durch das für Kenner des Plattdeutschen als Anhang beigefügte Original lernte Goethe die ursprüngliche Gestalt des „Reineke" jedenfalls erst kennen. Aber nicht durch den Verfasser, den schon der junge Leipziger Student Goethe wie damals alle Welt belächelte, fühlte er sich zu dieser Übersetzung hingezogen, als er das Buch in Leipzig in die Hände bekam.

Die Leipziger Stadtbibliothek besitzt zwei Exemplare von Gottscheds „Reineke Fuchs". Das eine, ein besonders schönes, in braunes Leder gebundenes, mit vergoldetem Superexlibris, stammt aus der Bibliotheca villatica Gohlisiana des Hofrat Prof. Johann Gottlob Böhme (1717—1780), die er in seinem Schlößchen in Gohlis aufgestellt hatte, und die jetzt vollzählig der Stadtbibliothek gehört. Mit Böhme und dessen erster Frau trat Goethe als Student in nähere Berührung. Er mag das Buch, dessen Äußeres wir als Beilage zeigen, oft genug in der Hand gehalten haben. Neben dem allgemeinen Interesse für das Tierepos überhaupt, waren es zweifellos die 57 Radierungen Allarts von Everdingen (1621—1675), die ihn zu Gottscheds Übertragung hinzogen und ihn schließlich veranlaßten, auch dem Inhalte größere Aufmerksamkeit zu schenken. Da es nicht zu viel behauptet ist, daß Gottscheds Übersetzung Everdingens Illustrationen den Ruhm zum großen Teile verdankt, die Hauptquelle[1] für die klassische Wiederbelebung des Epos durch Goethe geworden zu sein, soll versucht werden, diese Behauptung eingehender zu begründen.

In einem Briefe an seine Schwester Cornelia vom 3. Oktober 1765 lacht Goethe über Reineke Fuchs, „das ganze Heldengedicht" herzlich, und im Juni 1778 schreibt er an Frau von Stein: „Jupiter mochte von der Schlange keine Rose, Sie werden diese von einem Bären nehmen. Gehört er nicht unter die feinen, gehört er doch unter die treuen Thiere, wie im Reineke Fuchs weiter nachzulesen ist." Es ist zu vermuten, daß diese Erwähnungen sich auf die Übersetzung Gottscheds beziehen, ebenso, daß er am 19. Februar 1782 der Herzogin Anna Amalia aus dieser Übertragung vorlas, da er am Tage darauf an Breitkopf schreibt: „Im Jahre 1752 ward eine Ausgabe des Reineke Fuchs bey Ihnen gedruckt. In derselbigen sind Kupfer, um die es mir eigentlich gegenwärtig zu thun ist. Da sie sehr ausgedrukt, und an einigen Stellen aufgestochen sind, so läßt sich vermuthen, daß sie schon zu einer oder mehreren älteren Ausgaben gedient haben. Die älteste nun von diesen zu erfahren und, wo möglich, zu besitzen, wünschte ich gar sehr, indem ich auf die Werke des Aldert (sic!) van Everdingen, der sie verfertiget, einen großen Werth lege". In den Kopierbüchern der Firma Breitkopf & Härtel fand sich noch eine Kopie des Antwortschreibens von J. G. J. Breitkopf auf diesen Brief, nicht im Originalwortlaut, sondern in der damals üblichen abgekürzten Form einer Inhaltsangabe. Sie lautet: „An Herrn Geh. R. Goethe in Weimar, vom 20. Februar 1782. Melde, daß ich die Platten zum Reinicke Fuchs nicht habe, sondern der Kunsthändl. Schenk[2] in Amsterdam. Glaube nicht, daß eine andere Edition vorher damit gedruckt worden ist, sondern Schenck hat sie in der Auction erstanden, und angewendet; sie sind vermuthlich vorher vom Künstler genutzt, von Schencken aber nöthig aufgestochen worden, als er sie gedruckt gehabt."

Vor allem der letzte Satz wird den Kunsthistoriker interessieren, da bis jetzt meist angenommen wurde, daß die Radierungen Everdingens von Simon Fokke[3] für Gottscheds Ausgabe aufgestochen[4] wurden. Diese Vermutung war sehr naheliegend, da Fokke auch fünf Blätter für Gottscheds Reineke gestochen hat, die allerdings weit hinter denen Everdingens zurückstehen.

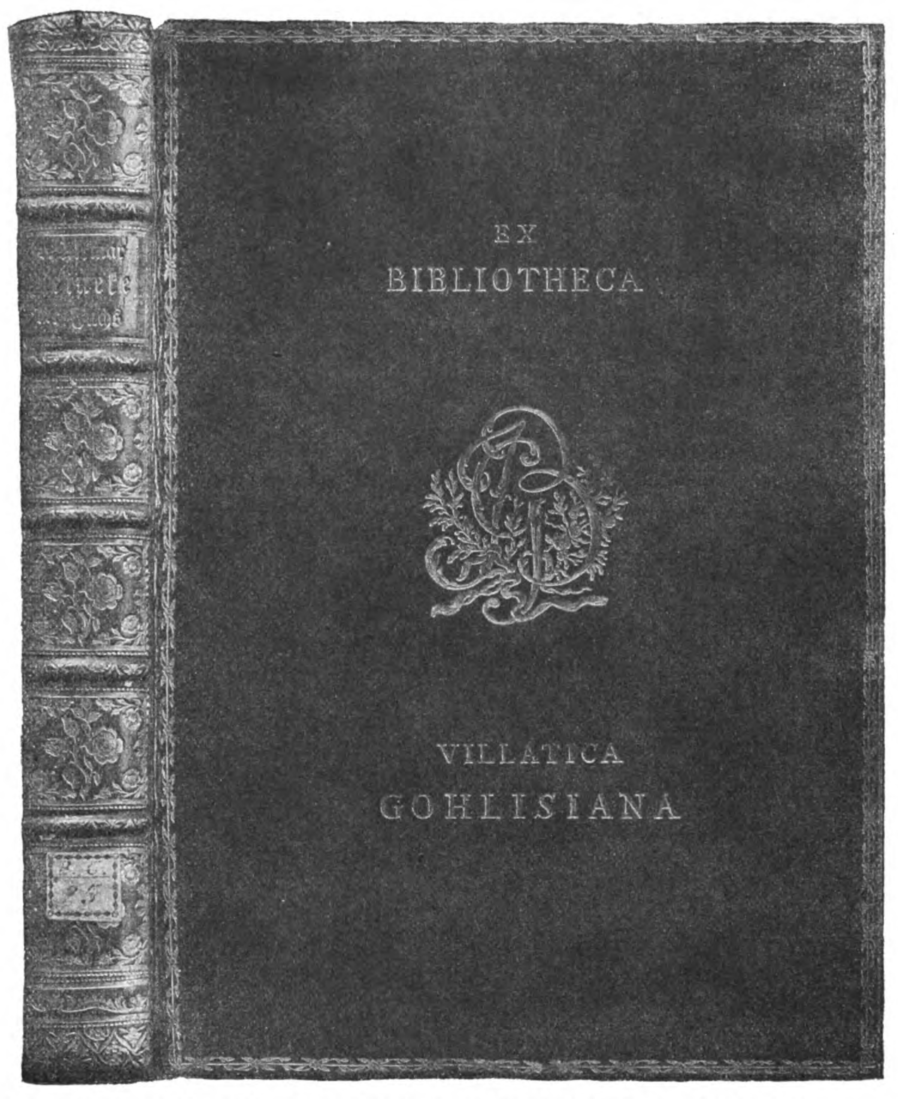
1 Vergleiche die ausführliche Darstellung von Martin Lange „Goethes Quellen und Hilfsmittel bei der Bearbeitung des Reineke Fuchs". (Programm des Kgl. Gymnasiums zu Dresden-Neustadt 1888.)

2 Peter Schenk ist der Verleger von Gottscheds Reineke Fuchs, der bei J. G. J. Breitkopf gedruckt wurde. (Siehe auch: Gustav Waniek „Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit". Seite 652 ff.). Schenk hatte auch in Leipzig in Hohmanns Hof eine angesehene Kunsthandlung.

3 Simon Fokke, Kupferstecher in Amsterdam (1712—1784).

4 Vergleiche: W. Drugulin: „Allart van Everdingen. Catalogue raisonné de toutes les estampes qui forment son oeuvre gravé". p. XII.





Einband von Gottscheds „Reineke Fuchs" aus der Bibliothek Johann Gottlob Böhmes.

Wie sehr der Graphiker Everdingen Goethe anzog, dafür zeugen auch noch andere Briefe Goethes. In Neunheiligen hatte er bereits im März 1781 einige Landschaften dieses holländischen Künstlers kopiert. In demselben Monat schreibt er an Merck: „Wo du etwas von Everdingen auftreiben kannst, schicke es doch ja. Neulich habe ich die ganze Sammlung beysammen gesehen; man will sie aber nicht hergeben. Seit ich diesen Menschen kenne, mag ich weiter nichts ansehn." Am 7. April 1781 schreibt er an Charlotte von Stein: „Hier sind Orangen und die Everdingens, ergözzen Sie sich dran bis ich komme."

Auch auf seinen Reisen begleitete Goethe die Begeisterung für Everdingen. So schreibt er aus Leipzig am 28. Dezember 1782 an Charlotte von Stein: „Zwei Landschaften habe ich gesehen eine von Everdingen, die andre von Ruisdal beyde gezeichnet, von der größten Schönheit. Wie köstlich ists, wenn ein herrlicher Menschengeist ausdrücken kann, was sich in ihm spiegelt" und am 23. August 1784 aus Braunschweig an dieselbe: „Aujourdhui nous avons fait un tour forcé pour voir la galerie de Saltsdalen il y a de très belles choses que je souhaitterois de contempler avec toi, surtout un Everdingen de la plus grande perfection, et quelques autres dont je te ferai un jour la description." Endlich sei hier noch eine Stelle aus Goethes „Italienischer Reise" genannt, die charakteristisch ist für den tiefen Eindruck,

den Everdingens Landschaftskompositionen auf den Dichter gemacht hatten. Als er im Reisewagen vom Brenner herab zwischen hohen Felsen an dem reißenden Etschfluß fährt, und der Mond einige Mühlen zwischen uralten Fichten über dem schäumenden Strome beleuchtet, da wird er unwillkürlich zu dem Vergleich gezwungen: es waren „völlige Everdingen".

Daß der Sammler Goethe auf den Besitz von Arbeiten Everdingens großen Wert legte, bezeugen diese verschiedenen Äußerungen schon hinreichend. Wie sehr sich Goethe bemühte, besonders Everdingens Radierungen zu Reineke Fuchs seiner Sammlung einzuverleiben, beweist schon der Brief an Breitkopf. Aus diesem geht auch mit ziemlicher Bestimmtheit hervor, daß unter den 102 Stück Everdingen, die Goethe im Mai 1781 für 12 Thlr. kaufte, der Reineke Fuchs nicht war. Es werden nur die bei Schuchardt „Goethes Kunstsammlungen" Teil 1, Seite 155/158, Nr. 92—126 genannten 102 Radierungen gewesen sein. Mit Everdingens Reineke Fuchs[1] hat Goethe erst im Jahre 1783 seine Sammlung bereichern können. Für die Ungeduld und große Freude, endlich diesen lange schon gehegten Wunsch erfüllt zu sehen, sprechen folgende Briefe: An C. v. Knebel am 3. März 1783: „Sobald du die Kupfer erhältst, schicke sie mir gleich, ich hoffe, daß mir der Reineke nicht entgangen seyn wird"; an Charlotte von Stein am 5. März: „Daß ich den Reinicke Fuchs kriege freut mich kindisch"; an C. v. Knebel am 2. April 1783: „Die Regensburger Auktion ist lange vorbey und unsere Empletten müssen bald kommen"; an Charlotte von Stein am 19. April 1783: „Die Kupfer sind da und außerordentlich schön. Die Everdingen sind erste Abdrücke und als wie von gestern"; und an C. v. Knebel am 21. April 1783: „Die Kupferstiche sind glücklich angekommen und sind durchgängig sehr schöne Abdrücke. Die Everdinge und Guido die für mich sind, haben mich besonders erfreut. — Die Guido sind gar lieblich und die Everdinge so meisterhaft und kräftig als etwas in dieser Art gearbeitet seyn kann."

Daß die Wertschätzung Goethes von Everdingens Reineke Fuchs-Darstellungen auch in späteren Jahren noch anhält, beweist — außer dem Tagebuchvermerk am 14. Oktober 1812: „Die Everdingischen Radierungen zum Reinecke Fuchs in Ordnung gebracht" — der 1817 in „Kunst und Altertum" erschienene Aufsatz über die Skizzen zu Casti's Fabelgedicht „Die redenden Tiere". Goethe widmet darin seinen Lieblingsblättern folgende geistvolle Charakteristik: „Aldert von Everdingen zog als vortrefflicher Landschaftsmaler die Thierfabel in den Naturkreis herüber, und wußte, ohne eigentlich Thiermaler zu sein, vierfüßige Thiere und Vögel dergestalt an's gemeine Leben heran zu bringen, daß sie, wie es denn auch in der Wirklichkeit geschieht, zu Reisenden und Fuhrleuten, Bauern und Pfaffen gar wohl passend, einer und eben derselben Welt unbezweifelt angehören. Everdingens außerordentliches Talent bewegte sich auch hier mit großer Leichtigkeit, seine Thiere nach ihren Zuständen passen vortrefflich zur Landschaft und komponieren mit ihr auf's Anmuthigste. Sie gelten eben so gut für verständige Wesen, als Bauern, Bäuerinnen, Pfaffen und Nonnen. Der Fuchs in der Wüste, der Wolf an's Glockenseil gebunden, einer wie der andere sind am Platze. Darf man nun hinzusetzen, daß Everdingens landschaftliche Kompositionen, ihre Staffage mit inbegriffen, zu Licht- und Schattenmassen trefflich gedacht, dem vollkommensten Helldunkel[2] Anlaß geben, so bleibt wohl nichts weiter zu wünschen übrig. — Diese Sammlung in guten Abdrücken ist jedem Liebhaber werth. Im Nothfall kann man sich aus der Gottschedischen Quartausgabe, wozu man die schon geschwächten Platten benutzte, immer noch einen Begriff von dem hohen Verdienst dieser Arbeit machen."[3] So hat jene Darstellung der Fuchsfabel durch Everdingen Goethes Phantasie zu allen Zeiten auf das lebhafteste beschäftigt. Mag auch Goethe im Jahre 1793, durch die Hinrichtung Ludwigs XVI. aufs tiefste erschüttert, sich dem Werke von einer ganz anderen Seite nähern, als er sich von der Beschäftigung mit der Politik gewaltsam loszureißen versuchte, wobei ihm „durch eine besondere Fügung Reinecke Fuchs in die Hände kam". Wird es nicht das Interesse für die Radierungen Everdingens gewesen sein, das ihn wieder zum Reineke Fuchs führte? Jedenfalls haben dem Dichter während der Arbeit am „Reineke Fuchs" Everdingens Radierungen in Gottscheds Übertragung immer vor Augen gelegen, da diese, wie schon erwähnt, die Grundlage für die Neugestaltung wurde.

1 Schuchardt I, Seite 158, Nr. 127. Eine Beschreibung der 57 Blätter Everdingens findet man bei Adam Bartsch „Le peintre graveur", 2, p. 220—238, Wienne 1803, W. Drugulin „Allart van Everdingen", p. 78—112, Leipzig, 1873 und Eugène Dutuit „Manuel" IV, p. 350 ff. Übrigens befand sich ein sehr schönes, vollständiges Exemplar in der bedeutenden Kupferstichsammlung von Paul Davidsohn, Grunewald bei Berlin, die dieses Frühjahr bei C. G. Boerner, Leipzig, versteigert wurde.

2 Unter der Folge der 57 Blätter sind 7 Schabkunstblätter, die die ersten Versuche Everdingens in dieser Manier darstellen, und helfen uns, sein Werk um 1656 herum zu datieren, da das Geheimnis der 1641 erfundenen neuen „Schwarzkunst" erst 1655 bekannt wurde.

3 Weimarer Ausgabe I, 49_1. Seite 352.



Wie eng sich gerade bei Goethe die bildende Kunst mit der dichtenden berührte, ist bekannt. Man kann sagen, daß viele seiner Werke außer auf innerem Erlebnis, auf Erlebnissen für das Auge beruhen. „Reineke Fuchs" zählt zu den wenigen Werken, wo die bildlichen Einflüsse sich wirklich nachprüfen lassen. Das, was er an Everdingens Darstellungen so sehr bewunderte, „ein heiterer Humor, eine heitere, leidenschaftslose Ironie, wodurch die Bitterkeit des Scherzes, der das Thierische im Menschen hervorhebt, gemildert und für geistreiche Leser ein geschmackvoller Beigenuß bereitet wird", verstand der Dichter meisterhaft seiner „zwischen Übersetzung und Umarbeitung schwebenden Behandlung" der Reinekefabel zugrunde zu legen. Goethe war viel zu sehr selbst Künstler, als daß er die Werke der bildenden Kunst nur nach dem Gegenständlichen beurteilt hätte, wie ihm leider nur zu oft vorgeworfen worden ist. Wie Goethes Scharfblick den Geist eines Kunstwerkes erfaßt und dann selbst bei eigenem Schaffen als Dichter verwertet, dafür sind die Einflüsse Everdingens auf Goethes „Reineke Fuchs" ein Beispiel unter vielen.

Dabei ist die Frage, warum Goethe gerade die Reineke Fuchs-Darstellungen Everdingens so überaus hoch schätzte, während heute der Kenner und Sammler die Landschaften des Malers bedeutend höher bewertet, von nebensächlicher Bedeutung. Sie ist nur zu beantworten, wenn man weiß, in welchem Verhältnis die Menschen des 18. Jahrhunderts zu den graphischen Künsten standen. Es würde hier zu weit führen, dies näher auszuführen.[1] Hier sei nur hervorgehoben, daß der überragende Genius Rembrandts vom 18. Jahrhundert noch nicht allgemein anerkannt war. Das erklärt auch, daß umfangreichere Auseinandersetzungen über das tiefere Problem Rembrandt aus Goethes Feder nicht erhalten sind. Damit ist aber auch die ganze hervorgehobene Stellung gekennzeichnet, die Everdingen im 18. Jahrhundert einnimmt.[2] Daß Everdingens Radierungen zu Reineke Fuchs damals vom ernsten Sammler besonders gesucht waren, hat seinen Grund ferner darin, daß sie gegenüber den Holzschnitten und Kupferstichen der früheren Ausgaben des alten Epos einen gewaltigen Fortschritt bedeuteten. Außerdem trug dazu die große Wertschätzung wesentlich bei, deren sich gerade holländische Radierer des 17. Jahrhunderts, wie Berghem, Dujardin und Potter, im 18. Jahrhundert erfreuten.

Goethe hat dann für seinen „Reineke Fuchs" den klasischen Illustrator in Wilhelm von Kaulbach gefunden, in dessen geistreichen Bildern wir noch den Einfluß Everdingens deutlich wahrnehmen können. Daß auch in unseren Tagen „Reineke Fuchs" die künstlerische Phansie immer von neuem anregt, zeigen die Holzschnitte von Walther Klemm, die er im Jahre 1916 für die schöne Ausgabe des Kiepenheuer-Verlags in Weimar geschnitten hat und die Bilder von F. W. Kleukens zu der plattdeutschen Neudichtung seines Bruders Christian Kleukens, die 1913 auf der Ernst Ludwig-Presse gedruckt wurde.

1 Vergleiche: Hermann Brandt „Goethe und die graphische Kunst". Heidelberg, 1913.

2 Ein interessanter Beleg dieser übergroßen Schätzung von Zeichnungen Everdingens findet sich bei Joseph Meder „Die Handzeichnung". Wien, 1919; Seite 651.

Rara et Curiosa.

Von

Fedor von Zobeltitz auf Spiegelberg.

XIV—XVI.

XIV. In seiner vortrefflichen Dissertation *Julius von Voß'* (Palaestra XCIV, Berlin 1910) erwähnt *Johannes Hahn* S. 54 auch den als „Sendschreiben eines Brandenburgers an die Bewohner Rheinpreußens" (Berlin 1818) bezeichneten Protest Vossens auf die Görressche Adresse, die dem Staatskanzler von Hardenberg am 12. Januar 1818 überreicht wurde. Der Verfasser des „Scipio Cicala", J. P. von Rehfues, damals Kurator der neuen Universität in Bonn, hatte Voß eine treffende Antwort erteilt, so daß er schließlich den Kürzeren zog, immerhin behielt sein „Sendschreiben" durch manche kluge Bemerkung über die preußische Politik einen gewissen Zeitwert. Johannes Hahn notiert nun dazu auf S. 55 in einer Anmerkung: „Schon 1816 will Voß ähnliche Gedanken über das Preußentum niedergeschrieben haben (Sendschreiben S. 24), die auf dem Wartburgfeste 1817 ihren Flammentod fanden. Sollte sich Voß nicht irren? *Nirgends wird sonst von dieser Schrift berichtet.*"

Voß hat so unendlich viel produziert, daß ihm schon ein Irrtum in bezug auf das eigene Schaffen unterlaufen konnte. In diesem Falle hat er sich aber tatsächlich *nicht* geirrt. Die Schrift, auf die er hinweist, betitelt sich: *Ideen über das Preußentum* in abhandelnden, geschichtlichen, dramatischen, romantischen und auch satyrischen Formen ausgesprochen. Von Julius von Voß, und sie erschien im Jahrgang 1817 (mit dem Beschluß 1818) der *Freimüthigen Blätter für Deutsche, in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswissenschaft.*

Diese Zeitschrift, die konservative Tendenzen vertrat, scheint völlig verschollen zu sein. Hahn kannte sie nicht, obwohl er sonst sorgfältig die periodische Literatur jener Tage nach Beiträgen Vossens durchstöbert hat. Salomon erwähnt sie nur kurz (Geschichte des deutschen Zeitungswesens III, 210). Ihr Herausgeber war *Friedrich von Cölln* (1766—1820), jener wandlungsfähige Publizist, der in seinen „Vertrauten Briefen" und „Neuen Feuerbränden" die rücksichtsloseste Kritik an der preußischen Staatsverwaltung übte, so daß er 1808 auf die Festung Glatz gebracht wurde, von wo er 1810 nach Österreich entfloh. 1811 kehrte er als reuiger Sünder nach Preußen zurück, wurde in der Kanzlei Hardenbergs angestellt, schrieb seine fast berühmt gewordene „Rechtfertigung" und begann 1815 mit der Herausgabe seiner „Freimüthigen Blätter", von denen ich die Jahrgänge 1816—19 in meiner Bibliothek fand. Beim Tode Cöllns ging die Zeitschrift ein. Sie war zunächst in „zwanglosen Heften" gedacht und diente bis zum Pariser Frieden der Geschichte der Kriegsbegebenheiten. Grisebach entdeckte auf der Suche nach Inedita Hoffmanns die ersten vier Hefte von 1815 auf der Berliner Königlichen Bibliothek. Am 14. Mai 1815 hatte Hoffmann nämlich an Fouqué geschrieben, daß er für das zweite Heft der *Deutschen Wehrblätter*, „die just hier erscheinen sollen", einen Aufsatz „Der Dey von Elba in Paris" geliefert habe. In seinem Briefe an Hippel vom 18. Juli desselben Jahres aber erwähnt er den nun erfolgten Druck des Aufsatzes in den *Freimüthigen Blättern.* Cölln muß also den ursprünglich beabsichtigten Titel fallen gelassen haben. „Wehrblätter" mag ihm zu eng begrenzt erschienen sein; alles, was sich „freimüthig" nannte, war aber beliebt. Grisebach (Hoffmann, Werke, Leipzig, Bd. I S. LXI) bemerkt, es sei wohl nur der Jahrgang 1815 in vier Heften (die Vorrede zum ersten ist vom April 1815 datiert) erschienen. Mein Fund beweist, daß dies nicht der Fall ist. Der erste Jahrgang (im Verlage von Duncker u. Humblot) hat übrigens wahrscheinlich acht Hefte umfaßt, denn das mir vorliegende neunte scheint das erste von 1816 zu sein, da es mit neuer Paginierung beginnt. In dem auf den Innenseiten des Umschlags abgedruckten „Plan und Ankündigung" (vom 10. Mai 1816) sagt die Redaktion:

„Die Freimüthigen Blätter nahmen voriges Jahr zu einer Zeit ihren Anfang, wo Napoleon in Cannes gelandet war, und ein neuer Krieg gegen ihn Europa unter Waffen brachte. Wir richteten daher diese Zeitschrift vorzüglich auf die Tagesgeschichte ein ... Wir haben nun, mit dem achten Hefte, für jene Zwecke, die Freimüthigen Blätter geschlossen, indem wir dies Journal künftig, für folgende Zwecke, in drei Abtheilungen dem Publiko vorlegen wollen ..." Diese Zwecke sind: Eröffnung eines Kampfplatzes für die öffentliche Meinung über die innere



Staatsausbildung Deutschlands, besonders Preußens — Auszüge aus der auswärtigen Literatur — Rückblicke in die nächste Vergangenheit mit kurzen Kritiken der interessantesten politischen Journale und Flugschriften. Den Verlag hat vom neunten Heft ab die Maurersche Buchhandlung übernommen; das zwanglose Erscheinen wird insofern eingeschränkt, als die Hefte in einer Zwischenzeit von vier bis sechs Wochen erscheinen sollen. Der Preis des Heftes beträgt 20 Groschen, für sechs Hefte 4 Rthlr. Beim zwölften Heft (1816) wird zum ersten Male Friedrich von Cölln auf dem Umschlagtitel als Herausgeber genannt. Aber er war kein Kömpfer mehr, und sein „Kampfplatz" wurde eine leere Arena. Am interessantesten sind noch die jedem Heft beigefügten literarisch-politischen „Rückblicke".

Im 27. Heft der ganzen Reihe beginnt nun Voß mit seinen „Ideen über das Preußenthum". Cölln schickt ein kurzes Vorwort voran, in dem er gegen den Turnvater Jahn polemisiert und u. a. sagt: „Wenn eine Möglichkeit vorhanden, zum Deutschthum einmal zu gelangen, so könnte es nur durch das Preußen-, Oesterreich- oder Baierthum geschehen, und in diesem Falle müßte ich mich wieder dem Preußenthum ergeben, in dem ich seit 27 Jahren eingebürgert bin." Den gleichen Gedankengang verfolgt Voß in seiner umfangreichen Abhandlung, die ungleich reizvoller als das später entstandene „Sendschreiben" ist, in seinem letzten Ziele aber wie dort die Rückkehr zum friderizianischen Preußen fordert. Friedrich, den er als „majestätischen Greis" noch „mit entzückender Begeisterung" gesehen hat, ist ihm Vorbild in allem. „Er wärmte das Gemüth, erhellte den Geist an leuchtenden Vorbildern des Alterthums, strebte nach der ersten Entwicklung in der Zeit, und *seine* Zeit konnte den Weg dazu nur in Frankreich suchen. Er blieb jedoch nicht am Nachahmen stehen, veredlete das Hereingepflanzte, schuf selbst neu, mit Preußens Legionen schlug er französische. Es gab bei ihm keine Sorbonne, sondern die ausgedehnteste Meinungsfreiheit, keine ungerechte Parlamente, sondern die damals vollkommenste Justiz, keine Generalpächter der Finanzen, sondern eine allen anderen vorangehende Staatsökonomie. Dies unermüdete Aufsehn nach den besten Mustern, ihre mit Genialität getroffene Wahl, das Streben, sie zu übertreffen, Eignes daneben zu bauen, aus diesen Elementen eine immer höhere vollkommene Eigenthümlichkeit zu schaffen, dieß ist Friedrichs Geist oder die Staatsnorm, die uns heilig bleiben sollte." Nach einer allgemeineren Einleitung über die Tendenz, den Staatsgeist und das Ideal der vaterländischen Monarchie (das von ihm Preußentum Genannte) geht er auf Einzelheiten über und gerät auch wieder in sein beliebtes satirisches Fahrwasser, wenn er über die „Urwortthümler, Einthümler, Gemüthsthümler, Goethethümler und andere" spöttelt. Ernsthafter wird er in dem Kapitel über das Landsturmwesen, in das er einen im Frühling 1815 geschriebenen längeren Entwurf einschiebt, um darzutun, wie Volksbewaffnungen größere Terrainabschnitte dem Feinde unzugänglich machen können. Zur Aufbringung der erhöhten Militärlasten gibt er auch gleich einen höchst originellen „Plan zu einer Staatsrenten-Ehrenlegion", d. h. zu einer Staatsanleihe auf Leibrente, nicht ganz unähnlich der verunglückten modernen Sparprämienanleihe, nur daß er noch (genau beschriebene) Ordensdekorationen den Staatsgläubigern in dankbarer Erinnerung auf die Mannesbrust heftet. Ähnlich so sind andere Pläne zu einer Güter-, Staatsrenten-, Kapital- und Ordens-Lotterie und — am eigenartigsten — zu einem in den preußischen Staaten alljährlich stattfindenden *Fasttag*, an dem jedermann das, was er an diesem Tage verzehrt (oder verzehren soll), in bar zu den Kriegskosten abzuliefern hat. Dabei wird ein Verzehrungsdurchschnitt in zwölf Rubriken angenommen, beginnend für den Mann in der ersten Rubrik mit 12 Reichstalern (Frau 8, Kind 4) und abschließend in der letzten mit einem Groschen (Frau $^2/_3$, Kind $^1/_3$). Die Kommunen haben die Beiträge einzuziehen, „ohne auf eine Widerrede zu achten". „Der Vorschlag klingt seltsam," fügt Voß hinzu, „aber die Zeitereignisse sind es auch." Es ist die Idee eines Notopfers um 1816. Dann folgt ein Abschnitt, der sich mit dem Gedanken eines *preußischen Nationalromans* beschäftigt Für ihn greift Voß auf Lessings „Minna" zurück und nennt ihn auch „Tellheims Enkel". Tellheim hat sich nach dem Siebenjährigen Kriege mit Minna verheiratet, ist Landwirt geworden und hat einen Sohn, der im ersten französischen Feldzuge geblieben ist, doch glücklicherweise abermals einen Sohn hinterlassen hat. Tellheim erzieht nun den Enkel, der „an Geist und Sinn dem Großvater ähnelt". Er wird bei Jena geschlagen und gefangen, sein Unmut stärkt den Charakter, er folgt dem Schillschen Korps gegen den Willen Tellheims, der der Ansicht ist, noch sei nicht die Zeit zu selbständigem Handeln. Beide entzweien sich. Der junge Tellheim will in spanische Dienste treten. Der alte Herr hört nichts mehr von ihm, beweint in ihm seine letzte Hoffnung, hat aber seine Geliebte zu sich ins Haus genommen. 1813 befehligt der mehr als achtzigjährige Greis noch ein Häuflein Landsturm, unter ihm Werner, geradeso alt und auch in Trauer, denn Tellheim der Enkel

hat seinen Sohn mit nach Spanien genommen, der dort gleichfalls verschollen ist. 1814 wird ein aus Frankreich heimkehrendes Dragonerregiment im Dorfe angesagt. Man läßt dem Obersten Quartier im Edelhofe anbieten, und siehe da, dieser Oberst ist — der junge Tellheim und Werner sein Adjutant! „Sie kamen aus Spanien, von Preußens neuem Krieg hörend, traten wieder in Dienst, wollten jedoch nicht früher als gestiegen Nachricht von sich geben." Aus Rußland trifft zu gleicher Zeit ein französischer Offizier im Dorfe ein, ein Abkömmling Riccauts de la Martinière, ein Chevalier de l'Univers, wie der Ahn ein Spieler und ein arger Plauderer, „folglich wieder ein Gegenbild". „So weit", schließt Voß, „der flüchtige Umriß, die Ausmalung stehe anheim." Er selbst hat nämlich keine Zeit dazu, was nach dem Entwurfe begreiflich erscheint.

Weitere Kapitel folgen, ein „Blick auf die Hauptstadt", eine Abhandlung über Metall- und Papiergeld und über „Heermeiereien", in der dafür plädiert wird, jedem Soldaten nach tadelsfreier sechsjähriger Dienstzeit ein kleines Anwesen, eine Meierei, zur Bebauung zu überlassen, um dort mit seiner Familie neun Monate zu leben und die Restzeit wieder beim Regiment zu verbringen. Voß malt ausführlich aus, wie Landleben, Feldarbeit und militärischer Dienst sich gegenseitig ergänzen würden, und stellt auch Berechnungen auf. Der folgende Abschnitt beschäftigt sich mit dem Adel und den Majoraten, gegen die er sich energisch ausspricht. Der Schluß endlich bringt Aphoristisches über verschiedene Themen. In allen diesen, sehr ungleich behandelten Teilen ist Voß der Aufklärer von Herzen. Unverholen kommt überall seine altpreußisch-fritzische Anschauung zum Ausdruck, und er ist auch da noch ein ehrlicher Bekenner, wo man ihn belächeln kann.

Die Einteilung der Abhandlung in drei „Bändchen" zeigt, daß er an eine Buchausgabe gedacht hat. Es ist nie dazu gekommen. Wohl aber erregten die Ausführungen ein gewisses Aufsehen. Im Februarheft 1818 der von M. Tenelli redigierten Berliner Monatsschrift „Die Laren" beispielsweise macht sich ein „Zw." zeichnender Autor über den von Voß vorgeschlagenen Steuer-Fasttag lustig; und in den „Freimüthigen Blättern" selbst antwortet Adolph von Schaden, „vormals Offizier in k. Baierischen Diensten", in einem Gegenstück „Das Süddeutschthum", das mit der Bemerkung beginnt: „Dem durch Hrn. J. v. Voß in diesen Blättern erschienenen Preußenthum wiederfuhr die Ehre, daß es durch deutsche Jünglinge *auf der Wartburg feierlich verbrannt wurde.*" Damit ist also auch die betreffende Notiz in Vossens „Sendschreiben" als richtig anzuerkennen. Wahrscheinlich haben die Studenten beim Wartburgsfeste am 18. Oktober 1817 das, was sie von den bis dahin erschienenen Artikeln in den „Freimüthigen Blättern" auftreiben konnten, vermutlich sechs Hefte, den Flammen übergeben, und daher mag auch die Seltenheit des Jahrgangs 1817 zu erklären sein. Aber zweifellos sind noch genug Exemplare gerettet worden, nach denen Voß, selbst wenn das Manuskript seiner Abhandlung verloren gegangen wäre, die Buchausgabe hätte zusammenstellen können. Daß dies nicht geschehen ist, berührt um so verwunderlicher, als der ewig in Geldschwierigkeiten steckende Mann sonst alle Möglichkeiten auszunützen pflegte, seine Veröffentlichungen praktisch nutzbar zu machen.

XV. 1799 erschien bei Wilhelm Rein in Leipzig ein bitteres satirisches Schriftchen mit Invektiven auf Schlegel, Fichte u. a. und allerhand Anzüglichkeiten über das Verhältnis zwischen Friedrich und Dorothea unter dem Titel *Diogenes' Laterne.* Daß *Daniel Jenisch* (1762—1804), der bissige Prediger von St. Nikolai in Berlin, der schließlich Selbstmord verübt haben soll, der Verfasser der kleinen Niederträchtigkeiten war, ist nicht mehr zu bezweifeln. Schon bald nach Erscheinen des Buches muß man Verdacht auf ihn gehabt haben, und daß er sich wütend dagegen wehrte, geht aus einer Erklärung hervor, die ich im Dezemberheft 1799 des damals von Rambach und Feßler herausgegebenen *Berlinischen Archivs der Zeit und ihres Geschmacks* (Friedrich Maurer, Berlin) S. 579/580 fand und die meines Wissens bisher keine Beachtung gefunden hat. Jenisch war ein eifriger Mitarbeiter der Zeitschrift, in der er seine Bosheiten unter dem Pseudonym Gottschalk Necker ablagerte, aber zuweilen auch an den Unrechten kam, wie sein Streit mit Karl Reinhard bewies, der mit seinem „Philosophisch-kritischen Versuch über die Kunst, schlecht zu schreiben" den Anfang nahm und dann gewaltig Staub aufrührte. Auch der „Fr. v. R—n" unterzeichnete Aufsatz „Über Prosa und Beredsamkeit der Deutschen" im Jahrgang 1795 stammt von ihm und nicht, wie Curt Zimmermann (F. L. W. Meyer, sein Leben und seine schriftstellerische Wirksamkeit, Halle 1890) annimmt, von dem derzeitigen Mitherausgeber Meyer. Gegen Jenisch richtet sich also auch Goethes „Literarischer Sansculottismus" in den „Horen" von 1795. Die obenerwähnte „Erklärung über den angeblichen Verfasser der Diogenes-Laterne" lautet:



„Indem ich eben von einem vierzehn-wöchentlichen, höchst entkräftenden Nervenfieber Wiederherstellung zu hoffen anfange, erhalte ich durch einige meiner Freunde die Nachricht von einer verbreiteten Sage, die mich als den Verfasser eines eben herausgekommenen Werks Diogenes-Laterne nennt.

Einer gerechten Kritik kommt es allein zu, den Werth oder Unwerth dieses Produkts zu bestimmen. Wenn aber in einigen Abschnitten desselben *so* gesprochen und über einige zum Theil bekannte literarische Charaktere auf eine Art geurtheilt wird, die meinen öffentlich dargelegten Urtheilen und meinen persönlichen Verhältnissen entgegen ist, so fühl' ich mich gedrungen, jenem Gerücht, dessen Gründe ich weniger als seine Tendenz einsehe, öffentlich zu widersprechen. Jedem Angriff, den man in dieser Hinsicht auf mich machen wird, werde ich nur Verachtung und Spott entgegensetzen. Sollte aber irgend jemand es wagen, mich, unter Bezeichnung meines Namens, öffentlich als den Verfasser besagten Werks zu nennen; so bleibt mir nichts übrig, als ihn für einen Diffamanten zu erklären, seine Behauptung durch juridisch-gültige Gründe zu beweisen. Eben, eine Stunde früher, als ich diese Zeilen in die Buchhandlung schickte, verließ mein Zimmer ein Doctor Juris atque Medicinae, Tillesius (wie er sich nennt), welcher mir, unter einigen sehr herzlichen Erinnerungen, aus literarisch-aesthetischen Gründen bewiesen hat, daß ich, als Verfasser der Diogenes-Laterne, keinen andern Zweck gehabt, als seiner — im Werke begriffenen religions-hermetischen Gesellschaft, sogleich im Entstehen, entgegenzuwirken.

Berlin, den 29sten November 1799. Jenisch."

Die Buchhandlung von Wilhelm Rein in Leipzig war 1795 begründet worden. 1868 fragte F. W. Ebeling bei ihr an, ob Jenisch in der Tat der Verfasser der „Diogenes-Laterne" sei, was ihm *bestätigt* wurde (Ebeling, Geschichte der komischen Literatur II, 447 Anm.).

XVI. Das „Berlinische Archiv der Zeit" brachte zu jedem Heft einen besonders durchpaginierten Inseratenanhang als „Anzeiger", der vielen Exemplaren fehlt, aber doch auch seine interessanten Seiten hat. Beispielsweise bringt er im Jahrgang 1798 pläsierliche Einzelheiten über den *Bücherstreit Tieck-Nicolai*. Über den Beginn dieser immer heftiger werdenden Auseinandersetzungen spricht Tieck selbst in der Einleitung zu Band XI seiner Schriften und erzählen Haym und Köpke Näheres. Den Anstoß gab Tiecks „Verkehrte Welt", die der alte Nicolai nicht in die „Straußfedern" aufnehmen wollte; Tiecks Ton und literarische Richtung paßten ihm überhaupt nicht mehr, in den beiden Männern stießen schließlich schroff zwei Zeitalter aufeinander. Ganz unhaltbar wurde das Verhältnis, als Carl Nicolai, der Sohn, das Geschäft übernahm, der, um Tieck zu ärgern, eines Tages auf den Einfall kam, die gesamten bei ihm erschienenen Tieckschen Schriften unter boshaften Bemerkungen weit unter dem Ladenpreise anzubieten. Diese Ankündigung erschien im Oktober-Anzeiger 1798 des Archivs unter der Spitzmarke „Nachricht für Freunde der schönen Literatur". Den Anfang druckt Haym (Romant. Schule 2. Aufl. S. 113 Anm.) nach, den ich deshalb hier nicht wiederholen will. Die Werke, die Nicolai zu halbem Preise anbot, waren: „Peter Lebrecht" (12 Groschen), „William Lowell" (1 Tlr. 20 Gr.), „Der Sturm" (6 Gr.), „Volksmärchen" (1 Tlr. 18 Gr.), „Abdallah" (12 Gr.). Dann heißt es weiter: „So kann auch der unbemittelte höhere Mensch den Genuß dieser Werke, sämmtlich Originale, zu welchen der Herr Verfasser sich bekannt hat, für den geringen Preis von 4 Thlr. 20 Gr. sich verschaffen!! Apart hier abgedruckt zu haben: Ritter Blaubart, ein (philosophisches) Ammenmärchen jetzt 6 Gr. und der gestiefelte Kater ein Schauspiel 5 Gr. Ich berufe mich nochmals auf das Urtheil der Literaturzeitung und des Herrn Schlegel, um den Vorwurf von mir abzuwälzen, ich wolle nur meinen Verlag empfehlen, wie die Buchhändler wohl pflegen. — An *Übersetzungen* habe ich von Herrn Tieck gedruckt: Den Demokraten 2 Theile jetzt 9 Gr., Kloster Netley jetzt 7 Gr., Schloß Montford jetzt 14 Gr. Diese Schriften sind mit schönen Kupfern und Vignetten geziert und sauber gedruckt. Wer sie sämmtlich baar kauft für 6 Thlr. 2 Gr., erhält nach Belieben den Ritter Blaubart oder den gestiefelten Kater obendrein. Uebrigens kann die Herabsetzung des Ladenpreises dem inneren Werthe eines Werkes nicht präjudicirlich sein. Herr Goeschen wird wahrscheinlich dem literarischen Körper des Herrn Tieck, der schon ziemlich stark geworden, meinen engen simplen Frack bald ausziehn, und ihn, mit einem ganzen Rock vom feinsten Velinpapier bekleidet, auf der breiten Chaussee der Didotschen Lettern zum Tempel der deutschen Unsterblichkeit begleiten. Ich eile daher, früher als die Weidmannsche Buchhandlung, meinem künftigen Schaden vorzubauen. Berlin, den 20. September 1798. Karl August Nicolai, Sohn, Buchhändler."



Diese Anzapfung schickten die Herausgeber des Archivs zweifellos sofort im Manuskript oder in der Fahne an Tieck, der noch in demselben Heft eine „Anzeige gegen Hrn. C. A. Nicolai veröffentlichte, und zwar auf einem besonderen, nicht paginierten Blatt, das dem Heft angeklebt wurde. Die „Anzeige" lautet: „Es ist wohl nur eine merkwürdige psychologische Verirrung, wenn Hr. C. A. Nicolai plötzlich mehrere Schriften öffentlich unter meinem Namen ankündigt, ohne daß er dazu vorher meine Einwilligung oder Zustimmung gefordert hat: denn die Unredlichkeit, den Namen eines Verfassers öffentlich zu nennen, wenn dieser es zur unerläßlichen Bedingung gemacht hat, unbekannt zu bleiben, fällt zu sehr in die Augen. Uebrigens sind die Uebersetzungen von drei Englischen Romanen nicht von mir, wie mir meine Freunde bezeugen können, ohngeachtet ich mich nicht berufen fühle, den Uebersetzer zu nennen, weil er mir dies untersagt hat, und ich ein solches Versprechen heiliger halte. Auch habe ich Herrn Nicolai mehrmals versichert, daß ich diese Uebersetzungen nur durchgesehn und keinen Antheil weiter daran habe. L. Tieck."

Das war indessen noch nicht zu Ende. Nicolai nimmt im November-Anzeiger des Archivs nochmals das Wort zu einer „Gegenanzeige", in der er erklärt: „1.) Daß ich dessen (Tiecks) Einstimung allerdings vorher gefordert habe; seine Antworten waren nicht genialisch grob, aber weder bestimmt verneinend noch bejahend. 2.) Herr Tieck hat mir niemals, weder mündlich noch schriftlich, die Bedingung gemacht, seinen Namen zu verschweigen. Vielmehr haben er und seine Freunde sehr dafür gesorgt, seinen Namen nicht untergehn zu lassen. Zwei Beweise dafür findet man in Schlegels Athenäum und in Tiecks namentlicher Erklärung zu den Volksmärchen im Intell. Blatt der allgem. Litt. Zeitung, Jan. 1798 No. 10, kurz nach einer vortheilhaften Recension derselben. 3.) Die Uebersetzungen hat mir Hr. T. für *sein Werk* verkauft. Wer konnte denken, daß er im zwanzigsten Jahr schon eine Uebersetzungs-Manufaktur heimlich errichtet hatte? Glücklicherweise hat Niemand gemerkt, daß diese Uebersetzungen schlechter als seine Originalwerke sind. 4.) Der Ausdruck ‚psychologische Verirrung' ist wohl nur eine Verirrung in dem, den Romanschreibern nicht immer bekannten Gebiete der Grammatik und Logik. Auch den Vorwurf der Unredlichkeit darf man einem Poeten von Profession, zumal wenn man ihn *verachten* kann, nicht so übel nehmen als einem prosaischen Menschen. Schriebe Hr. T. grade ein Trauerspiel, er hätte mich wahrlich den armen Ermordeten im *Abschiede* beigesellt. Leipzig, den 10. Oktober 1798. Carl August Nicolai."

Zu Nr. 2 dieser unverschämten Erklärung ist zu bemerken, daß Tieck sich in Nr. 10 1798 des Intell.-Blattes der A. L. Z. allerdings zu der Verfasserschaft der „Volksmärchen" bekannt, doch schon damals dagegen protestiert hatte, diese „Jugendversuche" unter seinem Namen herauszugeben. Zu Nr. 4: Tieck war von Nicolai ersucht worden, ihm einige neuere englische Romane zu übersetzen, hatte keine Lust dazu, wählte aber die ihm am besten erscheinenden heraus und ließ sie von seinen geldbedürftigen Freunden Wackenroder und Wessely verdeutschen. Obwohl Nicolai dies wußte, nahm er die drei Romane „Der Demokrat", „Das Schloß Monfort" und „Kloster Netley" in seine zwölfbändige Gesamtausgabe der Tieckschen Schriften auf, die 1799 (nur mit neu angefügten Haupttiteln zu den Einzelausgaben) erschien. Diese Ausgabe ist übrigens sehr loddrig hergestellt. In einigen Exemplaren bildet Band IV den „Abdallah", in anderen den „Peter Lebrecht", in einigen Band VI „Kloster Netley", in anderen Band IX und so fort. Tieck klagte, aber obschon Nicolai den Prozeß verlor, konnte er nicht vermeiden, daß die englischen Romane noch in späteren Gesamtausgaben, auch in dem Wiener Nachdruck von 1818, abermals aufgenommen wurden. Erst die Reimersche Ausgabe schaffte Klarheit.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.



// BEIBLATT DER
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XII. Jahrgang | April-Mai 1920 | Heft 1—2

Pariser Brief.

Die Krisis im französischen Buchhandel beschäftigt weiter die Presse. Die deutsche Gefahr ist das Schreckgespenst der Buchhändler Frankreichs. Immer wieder trifft man irgendwo in Deutschland gedruckte Klassikerausgaben. Deutsche Verlags- und Sortimentskataloge versetzen die Franzosen in bleiche Angst. Am meisten aber fürchtet man, daß die Deutschen die „Gemeinheit" begehen werden, Bücher in französischer Sprache zu drucken und diese in das französische Sprachgebiet einzuführen. Alle diese Befürchtungen haben ihren Grund darin, daß das französische Buchgewerbe eine Krisis durchmacht, die den Verhältnissen in Deutschland bis ins einzelne entspricht. Der Pariser Verleger Albin Michel hat kürzlich in einem Interview die problematische Lage des französischen Buchgewerbes beleuchtet. Er erklärte, vor dem Kriege kosteten Auflagen eines Buches zum Durchschnittspreis von 3,50 Fr. etwa 2000 Fr. Wenn ein Verleger im Laufe der Jahre zehn Werke desselben Autors herausbrachte, so riskierte er 15—20000 Fr. Heute seien die Ausgaben so hoch, daß der Verleger auf sofortigen Verdienst rechnen müsse. Es müsse daher so kalkuliert werden, daß alle Exemplare verkauft würden, und daher könnten nur Bücher gedruckt werden, deren Autoren eine Garantie für den Absatz der vollen Auflage gewährten. Die Herstellungskosten für einen Band, der früher 3,50 Fr. kostete und jetzt für 4,50 Fr. verkauft werde, stellten sich folgendermaßen:

3,50-Fr.-Band (Auflage 2000)

Papier	—,25 Fr.
Satz und Druck . . .	—,60 „
Umschlag	—,05 „
Broschur	—,10 „
Autor	—,50 „
Geschäftsunkosten . .	—,15 „
Reklame	—,25 „
Sa.	1,90 Fr.

4,50-Fr.-Band (Auflage 2000)

Papier	—,90 Fr.
Satz und Druck . . .	1,40 „
Umschlag	—,20 „
Broschur	—,20 „
Autor	—,50 „
Geschäftsunkosten . .	—,30 „
Reklame	—,50 „
Sa.	4,— Fr.

Früher wurde das Buch, das 1,90 Fr. kostete, den Buchhändlern für 2,25 Fr. gegeben, heute würde das Buch, das 4 Fr. herzustellen koste, dem Sortiment für 2,85 Fr. geliefert.

Senator Eugène Lintilhac forderte im Journal vom 11. Dezember ein Herabsetzen der Papierzölle. Statt dieser Maßnahme, die eine Gesundung des Buchgewerbes herbeiführen könne, seien aber die Papierzölle kürzlich um 50% erhöht worden. Daher würde vor allem die Herstellung billiger Volksausgaben schwer betroffen. Lintilhac zitiert den Brief eines brasilianischen Sortimenters, der infolge der dauernden Preissteigerung der französischen Bücher den Einkauf französischer Bücher einstellt. Lintilhac zitiert weiter den Fall eines Genfer Buchhändlers, der von Deutschland aufgefordert sei, sich das Reproduktionsrecht von 300 französischen Autoren zu verschaffen. Die französischen Ausgaben sollten in Deutschland gedruckt und dem Genfer Buchhändler mit 5% Nutzen überlassen werden. Diese Bücher sollen in Frankreich zu 1,25 Fr. verkauft werden, während die französischen Verleger dieselben Bücher nur für 2,50 Fr. oder 3 Fr. herzustellen vermöchten. Lintilhac befürwortet den Zusammenschluß der société mutuelle des éditeurs français und des Comité d'étude de la société centrale des éditeurs et des libraires in dem Office central du livre, das nach dem Muster der deutschen Zentralorganisation aufgebaut werden soll. Der Handelsminister stehe diesem Plan sympathisch gegenüber. Ähnliche Forderungen stellt Henry



Dérieux in der Gazette de Lausanne vom 19. Dezember auf. Joachim Gasquet im Eclair vom 16. Dezember fordert größere Gesichtspunkte von den Verlegern. Die französischen Verleger müßten eine europäische Bibliothek ins Leben rufen. Europäisch ist für Gasquet gleichbedeutend mit französisch. Herr Professor Kippenberg und auch Herr Philipp Reclam werden lächeln, wenn sie die folgenden Anregungen unter Berufung auf Nietzsches Europäertum als europäisch bezeichnet sehen: „Die Buchhandlung — und warum soll man sie nicht nennen, es ist die Buchhandlung Plon — die mich mit Ihnen von der französischen Ausbreitung und der europäischen Kultur hat träumen lassen, denkt gerade jetzt daran, ihre unseligen Gebräuche zu ändern. Sie ist im Begriff, eine neue Bibliothek zu gründen, eine Art Enzyklopädie der modernen europäischen Literatur. Meister von gestern, heute und morgen werden dort gleichmäßig vertreten sein; wie ich las, neben weltbekannten Größen wie Fromentin, General Marbot, Frédéric Mistral, Paul Bourget solche, die erst noch so berühmt werden wie Maurice Barrès, André Gide und Edmond Jaloux. Hier sind gute Franzosen und die Besten Europas vertreten."

Le Temps vom 30. Dezember veröffentlicht die Statistik der Berner Zeitschrift Le droit d'auteur über die Bücherproduktion im Jahre 1918. Ich darf voraussetzen, daß diese Zeitschrift den Lesern der Zeitschrift für Bücherfreunde bekannt ist. Bemerkenswert ist Emile Henriots Kommentar zu der französischen Bücherproduktion. Henriot schreibt: „Frankreich hat natürlich im Laufe des schweren Jahres 1918 seine geistige Produktion wesentlich einschränken müssen. Diese war 1913 auf 11460 Werke gestiegen, 1917 auf 5054 und 1918 4484 Werke gesunken, von denen 379 und 207 auf den Krieg Bezug haben. Die Ziffern des Jahres 1919 sind noch nicht festgestellt worden. Sicher werden sie ein gewisses Aufleben aufweisen: aber die Bedingungen des Buchhandels sind bedeutend schwieriger als früher, und dies muß man berücksichtigen. Man wird außerdem zu diesem Zweck nützlicherweise die Studie zu Rate ziehen, die Delalain im vorigen September in der Bibliographie de la France veröffentlicht hat über die Bewegung des Buchhandels in den vier Kriegsjahren und wird in ihr interessante und lehrreiche Betrachtungen über die Schwankungen im Buchhandel und das Schwanken in der Vorherrschaft des Geistes finden."

Temps vom 11. Januar 1920 widmet der Examensreform eine Betrachtung. „Um den Wünschen unserer ausländischen Gäste entgegenzukommen, die unseren Universitäten zuströmen, wird eine neue Reform der licence des lettres vorbereitet. Es ist die Reform, die derjenigen gleichkommt, die seit 1904 in den Fakultäten der Wissenschaft besteht. Das Examen der licence des lettres umfaßt nicht nur jedes gemeinsame Examen, sondern es umfaßt auch das ‚Examen unique' für jede der vier Abteilungen: Literatur, Philosophie, Geschichte und lebende Sprachen. Daraus ergibt sich eine offenbare Freiheit für diejenigen Studenten, die sich nicht dem Unterricht widmen, die Freiheit, sich die Vorlesungen und die Zeugnisse selbst zu wählen, die sie für gut befinden. Diese Zeugnisse, die am Schluß jedes Semesters von einer Jury anerkannt werden, die sich aus drei Doktoren zusammensetzt, sind von den Fakultäten vorgeschlagen, mit besonderer Genehmigung des Unterrichtskomitees und nach Prüfung durch den Minister anerkannt. Hier hat die ‚licence française' ihren Platz, die licence nationale genannt wird, in Wirklichkeit aber licence primaire et d'exportation heißen müßte. Zwei Schuljahre, d. h. vier Zeugnisse sind erforderlich, um die Reife für die licence des lettres zu erreichen."

In Lyon wird eine chinesische Universität für 2000 chinesische Studenten gegründet werden. — In Paris soll eine maison des étudiants canadiens errichtet werden, die der amerikanischen Propaganda in Frankreich dienen wird. — Zu Weihnachten hat in Paris eine Ausstellung französischen Spielzeugs stattgefunden. — Am 22. Dezember 1919 wurde der 252. Jahrestag der Gründung der Académie des sciences gefeiert.

Gelegentlich der Eröffnung der französichen Universität in Straßburg schreibt André Hallays im Journal des Débats vom 20. Dezember: „Seit 47 Jahren haben die deutschen Architekten — auf Kosten von Elsaß-Lothringen — die Städte mit ihren Bauten bedacht. Sie haben besonders Kasernen gebaut, Justizpaläste in Hagenau, Mülhausen und Kolmar, romanische und gotische Kirchen in Metz und Straßburg, riesenhafte Bahnhöfe in Kolmar und Metz, Postanstalten in Straßburg, Metz und Mülhausen, ein ganz neues Stadtviertel in Straßburg usw. Diese Bauten sind von zweifelloser Unschönheit: guter Geschmack belästigt sie nicht, sie sind sehr unbequem, weil alles durch den ersten Eindruck wirken soll. Endlich haben sie in grausamer Weise das Gesamtbild der alten Städte verunstaltet ... Ohne jedoch unsererseits in das nationale Vorurteil zu verfallen, das der alldeutschen Wissenschaft so viele Tölpeleien zuschreibt, müssen wir gegen dieses Unternehmen des Vandalismus und der Unwahrheit einschreiten. Wir müssen die prächtigen Denkmäler des achtzehnten Jahrhunderts mit großer Sorgfalt behandeln, wir müssen ihnen eine angemessene Stellung verschaffen und sie heilighalten. Wir müssen den Elsaß-Lothringern die charakteristischsten Werke der französischen Kunst des 19. Jahrhunderts vor Augen halten (Bilder, Photographien, Zeichnungen); schließlich müssen wir in die Theorien der deutschen Pedanten eine Bresche schlagen. Dieser letzte Versuch liegt der neuen französischen Universität ob. M. Rocheblave, Professor der Kunstgeschichte, zeigt an, daß er ein Kolleg über die französische Kunst

der letzten drei Jahrhunderte halten wird. Das ist ein zweckentsprechendes Programm. Wir hoffen aber dennoch, daß der Herr Professor neben dem allgemeinen Lehrplan seine elsaß-lothringischen Hörer auffordern wird, im besonderen die Denkmäler ihres Landes zu studieren. Ich will nicht sagen, nur die des 18. Jahrhunderts, sondern überhaupt alle diejenigen, die seit dem Mittelalter einen Einfluß von seiten Frankreichs aufweisen. Ich betone es noch einmal, keinen Kunstchauvinismus nach deutscher Art. Stellen wir einfach die Rechte der französichen Kunst wieder her, die in Elsaß-Lothringen unterdrückt worden sind."

In Paris hat Ende vorigen Jahres im Musée Victor Hugo eine Ausstellung von Zeichnungen des Dichters stattgefunden. Paul Souday im Temps vom 22. Dezember schrieb darüber: „Er verehrte diese alten Steine, welche die sogenannten berechnenden Geister verabscheuen. Er hat diesen Krieg bei den Vandalen begonnen, welcher noch anhält, da sie noch nicht alles verwüstet haben, der sie aber nicht verhindert hat, Schaden anzurichten. Nach dieser Richtung ist Victor Hugo ein authentischer Vorläufer von André Hallays." — Charles Chennevière berichtet in Humanité vom 22. Dezember: „Hugos Großvater war Tischler in Nancy; sein Vater, der General Hugo, verteidigte Thionville im Jahre 1814 und 1815. Diese Umstände haben sehr wahrscheinlich dazu beigetragen, seinen natürlichen Wissensdrang aufzustacheln und den Reiz zu verstärken, den der so viel besprochene politische Strudel auf ihn ausübte. Ihm hat er eines seiner einfachsten, direktesten und lebendigsten Werke gewidmet: Le Rhin (Briefe an seinen Freund), erschienen 1842. Aber der Vorwand ist schlecht gewählt, um den Dichter in einen Nationalisten zu verwandeln, denn Hugo hat zu viel Geisteskraft, als daß eine Partei ihn an sich zu fesseln vermag. Ich greife hier übrigens einen Satz des Vorwortes zu Le Rhin heraus, in dem er gesteht, daß Deutschland „in seinen Augen der natürliche Mitarbeiter Frankreichs ist", und daß er „für dieses edle und heilige Vaterland aller großen Denker fast ein kindliches Gefühl empfindet". Am Schluß des Buches schildert ein anderer Satz seine Stellungnahme deutlicher: „Frankreich ist der Kreuzungspunkt dessen, was gewesen ist und dessen, was sein wird: der gemeinsame Platz für die alten Königstädte und die jungen Nationen, die Brücke aus Granit, die die Generationen von einem Ufer auf das andere leiten wird." Es erübrigt sich für mich, besonders darauf einzugehen." Ein ganzes Stockwerk war Hugos Zeichnungen der Rheinlandschaften eingeräumt. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß diese bedeutendste Abteilung vielfältig zur politischen Propaganda ausgeschlachtet wurde.

Über Diderots Manuskripte schreibt Emile Henriot in Temps vom 13. Januar 1920: „Unter den so schnell wiedergefundenen Manuskripten Diderots, von denen es uns scheint, als wären sie niemals verloren gewesen, sind die einen bereits veröffentlicht, die andern noch nicht freigegeben. Nach der Schätzung von Pierre Gautier kann man mit den letzteren noch 8 bis 9 Bände zu 500 bis 600 Seiten zu den Früheren hinzufügen. Unter den nicht veröffentlichten schildern außer einigen vollendeten Werken und ein paar Plänen und Entwürfen die Korrespondenz mit Mlle Volland und zahlreiche Briefe an verschiedene Persönlichkeiten, die manche dunkle Punkte im Leben des Philosophen aufklären könnten, besonders sein Familienleben vor seiner Abreise von Langres nach Paris und seine Beziehungen zu seinem Bruder."

Roger Chardonnel hat ein Buch herausgegeben: „La pensée italienne au seizième siècle et le courant libertin", das im Journal des Débats vom 19. Oktober gewürdigt wird. — Über den Teil, der Auguste Marquet an den Werken von Dumas père zugesprochen ist, äußert sich Raoul Narsy im Journal des Débats vom 21. Oktober anknüpfend an ein kürzlich erschienenes Buch von Gustave Simon: L'histoire d'une collaboration. Wenn auch der Verfasser dieser Schrift neues Material über diese sonderbare Zusammenarbeit aufdeckt, so scheint die Frage, warum Marquets Mitarbeit geheim bleiben sollte, auch nicht klargestellt zu sein. — Der Maler Jacques Blanche hat im Verlage von Emile Paul ein Buch von David bis Degas herausgegeben, das Paul Souday im Temps vom 31. Oktober den Büchern von Taine und Fromentin gleichstellt. — In dem gleichen Blatt wird ein Buch von Robert de la Sizéranne, l'art pendant la guerre, gelobt, das offenbar eine Verunglimpfung der deutschen Kunst und im besonderen Kriegskarikatur enthält. — Von Emile Verhaeren ist ein nachgelassenes Werk: „Paysages disparus" mit 20 Radierungen von Luigini im Verlage von E. T. Aligneau erschienen. Es sind Prosastücke über Campine, Malines, Nieuport, Dixmude, Ypres und Turnes. Am Schluß sind sechs Gedichte aus den Kriegsjahren beigefügt.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Wiener Brief.

Der Streit der Bibliotheken, von dem ich letzthin berichtete, ist nun durch Beamte der beiden Institute in die Öffentlichkeit getragen worden. Gegen die von Außenseitern, aber sehr entschieden vorgebrachte Forderung, die Universitäts- mit der Hofbibliothek zu vereinigen, hat *G. A. Crüwell* geltend zu machen gesucht, daß dann der treffliche Nominal- und Realkatalog der Universitätsbibliothek, dem die Hofbibliothek für den äußeren Dienst nichts Gleichartiges an die Seite stellen könne, völlig entwertet würde, worauf ihn *O. Doublier* belehrte, daß sich immerhin die Übertragung

der Bücher in den Katalogen anmerken ließe. Beide Herren, anerkannt tüchtige Fachmänner, haben aber die zahlreichen anderen Fragen, juristischer, finanzieller, technischer Natur, die noch mit hereinspielen und einmal öffentlich und gründlich besprochen werden müßten, gar nicht berührt. Die Bildung eines Bibliotheksbeirates, in dem alle Interessentenkreise vertreten sind, erweist sich immermehr als eine dringende Notwendigkeit, damit kostbares öffentliches Gut nicht durch falsche Tendenzen der einen, Teilnahmslosigkeit und Unkenntnis der anderen unwiederbringlichen Schaden erleide.

Dies gilt namentlich auch von den Beständen der Familienfideikommißbibliothek, einem in der Öffentlichkeit fast unbekannten Institut, mit dem man aus der verflossenen Epoche nur die Vorstellung verbindet, daß es zahlreiche, den Kaisern überreichte Widmungsexemplare von Werken aller Art aufbewahre. Tatsächlich bildet den Grundstock dieser Bibliothek die auserlesene Büchersammlung des Kaisers Franz, der durch den von Friedrich Kaiser überlieferten Ausspruch: „Einem Büchermacher geb' ich keinen Orden!" sehr zu Unrecht in den Ruf eines Illiteraten gekommen ist, während er nicht nur zeitlebens ein leidenschaftlicher und sachkundiger Bibliophile war, sondern auch noch letztwillig einen namhaften Betrag für die Erhaltung seiner Bibliothek als Familienfideikommiß aussetzte.

Seine Überzeugung von der Notwendigkeit eindringendster Menschenkenntnis für einen Monarchen ließ ihn eine in Europa einzig dastehende Bildnissammlung anlegen, 140000 Blätter, Menschen aller Zeiten und Stände, die nur leider weiterhin mangels an Interesse und Geldmitteln nicht systematisch ausgebaut worden ist. Für diese Sammlung wurde 1828 aus der gräflich Friesschen Konkursmasse die Sammlung Lavaters erworben, mehr als 22000 Blätter Bildnisse, Kupferstiche und Handzeichnungen, zumeist mit eigenhändigen Bemerkungen ihres ursprünglichen Besitzers in seinen berüchtigt holperigen Hexametern, bis heute nicht katalogisiert und der Forschung so gut wie ganz unbekannt geblieben. Mit seinen Schätzen vereinigte Kaiser Franz die Bücher seiner Tante, der Erzherzogin Maria Elisabeth, großenteils Geschichte und Memoiren, seiner dritten Gemahlin Maria Ludovika, Belletristik, die rechts- und staatswissenschaftliche Bibliothek des Reichshofrates Ritter von Frank, die Inkunabelnsammlung des Freiherrn von Ulm.

Kaiser Ferdinand, lebhaft interessiert für Botanik, brachte eine ansehnliche Sammlung von Aquarellen mit naturgetreu wiedergegebenen Pflanzen zusammen. Dazu kamen Tausende von topographischen Ansichten, Kupferstiche, Lithographien, Aquarell-Genrebilder von Altwiener Malern der Familie Alt, Leander Ruß, Höchle, Perger, Gurk, Huldigungsadressen, die die Entwicklung des Kunstgewerbes im letzten Halbjahrhundert zu verfolgen gestatten, in ihrer Art eine Schatzkammer aller graphischen Künste, die wenigstens zum Teil durch einen (dreibändigen) gedruckten Katalog allgemein zugänglich gemacht ist.

In den herrlichen Räumen der neuen Hofburg äußerst bequem und praktisch aufgestellt, kann diese Bibliothek als ein Juwel bezeichnet werden, dessen Zertrümmerung nur der Unverstand betreiben könnte. Leider sehen aber die heute zur Macht gelangten Bevölkerungsschichten und ihre Helfer in der vorwiegend fiskalisch orientierten Beamtenschaft nicht ein, daß unsere Kunst- und Bildungsschätze das einzige Strandgut sind, das wir aus der schrecklichen Sturmflut, die über unseren alten Kulturstaat hinweggespült hat, retten können und um jeden Preis retten sollen.

Im allgemeinen Ausverkauf, den unser schlechtes Geld begünstigt, langt das gesamte Ausland mit besserer Valuta auch schon nach unserem Besitz an Büchern. Was der Mittelstand zu Spottpreisen veräußert, um wieder einen Tag das Leben weiterzufristen, verkauft der Antiquar nach den Markansätzen des deutschen Büchermarktes zum Umrechnungskurs, dem Zahler in vollwertigem Geld noch immer fast umsonst. So werden heute schlankweg ganze Restauflagen von Prachtwerken zum österreichischen Ladenpreis für die Schweiz oder Holland aufgekauft, und wir sind froh, wenn wir für den Erlös etwa Papier oder andere Rohstoffe hereinbekommen. Auch die Produktion an neuen Büchern beruht wesentlich auf der Ausnützung der Konjunktur, daß die in Kronen ausgedrückten, scheinbar unglaublich hohen Löhne und Preise auf Schweizer Franken, holländische Gulden oder Dollars umgerechnet noch immer ganz unbedeutende Beträge ausmachen. Der Lebensfuß unserer gesamten arbeitenden Bevölkerung ist eben durch den vierjährigen Krieg und noch mehr durch den anderthalbjährigen gänzlich unhaltbaren Frieden etwa auf den zehnten Teil der Vorkriegszeit herabgesunken!

Zu Weihnachten hat die Wila (Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H.) ein Dutzend wertvoller und gut ausgestatteter Bücher und Büchlein auf den Markt gebracht: einen Roman aus der Kriegszeit „Homo" von *M. E. delle Grazie*, einen Künstler- und Eheroman „Der Berg" von *Edgar Mojsisovics*, die für die Kulturgeschichte Wiens und eines seiner Bevölkerungselemente bemerkenswerte Schilderung seines Lebenslaufes von *Robert Weil* (Homunkulus) unter dem gezierten Titel „Rück näher, Bruder!", zwei feine Stimmungsbücher von *Hermine Cloeter* („Die ferne Geige") und *Edmund Hellmer* („Fenster"), *Kurt Friebergers* „Barocke Balladen" und „Sieveringer Sonette" mit Buchschmuck von *Marie Vera Brunner*, expressionistische Gedichte von *Bruno Ertler* („Eva-Lilith"), *Herbert Johannes*

Gigler („Opfer und Feste" mit Bildbeigaben von *Ada Nigrin*), *Julius Franz Schütz* („Die Kreise vom ewigen Leben"), ein Schauspiel von *Franz Wolff* („Zum Sonnenvogel"), eine religionsphilosophische Auseinandersetzung von *Maximilian Hartwich* („Zarathustra oder Christus?"). Versprochen werden uns die zweifellos anziehenden Denkwürdigkeiten der Fürstin *Pauline Metternich* („Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes"), eine Reihe „Theater und Kultur", herausgegeben von *Richard Smekal*, zu der *Hofmannsthal* ein Bändchen über Raimund, *Bahr* über das Burgtheater, *Max Pirker* über die Zauberflöte, *Smekal* Altwiener Theaterlieder vom Hanswurst bis Nestroy, *Felix v. Trojan* über den Zusammenhang der Altwiener Posse mit dem Schauspielensemble beisteuern, sowie eine Novellenreihe mit Beiträgen von *Heinrich von Schullern*, *Anton Ohorn*, *Richard Nordmann*, *Adolf Schwayer*.

Über viel größere Papiervorräte verfügt offenbar der Verlag Ed. Strache. Die „Wanderung durch Böhmen am Vorabend der Revolution" von *Robert Scheu* ist ein stattlicher Band in Lexikonoktav von 204 Seiten vorzüglichen Papiers. Das Buch gibt sich als „ein Quellenwerk der Zeitgeschichte" und ist ein solches: der Geschichtschreiber einer späteren Generation wird ihm nämlich mit Grauen entnehmen, wie gewisse Wiener Politikaster der böhmischen Frage noch am Vorabend der Revolution „ahnungslos und heiter" gegenüberstanden. — Mit dem Problem des Semitismus und Antisemitismus beschäftigt sich *Arthur Trebitsch* in seinem Buche „Geist und Judentum". Die Judenfrage ist ihm weder eine Religions- noch eine Rassenfrage, sondern eine Frage der geistigen Struktur. Die Juden als ein Knechtsvolk haben den „sekundär-beweglichen" Geist, können aber im Lauf von Generationen zu dem „primär-fixatorischen" aufsteigen. Die Schrift, von wohltuender Offenheit, verdiente als ein Rechenschaftsbericht der Selbstbefreiung eine vom Parteigeist ungetrübte Beachtung. — Über *Anton Bettelheims* „Neue Gänge mit Anzengruber" wird an anderer Stelle dieser Zeitschrift ausführlicher zu sprechen sein. — *Siegmund Münz* richtet einen „Appell an die hohen Geister aller Völker", die sich berufen fühlen, „Weltkongreß und Weltgericht" abzuhalten. — Feuilletons, unter denen sich einzelne Muster ihrer Gattung finden, sammelt *Moritz Scheyer* unter dem Titel „Europäer und Exoten". — In einer Nietzsche nacheifernden, vielfach orakelhaft tiefsinnig tuenden Streitschrift setzt sich *Erhard Buschbeck* für die „Sendung Theodor Däublers ein." — Eine wahrhaft erfreuliche Gabe ist der Neudruck von *Bauernfelds* wieder zeitgemäß gewordener dramatischer Satire „Die Republik der Tiere" mit den Bildern von *Matthias Ranftl* und dem politisch-phantastischen Zauberspiel „Die Elfenkonstitution" aus dem ungedruckten Nachlaß, von *Gustav Wilhelm* ebenso sorgfältig als kundig herausgegeben und erläutert. — Mit dem Erlebnis des Krieges setzt sich *Otto Soyka* in seinem Roman „Im Joche der Zeit" auseinander. *Rudolf Jeremias Kreutz* vereinigt Satiren und Skizzen („Der vereitelte Weltuntergang"). *Max Roden* bietet stark von Strindberg beeinflußte dramatische Miniaturen („Zwischen den Stimmen") und ein von *Franz Botgorschek* sehr apart ausgestattetes Versbuch „Anrufung", 52 Strophen voll poetischer Kraft, Formvollendung und Wohllaut. Eine Stufenleiter moderner expressionistischer Lyrik vom Mystischen bis zum (vielleicht nur mir) Unverständlichen, von Formung bis zum (vielleicht nur für mich) Formlosen stellen die Gedichtbände „Bewegung" von *Martina Wied*, „Gebete um Wirklichkeit" von *Elisabeth Janstein*, „Sonette an einen Knaben" von *Alfred Grünewald*, „Der Stiefbruder" von *Georg Kulka*, „Erde auf Erden" von *Hugo Sonnenschein* dar. Es mag ja sein, daß in diesen Versuchen die Morgenröte einer neuen Lyrik aufstrahlt wie vor 150 Jahren in den Oden Klopstocks und des jungen Goethe — wenigstens die Dichter selber und ihre Adepten „hören es gerne".

Große Rührigkeit entfaltet der Amalthea-Verlag, über dessen vielseitige literarische und artistische Pläne ein gut ausgestatteter „Almanach auf das Jahr 1920" Auskunft gibt. Es liegen mir aus der „Amalthea-Bücherei" die „Alt-Wiener Musikstätten" von *Karl Kobald* vor mit zahlreichen Abbildungen der schlichten Wohnhäuser unserer Tonheroen Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert; *Stefan Hocks* geschmackvoll ausgewählte und fein abgetönte „Lyrik aus Deutschösterreich", eine Auslese ungefähr zur einen Hälfte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, zur anderen Hälfte aus der Gegenwart; *Friedrich Rosenthals* Versuch, die Unzahl „Schauspieler aus deutscher Vergangenheit" auf sechs Typen zu reduzieren: Iffland — Wegbahner und Eroberer, Sophie Schröder — die Frau auf der Bühne, Ludwig Devrient — das romantische Genie, Heinrich Anschütz — der deutsche Hausvater, Karl Seydelmann — der ethische Pädagoge, Friedrich Mitterwurzer — der erste moderne Mensch; *Hans Schlitters* Archivstudien „Aus Österreichs Vormärz", zunächst über die Erwerbung Krakaus und den galizischen Aufstand von 1846/47. In der Reihe „Die Zauberflöte" (Drugulindrucke) erschienen die „Gedichte" des unter den Kriegsmühsalen zusammengebrochenen *Joseph Winter*, dessen „Lied der Deutschen in Österreich" 1882 unter 1570 Bewerbern den ersten Preis erlangte, in einer von der Witwe unter *Kalbecks* und *Studers* Beihilfe hergestellten Auslese. Die etwas grobschlächtigen Rokokoschwänke vom „Kutscher Wilhelm" des Grafen *Philipp Caylus* (des nur aus Lessings Polemik noch dem Namen nach bekannten Vorarbeiters Winckelmanns) in *Karl Toths* Umdeutschnng hat *Franz von Bayros* in seiner gewandten Manier mit Buch-



schmuck und mehrfarbigen Bildern ausgestattet. *Ernst Hefels* aus den Akten geschöpfte Denkschrift „Die Estensischen Sammlungen des Hauses Österreich-Este zur Abwehr der italienischen Ansprüche" ist von beiden Seiten *ad acta* gelegt worden: wir haben die drei von den Italienern verlangten estensischen Bilderhandschriften, sie haben die hundertmal wertvolleren drei Faustpfandobjekte, von deren Zürückgabe gar nicht mehr gesprochen wird.

Der ebenfalls recht tätige Verlag E. P. Tal & Co. hat Novellen von *Felix Dörmann* („Der platonische Wüstling") und dessen „Zimmerherren", einen phantastischen Roman von *Hans Flesch* („Balthasar Tipho, eine Geschichte vom Sterne Karina"), „Das ältere Wien, Bilder und Schatten" von *Raoul Auernheimer* und *Ferdinand Kürnbergers* Briefe aus seiner Flüchtlingszeit, herausgegeben von *O. E. Deutsch*, auf den Markt gebracht.

Ein ganz junges Unternehmen, der Ilfverlag, kündigt eine Neuausgabe von *Michael Klapps* wieder aktuellem Roman aus der Schwindelzeit „Die Bankgrafen" an, ein Bändchen von *Max Kalbeck* „Klassische und romantische Musen" und eines von *Eugen Höflich* „Der rote Mond".

Der Verlag R. Lanyi, dem *Karl Kraus* neuerdings „Die Ballade vom Papagei. Couplet macabre. Wort und Melodie" übergeben hat, legt eine große Arbeit von *Leopold Liegler* „Karl Kraus und sein Werk" (436 S. gr.-8⁰) vor, in der wir die authentische Krausbiographie und -interpretation zu erkennen haben. Kraus' Persönlichkeit und Wirksamkeit, wie immer man über sie urteilen mag, ist aus der Entwicklung der Wiener Literatur der letzten zwanzig Jahre so wenig mehr hinwegzudenken, daß dem Geschichtschreiber der Zeit und des Zeitungswesens dieses Quellenwerk unter allen Umständen willkommen sein muß. Übrigens enthält das Kapitel über Kraus' Sprachkunst zahlreiche gute Beobachtungen zur Stilistik, die auch den interessieren können, der sich gegen Kraus' Persönlichkeit ganz ablehnend verhalten möchte.

In Avalundrucken wurden ausgegeben „Das Evangelium des Apollonius" von *Franz Blei* (Altschwabacher Schrift, Vorzugsausgabe in Zedernholz, Doglederrücken, 20 M.), „Zwei Welten" von *Franz Dirsztay* und „Ein Abend mit Gottfried Keller und Böcklin u. a." von *Arthur Rössler*.

Von *Hofmannsthals* „Lucidor" wurde ein Prosperodruck hergestellt (Berlin, E. Reiss), mit sechs Originallithographien von Karl Walser (auf Zanderbütten in Leder 550 M., in Seide 280 M., in Halbleder 90 M.).

„*W. A. Mozarths* Handschrift in zeitlich geordneten Nachbildungen", herausgegeben von *Ludwig Schiedermaier*, kündigt C. F. W. Siegel in Leipzig an. *Franz Schuberts* „Briefe und Schriften" mit zeitgenössischen Bildnissen, Handschriftproben und anderen Beilagen hat *O. E. Deutsch* herausgegeben (München, Georg Müller). *Ernst Decsey* liefert eine Brucknerbiographie (Berlin, Schuster & Löffler), *Max Kalbeck* die Briefe Brahms' an Fritz Simrock (Berlin, Deutsche Brahms-Gesellschaft).

Moritz von Schwinds sehr selten gewordenen „Almanach von Radierungen", mit Text und Briefen von *Ernst Frh. von Feuchtersleben*, erweckt *O. E. Deutsch* zu neuem Leben (München, F. Hanfstängl, 42 Radierungen und 3 Photogravüren, auf Japan in Pergament 300 M., auf Bütten in Halbpergament 150 M., in Kartonband mit Japanrücken 60 M.). Eine Auswahl von Zeichnungen Schwinds versieht *Willibald Franke* für die Comeniusbücher mit einer Einleitung (Leipzig, Grethlein & Co.).

Im Kunstverlag A. Wolf in Wien sind zwei Mappen erschienen: *Jacques Callots* „Balli di sfessania", ein Zyklus von 24 Kupferstichen, eingeleitet von *Karl Kloss* (auf Bütten 50 M., Nr. 1 bis 100 auf Kaiserlich Japan 120 M., Nr. I—V auf Altbütten 250 M.) und „Meisterwerke der Graphik im XVIII. Jahrhundert", herausgegeben von *Alfred Stix*, fünf Lieferungen zu je zehn Blatt (Nr. 1—25 auf Bütten in Masken 350 M., Nr. 26—125 250 M., Nr. 126—350 150 M.). Gilhofer & Ranschburg in Wien bieten zehn Radierungen von *Christian Ludwig Martin* an (Nr. I—XX auf Japan 120 M., Nr. 1—100 auf Handbütten 80 M.). „Belgien 1915" mit 47 Skizzen und Zeichnungen und 18 Originallithographien von *Luigi Kasimir*, Text von *Fedor von Zobeltitz* (München, F. Hanfstängl) gemahnt an eine Vergangenheit, die schon weit hinter uns liegt!

„Die bildenden Künste" (Wien, Anton Schroll & Co.), unter der Leitung von *Hans Tietze* immer entschiedener der modernsten Richtung sich zuwendend, schließen soeben den zweiten Jahrgang. In den letzten Heften ist die expressionistische Kunst von *Helene Funke*, *Valerie Petter*, *Carry Hauser*, *Oskar Kokoschka*, *F. A. Harta* mit vortrefflichen Reproduktionen und erläuterndem Text vertreten.

„Der neue Daimon" hat seine letzten Hefte *Hermann Kesser* („Der Tausendsieger" in der Art *Flauberts* — „Revolution der Erlösung") und *Hugo Sonnenschein* („Die Legende vom weltverkommenen Sonka") eingeräumt. Der dritte Jahrgang erscheint unter dem Titel „Die Gefährten"; das erste Heft ist *Karl Eugen Neumanns* Übertragung der Reden Gotama Buddhos gewidmet.

Daß sich nun auch die großen Wiener Bühnen entschlossen haben, von ihren Hausdramaturgen geleitete kritische Zeitschriften dem Publikum in die Hand zu geben, darf man als einen ernstlichen Versuch betrachten, die Zuschauer von der oberflächlichen, bisweilen aus ganz persönlichen Gründen mißgünstigen Kritik der Tagschreiber zu befreien. So erscheinen „Blätter des Burgtheaters" und „Blätter des Operntheaters", „Aufbau. Beiträge zur Arbeit der deutschen Bühne, herausgegeben vom Deutschen Volkstheater", in denen zum Teil



vollwertige dramaturgische Arbeit verrichtet wird, daneben „Der Maßstab", eine Zeitschrift zur Kritik des Theaters und der Literatur, in der *Leo Schidrowitz, Egon Friedell, Anton Kuh* u. a. als kritische Schwertschlucker das Publikum amüsieren.

Das mit so viel redlichem Streben ins Leben gerufene und im großen Ganzen mit gutem Gelingen von *Alois Veltzé* drei Jahre weitergeführte „Donauland" wechselt den Herausgeber und erleidet wohl das Schicksal aller Versuche, eine spezifisch östereichische Monatsschrift zu schaffen: von Buchhandel und Publikum zu wenig unterstützt, durch den Umsturz und seine Folgeerscheinungen in allen Berechnungsgrundlagen erschüttert, wird das Journal vielleicht noch eine Zeitlang ein Scheindasein führen und schließlich ohne Aufsehen eingehen — und es war doch ein hoffnungsvolles Unternehmen! Besser scheint sich die illustrativ sehr hochstehende, textlich etwas bescheidenere „Moderne Welt" zu halten.

Aufrichtig zu beklagen ist die Einstellung der Zeitschrift für Geschichte „Österreich", der ebenfalls durch den Umsturz der Boden entzogen wurde. Aus dem Inhalt des letzten Doppelheftes seien die Studien von Dr. *A. H. Boemus* über den tschechischen Panslavismus im Jahre 1848 und *Murkos* Nekrolog auf *Joseph Konstantin Jireček* hervorgehoben. Bei dem kurzen Bestande dieser Zeitschrift wird der einzige erschienene Band einst zu den gesuchten Werken der historischen Literatur zählen.

Unter der älteren Generation hat der Tod in den letzten Wochen zahlreiche Opfer gefordert, darunter den Germanisten *Joseph Seemüller* und den Sanskritisten *Leopold von Schröder*, zwei aufrechte deutsche Männer, die zweifellos das Leid der Zeit vor der Zeit dahingerafft hat.

Wien, Ende Februar 1920.

Prof. Dr. Eduard Castle.

Neue Bücher und Bilder.

Neue Gedichte.

Johannes R. Becher, Gedichte um Lotte. *Leipzig, Insel-Verlag*, 1919. 52 Seiten. Geb. 4,50 M.

Die gewaltige, gewalttätige Ekstase des revolutionären Dichters, aufbegehrend gegen Bürgertugend und Staatsraison, aufbrandend in Fanalen von der politischen Tribüne, aufjagend gegen den zu engen Sternkreis — sie ist auch in den neuen Gedichten Bechers ungebändigt. Aber sie wirkt hier nicht so stark wie in den früheren Büchern, deren gültigen Ertrag der Sammelband „Das neue Gedicht" vereinigt. Die steile Geste dieses ehrlichsten Himmelstürmers droht zu erstarren, und durch die Wiederholung der lodernden Worte seines anarchistischen Vokabulars facht er die Glut der trüben Flamme nicht zu reinerem Glanz. Was hier vom Glück der kommenden Menschheit allzu redselig gestammelt wird, haben wir schon jugendlich-hymnischer von ihm gehört. Das Buch wirkt wie eine Episode, wie ein Fragment, es bedeutet keinen Fortschritt, auch nicht in den Liebesgedichten „Um Lotte", so kühn auch hier die Zerrissenheit des liebend hassenden gestaltet ist. Der Dichter bestätigt sich, aber er hebt sich nicht höher empor. Und das bedauert man, gerade wenn man in Becher den aufrichtigsten und darum bedeutendsten Dichter der jungen ekstatischen Generation begrüßt hat.

Max Bruns, Nacht-Sonette. — Phantastische Feste. Zwei Dichtungen vom lichten und vom dunklen Leben. *Minden (Westfalen). J. C. C. Bruns.* Geb. je 6,80 M.

Als Max Bruns vor zehn Jahren eine Auswahl seiner Gedichte aus den Jahren 1893—1908 sammelte, tat er es in dem Gefühl, daß die Zeit seines lyrischen Schaffens abgeschlossen hinter ihm liege und es ihn nach anderen Ausdrucksformen verlange. Jene Gedichte hatten keine starke eigene Tonart, sie klangen bald in dem heiter-ernsten Dur der realistischen Bewegung der 90er Jahre, bald in dem schweren Moll der französischen Parnassiens und deutschen Neuromantiker. Die Dichtungen, die Bruns jetzt trotz des damaligen Abschlusses vorlegt, verändern sein Bild nicht. Die „Nacht-Sonette" sind technisch vollkommen, erfüllt von den Betrachtungen eines ernsten Mannes, seinem Ringen und Leiden. Die Sommervision „Das Fest der Sonne" ist nicht plastisch genug, um einen tieferen Eindruck zu hinterlassen, und die gleichfalls in Distichen geschriebene Tragi-Groteske „Das Fest der Lemuren" zwingt uns nicht in den Bann der unheimlichen Stimmung. Aber mögen diese Dichtungen auch nirgends geniale Größe in Form und Vorwurf zeigen, so verletzen sie doch auch nirgends durch falsche Töne gesuchter Originalität oder willkürliche Verzerrungen. Sie sind Schöpfungen eines geschmackvollen Dichters, der sie sich selbst und seinen Freunden zur Feier geschrieben hat und sie denen darbringt, die eine stille Einkehr in vertraute Räume dem wilden Sturz oder Aufschwung in die gärende Welt der Jugend vorziehen. Ihnen werden die schön gedruckten Bücher willkommen sein.

Rudolf von Delius, Die Feier. Gedichte. *Jena, Eugen Diederichs*, 1919. 94 Seiten. 5 M. geb. 7 M.

Als Motto könnten vor dem Buche Liliencrons Verse stehen:

„*Des Lebens Blume heißt die Gegenwart,*
Pflückst du sie nicht, hast du dich selbst genarrt."

Rudolf von Delius ist ganz erfüllt von dem brausenden tätigen Leben, von allem Irdischen, er verliert sich nicht in die Rätsel der Nacht, sondern

grüßt den Tag und „die kleine Blume Heute“, die „das Ewige der Ewigkeit hält“. In trüben Stunden freilich fühlt auch er sich „eingesperrt“ in die Enge zwischen Geburt und Tod; aber immer wieder blüht die Freude am Dasein auf und gibt ihm das Gefühl unbeschränkten Herrschertums. Aus manchen Gedichten spricht ein grübelnder Philosoph, aber einer, der sich mahnend zuruft: laß alle Bücher hinter dir, ein Apfelblütenzweig gilt mehr als alle Weisheit! Das Ich ist Mittelpunkt dieser Welt, die wir in zwei gütigen, allen Wundern offenen Augen gespiegelt sehen. „Das Ziel ist: Selbstvollendung. Der Weg ist: Heiterkeit.“ Es ist viel von Liliencrons Geist in den Versen, und auch durch die Form wird man oft an die Meister des Impressionismus erinnert: da sind die ungereimten freien Rhythmen, da ist ein gewisser burschikoser Ton („Kinder, denkt niemals an den Tod! Das ist gar zu langweilig!“), und da ist vor allem jene realistische Zustandsschilderung:

„*Sonntag. Nachmittags. Die Sonne scheint.*
Menschen drängen. Kinderwagen. Neue Kleider.
In der Gartenwirtschaft ist Konzert.
Kalt und blechern schreien die Trompeten . . .“

Damit sollen die Gedichte nicht etikettiert und in ein Schubfach verkapselt werden, das dulden sie nicht, sie sind Ausdruck eines kraftvollen Lebensgefühls, hinströmendes Bekenntnis, das auch uns oft mit fortreißt. (Aber, in Klammern, Herr von Delius: haben Sie niemals etwas von einem gewissen Palmström gehört, der im „Warenhaus für kleines Glück“ die „Gemischte Post“ fand? Wahrscheinlich leider nicht; denn sonst hätten Sie wohl die sentimentalen Verse über den Briefträger, aus dessen Tasche Sie jeden Morgen das Glück erwarten, sich und uns geschenkt.)

Hans Franke, Meine Welt. Gedichte. *Heilbronn, Walter Seifert.* 173 Seiten.

Ein Wunder geschah: in diesem Säkulum, da sich Väter nur durch beschleunigten Schlaganfall vor dem Revolver ihrer dichtenden Söhne in Sicherheit bringen können, hat ein junger Poet den Mut, sein Werk zu widmen: „Meinen selbstlosesten Freunden, meinen Eltern.“ Kann das ein „moderner“ Dichter sein? Kann das überhaupt ein Dichter sein? O ja, Hans Franke ist einer, manchmal noch ein Geselle, der bei manchen Meistern noch in die Lehre geht, der aber gewiß eines Tages uns sein Meisterstück geben wird. Seine „Welt“ ist nichts kleineres als das „All“, der Mensch ist Gott, alle Dinge sind beseelt. Aus der Liebe zu den „Dingen“, der urchristlichen Demut und Hingabe, aus dem Lob fanatischer Selbstentäußerung spricht Rilkes hohe Kunst, die den jungen Dichter gewiß beeinflußt hat. In der Form zeigt er sich oft glatt und vermeidet auch ernüchternde Banalitäten nicht. Aber Hoffnung auf Wachstum ist geweckt, strenge Zucht und Auswahl werden Gutes zutage fördern. Und sein nächstes Werk soll uns ohne die unwürdigen Bildbeigaben von Franz Gaudeck doppelt willkommen sein.

Adolf von Hatzfeld, An Gott. Gedichte. ***Berlin, Paul Cassirer***, 1919. 92 Seiten. 10 M., geb. 12 M.

In ein Bekenntnis zur großen All-Liebe des Heiligen von Assisi klang Hatzfelds lyrisches Prosabuch „Franziskus“ aus, und Liebe singen auch seine Gedichte „An Gott“. Sie sind in den Jahren 1914 bis 1918 entstanden, aber nicht Echo des großen Krieges, in dessen Ablauf Zufall des Dichters Leben rückte, sondern Widerhall des ewigen Kampfes jungen Menschentums mit Gott und Welt. Auch dieser Dichter liebt die „Dinge“ wie Rainer Maria Rilke, dem er seinen „Franziskus“ zugeeignet hat. Er ist der Landschaft freund, er verehrt die Felsen, die kein Menschenweh erzittern macht, als die größten Menschentröster. Er will sich ganz hingeben und verschenken, fühlt sich selbst Ding unter Dingen und grüßt die Geliebte auch in jedem kleinsten Staub der Welt:

„*Ich sah dich an wie Horizont und Baum,*
Wie Vogel, Wiese und wie Wellenschaum,
Wie Sommerwolke und wie Sonnenschein.“

Schwermütig sind seine Heidegedichte wie die Heidelieder Nikolaus Lenaus, doch ohne dessen Leidenschaftlichkeit, müder, sanfter; und auch da, wo in frischerem Ton das Halali der „Reitjagd“ aufklingt, wird alles Laute gedämpft durch den Bruder der gequälten Kreatur, der im Tod des gehetzten Keilers den eigenen Menschentod erlebt. Gerade dieses Gedicht gehört mit den leuchtenden Farben des bunten Jagdbildes und dem düsteren, mahnenden Ausklang zu den vollendetsten Stücken des Buches. Neben ihm stehen die ernsten Gesänge „An Gott“, das Ringen des Dichters mit der Gottheit offenbarend. Er erkennt Gott in allen Dingen, er wirft sich in Trotz und Haß gegen ihn auf, er neigt sich in Demut vor ihm mit der Bitte um Strafe und Gericht dafür, daß er ihn täglich in Mutter und Bettler, Frau und Hund beleidigt hat. In das Lob Franziskanischer Liebe mündet auch dieses Werk des Dichters, und seine feierliche Sprache, seine getragenen Rhythmen zeigen den großen Ernst eines inbrünstigen Bekenntnisses, machen es ebenbürtig den Gedichten des Gott-Suchers Rilke. Die würdige, der Feierlichkeit des Inhalts angemessene Gestalt, die der Verlag auch dem zweiten Werk Hatzfelds gegeben hat, verdient besondere Anerkennung.

Kurt Kamlah, Gedichte. *Düsseldorf, **A. Bagel.*** 65 Seiten. In einmaliger Auflage von 200 numerierten und vom Verfasser signierten Exemplaren auf Bütten gedruckt, mit farbigen Initialen, in Pappband mit Pergamentrücken. Subskriptionspreis 25 Mark.

Soll man einen Poeten begrüßen, nur weil er



es im Gegensatz zur Mehrzahl der Mitläufer und Nachbeter modischer Künste unterläßt, sich die Maske des expressionistischen Möchte-gern vorzubinden? Man läßt zwar die schlichten Verse gelten, man lächelt wohl auch über diesen Jüngling, der wieder einmal seinen Weltschmerz und seine ersten zahmen erotischen Abenteuer in alte Reime bringt und recht naiv von der „tiefsten Lust bis zum Vollbracht" der Liebesnacht singt. Aber man vermißt doch alle Eigenart und fühlt nirgends den Dämon, der ihn zwang zu sagen, was er leide. Und ganz unverständlich bleibt es, warum man diese liebenswürdigen Harmlosigkeiten in einem Luxusdruck an den Tag gibt, in dem Richard Schwarzkopf, von allen guten Geistern der Bibliophilie verlassen, die einzelnen Gedichtstrophen, selbst die Glieder des Sonetts durch Sternchen zerreißt und das einseitig bedruckte, für den Satzspiegel zu schmale Papier durch dicke Randleisten oben und unten belastet. Das ist kein kostbares, sondern nur ein kostspieliges Buch, mit dem der Verlag weder dem Autor noch dem Leser einen Gefallen erweist.

Hedwig Lachmann, Gesammelte Gedichte. Eigenes und Nachdichtungen. Herausgegeben von Gustav Landauer. *Potsdam*, *Gustav Kiepenheuer*, 1919. 398 Seiten. Geb. 15 Mark.

Mit den schönen und pietätvoll in deutsche Sprache verpflanzten Dichtungen Rossettis, Verlaines, Swinburnes, Wildes, Poes und einer großen Zahl ungarischer Dichter erhalten wir zum ersten Male Blumen aus dem eigenen Garten Hedwig Lachmanns, der sich leider allzu früh für immer geschlossen hat. Diese edlen Blüten zeigen sich in Form und Farbe den fremden Schwestern verwandt, als sei Samen von jenen auf die deutschen Beete geweht und hier aufgegangen. Das starke Formgefühl, das der Übersetzerin notwendigste Hilfe ist, waltet auch in den Strophen der Dichterin, die fast immer im Jambenrhythmus und durch Reime gebunden feierlich und getragen klingen. Eine Frau spricht aus ihnen, die sich in demütiger Liebe hingibt, „der Welt und allem Menschenlos verbunden", allen Schmerzen verwandt, und deren höchster Wunsch ist, gut zu sein. Am tiefsten, eindrucksvollsten ist das Gedicht „Unter der Schwelle", ein wundervolles Bekenntnis weiblicher Weichheit und Schwäche, die doch bei ihr mit einer großen inneren Kraft gepaart war, der Kraft, fest und ungebeugt zu denen zu stehen, die als ein kühneres Geschlecht einst Freiheit fordern würden. Hedwig Lachmann starb (am 21. Februar 1918), ehe diese Kraft durch den Tod ihres Gatten Gustav Landauer in den Tagen des Freiheitskampfes auf die Probe gestellt wurde. Ihm danken wir die Auswahl der Dichtungen, die der Verlag durch Druck und Ausstattung zu einem würdigen Denkmal der Verstorbenen erhöht hat.

Rolf Lauckner, Wir Sturm und Klage. *Berlin*, *Erich Reiß*. 45 Seiten. 3 M., geb. 5 M.

Kennt man Lauckners viel versprechende, viel auch schon erfüllende Dramen „Der Sturz des Apostels Paulus" und „Christa die Tante", mit denen er rasch Anerkennung gefunden hat, dann enttäuschen seine Gedichte mit dem gesuchten Titel „Wir Sturm und Klage". Sie versuchen Eindrücke aus Kriegszeit zu geben, ohne durch die Art oder Intensität der gestalteten Erlebnisse über den Durchschnitt der zahllosen Kriegsgedichte hinauszuragen. Lauckner gehört zwar nicht zu den Hurra-Siegern, und wenn er sich Sturm nennt, so weht in ihm nicht Mord- und Kriegslust, sondern die Begeisterung des jugendlichen Aufbruchs aus engendem Alltag. Auch ist er keiner der geschwinden Reimer, die nach Flandern wandern und im Osten Posten stehen; seine Sprache und sein Vers vermeiden vielmehr, manchmal nur allzu merkbar absichtlich, konventionelle Bindung. Aber bei aller Selbständigkeit vermißt man doch ein Letztes, Zwingendes, das Licht, das aus den Bezirken von Heimat, Kampf und Tod zur Sammlung im Ewigen emporreißt, vermißt jene Glut des begnadeten Lyrikers, die ihre Funken in jedes Wort und jeden Vers sprüht. Jedenfalls hat sich mit diesen Gedichten noch nicht ein ebenbürtiger Lyriker neben den Dramatiker Lauckner gestellt.

Marx Möller, Die Spieluhr. Gedichte und Spiele. *Leipzig*, *L. Staackmann*, 1919. 280 Seiten. 6,50 M., geb. 8,50 Mark.

Wie man von einem Unterhaltungsroman spricht, der sich zwar nicht neben die künstlerisch vollkommenen Werke erzählender Dichtung stellen darf, wohl aber die Wünsche einer lesehungrigen Masse in mehr oder weniger vornehmer Weise befriedigt, so kann man gewisse Reimdichtungen gleichen Charakters als „Unterhaltungsgedichte" bezeichnen. Zu dieser Gattung gehören die Gedichte und kleinen dramatischen Spiele Marx Möllers, die sehr wohl geeignet sind, besonders durch Rezitation auf eine große Hörerschaft Wirkung zu üben. Es sind Balladen und Verserzählungen, frisch und ansprechend im Rhythmus, mit starker Betonung des Stofflichen; Sage und Legende herrschen vor, indische und malayische Mythen sind bearbeitet, Übertragungen aus den Lagerliedern Rudyard Kiplings fügen sich ein. Den künstlerisch anspruchsvollen Leser werden freilich die formellen Mängel, Wortverstellung und Reimzwang und die Leere vieler durch Flickworte aufgefüllter Zeilen stören. Als Unterhaltungsbuch bleibt es gleichwohl die erfreuliche Leistung eines guten Plauderers.

Max Pulver, Auffahrt. Neue Gedichte. *Leipzig*, *Insel-Verlag*, 1919. 72 Seiten. 3 M., geb. 5 M.

„Selbstbegegnung", der erste Gedichtband des Schweizers Pulver, zeigte die religiöse Inbrunst eines ringenden Menschen, beherrscht durch großes

formales Können des Dichters. Ein bewußter Formkünstler schuf die prachtvollen Rhythmen des „Merlin", und auch die Dramen, die ich hier anzeigen konnte, überraschten mehr durch Schönheiten der Sprache als durch fortreißenden dramatisch-theatralischen Schwung, durch strenge Komposition mehr als durch das durchblutete Leben ihrer Menschen. Ein Dichter sprach aus allen Werken, der gewiß nicht kälter war als die jungen Bilderstürmer und Formzertrümmerer, der aber, seinem Schönheitsideal gehorchend, die Gefühle durch die Filter formaler Gesetze schickte, um sie dann schlackenrein im gereimten Gedicht, gern im strengen Sonett, darzubieten. In der neuen Sammlung „Auffahrt" finde ich neben Strophen, die diesen Eindruck bestätigen, andere Gedichte, die mir mit einem neuen, bei Pulver neuen Ton entgegenklingen. Wenn es einmal heißt:

„*Und nun lohst du empor,*
Steil in der Stichflamme unsäglicher Qual,
Zurückgestemmt vor dem Moder des Abgrunds,
Bäumst aus fetzigem Schorf der Welt dich hinan zu dir" —

dann höre ich poetische Diktion eines Johannes R. Becher, womit ich keineswegs die Abhängigkeit von diesem Dichter behauptet haben will. Das gemeinsame Erleben bildet hier vielmehr den Grund für die gleiche Aussprache, die heute aus so unzähligen Gedichtbänden uns entgegenkommt. Das gemeinsame Erlebnis ist die Revolution, deren Ausbruch „im Geiste" der politischen Erhebung überall voranging. Für Pulver wird es darauf ankommen, seine persönliche Kunst zu der allgemeinen Bewegung ins rechte Verhältnis zu setzen. Das scheint mir am besten in den beiden Gedichten „Aufruf" gelungen zu sein, aus deren strengen Rhythmen und Reimen, die den alten Formkünstler zeigen, doch die ganze Glut des Rufers zum Streit bricht, stärker vielleicht und wirksamer (weil im Ausdruck verständlicher) als in den wilderen fessellosen Hymnen Bechers. Neben diesen aus der Zeit geborenen Gedichten stehen in reiner Schönheit einige Sonette und Rhapsodien, und besonders lieb ist mir das zarte Gedicht „Rehe im Traum" mit der leis angedeuteten Vorfrühlingsstimmung. Einheitlicher war die „Selbstbegegnung", aber die „Auffahrt" ist reicher und läßt noch größeres erhoffen.

Lulu von Strauß und Torney, Reif steht die Saat. Neue Balladen. *Jena, Eugen Diederichs*, 1919. 107 Seiten. 5 M., geb. 8,50 Mark.

„Die starken, derben und schlichten Linien alter Holzschnitte" erstrebt Lulu von Strauß und Torney, wie sie einmal bekannt hat, in den Bildern aus ihrer niederdeutschen Heimat und in den Gestalten ihrer Helden aus aller Welt. In solcher Holzschnitt-Technik sind auch die neuen Balladen gearbeitet, Bilder zumeist in historischem Gewand, aus Spanien und Böhmen, Schottland und Frankreich, und besonders aus ihrem Niederdeutschland und dem von ihr immer geliebten Holland. Die Dichterin wählt gern kräftige Farben, sie steigert die Vorgänge zu dramatischer, ja bisweilen theatralischer Bewegtheit. Eine der stärksten Balladen dieser Art ist „Das schwarze Korps 1812". Man erinnert sich dabei unwillkürlich an Richard Dehmels „Anno Domini 1812". Beide Gedichte suchen die Unerbittlichkeit der starren, allen Menschenkampf vernichtenden Schneegewalt zu gestalten. Dehmel symbolisiert die gewaltige Einheit „Rußland und beschneite Steppe" durch den schicksal-ergebenen Bauern, der dem fliehenden Kaiser das „uralt Lied" singt; er wirkt durch die unheimliche Ruhe. Die Dichterin sucht die Bewegung, malt den Todeskampf zweier Versprengter, deren Stimmen durch den peitschenden Schneesturm wimmern, gequält von der Vision des Totenheeres, des schwarzen Korps, sie steigert die Erregung zum Äußersten, um dann mit der Totenstille des Ausgangs um so tiefer zu erschüttern:

„*Schüsse verrollen, ferneher,*
Lastendes Dunkel winterschwer.
Die weißen, wandernden Stürme gehn
Über die Steppe rot und weit,
Über zwei Hügel frisch verschneit,
Hügel, die morgen im Schnee verwehn . . ."

Nicht überall sind freilich die Vorgänge so einfach, daß die wenigen scharfen Holzschnitt-Striche genügen, manches Gedicht bleibt bei dem gewollten Fehlen aller psychologischen Vertiefung etwas oberflächlich und äußerlich, so etwa die Ballade „Elena Laskaris", deren Theatralik noch durch gewisse verbrauchte Worte und Bilder („Bräutigam Tod" u. a.) verstärkt wird. Sieben Gedichte sind aus einer früheren Sammlung wieder aufgenommen worden und vereinigen sich mit den besten neuen Stücken zu einem volleren Bild vom Schaffen der Dichterin. Das unter diesen älteren Gedichten auch die wundervolle, lyrisch zarte „Nonne" sich findet, werden die Freunde ihr besonders danken.

Karl Wagenfeld, Daud un Düwel. Eine Dichtung. Mit Bildern von August Heumann. *Richard Hermes, Hamburg*. 90 Seiten. 8 Mark.

Die alte Totentanzidee ist in Wagenfelds Dichtung sehr geschickt erneuert worden. Der Teufel hat dem Tod eine in der Hölle geschmiedete Sense gegeben. Als sie stumpf wird, weiß er sich nicht zu helfen. Da zeigt ihm der Tod, wie die Menschen selbst durch ihre Sünden den großen Schleifstein für seine Sense drehen. In der kräftigen plattdeutschen Sprache gelingen dem Dichter die liedhaften Teile besonders gut. Den volkstümlichen Vorstellungen der Dichtungen entsprechen die bei sparsamen Mitteln sehr ausdrucksreichen Bilder des jung verstorbenen August Heumann. Der Liebhaber niederdeutscher Dichtung wird an dem Werk seine Freude haben. *Friedrich Michael.*

Walter Angel, Jarolim der Abenteurer. Roman. *Berlin, Schuster & Löffler*, 1919.

Der Verfasser, ein junger Österreicher, ist früher mit einem Roman über die Dubarry gekommen, dem nachgerühmt wird, daß er die leichten Abenteuer ihrer Jugendzeit con grazia geschildert und sich nicht an das Gewagte des Stoffs verloren habe. Das neue Buch zeigt noch keine volle Reife; das vorsichtige Distanzhalten gegenüber dem Stoff, in dem ich nicht schlechthin einen Vorzug sehen möchte, findet sich aber auch hier, obwohl die Erzählung in der gegenwärtigsten Gegenwart spielt. Ihre ersten Kapitel, die in einer Fabrikstadt, etwa in Mähren, spielen, sind am wärmsten geschrieben und weitaus am besten geglückt; sie sind nur vom übrigen Inhalt zu scharf abgetrennt; ihre Nebenfiguren, die zum sichersten Bestand des ganzen Stoffs gehören, verschwinden fast spurlos, und was dann in Wien nachkommt, ist mehr Zeitungsfeuilleton; die Konstantinopeler und zuletzt Pariser Erlebnisse des Helden aber sind, um einmal ein Modewort von vor zehn Jahren zu gebrauchen, „einfach fad“, und das ist bei einem Abenteurerroman schon recht schlimm. In einem der kritischsten Augenblicke seiner Laufbahn hält Jarolim, von zwei bösartigen Erpressern bedroht, das folgende Selbstgespräch: „Welchen Schurken bin ich da ausgeliefert? — Noch größeren, als ich erwartet hatte! . . . Welchen Titel haben sie für Geldansprüche? Gar keinen. Aber sie wollen mich einschüchtern und mich gefügig machen, um mich dann gebrauchen zu können für jene Geschäfte, für die mich Salom schon öfter auf seine behutsame Weise zu interessieren versuchte: Wuchergeschäfte, bei denen ich vermöge meiner Verbindung mit der Lebewelt als Schlepper dienen soll . . .“ und erst nach sorgfältiger Beendigung dieses Gedankengangs durch drei Pünktchen wendet er sich wieder den beiden schweren Jungen zu, die ihm sein Geld abnehmen wollen. Drücken sich Abenteurer wirklich so gesetzt aus, wenn sie unter zwei Augen mit sich reden? M. B.

Balladenbuch für die Mittelstufe. Herausgegeben von J. Grentz, weil. Oberlehrer an der Arndt-Realschule zu Berlin. *Wien-Leipzig, Tempsky & Freytag*, 1920. (Freytags Sammlung auserwählter Dichtungen und Abhandlungen).

Bücher, wie das vorliegende, dürften sonst wohl kaum in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ besprochen werden; wenn es dieses Mal doch geschieht, so aus dem Grunde, weil dieses „Balladenbuch für die Mittelstufe“ sich ganz auffällig von den landläufigen Gedichtsammlungen für Schulzwecke unterscheidet. Es verzichtet fast vollständig auf den üblichen Lesebuchstoff und bringt auch von den Dichtern, die zum eisernen Bestand der Schulchrestomathien gehören, Stücke, die hier ganz neu anmuten, — wie Bürgers „St. Stephan“, Chamissos „Geist der Mutter“, Mörikes „Traurige Krönung“. Vor allem aber ist den Dichtern des letzten halben Jahrhunderts sehr viel Platz eingeräumt, — und zwar ist es weit mehr als die Auswahl der Namen (denen begegnet man auch in anderen neueren Lesebüchern!), die der Stücke, die dem Buch sein eigenartiges Gepräge verleiht. So finden wir hier z. B. Agnes Miegels „Schöne Agnete“, „Des Braunschweigers Ende“ von Lulu von Strauß, von Liliencron nicht nur den „Pidder Lüng“ und „In einer Winternacht“, sondern auch den „Blitzzug“ und von Börries von Münchhausen den prachtvollen „Marschall“, dessen Aufnahme in ein Buch „für die Mittelstufe“ (ebenso wie die von Goethes „Wirkung in die Ferne“) sicher so manche Zöpfe zu einem bedenklichen Wackeln veranlassen wird. Die starke und auch wieder sehr erfreuliche Berücksichtigung österreichischer Dichter — außer Lenau und Anastasius Grün ist auch Hermann von Gilm mit dem „Alten Schütz am Pragser See“ vertreten, dann aber auch Enrica v. Handel-Mazzetti, Franz Karl Ginzkey und Anton Wildgans („Gerichtsverhandlung“) — erklärt sich wohl dadurch, daß das Buch in einem Wiener Verlag erschienen ist. Merkwürdigerweise fehlen Hebbel und Heine vollständig. Und das Merkwürdigste ist das Vorwort der Redaktion. Es teilt mit, daß der Herausgeber unmittelbar nach Ablieferung seines Manuskripts starb, die Redaktion sich also über Änderungen in Einleitung und Text nicht mehr mit ihm besprechen konnte, sondern sich mit dem Vorliegenden abfinden mußte. „Die Einleitung blieb fast durchaus unangetastet, im Texte wurden etwa 15 Gedichte durch andere ersetzt.“ Da das Buch 60 Gedichte enthält, sind also die redaktionellen Änderungen sehr bedeutend. Welcher Art mögen sie nun gewesen sein? Suchten sie den kühnen Neuerungsdrang des verstorbenen Berliner Oberlehrers einzudämmen oder hat umgekehrt das Buch erst durch sie seinen eigentümlichen Charakter erhalten? *Arthur Luther.*

Pio Baroja, Der Majoratsherr von Labraz. Roman. *München, Georg Müller.* 301 S. Geh. 9 M., geb. 12 Mark.

Der Verlag leitet mit diesem Roman eine Serie „Spanische Bücherei“ ein, die Albert Haas und Enrigue Dominguez Rodisio herausgeben, und dies konnte mit keiner würdigeren Dichtung geschehen als mit diesem eigenartigen, stimmungsvollen und fesselnden Roman. Der Reiz dieses von einem überlegenen, feingebildeten Geiste geschaffenen Kunstwerks liegt in seinem eigentümlich ungezwungenen, episodenhaften und fragmentarischen Charakter, in dem zeitlosen, fast legendären Wesen der Menschen, in einer Mischung von Shakespeare-, Rembrandt-, Cervantes- und

Selma Lagerlöf - Stimmung. Der Lichtkegel eines Scheinwerfers fällt in ein altes romantisches Land, die verfallende spanische Kleinstadt Labraz taucht märchenhaft in dem Lichtmeer auf mit wundervollen gotischen Domen, mit den Schlössern der uralten Hidalgofamilien, tief im Grunde mit merkwürdig individuellem Leben und Treiben; mit Rembrandtfiguren und Shakespearestimmung eine alte Gasthaushöhle. Das alles spielt sich so etwa in der Zeit nach den Napoleonischen Kriegen ab. (Die Tracht ist vielfach Frack und Zylinder.) Spärliches Licht fällt dann und wann in die verträumte, doch ganz eigenlebige Kleinwelt aus der großen Welt hinein. Man merkt es, dem Verfasser kommt es darauf an, elementares Menschenwesen und legendäre Stimmung und dazu spezifisch spanischen Kleinstadtzauber miteinander zu vermischen. Seiner großen künstlerischen Begabung ist etwas wirklich Feines und Erlesenes gelungen. In jeder Zeile. Denn auch das Kleinwerk atmet Stil und Behagen, und mit Entzücken folgt man z. B. der Schilderung des Äußeren und Inneren eines alten Schlosses, der Wanderung durch eine rätselhafte spanische Gebirgswüste, den einzelnen Handlungen des Gottesdienstes. Es leuchtet und lebt nur alles so von Farben, Edelsteinen, alten Bildern, von bunten Lampen und Lichtern, von Reflexen. Und dazu nun diese spanischen Menschen, teils vornehm von einem höchst erlauchten ritterlichen Menschentum, heroisch und asketisch — wie der blinde Majoratsherr —, teils naturhaft elementar wie Marina, teils dämonisch-berechnend von unbezähmbarer Leidenschaft, egoistisch bis zum Verbrechen wie Don Ramiro und Micaela. Das Köstlichste sind Anfang und Ende des Romanes. Dieser beginnt mit der Wanderung eines Menschenpaares aus der Wüste und durch die dunkle Einöde auf Labraz zu, und dann folgt jene wundervolle Szene im Helldunkel des alten Wirtshauses. Ich will nicht weiter den Inhalt angeben. Die Elementaren und Dämonischen verschwinden in der Fremde. Der blinde hoheitsvolle Majoratsherr aber weiß sich durch Verfall, Verkommenheit und Verbrechen selbst zu erlösen. Und dies wird in den letzten Kapiteln symbolisch wiederum durch eine Wanderung über das Gebirge, durch den Verkehr mit dem schlichten Hirtenvolk ausgedrückt. Hier erhebt sich der Roman auf die Höhe der genialen Symbolisierungs- und Darstellungskunst einer Selma Lagerlöf. *Dr. Hans Benzmann.*

Fritz Bley, Von freiem Hochlandwilde. Acht Tiergeschichten. *Leipzig, R. Voigtländer.*

„Acht Tiergeschichten". Der Titel ist irreführend. Denn es sind keine Geschichten, sondern Skizzen, Schilderungen, Stimmungsbilder, Betrachtungen, und nicht acht, sondern mehr als vierzig, die nur nach den Tieren, von denen die Rede ist, in acht Gruppen eingeteilt sind. Und es sind auch nicht Tiergeschichten, wie etwa die von Löns oder dem Amerikaner Seton-Thompson, denn nicht das Seelenleben des Tieres, sondern das des jagenden und beobachtenden Menschen bildet den Hauptinhalt. Oder aber das Tier wird sehr genau und anschaulich — man kann beinahe sagen: wissenschaftlich — *beschrieben.* Bley ist nicht Dichter wie Löns es war oder auch der jüngst verstorbene Anton von Perfall, aber er ist ein leidenschaftlicher Weidmann, der frisch umherspäht mit gesunden Sinnen, und von seinen Abenteuern sehr hübsch und vor allem mit sehr viel Temperament zu plaudern versteht. Daß dieses Temperament ihn beständig dazu verleitet, nicht nur von Gemsen und Steinböcken, Murmeltieren, Steppenantilopen und allerlei anderen kreuchenden und fleuchenden Wesen zu reden, sondern auch politische Betrachtungen anzustellen, muß man freilich mit in Kauf nehmen. Und es fällt einem auch gar nicht so schwer, denn Bley, der Politiker, entwaffnet jeden Widerspruch durch die Ehrlichkeit seiner Überzeugung. Könnte man das von allen seinen Parteigenossen sagen, so stünde vieles bei uns besser.

Arthur Luther.

Julius Berstl. Überall Molly und Liebe. Roman. *Wilhelm Borngräber, Verlag, Berlin* (o. J.). 307 S.

Der Gedanke ist nicht neu, Bürgers Leben in Romanform aufzulösen. Er selbst hat es wohl einmal ausgesprochen, daß seine Ehe mit dem Schwabenmädchen Stoff zu zwei Romanen gäbe. Und so hat auch Otto Müller zum 100. Geburtstag Bürgers (Frankfurt 1845) „ein deutsches Dichterleben" in Romanform vorgelegt. Seit dieser Zeit sind nur einzelne Perioden in Bürgers Liebesleben in Novellenform verarbeitet worden. Der neue Versuch Berstls, der den Titel dem bekannten Bürgerschen Sonnet entlehnt, ist daher mit Freude zu begrüßen. Mag einen der bunte Titelumschlag zuerst etwas abstossen, so befriedigt einen der Inhalt um so mehr. Der Kenner von Bürgers Leben wird Wert darauf legen, daß die vorliegenden Quellen — besonders die Briefe — gebührend berücksichtigt sind. Und da muß ich anerkennend hervorheben, daß Berstl sehr geschickt, Wendungen und Redensarten zur Charakteristik der in Frage kommenden Personen verwandt hat. Auch hat er die Gegend um Göttingen, in der sich der Liebesroman, die Doppelehe Bürgers mit Dorette und Molly abspielte, gut gezeichnet. Für Berstl war die Ehe Bürgers mit Dorette ein Mißklang, „ohne daß der eine oder der andere wissentlich Schuld daran getragen hätte". Ein „Gleichklang ist die Ehe mit Molly. Und die Stube klingt, das Haus klingt, in dem die beiden glücklichen Menschen leben." Mollys Tod und Bürgers Einzug als Professor in Göttingen bilden den Schluß des von Berstl gezeichneten Milieus



aus dem 18. Jahrhundert. Mir scheint, daß durch diese Romanform viele Leser zu Bürgers Werken geführt werden können und mögen. Und in diesem Sinne kann es willkommen geheißen werden!

Erich Ebstein.

Johann Gottlob Immanuel Breitkopfs Nachricht von einer neuen Art Noten zu drucken. *Leipzig, Breitkopf & Härtel*, 1919.

Im Februar 1755 bot J. G. I. Breitkopf, der berühmte Leipziger Drucker, den Liebhabern der Tonkunst die erste Probe seines neu erfundenen, höchst vollkommenen Notensatzes dar. Zum 50jährigen Geschäftsjubiläum Oskar von Hases, des ältesten Hauptes des Hauses Breitkopf & Härtel, bringt nun sein Genosse und Neffe einen getreuen, sehr hübsch ausgestatteten Neudruck des Querquartheftes dar, der in dreihundert Stück hergestellt wurde und für den wohlfeilen Preis von zehn Mark käuflich ist, eine willkommene Gabe für den Bücher- und Musikfreund. G. W.

---

1. *Briefwechsel* zwischen Theodor Storm und Eduard Mörike. Mit 25 bisher unveröffentlichten Bildnissen und 17 weiteren Beigaben. Herausgegeben von Hanns Wolfgang Rath. *Stuttgart, Julius Hoffmann.* 190 Seiten. — 2. *Briefwechsel* zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike. Herausgegeben von Dr. Heinz Kindermann. Mit drei Bildbeigaben und zwei Brieffaksimiles. *Stuttgart, Strecker & Schröder*, 1919. 250 Seiten.

Es bleibt Jakob Baechtolds ungeschmälertes Verdienst, daß er verhältnismäßig früh damit begonnen hat, Mörikes Briefwechsel der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Im Jahre 1885 gab er den mit Hermann Kurz, 1890 den mit Moritz von Schwind und 1891 den mit Theodor Storm heraus. Alle drei Bände sind längst vergriffen und teilweise auch beim Antiquar nur schwer zu erhalten: das Bedürfnis von Neuausgaben lag also ohne Frage vor. Die Unvollständigkeit der Baechtoldschen Texte hat eine Erneuerung noch in ganz besonderem Maß wünschenswert gemacht. Jetzt ist dieses Verlangen der Literaturfreunde binnen Jahresfrist in dreifache Erfüllung gegangen. Dem im Frühling 1919 neu aufgelegten Mörike-Schwind-Briefwechsel sind im Herbst gleichzeitig der Mörike-Storm-Briefwechsel und der Mörike-Kurz-Briefwechsel nachgefolgt. Jenen danken wir (wie den Mörike-Schwind-Briefwechel) der geschickten Hand und dem findigen Kopf des Frankfurter Schriftstellers und seit etlichen Jahren erprobten, unermüdlichen Mörike-Spezialisten Hanns Wolfgang Rath. In diesem Fall war es ihm zwar nicht, wie beim Mörike-Schwind-Briefwechsel, beschieden, neue Briefe der beiden Dichter selbst ans Licht zu fördern: es mußte bei den 4 Mörikes und bei den 13 des ungleich red- und schreibseligeren Storm bleiben; wohl aber konnte er das Buch durch allerlei sonstige Zutaten erweitern, insbesondere durch die Korrespondenz zwischen Mörikes Witwe und Storm, bez. Gliedern der Stormschen Familie. Neben der Einleitung, deren Satz „als Lyriker begründet sich am tiefsten beider Ruhm" kaum ohne weiteres auch für Storm gilt, liefert Rath einen fortlaufenden Kommentar zu dieser Dichterfreundschaft, die er mit liebevollem Eindringen in bisher unerforschte Einzelheiten überzeugend darzulegen versteht. Die lässige Führung des Briefwechsels von seiten Mörikes und dessen vollständiges Verebben i. J. 1865 führt er darauf zurück, daß „der an sich scheue Schwabe mit manchen Zuge des *Menschen* Storm nicht übereinstimmte". Diese Unstimmigkeit soll schon bei Storms Besuch in Stuttgart am 15./16. August 1855, ihrer ersten und letzten persönlichen Begegnung, in Erscheinung getreten sein. Möglich, aber nicht sicher! Denn Hartlaubs Zeugnis, worauf sich die Annahme stützt, fällt bei seiner bekannten Eifersucht auf die anderen Freunde des von ihm in Erbpacht genommenen Mörike nicht allzu schwer ins Gewicht. Und für des letzteren auch sonst geübte Zurückhaltung im Briefschreiben bedarf es kaum einer besonderen Erklärung. Sehr reichhaltig und anziehend ist das beigegebene Bildermaterial, das zum guten Teil hier erstmals veröffentlicht wird. Es beschränkt sich nicht auf Mörike und Storm und deren Familien, sondern greift auf andere Persönlichkeiten über, die in den Briefen irgendwie erwähnt sind. Die Wiedergabe auf bestem Kunstdruckpapier ist tadellos. Überhaupt hat der Verlag den inhaltreichen Band in ein Gewand gesteckt, das nicht nur für den Augenblick besticht, sondern sich auch noch sehen lassen kann, wenn unsere heute so kläglich herabgestimmten Anforderungen an Ausstattung wieder die alten geworden sein werden.

Denselben Ruhm darf auch die Neugestaltung des Kurz-Mörike-Briefwechsels für sich in Anspruch nehmen, mit der der emporstrebende Verlag Strecker & Schröder eine neue schöne Probe seiner Leistungsfähigkeit gegeben hat. Der Herausgeber hat den Text nach den Urschriften im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar und auf der Landesbibliothek zu Stuttgart völlig neu hergestellt, ihn nach Möglichkeit ergänzt und die Briefe in die richtige Ordnung und Reihenfolge gebracht; nach dieser Revision sind 50 Briefe vorhanden, wovon 17 auf Mörike und 33 auf Kurz entfallen. Durch — allerdings vielfach nur mutmaßliche — Inhaltsangaben der verloren gegangenen Stücke ist der vollständige Zusammenhang der Korrespondenz wenigstens bis zu einem gewissen Grad erreicht. Daß die poetischen Beilagen zu den Briefen mitabgedruckt worden sind, ist durchaus zu billigen. Die beiden längeren Gedichte „Der Blättler" und „Die Reise ans Meer" anzuhängen, lag jedoch keine



innere Berechtigung vor; bei der „Reise ans Meer" ließ sich wenigstens der äußere Grund geltend machen, daß sie in Hermann Fischers Gesamtausgabe nicht aufgenommen ist, beim „Blättler" nicht einmal dieser.

Die zwei Briefwechsel gehen aus verschiedenen Tonarten, und jeder hat seinen besonderen Stimmungsgehalt. Zwar läßt sich Mörike in beiden Fällen suchen, aber in den jüngeren Jahren der blühenden Freundschaft mit Kurz ist er noch leichter zu finden, und an der enthusiastischen Bewunderung, fast demütigen Hingabe des letzteren entzündet sich auch sein Feuer. Mit Wehmut sehen wir den Dichterbund an politischen Irrungen scheitern und den zwischen 1837 und 1841 so lebhaft geführten Briefwechsel plötzlich abbrechen. Wie sich das Zerwürfnis im einzelnen abgespielt hat, kann uns leider auch in Kindermanns Neuausgabe nicht mitgeteilt werden. Der Mörike-Kurz-Briefwechsel ist der literarisch bedeutsamere; fällt er doch gerade in die Zeit, da Mörike zum ersten Male die Sammlung seiner Gedichte vorbereitete, woran der andere lebendigsten und tätigsten Anteil genommen hat. Den harmonischeren Eindruck hinterläßt jedoch bei der Lektüre der Mörike-Storm-Briefwechsel. Und von Mörikes beiden Mitkorrespondenten hat eben Storm doch den klangvolleren Namen. So mag ungefähr die Wage gleichstehen. Jedenfalls haben wir allen Anlaß zur Freude, daß wir nun die zwei prächtigen Briefwechsel in wissenschaftlich wie buchhändlerisch gleich einwandfreier Form wieder besitzen und sie uns nicht erst mühsam aus den Händen von Antiquaren erobern müssen. *R. Krauß.*

Philipp Graf Caylus, Kutscher Wilhelm. Rokokoschwänke aus der Umwelt des Stalles. Umdichtung und Geleitwort von Karl Toth, Bilder von Franz von Bayros. *Zürich-Wien-Leipzig, Amalthea-Verlag.* Geb. 12 M., 224 numerierte und vom Übersetzer und Künstler signierte Luxusexemplare, 10 in Ganzpergament 200 M., in Halbleder 70 M.

Der Graf Caylus war zu seiner Zeit in Frankreich ein bewunderter Amateur-Archäologe, dessen Lorbeerkranz von Lessing grimmig zersaust wurde. Neben seinen zahlreichen Akademie-Abhandlungen und seinen mächtigen Folianten über antike Kunstwerke schrieb der elegante Bücherwurm zu seiner Erholung Romane, Contes, Kleinigkeiten nicht unbedenklichen Inhalts, die in zwölf Bändchen 1787 als „Oeuvres badines" erschienen. Dort finden sich auch die vier amoureusen Geschichten des Kutschers Wilhelm, ungefähr ebenso gutes Rokoko wie die Bilder, die nun Bayros über sie hingestreut hat, teils als etwas zu groß geratene Vignetten, teils als eingeschobene Aquarelle, die altbekannte Reize in der Wiedergabe durch Dreifarbendrucke verdeutlichen. Papier und Einband lassen nichts von der Not der Zeit spüren.

G. W.

Daniel Defoe, Leben und Abenteuer des weltbekannten Seeräubers Bob Singleton — Oberst Hannes. (Die Romane des Daniel Defoe, in deutschen Übertragungen herausgegeben von Joseph Grabisch). Zwei Bände. *München, Georg Müller*, 1919.

Der berühmte Verfasser des „Robinson Crusoe" hat kurz nachher eine Reihe von Gauner- und Abenteurer-Romanen herausgegeben, die als unterhaltender Lesestoff den Zeitgenossen ebenfalls hochwillkommen waren. Es ist ein guter Gedanke, sie in unserer Zeit, die dem phantastischen Realismus so geneigt ist, zu erneuern, zumal in so reizvoller Gestalt wie diese hübschen kleinen Bände. Druck, Papier, Einband wirken außerordentlich solide und gefällig; auch der verwöhnte Bücherfreund muß an ihnen seine Freude haben.

G. W.

Max Dvořák, Idealismus und Naturalismus in der gotischen Skulptur und Malerei. *München, R. Oldenbourg*, 1918.

Die Versuche, die Welt mittelalterlicher bildenden Kunst dem Verständnis der heutigen Menschen näherzubringen, haben sich seit den Deutungen der Romantiker und Schnaases Bestreben gotische Kunst aus ihren „äußeren und inneren Motiven" zu begreifen, vermehrt. Worringers trotz mancher Konstruktionen ungewöhnlich geistreiche Buch ist durch Dvořáks tiefgründige Untersuchungen überholt. Aus einer umfassenden Kenntnis der geistigen Grundlagen der mittelalterlichen Welt sucht er den Denkmälerschatz zu interpretieren, immer wieder auf verwandte Strömungen im Geistesleben hinweisend, so wenn er den bekannten Universalienstreit heranzieht, um den Gegensatz zwischen Begrifflichem und subjektiv Beobachtetem zu deuten. Die Aufgabe ist nicht leicht; die Fragestellung „noch antik oder schon naturtreu", wobei unter Naturtreue mit einem Begriff operiert wird, der an Kunstwerken des 15. und 16. Jahrhunderts gewonnen wurde, verbaut den Weg zum Wollen mittelalterlicher Kunst; ganz in ihre Geistigkeit gebannt, ist sie alter oder neuer Kunst so wenig vergleichbar „wie die Kreuzzüge mit antiker oder moderner Kolonialpolitik verglichen werden können."

Im Spiritualismus der christlichen Weltanschauung hat der Idealismus der Gotik seinen Ursprung, er beruht auf der Herrschaft des Geistes über die Materie. Der Ausgangspunkt für den mittelalterlichen Künstler war nicht die Natur in ihrem vielfältigen Reichtum, sondern die Gottes-



lehre. Das Verhältnis zwischen übersinnlichem Ideal und „Welt", zwischen natürlichem und übernatürlichem Gesetz war für jene Zeit das Problem der Probleme.

Seit dem 12. Jahrhundert mündet in die streng geschlossene Welt des christlichen Gottesstaates ein neuer Strom; es ist die Rückkehr zur Natur, zur Welt der Sinnlichkeit. In den erstarrten Menschensymbolen regt sich neues Leben, der Mensch wird als geistige Persönlichkeit erfaßt, der Stil wandelt sich vom Massigen ins Grazile; unter Berufung auf Augustin wird der antike Schönheitsbegriff wieder in die Literatur eingeführt, jedoch erscheint „die materiell schöne Form als der Ausdruck der geistigen Vorzüge". Als Naturtreue empfindet die Gotik nur das Einmalige, individuell Bedingte, sie schafft Individuen, nicht Typen, Überwindung der Norm ist ihr Ziel. Welten stehen zwischen der strengen Begrenzung der Klassik und dem überwältigenden Phantasiereichtum der Gotik, sie leitet die Epoche der großen Phantasiekunst ein, die nach Dilthey vom 14. bis ins 17. Jahrhundert reicht.

Allmählich erwirbt sich das „autonome Kunstwerk" seinen Platz in der mittelalterlichen Welt. Bei Giotto in Italien, bei Jan van Eyck im Norden findet es seine höchste Verwirklichung.

Dvořák sieht neue Zusammenhänge, er sagt, um nur einige seiner Beobachtungen herauszugreifen, höchst Bedeutsames über die Figurenreihung in der Architektur, das Wesen der Glasgemälde, gotisches Raumgefühl und Verzicht auf Tiefenwirkung in der Malerei, aber es gilt sich durch einen schwer lesbaren, undurchsichtigen Stil hindurchzuarbeiten. *Rosa Schapire.*

Paul Ernst, Der Nobelpreis. Eine Novellensammlung. *München, Georg Müller*, 1919.

In seinem „Weg zur Form" hat Paul Ernst der Technik der Novelle ein eigenes Kapitel gewidmet. Sie ist ihm Weltanschauungsdichtung, das Charakteristikum ihrer Kunstform ist Abstraktion und Konzentration des eigentümlich Menschlichen in einem einzigen, bedeutsamen Vorfall. In der vornehmeren Hauptgattung werden von diesem Punkte aus Schicksal und Lebenscharakter, wie im Drama, nach vor- und rückwärts betrachtet, während in der zweiten, flacheren Art, ähnlich dem Lustspiel, ein unbedeutenderes Vorkommnis — das aber ebenfalls eigentümlicher Art sein muß —, in menschlich charakteristischer Weise dargestellt wird. Eine Ernstsche Novelle ist immer grundsätzlich verschieden vom Roman und berührt im Vergleich zu der kompakten, weitausholenden, stimmungsreichen und von psychologischen Zustands- und landschaftlichen Schilderungen verbrämten Mischform unserer Zeit mehr wie ein Bericht denn wie eine gestaltete Erzählung. Scharf im Umriß, knapp in der Zeichnung, nüchtern, ja fast kalt in ihrem chronikartigen Aufbau (der für diese kanonische Form das Wesentliche ist, nachdem der Stoff, das „Was", einmal gegeben wurde) eilt sie unaufhaltsam ihrem Ziel entgegen. Getreu dem Prinzip der italienischen Novelle kramt sie überraschende Neuigkeiten aus. Mit Vorliebe entnimmt dieser letzte von den drei Bänden des Zyklus „Hochzeit — Taufe — Nobelpreis" seine Stoffe dem Gegenwartsleben, seltener als früher märchenhafteren oder romantisch-historischen Gebieten. So ergibt sich für diese Serie von selbst die vorwiegend humoristische Behandlungsart, womit vielleicht die fernere Entwicklungslinie der Ernstschen Kunst vorgezeichnet ist. Die Allmacht des geistigen Prinzips führt schließlich den Lebensverstand und damit das Leben selbst ad absurdum. Ursache und Wirkung heben sich gegenseitig auf, und alles liefe zuletzt anf ein bloßes Rechenexempel hinaus, das sich der vollkommene Intellekt stellt, (und dessen von vornherein feststehende Lösung ihm gestattet, seiner guten Laune die Zügel schießen zu lassen), — wenn es sich nicht hier auch zugleich um das Werk eines echten Dichters handelte, und subjektive Imponderabilien jener sonst allzu belanglosen Objektivität des „typischen Falls" durch die ethische Gemütsbeschaffenheit und die seelische Reife der Lebensauffassung das nötige künstlerische Gegengewicht hielten. *Magda Janssen.*

Hans Franck, Godiva. Drama in 5 Akten. *München, Delphin-Verlag.*

Durch Tennysons Dichtung und mannigfache Bilder namentlich englischer Maler ist die Sage von der Lady Godiva, die unbekleidet die Stadt Coventry durchritt, allbekannt geworden. Die neue Fassung in Francks Drama erfreut durch starke poetische Kraft, Einfachheit der Motive und Geschlossenheit. Der Gatte Graf Leofric kann die höhere Natur Godivas mit rauher Sinnlichkeit nicht gewinnen, nur ihr Leib ergibt sich seinem Werben. In seinem ungestillten Verlangen fordert er von neuem das Opfer einer Jungfrau, das einst der Stadt Coventry von seinen Vorfahren auferlegt wurde. Um die Stadt von dieser Steuer zu lösen und unter dem unbewußten Verlangen nach dem völligen, ungeteilten Besitz des Gatten erbietet sich Godiva zu dem Ritt, der ihr die Selbstvernichtung oder die Erlösung bringen soll. Das Wunder begibt sich: keines Mannes Auge erblickt sie, außer dem zum Aufseher bestellten deutschen Neffen des Grafen, Lambert, der Godiva mit ähnlicher Liebe wie der Golo Hebbels die Gebieterin Genoveva liebt und sich, gleich diesem, blendet. Godiva ist freilich keine Genoveva, sondern eine stark sinnliche Heilige; trotzdem ist in den ersten Akten die Ähnlichkeit mit Hebbels Jugendwerk auf-



fallend, wie in dem letzten die Erscheinung Godivas, nur mit dem Mantel bekleidet, die Erinnerung an Maeterlincks Sensationsstück heraufbeschwört. Das soll aber der schönen Dichtung Francks kein Vorwurf sein. Sie hat genug Eigenes, Neues aufzuweisen, um jeden Gedanken an Nachahmung abzulehnen und erfreut doppelt, weil hier starke Leidenschaft in klarer und schöner Sprache ohne alle expressionistischen Verrenkungen waltet. Den Bühnen und den Lesern ist hier eine sehr willkommene Gabe dargebracht worden, der Dichter erhebt sich dadurch weit über seine früheren Schöpfungen.

G. W.

A. von Gleichen-Rußwurm, Die gotische Welt. Sitten und Gebräuche im späten Mittelalter. *Stuttgart, Julius Hoffmann*, 1919.

Eine Geistigkeit besonderer Art spricht aus Gleichen-Rußwurms Büchern. Welten entstehen und vergehen, er betrachtet alles unter dem Gesichtspunkt der Sitten und Bräuche der vornehmen Gesellschaft und verfolgt dies Problem Jahrhunderte hindurch. Damit schafft er nicht, wie er glaubt, einen „Weltspiegel, in dem auch der neuzeitliche Mensch sein eigen Antlitz gespiegelt sieht", sondern verkleinert in höchst einseitiger Geschichtsbetrachtung, an den großen Problemen der Zeit achtlos vorübergehend, alles, allein auf die Erforschung der Geselligkeit der vornehmen Welt bedacht.

Es soll nicht geleugnet werden, daß dabei gelegentlich ein lebendiges Bild entsteht, das namentlich den Allzuvielen, für die Geschichte mit Anekdote identisch ist, höchst willkommen ist, nur verwahre sich der Verfasser nicht dagegen, daß man sich an „die unterhaltsamen Einzelheiten" halte. Besseres hat er nicht zu geben, gerade „die tiefen Zusammenhänge" werden vermißt. Auch ist es nach den Ausdeutungen, die die Renaissance in so vollendeter Weise erfahren hat, unzulässig, Gotik und Renaissance, Scholastik und Humanismus so durcheinanderzuwerfen wie dies hier geschieht. Eine Überfülle amüsanter Details — aber diese Schilderungen aus der Blütezeit flandrischer Städte, Venedigs, oder der gotischen Salons in Deutschland, des Hofes zu Orthez und König Roberts von Anjou zu Neapel führen uns, völlig auf der Oberfläche bleibend, nie an den Nerv der Dinge. Wir erfahren allerhand interessante Einzelheiten über geselliges Leben, öffentliche Feste, Familienbräuche, Moden, Genüsse der Tafel, Kunstpflege usw., hätte sich aber das Leben des mittelalterlichen Menschen in diesem äußeren Betrieb erschöpft, hätte uns die Vergangenheit nicht mehr und Größeres zu geben, wir hätten wahrlich keinen Anlaß, uns mit ihr zu beschäftigen.

Rosa Schapire.

Johann Wolfgang von Goethe, Balladen. Mit 34 Radierungen von Sepp Frank. *Berlin, Paul Graupe*, 1919. (117 Abzüge, von denen Nr. I auf Pergament, Nr. II—VI und Nr. 1—31 auf handgeschöpftem Japan-Bütten und Nr. 32—111 auf Kaiserlich Maschinen-Japan hergestellt wurden.) 102 S. 2°.

Ein Künstler, dem die Aufgabe gestellt wird, Goethe zu illustrieren, muß naiv genug sein, an die Sisyphusstrafe nicht zu glauben. Sonst verzweifelt er von vornherein an der Lösung dieser Aufgabe oder sucht sie auf Umwegen, die den Weimarischen Kunstfreunden nicht gefallen haben würden. Das Anschauliche der Balladenstoffe, die Bilder, die schon der Dichter mit seinen Versen vorgezeichnet hat, könnte einen Illustrator von Balladen Goethes dazu verlocken, Geschehnisse der Handlung wiederzugeben und damit etwa in jenen Stil der Goethe-Illustrationen zu verfallen, dessen typischer Repräsentant die bekannte Hallbergersche Prachtausgabe von Goethes Werken ist. Sepp Frank hat die Gefahren, die seiner Kunstleistung aus der Inhaltswiedergabe drohten, ebenso wie die artistischen Umwege vermieden, er hat mit künstlerischer Naivität die Wirkungen, die die Goethesche Balladendichtung auf ihn übte, in seinen Radierungen Ausdruck verliehen, ihren lyrischen, ihren musikalischen Stimmungsgehalt nachempfunden. Man braucht, um dieses Urteil zu prüfen, nur zu vergleichen, welche Balladen er nicht illustriert hat, um zu erkennen, wie sehr er sich bemühte, frei von traditionellen Voraussetzungen, die Gesichte und Gestalten mit seinem Griffel nachzuzeichnen, die der Balladenton in ihm erweckte. Dabei war es vor allem der mystische Zug in fast allen Balladen Goethes, dem er sich wesensverwandt fühlte. So ist ihm mit seinen Illustrationen ein eigenartiges Werk gelungen, das deshalb eine Illustration im guten Sinne dies vielmißbrauchten Wertes genannt werden darf, weil es als eine einheitliche Interpretation des Textes erscheint, weil es dem Text nicht widerspricht, sondern ihm sich anfügt. Damit wäre freilich die Illustration nicht vollkommen, wenn sie sich, als Buchbild, nicht auch noch dem Texte drucktechnisch einfügen würde. Die Radierung gestattet keinen restlosen Ausgleich des Hoch- mit dem Tiefdrucke, aber soweit Annäherungen möglich sind, haben Drucker und Künstler sie zu erreichen verstanden. Der Drucker Otto von Holten, indem er den Versuch wagte, ein schmales Satzbild, das in der rot und schwarz gedruckten Maximilian-Schrift von Rudolf Koch vortrefflich steht, in einen breiten Randrahmen zu fassen, der Künstler, indem er die Druckfarbe (Schwarz und Rötel) seiner ganz- und halbseitigen, von Heinrich Wetteroth in München gedruckten Radierungen der des Textes zu verbinden strebte, beide, indem sie die Anordnung der eingedruckten Radierungen mit technischer Präzision vornahmen. Die technischen Qualitäten

sind es, die die ästhetischen eines Buches zur Voraussetzung haben und sie sind hier, allen buchgewerblichen Schwierigkeiten der Zeit trotzend, meisterhaft, das Werk ist eines der schönsten deutschen Bücher geworden, obschon es in einer Epoche erschienen ist, deren Luxusbücherindustrie ständig das schöne mit dem teueren Buch verwechselt. Eine groteske Phantasie, die Radierung auf Seite 61 wäre wohl besser fortgeblieben, sie ist allzusehr ein Spiel künstlerischer Laune. Auch gegen den Ziegenpergamenteinband (der dankenswerterweise als solcher ausdrücklich in der Voranzeige bezeichnet wurde) ließen sich vom Standpunkt eines strengen Einbandliebhabers vielleicht Bedenken erheben. Da aber neuerdings die Kalbpergamenthaut von einem Friedenspreise von etwa 15 Mark auf etwa 200 Mark gestiegen ist, läßt sich die notwendige Beschränkung entschuldigen. Auch entschädigt das radierte Vorsatz, sowie der Deckelschmuck, der für den Plattenstempeldruck gezeichnet, dessen Wirkungen ausnützt und nicht, wie noch allzuoft, einen Entwurf für Handvergoldung durch glatte Preßmechanik ausführen läßt. Der Verlag kündigt als zweites Werk der Reihe eine Hamletausgabe mit Radierungen Sepp Franks an, ein Buchthema, das für den Künstler zu den gegebenen gehört. Wir dürfen ihr mit berechtigter Hoffnung auf das Gelingen einer die deutsche Buchkunst wirklich bereichernden Liebhaberausgabe entgegen sehen, wenn sie der angezeigten Balladensammlung vergleichbar wird. G. A. E. B.

Rudolf Greinz, Der Garten Gottes. *Leipzig, L. Staackmann.* 339 Seiten.

Der Meister der kurzen, lustigen Tiroler Skizze, der den Zusammenprall großstädtischer Oberflächenkultur und urwüchsigen, dummschlauen Bauerntums mit überwältigender Komik zu schildern weiß, bewährt sich auch in seinen größeren Erzählungen vorzugsweise in der Einzelszene, in der gedrängten Episode, in der scharfen Erfassung bäuerlicher und kleinstädtischer Originale. Seine rührsame Geschichte von dem norddeutschen Dichtersmanne, der lungenkrank nach Meran kommt und an der Liebe der schönen Märchenprinzessin Gabriele, der Tochter des Wirtes vom „Falgerbuschen" gesundet, während das zarte Mädel von seiner Leidenschaft aufgezehrt wird, vermag uns nicht bis ins Innerste zu packen; das „Sinnige", das „Schmelzende", kurz das Konventionelle überwiegt und schließlich verläuft die Geschichte recht breit im Sande. Auch die mystischen Einschläge, die heutzutage anscheinend einer Dichtung nicht mehr fehlen dürfen, bleiben ohne tiefere Wirkung. Stärker reizt uns schon die Wandlung in der Stimmung der Kleinstädter gegen den Fremden, der sich als Lutherischer entpuppt, und völlig zu Hause fühlen wir uns bei der Witwe Schaffenrath und ihrem „Bettelstudentle", bei dem „spinnenden" Puppenspieler und Puppenschnitzer Kruckenhauser und seinen schlagfertigen Töchtern; und eine Prachtgestalt wie die alte Orglerin vergißt sich sobald nicht.

Robert Petsch.

Moritz Heimann, Prosaische Schriften in drei Bänden. *Berlin, S. Fischer*, 1918. XV, 259. 374. 236 Seiten. 8°.

Drei Bände Schriften in ungebundener Rede von einem Manne, der einigen wenigen als Dichter bekannt ist, von den Darstellern neuerer deutscher Literatur aber gar nicht oder nur beihin erwähnt wird. Den Lesern der „Neuen Rundschau" ist Heimanns Name noch am ehesten geläufig. Er erscheint oft in der Zeitschrift des Verlages S. Fischer, meist freilich bloß mit kurzen Aufsätzen, die wie Randbemerkungen sich geben. Heimann ist ein lebendiger Beweis gegen die Mär von einer allmächtigen Berliner Literaturclique, die ihre Anhänger unbedingt auf den Berliner Bühnen und dann auch außerhalb durchsetzt. Enge verbunden mit dem Hause S. Fischer, muß Heimann, wenn eins seiner Dramen zur Aufführung gelangen soll, es der literarischen Gesellschaft irgendeiner deutschen Stadt anvertrauen zu einmaliger Darstellung in geschlossenem Kreise. Bücher über Fragen der Kunst, der Wissenschaft oder der Politik hat er nie erscheinen lassen. Um so notwendiger ist es, die große Bedeutung der drei Bände zu betonen, die von Heimanns Verleger herausgebracht werden, nach dessen schönem Brauch, zum fünfzigsten Geburtstag der Schriftsteller seines Verlages ihre Arbeiten zu sammeln. Ja es darf gesagt werden, daß nur eine solche Sammlung ein rechtes Bild der Persönlichkeit Heimanns bieten konnte. Vielleicht ist, sieht man von Heimanns nächster Umwelt ab, der eine oder der andere besonders aufmerksame Leser der „Neuen Rundschau" schon zu einem ähnlichen Gesamteindruck gelangt. Jetzt aber eröffnet sich dieselbe Möglichkeit jedem, der sich einliest in die drei nachdenklichen und wegeweisenden Bände der „Prosaischen Schriften". Mag er immer zunächst stutzen über die Kürze vieler Beiträge. Mancher Beitrag geht über drei Seiten nicht hinaus. Aufsätze von zwanzig Seiten sind selten. Doch Begabung und die Pflicht, sich knapp auszusprechen, bewirkten, daß Heimann auch auf wenigen Blättern immer Bemerkenswertes und immer etwas von eigenem Ton zu sagen hat. Nicht schlechthin ein Aphoristiker, mögen auch im dritten Band zweimal Gruppen von Aphorismen erscheinen, drängt Heimann, was er zu sagen hat, zusammen zu logisch fortschreitender Ergründung des Wichtigen und Entscheidenden, fähig, mit ein paar Worten über den Begriff „Relativ" (3, 84 ff.) ein Weltanschauungsbekenntnis abzulegen. Oder auch das Bedenkliche der Anhäufung von Kunstwerken in Museen zu treffen mit Sätzen, die den Athenäumfragmenten



Wilhelm Schlegels zur Zierde gereichen könnten: „Es ist schön, in Augsburg einen Tintoretto zu treffen. Es ist schöner, durch einen verfallenden Torbogen zu schreiten und aus einem zerbröckelnden Brunnen zu trinken, als sie beide wohlverwahrt und wohlversorgt in irgendeiner Abteilung für die Plastik der Renaissance zu finden". (3, 140f.)

Der dritte Band umfaßt Äußerungen verschiedensten Inhalts. Er trägt so wenig einen Sondertitel wie die beiden andern. Doch vereinigt der erste politische Erwägungen, während der zweite und umfangreichste zunächst Erscheinungen aus der Welt der Dichtung zum Gegenstand hat. Goethe, Ibsen, Tolstoi, Dostojewski, Gerhart Hauptmann, Emil Strauß, Hermann Stehr, Oskar Loerke, Liliencron, Emil Gött, Reinhard Sorge, Alfred Kerr, aber auch Kleist, Grabbe und Büchner, dann Jeremias Gotthelf oder Hebel, endlich Shakespeare finden sich hier zusammen; und noch manches andere. Heimann selbst sagt, er möchte die einzelne geistige Erscheinung so erfassen, daß ihr persönliches Element in der Ferne verklinge und sie ihm die Botschaft sage, die er gerade so auf keine andere Weise hätte vernehmen können. „Auch der große Mann war mir nicht der Trunk, sondern der Becher". Das klingt, als wolle er die Persönlichkeit unterdrücken, von der er spricht. Allein wenn er sich und seine Gedanken in andern sucht und erlebt, so kommt der andere nie zu kurz. Im Gegenteil dringt Heimann, der viele der Erwähnten von Angesicht zu Angesicht gesehen hat und noch sieht, wirklich in ihre Seele hinein und hat Besseres und Aufschlußreicheres über sie zu sagen, als mancher, der sich besonders berufen glaubt, den eigensten Beigeschmack einer Persönlichkeit zu erfühlen und in Worte umzusetzen. Er wagt auch ohne Bedenken, für seine Lieblinge einzutreten. Und wäre es in der epigrammatischen Form, mit der es am Schlusse des Aufsatzes über Hermann Stehrs Erstling heißt: „Wenn dieser große Dichter kein Publikum in Deutschland finden wird, so wird er es in Rußland finden; so wie Hauptmann dort die meisten seiner ernsten und reinen Verehrer hat" (2, 190).

Oskar Walzel.

Franz Hein, Deutscher Wald. Die Jahreszeiten in Holzschnitten. Mit einer Einführung von Prof. Dr. Julius Vogel. *Leipzig, R. Voigtländer* (1919) 20 Mark.

Die vier stattlichen Waldbilder muten in ihrer malerischen Behandlung des Holzstocks, in ihrer stimmungsvollen Naturwiedergabe wie Zeugen der siebziger oder achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts an. Das sonnige Vorwort Vogels tut das Seine dazu, diesen Eindruck gegenwartsfremder Gemütskunst zu verstärken. Der Druck von Poeschel & Trepte ist hohen Lobes würdig. P—e.

Hans F. Helmolt, Weltgeschichte. 2., neubearbeitete und vermehrte Aufl. hrsg. von Armin Tille. Bd. IV: Balkanhalbinsel von Karl Georg Brandis, Rudolf von Scala, Nicolae Jorga, Heinrich Zimmerer, Wladimir Milkowicz und Johannes Hohlfeld. — Bd. V: Italien. Mitteleuropa (bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts) von Georg Schneider, Karl Pauli (†), Johannes Hohlfeld, Julius Jung (†), Ernst Schober, Adolf Birch-Hirschfeld (†), Wilhelm Walter, Martin Große, Eduard Heyck und Richard Mahrenholtz (†). *Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut*, 1916. XVI, 534; XII, 544 Seiten. Preis je 40 Mark.

Die Hauptleistung der Geschichtswissenschaft in den beiden letzten Menschenaltern ist die ungeahnte Vermehrung des uns unmittelbar zugänglichen historischen Tatsachenmaterials durch Einzeluntersuchungen und Quellenpublikationen. Es hat wohl keine Zeit gegeben, die rein quantitativ von der Vergangenheit so viel „wußte", wie die Gegenwart. Mit dieser Entwicklung hat aber die kombinatorische Verarbeitung des ungeheuren Materials zu einem einheitlichen Geschichtsbild nicht gleichen Schritt gehalten. Das alte Schema von Altertum, Mittelalter, Neuzeit und Neuester Zeit wurde zwar gesprengt, und nur Denker, die auch sonst anachronistisch wirken, wie Georg Mehlis in seinem „Lehrbuch der Geschichtsphilosophie" (1915), versuchen es noch aufrecht zu erhalten. Aber etwas *anerkannt* Neues vermochte zunächst nicht an seine Stelle zu treten.

Es ist gewiß falsch, wenn Oswald Spengler in der Einleitung zu seinem berühmt gewordenen Buche „Der Untergang des Abendlandes" sich als den Ersten aufspielt, der seit Hegel einen neuen historischen Weltaspekt versuche. Er hat, scheinbar ohne es zu wissen, eine ganze Reihe Vorgänger gehabt, und es gehört zu den interessantesten Untersuchungen zur Geschichte der neuesten Geschichtsphilosophie, diesen allmählichen Umformungsprozeß, der zur „kopernikanischen Tat" für die Geschichte hinführte und die Jahrzehnte um 1900 erfüllte, im einzelnen nachzuspüren. Aber das ist sicher, daß die Umgruppierungsversuche stärkstem Widerstand begegneten, der erst unter der zertrümmernden Wirkung von Krieg und Revolution zu ermatten scheint. Daß die Vorstellungswelt, die in einer preußisch-deutschen Weltmacht das Ziel der Geschichte sah, zerbrach, bahnt der neuen historischen Betrachtungsweise, der die Gegenwart eine Epoche wie unendlich viele andere und nicht einmal eine qualitativ ausgezeichnete ist, den Weg.

Die „Weltgeschichte", von der uns jetzt Bd. 4 und 5 vorliegen, bildet eine Phase in der Entwicklung hin zu diesem Ziel. Helmolt, der ja der eigentliche Schöpfer der Anlage dieses umfassenden Werkes ist, versuchte von geographisch-ethnographischen Gesichtspunkten aus einen „kos-

mischen" Standpunkt zu gewinnen. Indem er die Geschichte jedes Landes (im Sinne einer geographisch-ethnographischen Individualität) schreiben lassen wollte, glaubte er am ehesten, die rechte Proportion für die Geschichte der einzelnen Völker dieser Erde zueinander zu finden. Ich habe schon bei Besprechung des 1. Bandes in dieser Zeitschrift anmerken müssen, daß das geographische Grundprinzip durch die summarische (übrigens vornehmlich europäische) Vorgeschichte durchbrochen wurde. Für Bd. 4 und 5 sind neue Disharmonien zu notieren.

Im 2. Bande mit dem Obertitel: Westasien wurde von Hugo Winkler in glänzender Form das alte Westasien abgehandelt. Nun sind aber im Altertum die Beziehungen zwischen Kleinasien und Griechenland so eng, daß dieses letztere nicht ohne jenes verstanden werden kann. Es war infolgedessen notwendig, daß Karl Georg Brandes ein erstes Kapitel über „die alten Völker am östlichen Mittelmeer in Asien und Europa" für den 4. Band schrieb. In dem gleichen Sinne unorganisch gestaltet sich die Zerreißung der karthagischen (diese ist in Bd. II: Westasien!! behandelt) und der römischen Geschichte (Bd. V). In diesem letzteren Bande hängt das Kapitel: „Die geographischen Grundlagen der wichtigsten Großreiche" von Georg Schneider (an sich eine ausgezeichnete Abhandlung) völlig in der Luft. Dies scheint mir doch darauf hinzudeuten, daß die Erdteile in ihrer modernen Abgrenzung ein zweifelhaftes Einteilungsprinzip für weltgeschichtliche Betrachtungen abgeben, daß also mit ihm die neue Auffassungsform der Weltgeschichte noch nicht erarbeitet ist.

Diese Bemerkungen sollen jedoch nicht den Wert der Helmoltschen „Weltgeschichte" als eines ganz vortrefflichen Nachschlagewerkes in Zweifel setzen. Und dieser Charakter ist durch die ausbessernde und ergänzende Tätigkeit des Herausgebers der 2. Auflage, Armin Tille, nur noch unterstrichen und gesteigert worden. Ausdrücklich erklärte er ja schon in Bd. 1, S. 24, daß er dem Leser nur das nach geographischen Gesichtspunkten geordnete Material bieten wolle, aus dem dieser sich ein einheitliches Geschichtsbild, seine „Gesichtsphilosophie", schaffen müsse. Ganz besonders hervorzuheben ist wiederum die Austattung der Bände. Es dürfte in unseren Tagen wenige volkstümliche Werke geben, die auf so gutem Papier gedruckt sind und so gutes Abbildungs- und Kartenmaterial enthalten wie die „Weltgeschichte" des bibliographischen Instituts. Dafür gebührt dem Verlag, der doch auch unter sehr erschwerten Umständen arbeiten muß, ganz besonderer Dank.

F. K.

Gustav Herrmann, Die Kunst der politischen Rede: 1. Teil. Geschichtliche Grundlagen. 2. Teil. Praktische Anleitung. Zellenbücherei. *Leipzig-Gaschwitz, Dürr & Weber.* — *Willibrod Beßler O. S. B.*, Der junge Redner. Einführung in die Redekunst. *Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung.* 2. und 3. Auflage.

Optimisten versuchen immer wieder, Redekünste zu schreiben. Gustav Herrmann will dem spröden Stoffe von der Seite des Humors beikommen. Er erfindet sich eine Geschichte: wie sich Aloys Dimpfelhuber, weiland Buchhalter und Bücherrevisor, bei seinem Freunde, dem Kriegshilfslehrer Klarkopf, in die rhetorische Lehre begibt und mit allen Schwierigkeiten der Rhetorika vertraut gemacht wird. Aber diese Methode, so amüsant die Ironie des Verfassers ist, täuscht nicht darüber hinweg, daß auch diese beiden Bändchen, die gewiß nicht langweilig zu lesen sind, nichts weiter als Hinweise geben können, die nur ein praktischer Unterricht auszuwerten vermag. Irgendwelche tiefere Psychologie der Redekunst, als sie sonst üblich ist, gibt auch Herrmann nicht. Der historische Überblick ist brauchbar, enthält aber jene Lücken, die noch nicht ausgefüllt sind und immer noch mit der Phrase von der Unfruchtbarkeit der deutschen Redekunst (über die der Kenner doch lächeln muß) übersprungen wird. Der theoretische Teil schließt sich an die von Seydel und Geißler ausgebaute Redekunst an und bringt im einzelnen recht viel Gutes. Hin und wieder wird's der Ironie ein wenig zu viel; schließlich ist „Redekunst" mehr als eine Treppenstufe, Abgeordneter zu werden, und kann heute nur noch als eine Erziehungsfrage von allgemeinster Bedeutung für eine Ausdruckskultur behandelt werden.

So faßt sie Willibrod Beßler. Und an dieser unendlich fein gestuften Redekunstlehre kann man erkennen, daß eine Redelehre, die eine bestimmte Weltanschauung als Grundlage hat, einzig und allein theoretisch gelehrt werden kann. Sieht man zunächst von einer Diskussion über den Wert der Weltanschauung ab, so kann man diesem 360 Seiten umfassenden Kompendium, das für die heranwachsende katholische Jugend bestimmt ist, seine Achtung nicht versagen. Wenn hier auch manches unrednerisch zu sein scheint, die katholische Tendenz macht selbst die scheinbar objektivsten Aufsatzthemen zu rednerischer Übung. Eine z. T. hervorragende Kleinarbeit wird da geleistet, und man versteht, nach der Durchsicht dieses ja schon für die Jugend bestimmten Werkes, woher der Katholik seine dialektische Gewandtheit bezieht. Diese formale Wertschätzung muß ergänzt werden. Seite 296 heißt es: „Das beste Mittel, ein tüchtiger Prediger zu werden (gilt auch für den weltlichen Redner), wäre, zwei Jahre gründlich scholastische Philosophie studieren . . . Sie ist die einzige, die Jahrhunderte überdauert und

die Gedanken der größten Denker in sich aufgenommen hat, ja — in ihren jüngsten Vertretern — die Ergebnisse der neuesten Forschungen auf allen Gebieten verwertet" und Seite 309: „Es ist haarsträubend, welches Blech — verzeihe den Ausdruck, aber er ist der einzig bezeichnende — über Gott und Religion und Kirche in Nationalversammlungen und auf Volkstagen bisweilen feilgeboten und von denkfaulen, unwissenden Hörern in Kauf genommen wird. Wer von dem Allerhöchsten keinen blauen Dunst hat oder gar das Dasein Gottes leugnet, sollte sich nicht erfrechen, das Rednerpult zu besteigen . . ." Nach diesen Stichproben, die sich vermehren lassen, erübrigt sich weitere sachliche Kritik. O. E. H.

Adolf von Hildebrand, Zeichnungen eines Kindes. Mit einer Einführung. *Frankfurt a. M., F. A. C. Prestel*, 1919.

Den Zeichnungen des sechsjährigen Knaben Ludwig Rothenburger hat der Tod des Kindes und Hildebrands Einführung eine Bedeutung beigelegt, die ihnen nicht zukommt, da sie nicht in ihrem künstlerischen Wert begründet ist. Eine hochentwickelte, völlig unkindliche, perspektivische Klarheit und eine deutliche architektonische Formerinnerung spricht daraus, mit anderen Worten eine verblüffende Frühreife im intuitiven Erfassen perspektivischer Gesetze. Künstlerisches Schaffen bewegt sich jedoch auf einer ganz anderen Ebene, diese Klarheit des Vorstellens steht jenseits schöpferischer Tätigkeit; von Phantasiereichtum und Gestaltungskraft ist in diesen überraschend „richtigen" Straßenbildern mit den überragenden Türmen der Münchener Frauenkirche nichts zu finden.

Das in 200 numerierten Exemplaren gedruckte, vorzüglich ausgestattete „Werk" mit 15 meist ganzseitigen Abbildungen wird bald eine bibliophile Seltenheit sein. *Rosa Schapire.*

Hugo von Hofmannsthal, Rodauner Nachträge. 3 Bände in Halbpergament. *Wien, Zürich, Leipzig, Amalthea-Verlag*, 1918. 170 numerierte Exemplare, wovon 150 für den Handel. Preis ca. 300 M.

Hofmannsthal hat in diesem ungewöhnlich umfangreichen Liebhaberdruck eine Auswahl kleinerer Werke zusammengestellt, die in dem geschlossenen Rahmen einer solchen Publikation wie ein gutkomponiertes Bild seiner verschiedenen Schaffensgebiete und Schaffensarten wirken. Abgesehen von ungedruckten Proben seiner Lyrik erhalten wir an Dramatischem den zweiten und fünften Akt des „Bergwerks von Falun", Fragmente einer freien Bearbeitung von Calderons „Leben ein Traum", die Komödie „Die Lästigen" nach dem Molière, zwei große Bruchstücke aus der Phantasie über ein Raimundsches Thema „Der Sohn des Geisterkönigs" und ein Stück der ältesten Fassung von „Cristinas Heimreise", benannt „Florindo und die Unbekannte". Den dritten Band füllen Gelegenheitsarbeiten literaturkritischer Art. Auf diese Weise ist ein Schmaus für verwöhnte bibliophile Gaumen zusammengekommen, mannigfache Gerichte, nicht sehr nahrhaft aber um so delikater von Geschmack und Duft, und serviert mit so auserlesener Feinheit, daß vor allem auch das Auge auf seine Rechnung kommt. Das schöne Hadernpapier, der gute Drugulinsche Druck in zwei Farben und die edlen Halbpergamentbände bilden einen Zusammenklang von höchst erfreulicher Art. Man darf den Amalthea-Verlag und seinen feinsinnigen Leiter, Dr. Heinrich Studer, von Herzen zu dieser stolzen Leistung beglückwünschen. G. W.

Hugo Hofmannsthal, Die Frau ohne Schatten. Erzählung. *Berlin, S. Fischer*, 1919. 180 Seiten.

Hofmannsthals Worte zu Richard Strauß' „Frau ohne Schatten" fanden bei der Aufführung der Oper wenig Anerkennung. Die Kritik und vielleicht noch mehr die Zuhörer schoben dem Text alle Schuld zu an dem Versagen, sei's einzelner Stellen, sei's des ganzen Werkes, an einem Versagen, das mehrfach zu beobachten war. Man meinte, das Märchenstück sei zu dunkel und zu schwer übersehbar. Wie wenn Märchenstücke nicht ein gewisses Anrecht hätten auf bloß andeutende Unklarheit. Und wie wenn sie mehr geben könnten und müßten als stimmungsreiche Bilder von symbolischer Geheimniskraft. Hofmannsthal indes bringt diesmal seine Beurteiler in eine ganz eigene, neue und ungewohnte Lage. Neben eine Gestaltung des Stoffes, die für die Bühne bestimmt ist, legt er sofort eine Erzählung von der Schattenlosen. Ist dieses berichtende Märchen älter oder jünger als das Heft, das zur Darstellung auf der Bühne dient? Hat Hofmannsthal ein erzählendes Kunstwerk zu einem Libretto umgearbeitet oder drängte es ihn, aus dem Gegenstand nachträglich mehr herauszuholen und ihn künstlerischer zu formen, als es dem Textbuch einer Oper möglich ist? Sicher scheint nur eins zu sein: die Erzählung wirkt neben der Bühnenform wie reinere und echtere, auch reichere und vertieftere Kunst, die Bühnenform neben ihr wie Verflachung und zugleich wie unbedenkliche Verstärkung dieses oder jenes Eindrucks. Wieder einmal erweist sich, daß die Bühne derbere und packendere Mittel benötigt, mithin einen Dichter, dessen wahre Stärke im seelisch wie künstlerisch Verfeinten liegt, von seiner eigentlichen Bahn wegdrängt. Sollte der Operntext auf die Dauer wie ein Versagen empfunden werden, so dürfte die Erzählung berufen sein, im Rahmen von Hofmannsthals Schaffen, aber auch der gesamten Dichtung von heute wie ein seltenes und reiches Kleinod zu wirken. Ein bannender Zauber von Farbe und Belichtung strahlt von ihr



aus. Und hinter solchem Zauber enthüllt sich, verbirgt sich nicht, sondern gibt sich mühelos dem Willigen kund ernstes, menschliches Anliegen und feierliche sittliche Mahnung. Hofmannsthal, bisher Eindrucksdichter und daher Vertreter relativistischer Sittlichkeit, tut den Schritt weiter in ein neues Zeitalter, das sittlich bewertet, sittliche Zwecke feststellt und sie in Gegensatz bringt zu einer Ethik, die ihr Gesetz nur aus dem Eigenwillen der Persönlichkeit ableitet. Hofmannsthal schließt sich in der „Frau ohne Schatten" an die Welt- und Kunstanschauung der Ausdrucksdichtung an.

Ein Kunstmärchen, das willig in die Schule zweier oftgenannter Muster seiner Gattung geht. Goethes Märchen von der grünen Schlange und Novalis' Märchen im „Ofterdingen" gaben der „Frau ohne Schatten" entscheidende Züge ihrer Form. Diese Züge steigern sich bei Hofmannsthal. Wenn Goethe schon in Farben schwelgt, so ersteht bei Hofmannsthal eine Farbensymphonie. Stark gegeneinander abgetönt sind die beiden Welten, in denen das Märchen spielt: die höhere, dem Geisterreich näher, in Blau, Grün und fahlem Weiß gehalten, aus ihr heraus leuchtend und strahlend die Kaiserin, die Tochter des Geisterfürsten; wo sie schreitet, erglänzen Steine, Rasen oder Wasser wie Smaragden und Topas. In sattem Rot und Blauschwarz gibt sich die Welt der Menschen, die Umwelt des Färbers, die mühelos zu buntem Farbenspiel sich nutzen läßt. Hofmannsthal schließt sich auch an die Vorstellungswelt an, die von Goethe und nach Goethes Vorgang von Novalis aus der Symbolik der geheimen Gesellschaften, dieser Fundgrube einer zeitgemäßen Mythologie im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, geholt wurde. Kehrt doch selbst Goethes geheimnisvoll andeutendes, dunkel ankündendes „Es ist an der Zeit" wieder in einem gleichgestimmten „Es ist an dem". Die stofflichen Einzelheiten des Märchens entstammen dem Umkreis der Märchen vom Schattenaberglauben, deren bekanntestes Chamissos „Peter Schlemihl" ist. Eine ganze Abfolge von Einzelheiten teilt überdies die „Frau ohne Schatten" mit dem Märchen aus „Tausendundeiner Nacht", das von Wieland in seinem „Wintermärchen" weitergedichtet wurde. Künftiger Motivforschung tut sich ein weites Feld auf.

Wichtiger ist, daß Hofmannsthals Märchen sich dem nachspürenden und begreifenwollenden Verstand leichter eröffnet als Goethes oder gar Novalis' Versuch. An Goethes und vollends an Novalis' Märchen haben Erklärer und Deuter jederzeit ihre Lust gebüßt. Sie bezeugten zuletzt nur, daß beide Märchen eine vieldeutige Symbolik in sich tragen, also von selbst dazu anleiten, immer wieder neue Gedankenreihen dem dichterischen Gewebe unterzulegen. Hofmannsthals gedankliche Ziele lassen sich eindeutiger bestimmen. Trotz dem reichen dichterischen Gewande, das dem Märchen umgehängt ist, trotz der üppigen Farbenpracht, in der es sich bewegt, verrät es seinen Sinn dem Sorgsamen, der es mit Aufmerksamkeit liest. Es läßt allerdings der Phantasie auch noch Raum, über die eigentliche Meinung hinauszugehen und einen vertieften Gedankenhintergrund sich zurechtzulegen. Doch mit voller Klarheit ergibt sich die nächste und eigentliche Absicht des Dichters, ein sittlicher Aufruf, eine Mahnung, zurückzukehren von selbstischer Ungebundenheit zur Erfüllung der Aufgaben, die das Leben dem Menschen stellt, vor allem zu dem Dienst, den der Mensch leistet, wenn er für Fortpflanzung seiner Gattung sorgt. Doch wiederum nicht schlechtweg eine Verurteilung der Kinderlosigkeit und ein Aufruf zur Gründung von Familien ist die Erzählung. Sie hat tiefere Blicke in das Geheimnis zu tun, das umschlossen ist von dem Bunde zwischen Mann und Frau.

Leicht zu erfassen ist das Symbol der Schattenlosigkeit. Schattenlos ist die Kaiserin, die keine Kinder hat. Die Färberin, die keine Kinder haben will, ist bereit, der Kaiserin ihren Schatten abzutreten. Symbol und Vorgang, der sich symbolisch spiegelt, gehen nebeneinander her und beleuchten sich wechselseitig. Aber sie schöpfen den menschlichen Gehalt des Märchens nicht aus. Vielmehr stehen vier Persönlichkeiten, jede gleich stark beteiligt, in einem engen gedanklichen Verhältnis. Alle irren ab vom rechten Weg, alle werden zu ihm zurückgeleitet. Das Böse und zugleich das Widermenschliche, das die beiden Frauen in falsche Bahn lenkt, ist die Amme, die der Kaiserin aus dem Geisterreich folgt in die Umwelt des Kaisers; sie führt die Kaiserin, die um jeden Preis zu einem Schatten gelangen will, in die Menschenwelt hinein, bereit, da ihren Vorteil zu suchen, wo sie Anlage zu sittlicher Verirrung wittert. Von den vier Hauptgestalten ist die Kaiserin zuerst, eine Tochter des Geisterfürsten, dem Leben der Menschen ganz fremd. Sobald an dem seelischen Leid, das durch sie dem Färber ersteht, die schuldbewußte erkennt, wie Menschen geartet sind, entzieht sie sich mehr und mehr dem Gedanken, auf Kosten der Menschen zum Schatten zu gelangen. Und weil sie im entscheidenden Augenblick auf diesen Gedanken verzichtet, ist ihre Prüfung vorbei und der Schatten ihr gewährt. Sie ist Vollmensch geworden. Der Kaiser liebt die Gattin aus der Geisterwelt mit allen seinen Sinnen und zugleich mit einer schönheitsfrohen durchgeistigten Liebe. Aber gerade weil sie ihm edelste Befriedigung seines Schönheitssinnes ist, gelangt er nicht dazu, „den Knoten ihres Herzens zu lösen". Die gleichen Worte werden auch an den Färber gewandt. Er löst den Knoten des Herzens seines Weibes nicht, solange er nur von dumpfer sinnlicher Begehrlichkeit erfüllt ist und von dem Wunsche, Kinder zu besitzen. Die Färberin leidet unter dem sinnlichen Ansturm des Mannes, sie ist darum bereit, alle Hoffnung auf Kinder hinzugeben, um sich freizumachen von dem Färber, der in ihr

nur den Gegenstand seiner Lust und die künftige Mutter seiner Kinder erblickt. Gerade weil dem Färber eine Menge anziehender menschlicher Eigenheiten gegeben und der Färberin nicht nur ein seelisches Schwanken und Tasten, auch Worte voll widerlicher Zanksucht zugewiesen sind, muß hervorgehoben werden, daß auch der Färber das Rechte verfehlt. Lösung und Befreiung ergeben sich nur, wenn alle vier auf den rechten Weg geleitet werden.

In der Oper hat es den Anschein, als sei nur die Färberin vom Bösen zum Guten zu führen. Nicht bloß der Färber, auch der Kaiser sind hier kaum mit Schuld behaftet. Was der Kaiser verschuldet, enthüllt in der Erzählung der vierte Abschnitt. In unterirdischer Höhle treten ihm die Kinder entgegen, die ihm werden könnten, wenn er den rechten Weg findet. Er aber versteht nicht, wie sie es meinen. Und darum vollzieht sich an ihm die Versteinung, die ihm angedroht ist, wenn die Kaiserin keinen Schatten gewinnt. Der ganze Vorgang fehlt im Textbuch. An seine Stelle tritt die musikalisch wohl reizvollste Szene der Oper: der Kaiser, zum einsamen Falknerhaus im Walde hingeleitet von seinem Falken, erblickt die Kaiserin und die Amme, die heimkehren aus dem Heim des Färbers und an denen Menschendunst hängt; er hält sich für belogen und betrogen. Das lenkt ab von den Wegen der Erzählung, berührt sich mindestens nur zum Teil mit den Absichten der Erzählung, die besonders dem Falken durchaus andere Aufgaben zudenkt. Die Vorgänge in der Höhle geben der ganzen Erzählung den rechten Märchenton, wenigstens im Sinn des Kunstmärchens, das am liebsten in traumhaften Begebnissen das Märchenhafte zu verwirklichen sucht. Sie enthüllen zugleich das Vergehen des Kaisers, der die Liebe zur Kaiserin nur um der Liebe willen in sich hegt und dabei versäumt, in ihr den ganzen Menschen zu wecken. Der Kaiser, wie ihn Hofmannsthal hier faßt, verrät am unzweideutigsten die Meinung der ganzen Dichtung. Abkehr ist sie von einer Weltansicht, die das Alte und Überkommene verwirft, um an dessen Stelle die Willkür eigener und eigenwilliger Entscheidung zu setzen. So suchte eine Vergangenheit von gestern der Ehe ganz neue Form zu gewinnen und dem Verhältnis von Gatten und Gattin die Plicht der Fortpflanzung abzunehmen. Durchaus wie expressionistische Dichter kehrt Hofmannsthal zurück zu den altehrwürdigen Satzungen und verficht sie gegen die Wünsche einer sophistischen Weltanschauung, die sich wahrer Sittlichkeit entzieht. „Wäre denn je ein Fest, Wären nicht insgeheim, Wir die Geladenen, Wir auch die Wirte?“ singen die Kinder zuletzt. Und sie deuten damit auf den Sinn des Ganzen. Allein durch die Fassung, die dem Gegensatz von Färber und Färberin geliehen ist, entzieht sich die Erzählung dem Vorwurf, daß sie um der Nachkommen willen auf eine Durchgeistigung der Ehe verzichte.

Nach ganzen Menschen ruft Hofmannsthals Märchen, die sich willig in den Dienst der Menschheit stellen. Die nicht um ihrer persönlichen Wünsche willen sich eine eigene, losgebundene Sittlichkeit zurechtmachen und die auch nicht das Weib zum bloßen Werkzeug der Fortpflanzung herabdrücken. An typischen Menschen führt er seinen sittlichen Aufruf durch, er gibt die Enthüllung seelischer Überfeinerung auf, verzichtet also auf Eigenheiten, die ihm wie der ganzen Dichtung des Impressionismus lieb gewesen waren. Hinter den Symbolen seines Märchens birgt sich allgemeinmenschliches Anliegen.

Nicht völlig aus dem Zusammenhang von Hofmannsthals älterem Schaffen fällt das Märchen heraus. Sittliche Entscheidung und als deren Folge sittliche Läuterung enthielt schon das kleine Drama von 1897 „Der Kaiser und die Hexe“, das, anders geartet freilich als die gleichzeitigen Dichtungen Hofmannsthals, nicht staunenden Auges das Wunder seelischer Vorgänge oder seelischer Verirrungen enthüllte, sondern sittlichen Kampf und Selbstüberwindung ganz wie die „Frau ohne Schatten“ vortrug. Auch dieses Drama ist märchenhaft gedacht. Und in seiner Märchensprache endet es mit Worten, die wie ein Leitspruch auch vor der „Frau ohne Schatten“ stehen könnten:

Herr, der unberührten Seelen
Schönes Erbe ist ein Leben,
Eines auch ist den Verirrten,
Denen eines, Herr, gegeben,
Die dem Teufel sich entwanden
Und den Weg nach Hause fanden.

Oskar Walzel.

Jahrbücher.

1. *Niedersachsenbuch.* Ein Jahrbuch für niederdeutsche Art. Herausgegeben für die „Niederdeutsche Vereinigung“ von Richard Hermes. 4. Jahrgang 1920. *Hamburg, Richard Hermes.* Kart. 3 Mark.

Seit Klaus Groth und Fritz Reuter dem niederdeutschen Idiom und seiner Dichtung nach langem Verachten wieder das Lebensrecht errungen haben, hat auch das Stammesbewußtsein der niederdeutschen Lande neue Kraft gewonnen. Zeugnis dafür ist dieses Jahrbuch mit seinen belehrenden, noch mehr seinen dichterischen und künstlerischen Beiträgen. Urgesund, frisch und voll starker Eigenart ist alles, und der Verleger hat mit der Herausgabe seinen mannigfachen Verdiensten um das heimische Schrifttum ein neues Blatt hinzugefügt.

2. *Welt-Jahrbuch für das Jahr 1920.* 17. Jahrgang. Druck und Verlag der *Germania A.-G., Berlin C. 2.* 4°. 160 Seiten mit gegen 300 Bildern. Kart. 3 M., in Geschenkeinband 4,50 M.

Eine Fülle unterhaltender und belehrender



Aufsätze, durchwegs von guten Kennern verfaßt, zeichnet diese bei reichstem Bilderschmuck und guter sonstiger Ausstattung erstaunlich billige Gabe der „Germania“ aus. Es bietet jeder Art von Lesern, ausgenommen eigenbrödlerische Ästheten, die mannigfachste Anregung.

3. *Almanach auf das Jahr 1920*, herausgegeben vom Verlag *Fritz Gurlitt, Berlin W 35*. Kalendarium, 216, XXII Seiten.

Dem Verlag Fritz Gurlitt konnte es nicht schwer fallen, aus Werken der von ihm betreuten Schriftsteller und Künstler eine Lese zu veranstalten, die als einheitliches Buch wirkt. Denn die Kunst, die er pflegt, ist die Moderne mit dem Expressionismus, dem Persönlichkeitsausdruck als einziger Parole. Unter den Dichtern sind Herbert Eulenberg, Lautensack, A. R. Meyer, Däubler, Edschmid, Nadel, Kokoschka; unter den Schriftstellern Polgar, Boehn, Buschell, Osborn; unter den aufs reichste mit guten Strichätzungen und Autotypien vertretenen Graphikern Thoma, Jaeckel, Slevogt, Ury, Scheurich, Corinth mit einer Originallithographie und Pechstein mit einem Originalholzschnitt vertreten. Für die Güte des Druckes bürgt Otto v. Holten.

4. *Hesperos-Almanach*, herausgegeben von Curt Moreck. *München, Hesperos-Verlag*. 104 Seiten mit acht Bildern.

Dieses kleine Sammelbuch älterer Erzeugnisse von eigenartigem Kunstwert ist so geraten, daß ein feiner empfindender Leser ein wenig seekrank werden muß, wenn er unaufhörlich von literarischen Wellenbergen in Tiefen hinabgeworfen und dann sogleich wieder emporgeschleudert wird. noch dazu jedesmal in eine andere Region der Schaffens- und Stilarten. Ohne allen pedantischen Eigensinn wäre für Auswahl und Anordnung sowohl der Texte wie der Bilder eine bessere innere Bindung zu fordern.

5. *Amalthea-Almanach auf das Jahr 1920. Zürich-Leipzig-Wien, Amalthea-Verlag*. 255 Seiten.

Neben den Proben aus Werken des erfreulich schnell emporgediehenen Amalthea-Verlags bietet der stattliche Band auf 100 Seiten eine mit gutem Urteil zusammengestellte lyrische Anthologie, alles durchsetzt mit schönen, hauptsächlich alten Bildern mannigfacher Art. Das Bücherverzeichnis am Schlusse zeugt von sicherem Vorwärtsstreben im Sinne der feinen Ausdeutung des Symbols Amalthea durch den Leiter des Verlags, Dr. Heinrich Studer.

6. *Musarion-Almanach 1920. München, Musarion-Verlag*. 130 Seiten. Kart. 2 M.

Nach der liebenswürdigen Griechin, die den starren Stoiker zum Epikur bekehrt, heißt das neue Unternehmen des Musarion-Verlags. Er ist mit einem ansehnlichen Vorrat schon fertiger Publikationen ins Leben getreten und offenbar bemüht, diesen Besitz schnell zu vergrößern. Der stolze Plan zu Gesamt-Ausgaben von Nietzsches Werken, von Anatole Frances, Maupassants und Tschechows Romanen und Novellen, Bücherreihen und zahlreiche Einzelpublikationen durchwegs ernst zu nehmender Autoren erwecken für die Zukunft die besten Hoffnungen, die dieser erste Almanach durch Auswahl und Ausstattung nach seinem bescheidenen Teil erfüllt.

7. *Almanach 1920. Berlin, Rudolf Mosse.*

Dieser erstaunlich reichhaltige Band zählt 272 Seiten, ungerechnet die vielen Geschäftsanzeigen, die wohl allein den niedrigen Preis von 6 Mark ermöglicht haben. Politische, literarische, künstlerische Beiträge machen das Lesen zu einem sehr abwechslungsreichen Vergnügen und nur selten stößt man in dem überreichen Spielplan auf eine Füllnummer, die um des bekannten Verfassernamens willen Aufnahme fand. Auch die fünfzehn Kunstbeilagen stammen zum großen Teil von ersten Künstlern, konnten aber für die Massenauflage nicht in einer Weise wiedergegeben werden, die höheren Ansprüchen genügte.

8. *Ernte.* Jahrbücher der Halbmonatsschrift „Das literarische Echo“, herausgegeben von Ernst Heilborn. Erster Band 1919. *Berlin, Egon Fleischel & Co.* In Pappband 7,50 M., in Leinen 9 M.

Das „Literarische Echo“ bedeutet seit einundzwanzig Jahren allen, die unserm Schrifttum irgendwie durch Beruf oder Neigung verbunden sind, einen unentbehrlichen Freund. Die lange Reihe der Bände wurde durch Joseph Ettlingers und Ernst Heilborns sichere Führerschaft zu dem brauchbarsten Nachschlagewerk über das literarische Schaffen seit 1898. Nur daß der Reichtum des Inhalts dieser Bände leichter die Feststellung einzelner Tatsachen als eine Synthese des Jahresertrags gestattet. Dazu will das nun beginnende Jahrbuch mit dem guten Namen „Ernte“ die Möglichkeit gewähren. Nach drei etwas willkürlich gewählten Charakteristiken einzelner Autoren (Ehrler, Nabl, Lasker-Schüler), einigen Aufsätzen über Einzelthemata, unter denen wir die Bibliophile Chronik von Fedor von Zobeltitz hervorheben, folgen Gesamtübersichten: die englische, französische, italienische Literatur des Jahres, am eingehendsten die deutsche, in einer sehr reichen Auswahl mit Preisangaben und hier und da etwas willkürlich herausgehobenen Bemerkungen der am Literarischen Echo mitarbeitenden Kritiker. Persönliche und andere Notizen nebst einem Verzeichnis der Uraufführungen schließen den Text, den ein sorgsames Namen- und Sachregister ergänzt. Im einzelnen wird noch manches in der Auswahl des Besprochenen und der Art der Erwähnung zu bessern sein; der Grundgedanke dieses Jahrbuchs ist gut und die Anlage praktisch. Auch die sehr gefällige Ausstattung wird dazu beitragen, dem neuen Unternehmen schnell einen stattlichen Freundeskreis zu gewinnen.

9. *Jahrbuch der Münchener Kunst.* Erster Jahrgang. Begründet von Edgar Hanfstaengl, bearbeitet von Friedr. Dörnhöffer, Philipp M. Halm, Hans Karlinger, Rud. Oldenbourg, Konr. Weinmayer, Georg Jacob Wolf. *München, Franz Hanfstaengl,* 1918. 4°. Geh. 22 M., in Halbleinen 27 M.

Im Bereiche des deutschen Kunstlebens bedeutet München die Provinz des gemäßigten Fortschritts, die zahlreichste und am meisten von nationalem Bewußtsein durchtränkte. Wenn im Ausland von moderner deutscher Kunst gesprochen wird, denkt man zuerst an die Münchens, während bei uns die Resonanz der Berliner Presse stärker wirkt und die mit ihr einhellige Kunstkritik das Münchnertum gern mit angemaßtem Besserwissen als rückständig und kraftlos beiseite schieben möchte. Wie viel gesundes Können und lebendiges Vorwärtsstreben noch jetzt in München zu finden ist, lehrt dieses Jahrbuch, dessen glücklicher Gedanke vom Verleger ausgegangen und von berufenen Mitarbeitern trefflich verwirklicht worden ist. Der Haupteindruck, den man beim Lesen der 47 Seiten des Textes und beim Betrachten der 214 Bilderseiten gewinnt, ist der jener erstaunlichen Kraft der Aufsaugung und Angleichung, die Dörnhöffer in seinem Geleitwort als besondere Eigenschaft des Münchener Bodens hervorhebt. Die Künstler aus aller Herren Ländern werden dort zu einer Armee von Wallensteinern, innerlich frei und nach außen geschlossen, von dem gleichen Geiste beseelt, der Mischung bayrischer Ursprünglichkeit und reicher Zuflüsse historischer Elemente, die in den letzten Jahrzehnten wohl allzusehr die flüssige Masse versteift und sogar versteint haben. In der Malerei, über die Oldenbourg handelt, zeigt sich das bei den lebenden Nachfahren Pilotys, Lenbachs, Schleichs, Liers und Spitzwegs und des Leibl-Kreises in dem verhältnismäßig geringen impressionistischen Einschlag, der erst bei Zügel und Herterich herrschend hervortrat, während die „Scholle" dekorative und monumentale Absichten verfolgte. Die jüngste Phase ideal gerichteter Malerei gibt München wieder die Möglichkeit, an die Spitze zu treten, und die hier dargebotenen Beispiele lassen das nicht ausgeschlossen erscheinen. Weniger günstig sind die Aussichten für die Graphik, wie, mehr als aus dem kurzen Referat Weinmayers, aus den dargebotenen Selbstzeugnissen der jetzigen Münchener Graphiker zu erschließen ist. Etwas hoffnungsvoller muten Plastik (Hans Karlinger) und Architektur (Georg Jacob Wolf) an, diese namentlich durch Theodor Fischers Wirken als Künstler und Lehrender. Als eigentlicher Ruhmestitel des heutigen künstlerischen Münchens stellt sich auch in der Übersicht Wolfs das Kunstgewerbe dar. Im ganzen wird durch das überaus reiche, vortreffliche Bildermaterial ein nicht gerade erfreulicher Eindruck erweckt, wenn man im besten Sinne zeitgemäßes, ernst und groß nach Ausdruck strebendes Schaffen zu sehen verlangt. Aber gerade das ist ja der Zweck der regelmäßig wiederkehrenden Erscheinung eines Jahrbuchs, als ehrliche Bilanz Aktiva und Passiva überblicken zu lassen, und nicht nur für das Münchener Kunstleben ist solche Prüfung des Soll und Habens verdienstvoll. Deshalb wünschen wir dem Unternehmen den besten Erfolg, damit es den Unbilden der Zeit widerstehe und sein junges Leben durch eine lange Reihe von Jahrgängen friste.

10. *Das Kestnerbuch.* Herausgeber: Dr. Paul Erich Küppers. *Hannover, Heinrich Böhme.* 4°. 158 Seiten mit 12 graphischen Blättern.

Jüngster Kunst ist dieses gut gedruckte Werk geweiht. Es nennt sich zwar nicht Jahrbuch, aber es darf unbedenklich dieser Gattung beigesellt werden, weil es nur von dem Schaffen handeln will, das durch den Zeitpunkt bedingt wird, der uns noch Gegenwart bedeutet. Daran ändert eine höfliche Verbeugung vor der älteren Generation in Gestalt von Beiträgen Thomas Manns, Carl Hauptmanns, Eulenburgs nichts. Was dann folgt und den eigentlichen Inhalt bedeutet, ist Bekenntnis zu jener Kunst, die aller Vergangenheit das Daseinsrecht abstreitet und insofern einheitliche, vornehmlich lyrische Auslese. Die wertvollen Holzschnitte und Steinzeichnungen fügen sich dieser Absicht völlig ein und lassen so das Buch als entsprechende Ergänzung zu jenen Absichten erscheinen, denen die Ausstellungen des Kestner-Museums in Hannover erfolgreich dienen. G. W.

Albrecht Janssen, Borkumer Kinder. Roman. *Wilhelmshafen, Friesen-Verlag (Ad. Heine).*

Der ostfriesische Heimatschriftsteller Albrecht Janssen hat mit diesem Buche, das nach dem grünen Eiland Borkum und nach der alten Hafenstadt Emden zurück in die Zeiten des alten Fritz und Napoleons führt, ein hohes Lied seiner friesischen Heimat singen wollen. Leider fehlt ihm dazu noch das handwerkliche Können und ein Stilempfinden, das die Mannigfaltigkeit eines über so viele Jahrzehnte gedehnten Geschehens zu einer epischen Einheit zu zwingen vermag. Ein Mißverhältnis zwischen wechselnder Kleinerzählung, impressionistischen, sehr gut geformten Szenen, und breiterer, zusammenfassender Epik zersprengt das Buch, das so halb Novelle, halb Landschaftshistorie bleibt. Der Erzähler kommt bald von außen als Betrachter an seine Menschen heran, bald spricht er aus einer, bald aus mehreren Personen. Diese stilistischen Mängel nehmen dem Roman aber durchaus nicht alle seine Werte. Die schöne Liebe zur Heimat, zur Landschaft und Geschichte der Vielen bekannten friesischen Insel, spricht so warm und eindringlich aus diesen Blättern, friesisches Wesen kommt so unverfälscht zum Ausdruck, daß man die Erzählung nicht ohne Gewinn aus der Hand legt. O. E. H.



Rudolf Kaßner, Zahl und Gesicht. Nebst einer Einleitung: Der Umriß einer universalen Physiognomik. *Leipzig, Inselverlag*, 1919. 238 Seiten.

Durch die chaotisch verstreuten Trümmer europäischer Geistigkeit fängt Fruchtbarkeit wieder an zu fließen und sich aus den verschütteten Quellen her zu belebenden Rinnsalen, Bächen und Flüssen wieder zu sammeln. Der ersichtlich idealistische Charakter dieser Strömungen ist, soweit sie dem philosophischen Gebiete entspringen, verheißungsvoll für den Wiederaufbau unserer Welt und schlägt Brücken hinüber ins politisch verfeindete Lager — namentlich der französischen jungen Schule. Man wird diese Richtung mit Zuversicht begrüßen dürfen, wo sie verspricht, dem Aufkeimenwollen religiöser Innigkeit wie auch den Neigungen zu einer Neo-Mystik von einem aus schwerer Starrheit gelösten metaphysischen Weltganzen her belebende Kräfte zuzuführen, das Wirklichkeitsgefühl zu rechtfertigen. Wie Rudolf Kaßner in diesem Buch das dynamische Prinzip gegen das statische setzt, der Individualität den Vorrang zuweist vor dem Typus, vor der Zahl als grundlegendem Elemente, wie er Ordnung will an Stelle der Unterwerfung unter ein „System", verkündigt die trotz aller abweichenden Nuancierungen doch einheitlich hervorstechende Richtung eines idealistischen Vitalismus im modernen philosophischen Denken. Die Welt als „Werdendes Sein" und als „Seiendes Werden" zu verkünden, ist der Sinn seiner Darlegung und ebenso eine ins Universelle wie in das ganz Individuelle, ja bis in die Physiognomik hinein verfolgte Befestigung des alten Schillerwortes: Es ist der Geist, der sich den Körper schafft. Ihn aber auch wieder umsetzt in ewige Bewegung, ihn aus der Raumwelt in die Zeitwelt hinüber führt.

Leicht freilich macht der Autor es seinem Leser nicht: der muß schon sattelfest sein in Hegelscher Dialektik und atmen können in der dünnen kalten Luft der Metalogik, wenn ihm das Eindringen in den Gedankenbau der eigentlichen Darstellung auch durch die einleitende Abhandlung über Physiognomik insofern erleichtert wird, als er dort gefühlsmäßig durch Übereinstimmungen mit eigenen Erfahrungen, ja selbst durch verblüffende Paradoxien zu jenem hingeleitet wird.

Max Martersteig.

Max Krell, Die Maringotte. Eine Erzählung. *Berlin, Ernst Rowohlt*, 1920. 231 Seiten. 7 Mark.

Es sind die Paraphrasen über eine Tänzerin, wie der Autor selbst sich ausdrückt, das hingefegte Dasein einer gefeierten italienischen Tanzdiva, reich an Abenteuern, Erregungen, exotischen Träumereien, internationalen Gestalten. Es ist ein Buch erregten Stiles, ein Buch modern bis in die Verästelungen seiner Nerven. Die Sprache ist immer als ob sie brenne, man erwünscht sich oft eine ruhigere, nuancenreichere Modulation. In dem äußeren Gehabe — Fortlassen der Artikel, Umstellung der Worte — erinnert die Sprache an Sternheim, der diese Art zuerst angewendet hat und in dessen Spuren heute viele wandeln. Sonst freilich hat Krell nichts Sternheimisches, er erinnert eher an die Ekstasen Edschmids, an das flackernde Feuer d'Annunzios. Unter dem unablässig funkelnden Sprühen der Worte leidet die Anschaulichkeit, man wünscht sich häufig eine stärkere Prägnanz, eine größere Plastik. Das Buch ist immer lodernd, hingeworfen wie eine jugendliche Improvisation. Hier spricht mit eindringlichen Gebärden ein Mensch von starkem, wenn auch noch ganz ekstatischem Temperament, ein Mensch, der farbige Visionen hat, ein Mensch, dem man es zutraut, daß er es einst verstehen wird, Gestalten von eigener Struktur zu bauen und in ein Kunstwerk zu verknüpfen. *Hans Bethge.*

Hermann Kretzschmar, Geschichte der Oper. (Kleine Handbücher der Musikgeschichte nach Gattungen. Herausgeg. von H. Kretzschmar, Bd. VI). *Leipzig, Breitkopf & Härtel*, 1919. VIII, 286 S. Geh. 14 M., geb. 18 Mark.

Drei Jahrzehnte hindurch hat uns Kretzschmar immer neue Studien zur Operngeschichte gegeben. Er hat sich in ihnen als der gründliche, vielseitige und unbedingt sicher urteilende Historiker erwiesen, der vor allen anderen heute Lebenden berufen war, diese Vorarbeiten in einem Gesamtbild zusammenzufassen und zu ergänzen. Was wir nun dankbar von ihm empfangen, bedeutet nicht dieses große, in allen Teilen sorgsam ausgeführte Gemälde, nur eine Skizze, entsprechend dem Wesen der „Kleinen Handbücher der Musikgeschichte". Man mag das bedauern; aber doch wird die Gabe von allen freudig begrüßt werden, die dem großen und schwierigen Thema dieses Bandes Teilnahme schenken. Denn wie häufig die Handzeichnung eines Meisters ebenso viel oder sogar mehr von seiner Wesensart verrät als die in langen Mühen ausgereiften, der ersten Frische und Stärke beraubten Werke, so übt auch diese straff zusammengefaßte Darstellung den Reiz des Persönlichen in hohem Maße. Oft sind in wenige Zeilen Ergebnisse tiefbohrender Forschung so zusammengedrängt, daß ein hingeworfenes Wort, ein schnell aufblitzendes Licht in die Seele des Verfassers hineinleuchtet, z. B. S. 229, wenn er der französischen bürgerlichen Oper eine Auferstehung voraussagt, oder wenn S. 268 Offenbach auch sittlich weit über Johann Strauß gestellt wird. Die Sache bringt es mit sich, daß in den ersten Kapiteln solche subjektive Äußerungen seltener sind. Da wird die Oper mit aller Sorgfalt aus den historischen Vorbedingungen entwickelt (wobei der sonst so kenntnisreiche Verfasser sich auf S. 12 im Felde



des älteren deutschen Dramas weniger bewandert zeigt), die ersten Versuche und ihr Hervorwachsen aus dem Kunstgefühl der Renaissance. Das wird zum Leitgedanken des Buches. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, also bis zu Gluck und seinen Schülern sieht Kretzschmar ein organisches Werden: schnelle glänzende Entfaltung bis Monteverde, Nachblüte bei den späteren Venetianern, Franzosen, Deutschen und Neapolitanern, vergebliche Versuche, das erlöschende Leben zu fristen von Hasse bis Gluck. Mozart muß viel von seiner unbedingten Größe als Musikdramatiker den Vorbildern abtreten, darunter auch der Buffa, freilich nicht so einseitig wie bei Bie. Dessen Buch wird unter der in sorgsamer Auswahl genannten Literatur nicht erwähnt: die impressionistische Art Bies liegt jenseits der Grenze strenger Historik. Aber auch Kretzschmar weiß in dem Getriebe der letzten 150 Jahre der Operngeschichte die eng versponnenen Fäden nicht in glatte Linien zu legen, und so werden die drei letzten Kapitel (Gegenströmungen — Die Schule Glucks — Die moderne Oper bis zu Wagner) mehr zu hier und da nicht ganz leicht aufgereihten Charakteristiken der einzelnen Meister. Die Glanzstellen erhalten Duni und Richard Wagner, dieser zumal so gerecht und allseitig in seiner zeitlichen und dauernden Bedeutung hergestellt wie wohl noch nie zuvor. Über ihn hinaus fällt nur ein schneller Blick, der die späteren Deutschen bis zu Richard Strauß streift, aber Bizet unerwähnt läßt und ganz am Schlusse Verdi eine — freilich bewundernswerte — Seite gönnt, die nur den Alterswerken „Othello" und „Falstaff" allzu summarisch Frische und Glut abspricht. In ähnlicher Art könnte noch zu so manchem Urteil ein Bedenken geäußert, ein Fragezeichen gesetzt werden. Auch kleine sachliche Mängel lassen sich anmerken, z. B. wenn das Bayreuther Opernhaus S. 155 „noch heute eins der größten Theatergebäude Deutschlands" heißt, oder wenn die Anfänge des deutschen Singspiels S. 213 erzählt werden, ohne daß von der zweiten Bearbeitung der „devil to pay" und der wichtigen Leipziger Opernpolemik die Rede ist, wie überhaupt die Stellung Gottscheds zur Oper doch hätte behandelt werden sollen. Unter den Spezialisten des Melodramas war S. 249 neben der Hendel-Schütz nicht der Schauspieler Brandes sondern dessen Gattin zu nennen. Metastasio wird unterschätzt, wenn man in ihm nur den sentenziösen Manieristen, den Opernfabrikanten erblickt; er ist wirklich ein Tragiker großen Stils gewesen, dessen beste Werke auch ohne die Hilfe der Musik sich neben den klassizistischen Tragödien eines Voltaire oder Maffei behaupten können. Tatsächlich läuft hier die Musik bestenfalls neben der Handlung her; aber das ist die Schuld der Komponisten, nicht „das Grundgebrechen an den Arbeiten des Metastasio." Und ihre dramatischen Mängel sind begründet im Zustande des gesprochenen Dramas ihrer Zeit. Hier wie auch sonst wirft Kretzschmar nach dieser Seite kaum einen Blick. So sehr die gebotene Knappheit des kleinen Handbuches diese Selbstbeschränkung bedingt haben mag, bleibt sie doch bedauerlich. Die Oper war nur einmal seit ihrem Entstehen ein unselbständiger Bestandteil des Gesamtdramas und mußte dessen Werdegang mitmachen. Formen und Stoffe, künstlerische und politische Tendenzen sind hier nicht autochthon; in der Geschichte der andern dramatischen (und musikalischen) Gestaltungsweisen sind häufig die Ursachen des historischen Verlaufs der Operngeschichte zu erkennen. Nach dieser Seite hin könnte die höchst wertvolle, an neuen Aufschlüssen reiche, für den Laien und den Gelehrten gleich willkommene Leistung noch eine Vertiefung erfahren. Wir hoffen, daß dem hochverehrten Verfasser der Erfolg seiner Arbeit die Lust und die Kraft dazu stärken möge. G. W.

Kurt Küchler, Steuermann Holk. Roman. *Hamburg-Altona, Hammerich & Lesser.* Brosch. 8 M., geb. 10 M.

Kurt Küchler, der Rheinländer, in Hamburg heimisch geworden, schreibt sein erstes großes Romanwerk, und es wird die Geschichte eines Seemannes, der am stillen, der Heimatscholle entsprossenen Glück vorübereilt, um in einem stürmischen Leben auf fremden Ozeanen dem erträumten Phantom nachzujagen. Was die Seele des Deutschen erfüllt, der romantische Drang nach Wundern der fernen Welt, die unbedenkliche Abenteuerlust, die Sehnsucht nach der verlockenden Fremdheit andersgearteten Wesens: dies alles verleiht auch dem Küchlerschen Buch sein besonderes Gepräge. Die Lust am Erzählen, die unbekümmerte Freude an Spannung, Steigerung, Farbigkeit des Stoffes erinnert an die besten Reise- und Abenteurergeschichten eines Sealsfield und Kapitän Marryat. Hamburger Hafenleben, Karneval in Algier, Negerboxkämpfe in San Franzisko, Sturm am Kap Horn: man sieht, Küchler versteht es, die Farben zu mischen, und er wird nie müde, den Leser in Aufregung und Spannung zu halten. Alles, was das Seemannsleben anbelangt, ist zudem mit unleugbarer Kennerschaft und in einem staunenerregenden Tempo behandelt. Wenn dem gegenüber — wie in den meisten Abenteurerromanen — das Psychologische an die zweite Stelle rückt, das Anekdotische in stärkeren Farben leuchtet als die Haupthandlung, so entschädigt uns Küchler für dieses Manko immer wieder durch die Kraft und Beweglichkeit seiner Schilderung, durch die Frische und — fast möchte ich sagen — Unerschöpflichkeit seiner Erfindungsgabe. *Julius Berstl.*



Franz Leppmann, Mirabeau, der Führer der französischen Revolution. *Berlin, Ullstein & Co.* 228 Seiten.

Es ist begreiflich, daß sich das Interesse der Gegenwart den Revolutionen vergangener Tage zuwendet und daß man Veröffentlichungen von Zeugnissen besonders aus der großen französischen Revolution willkommen heißt. Neben die „Briefe aus der französischen Revolution", die Gustav Landauer zu einem Gesamtbild jener Schreckenstage zusammenfügte, stellt jetzt Franz Leppmann, der sich durch seine Studie über Thomas Mann als feinfühliger Biograph erwiesen hat, das Porträt des führenden Mannes jener Tage, indem er Briefe Mirabeaus und seiner Zeitgenossen, Aktenstücke und Memoiren-Auszüge sehr geschickt zu einem eindrucksvollen Mosaik aneinanderreiht. Den Dokumenten geht eine biographische Darstellung voraus, die das Wesen des leidenschaftlichen Menschen, genialen Führers und hinreißenden Redners aus dem südfranzösischen Charakter seiner Vorfahren erklärt und die ein vollkommenes Monument dieses häßlichen und doch so imposanten Mannes aufrichtet. Man lernt die Urteile der deutschen Zeitgenossen, eines Goethe und Kleist, der Rahel und Henriette Herz verstehen, die Leppmann an die Spitze der Dokumente gesetzt hat, während Heines Betrachtungen aus den „Französischen Zuständen" (1832) den geistreichen Abschluß geben. Ein Literaturnachweis macht das gut ausgestattete, in Ullsteins neuester Bücherreihe „Menschen" erschienene Buch auch für den Leser wertvoll, der weiteren Aufschluß über den Mann und seine Zeit begehrt.

F. M.

Heinrich Lilienfein, Die feurige Wolke. Roman. *Stuttgart* und *Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger*, 1919. 381 S. Preis 9,50 Mark.

Niemand kann heute einen Zeitroman schreiben, ohne daß er darin die ja auch in jedes Einzelleben tief einschneidenden Ereignisse des Weltkriegs oder seines unmittelbaren Folgezustands in irgend welcher Form berührt. Was vor dem Jahre 1914 liegt, ist bereits historisch geworden, unendlich rascher der Vergangenheit verfallen, als im gewöhnlichen Wandel der Dinge. Aber viele — und nicht die schlechtesten — Leser sind von unüberwindlichem Widerwillen vor Kriegsschilderungen ergriffen; gewiß werden, wenn wir größeren zeitlichen Abstand davon gewonnen haben und wieder im Aufstieg sind, unsere Großtaten während des Kriegs, die durch den jammervollen Ausgang nur vorübergehend verdunkelt werden können, künftige deutsche Geschlechter erbauen, aber so weit sind wir noch lange nicht, und augenblicklich bedarf es von seiten des Dichters eines ganz besondern Taktgefühls, um uns Gegenwartsromane schmackhaft zu machen. An dieser Eigenschaft fehlt es nun Lilienfein keineswegs, und die Kriegsbilder sind, obgleich stellenweise mit der liebevollen Breite eines, der selber mit dabei gewesen ist, ausgeführt, nur Beiwerk, das sich dem höheren künstlerischen Zweck unterzuordnen hat. Dem Dichter ist es um ein außerordentlich schwerwiegendes Problem zu tun. Er will nichts Geringeres in seinem Roman veranschaulichen, als den unüberbrückbaren Widerspruch zwischen dem Evangelium der unbedingten Gewalt und dem Evangelium der unbedingten Liebe. Wir sehen zunächst den jungen Pfarrer Thomas Lamparter auf einem einsamen schwäbischen Höhendorf (das Schwäbische tritt überhaupt in dem Buche stark hervor) mitten im Sturm der Zeit ein weltfremdes und erdentrücktes, ganz der Sorge für seine Gemeinde und der Liebe zu seinem Weibe gewidmetes idyllisches Leben führen, bis er von einem anders gearteten Kollegen, einem fanatischen Patrioten, aufgerüttelt und moralisch genötigt wird, als Feldgeistlicher der heiligen Sache des Vaterlands zu dienen. Er spielt ein Jahr lang mit Anstand die seinem innersten Wesen widerstrebende Rolle. Schließlich aber findet er sich selbst wieder und ringt sich zur Erkenntnis durch, daß das Christentum nicht zum „Seelenbüttel im Dienst der soldatischen Erziehung" bestimmt sei. Er legt in einer Karfreitagspredigt dafür öffentliches Zeugnis ab, macht sich im Felde unmöglich, erleidet einen völligen geistigen Zusammenbruch und wird von einem Gleichgesinnten in die Anstalt eines durch die Kraft seiner Persönlichkeit Wunder wirkenden alten Pfarrers gebracht. (Hier und anderwärts glaubt man die Modelle durchschimmern zu sehen.) Lamparters Genesung und Versöhnung mit der Gattin, der ihn seine seelischen Irrfahrten entfremdet haben, stehen am Schluß des Romans. — Dieser Konflikt ist von Lilienfein mit dem ihm eigenen Ernst und heißen Bemühen, bis zum Kern der angeschnittenen Frage vorzudringen, behandelt. Was er sorgfältig und mitunter etwas weitschweifig vorbereitet hat, führt er in den letzten Abschnitten mit dem gesammelten Aufgebot seines Könnens zu starkem Höhepunkt. Für allzu Viele freilich bedeutet der Roman ein grausames Aufwühlen noch nicht vernarbter Wunden. Vielleicht können wir darum erst nach Jahren zum vollen Genuß des schönen Buches gelangen.

R. Krauß.

Menschheitsdämmerung, Symphonie jüngster Dichtung. Herausgegeben von Kurt Pinthus. *Berlin, Ernst Rowohlt*, 1920. XVI, 316 Seiten. Geb.

Unsere jungen Lyriker können sich zu einem Apostel wie Kurt Pinthus Glück wünschen. Er bevatert sie mit jener seltenen Liebe, die imstande ist, alles zu verstehen und alles zu verzeihen. Freilich gilt sie nur den echten Kindern der expressionistischen Muse; alle epigonischen und eklektischen Dichter weist er weit von sich, ebenso die weltfrem-



den Schönheitssucher. Die anderen, denen er seine Gunst gewährt, möchte ich die großen Schreier nennen, ein Name, der vielleicht böse klingt, aber nicht böse gemeint ist. Sie schreien alle, sie schreien unaufhörlich. Der Imperativ ist der ihnen naturgemäße modus verbi. Daneben schreien auch die Bäume, die Straßen, alle einzelnen Gliedmaßen an ihnen schreien. Warum? Weil sie alle leiden unter dem Weh alter absterbender und neuer unter gewaltigsten Wehen emporringender Menschheit. Sie schreien, weil sie sich als Opfer sehen, Opfer auf dem Altar dieser entsetzenvollen Zeit (die für sie schon lange vor dem Kriege anbrach), Opfer auch als Künstler, die auf alles reife, der Ewigkeit zustrebende Schaffen verzichten müssen. So gewiß diese Dichter heute diejenigen stark ergreifen, die sich in ihnen wiederfinden, so gewiß werden ihre Gedichte vergehen, samt und sonders, und vielleicht liest man in zwanzig — oder fünf oder zehn — Jahren nur noch diese Auslese, in der das Bezeichnende und das künstlerisch Wertvolle mit völliger Kenntnis zusammengetragen wurde. Dann wird das Wort, mit dem Pinthus den Band eröffnet, den Späteren sagen, wie hoch einmal solche Übergangskunst gewertet wurde, wie sicher aber auch schon als sie eben erblüht war, ihr frühes Ende vorauszusagen war. Von Else Lasker-Schüler und Georg Heym geht die Linie zu Däubler, Werfel, Ehrenstein, Hasenclever, Becher, Klemm, Trakl und Stramm (um nur ein paar Hauptnamen zu nennen.) Der Reichtum starker Töne erscheint rein zahlenmäßig erstaunlich, um so weniger die Spannweite des Menschlichen. Denn alles ist unter die wenigen Kategorien des ekstatischen Gefühls ohne jeden Zwang einzuordnen: Sturz und Schrei, Erweckung des Herzens, Aufruhr und Empörung, Liebe der Menschen. Diese Kreise überschneiden einander, und die Folge der Gedichte trägt dem gebührend Rechnung. Sie ist eine Kunstleistung von eigenem erheblichen Wert, dem genießenden Leser ebenso entgegenkommend wie dem forschenden. Dieser, der forschende, wird die Lebensnachrichten der Dichter mit dem Verzeichnis ihrer Werke als besonders erwünschte Zugabe betrachten, zunächst um ihrer Tatsachengehalte willen, mehr noch weil einzelne wie z. B. Hasenclever hier mit oder wider Willen ihr Persönlichkeitsbild ergänzen und berichtigen, wozu auch die vorläufig nur mangelhaft wiedergegebenen, an sich sehr wertvollen Porträts, beitragen. Der kleine Mangel kann um so leichter in Kauf genommen werden, da der Text von Poeschel & Trepte mit bekannter typographischer Meisterschaft hergestellt wurde und das Papier samt dem leinenartigen Einband das Beste darstellt, was heute in Büchern solcher Art geboten werden kann. G. W.

Willhelm Merck, „Heimkehr". Gedichte. *Berlin* und *Leipzig*, *Meyer & Jessen*, 1918.

Fünfzehn Gedichte eines jungen Menschen erscheinen hier vorbildlich schön gedruckt. Das Erleben und Wollen eines Jünglings unserer Tage — ein Schicksal — enthüllt sich: Leid des Jünglings, Melancholie des Krieges, allerlei Liebe, Sehnen, Suchen und Entscheidung, Aufschwung und Heimkehr. Es ist nicht der einzige Vorzug dieses Erstlingsbuches, daß sich der Dichter beschränkt hat, all dies Geschehen in fünfzehn Gedichte zusammenzudrängen. Die Schönheit des Druckbildes schmiegt sich einer gewissen formalen Rundung und Reife dieser Gedichte an; und eine milde Musik erklingt, die im Lärm der jüngsten Dichtung nur selten gehört wird. K. P.

F. Müller-Lyer, Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft. Grundlinien einer Volksphilosophie. 2. Aufl. *München*, *Albert Langen*, 1919. 352 Seiten. Geheftet 7,50 M., gebunden 11,50 M.

Dieser in erneuter Auflage von der Witwe des 1916 verstorbenen Verfassers besorgte Band soll eine „Systematische Soziologie in Überblicken und Einzeldarstellungen" unter dem Gesamttitel „Die Entwicklungsstufen der Menschheit" orientierend einleiten. Hinweise auf Unterabteilungen des Werkes nennen als solche: „Phasen der Kultur", „Die Familie", „Das soziale Element" und — wahrscheinlich abseits von diesen — „Die Zähmung der Nornen". Der Verlockung, auch diese „Entwicklungsstufen" sich hinauf zu bemühen, wird der widerstehen, der diesen Einleitungsband mit tapferer Überwindung seiner anders gerichteten Weltanschauung gewissenhaft gelesen hat; nur wird er nicht umhin können, gegen den Untertitel dieser Einleitung zu protestieren, der „Grundlinien einer Volksphilosophie" ankündigt. Eine Philosophie für das Volk — für *unser* Volk — ohne weiteres gleichzusetzen mit der Utilaritätsphilosophie einer rein materialistischen, vom Comteschen Positivismus abgeleiteten und mit der bekannten Beglückungswürze Bentham-Smithscher Herkunft versüßten Lehre, geht in keiner Weise an. Das ist eine Verleugnung der Geistesgeschichte unseres Volkes. Einer Philosophie für das Volk müßte es unerlaubt sein, alle Metaphysiker als Idioten der Verächtlichkeit preiszugeben. Unbestritten, daß, wie Müller-Lyer meint, der „göttliche Plato" von heutigen Wissenschaften mehr lernen könnte als diese von ihm — aber sehr bestreitbar, daß eine philosophische Erziehung des Volkes gedeihlich oder gar wünschenswert wäre, die die großen Menschheitslehrer des Idealismus als „Rückschrittler" denunziert. „Wer auf Metaphysik verzichtet, verzichtet auf eine Weltanschauung", sagt Karl Joël in seiner Rektoratsrede von 1914. *Max Martersteig.*

Franz Nabl, Der Tag der Erkenntnis. Zwei niederösterreichische Erzählungen. *Berlin, Egon Fleischel & Cie.*

Daß Franz Nabl zu den stärksten Erzählertalenten Österreichs gehört, weiß jeder, der „Ödhof" und „Das Grab des Lebendigen" gelesen hat. Die beiden Novellen des vorliegenden Bandes sind ein neuer Beweis dafür. Bezeichnend für beide ist der starke dramatische Zug, der durch sie geht, die straffe Komposition, die energische Charakterzeichnung. Da ist alles fest, klar, energisch, holzschnittartig, keine verschwimmenden Linien, kein Schwelgen in Farben und Klängen, kein Wort zu viel, aber auch keins zu wenig. In der ersten Erzählung soll ein Landarzt dem Sohne seines Freundes ins Gewissen reden, damit der junge Mann nicht die Dummheit begehe, durch frühzeitige Heirat mit einem armen Mädchen sich die glänzende Künstlerlaufbahn zu versperren, die ihm bevorsteht. Und wie nun dem Arzt während seiner „Predigt" die Tragik seines eigenen Lebens aufgeht und den scheinbar so ruhigen, mit sich und der Welt so ganz zufriedenen Mann zu einem wilden Leidenschaftsausbruch treibt, — das ist mit einer dramatischen Wucht dargestellt, die nicht nur im ersten Augenblick verblüfft und erschüttert, sondern die auch überzeugt, weil man deutlich empfindet, daß hier wirklich Leben gestaltet ist. Und meisterhaft ist auch die weitere Entwicklung — wie der Selbstmord des jungen Mannes, der die Trennung von der Geliebten doch nicht zu tragen vermag, dem Arzt einen neuen „Tag der Erkenntnis" heraufführt, — der Erkenntnis, daß er sich selbst und der treuen Gefährtin seines Lebens unrecht getan hat. Der versöhnende Schluß wirkt als notwendiges Ergebnis der gesamten Entwicklung, als wirkliche Klärung und Läuterung, nicht als Konzession an den „geneigten Leser", der mit ein paar freundlichen Worten und Eindrücken entlassen werden soll. Auch die zweite Novelle „Die Augen" ist sehr eigenartig im Vorwurf und kraftvoll in Aufbau und Führung. Eine Tragödie im engsten kleinbürgerlichen Milieu, jener einst von Schiller verspotteten Misere, der nichts Großes widerfahren kann. Auch hier ein zweifacher „Tag der Erkenntnis": ein Mädchen löst ihr Verhältnis zu ihrem spießbürgerlichen Bräutigam und gibt sich einem anderen Manne, — um dann zu erfahren, daß kein Schicksal wie sie es geglaubt, sondern ein lächerlicher Zufall ihn zu ihr getrieben hat. Der Schluß überraschend, gewaltsam, scheinbar unmotiviert und doch notwendig, dem Geist der ganzen Dichtung, den Charakteren der Handelnden entsprechend.

Arthur Luther.

Nietzsches Werke. Klassiker-Ausgabe. Acht Bände und Ergänzungsband. *Leipzig, Alfred Kröner* (1919). In Halbleinen 72 M.

Für Nietzsche ist die Zeit gekommen, da er, dem Streite der Meinungen entrückt, in die kleine Schar der Ewigen eintritt, die als geistige Führer, als Meister des Wortes ihrem Volke wegweisend und formgebend vorleuchten. Nicht die Wissenschaft hat nun das erste Recht auf seinen Besitz, sondern die Allgemeinheit der nach Bildung im hohen Sinne des Wortes Verlangenden. Und demgemäß gilt es, diesen Unzähligen zu geben, was ihnen frommt: die abgeschlossenen, zur letzten Gestalt gediehenen Werke des Denkers und Dichters ohne die Zugaben nachgelassener, der Forschung nützlicher Aufzeichnungen. Die Klassiker-Ausgabe, von der Schwester Nietzsches und dem Verlag Alfred Kröner mit hingebender Liebe besorgt, erfüllt diese Forderung so vollkommen wie möglich. In gefälliger Gestalt vereinigt sie alle von Nietzsche selbst dem Drucke übergebenen Schriften, beginnend mit der Basler Antrittsvorlesung und abschließend mit dem Ecce homo und den Dionysos-Dithyramben, die zum letzten Male vor dem Zusammenbruch das Licht des Genius erstrahlen ließen. Nachberichte zu jedem Bande geben in gedrängter Kürze Kunde von dem, dessen der Leser zum richtigen Einordnen und zum allgemeinen Verständnis bedarf. Als Ergänzung ist Brahns staunenswerte Rekonstruktion des „Willens zur Macht" beigefügt. Wir haben diese große, von tiefstem Eindringen in Nietzsches Welt zeugende Leistung schon früher ihrem ungewöhnlichen Werte gemäß an dieser Stelle gewürdigt.

G. W.

Waldemar Oehlke, Geschichte der deutschen Literatur. Mit 24 farbigen Einschaltbildern. *Bielefeld* und *Leipzig, Velhagen & Klasing,* 1919. VIII, 441 Seiten.

Vor vierzig Jahren gab der Verlag Velhagen & Klasing dem deutschen Volke die Königsche Literaturgeschichte und mit ihr einen neuen Buchtypus: die mit einer Fülle farbiger und schwarzer Nachbildungen echter Vorlagen geschmückte Geschichtserzählung für die nach Belehrung verlangenden Bürger. Dem schlimmen Texte zum Trotz gewann dieser Band schnell hunderttausend Käufer, wurde allmählich von seinem Erzeuger und dessen Nachfolgern der ärgsten Mängel entkleidet, krankte freilich unheilbar an dem Grundgebrechen unkünstlerischer und unwissenschaftlicher Sehweise. Will nun der altberühmte Verlag das ausgediente Königsche Werk durch ein lebenskräftigeres und zeitgemäßeres ersetzen? Umfang und Charakter der Darstellung legen diese Vermutung nahe. Wenn dem so ist, kann man die Absicht als in der Hauptsache erreicht bezeichnen. Oehlke beherrscht den

Gegenstand ganz anders als alle jene Schulmeister, zu denen König zählte. Nicht nur ist er mit der Forschung wohl vertraut, auch sein Urteil und seine Schreibart sind der Schilderung historischen Werdens, künstlerischer Probleme und bedeutsamer Gestalten gewachsen. Woran es diesem Buch noch fehlt, gleich allen seinesgleichen, das ist der Mut, der, nach Schiller, den Meister des Stils kennzeichnet: der Mut, weise zu verschweigen, was dem Leser unnötig die klare Erkenntnis der großen Linien erschwert. Das Personen-Register am Schlusse füllt 33 große Spalten! Die Vollständigkeit, die Absicht eines Nachschlagebuches läßt sich mit der einer wirklichen historischen Darstellung nur vereinen, indem der Umfang den der großen alten Werke von Gervinus, Koberstein, Kurz erreicht oder, gemäß dem inzwischen so wesentlich vermehrten Stoffe, übertrifft, zumal wenn — was wärmsten Dank verdient — so zahlreiche Proben eingefügt werden wie hier. Was sollen solche Aufzählungen von ein paar Dutzend Dichternamen wie S. 395f., ohne jeden anderen Zusatz als das Geburtsjahr, ohne Gliederung nach Form- oder Stoffwelten? Oder die Reihe der Erzählerinnen, bald nachher: Ricarda Huch (genannt einzig „*Rudolf* (!) Ursleu"), Malwida von Meysenbug, Clara Blüthgen, Ida Boy-Ed, Margarete von Bülow, Marie von Bunsen, Ilse Frapan, Enrika von Handel-Mazzetti, Anselma Heine, Elisabeth von Heyking, Hans von Kahlenberg, Isolde Kurz usw. bis zu Hermine Villinger, nach der Folge des Alphabets gereiht. Auf diese Weise kommen dann im folgenden Absatz Achleitner, Altenberg, Bloem, Benzmann, Enderling an die Spitze der seltsamen Schar, die mit Skowronnek, Telmann, Wassermann, Wolzogen, Hanns von Zobeltitz (warum nicht Fedor?) schließt. Damit ist doch wirklich keinem Menschen gedient. Schade, daß so das vorsichtig angelegte Umrißbild neuester Dichtung mit einem unklaren Farbengemisch übermalt wird. Das trifft auch auf manche frühere Abschnitte zu, wie z. B. die Barockkunst, die Oehlke mit den längst veralteten Begriffen erste und zweite schlesische Schule vergebens zu gliedern sucht und wo die völlig falsche Behauptung zu lesen steht, das 17. Jahrhundert habe in allem nur fortgebildet, nicht gesät. Hier gerade ist die Anordnung ganz wirr und die Einzelangaben entbehren mehrfach der nötigen Genauigkeit. So bleibt der erste Wurf noch in vielem zu bessern; aber als Ganzes mutet diese Literaturgeschichte kräftiger, geschmackvoller an als die Königs. G. W.

Ovid, Der Götter Verwandlungen. Mit Radierungen und Bildern neuerer Meister. Gewählt und textlich gefaßt von E. W. Bredt. (Bilderschatz zur Weltliteratur I.) *München, Hugo Schmidt.* 4,50 M.

Es war ein guter Gedanke, uns durch die Schöpfungen der Kunst den Dichter Ovid wieder näher zu bringen. Daß ein Kenner dieses Gebietes, wie Professor Bredt, der es vom Prunkstück der Galerie an bis zur Skizze voll beherrscht, eine vollendete Auswahl bringen werde, war selbstverständlich. Eine Welt heiterer Schönheit findet jeder in dem Büchlein. Daneben erfreut den Lernbegierigen die Reihe graphischer Techniken, die hier vereinigt sind, den Kenner manche unbekannte Handzeichnung. Für deren vollendet schöne Wiedergabe (namentlich die Kreidezeichnungen wirken wie Originale) gebührt auch dem Verleger unser Dank.

Th. Stettner.

Karl v. Perfall, Wellermanns Ehenot. Roman. *Berlin, Egon Fleischel & Co.*, 1919. 5 Mark.

Die Stoffwahl des Romanschriftstellers gibt den ersten Anhalt zu seiner Beurteilung. Gewiß entscheidet in jeder Kunst die Ausführung, aber es zeugt von Armut der Lebenserkenntnis, wenn immer und immer wieder die herkömmlichen Eheprobleme durchgehechelt werden. Ist das Menschenleben denn so arm geworden, daß eine Ehe zwischen einem gesunden Mann und einer siechen Frau zum soundsovielten Male Gestaltung verdient? Wie üblich tritt auch hier ein junges Mädchen dem Mann in den Weg, und deren Mutter reicht der Kranken das verlangte Gift, um ihrer Tochter die Bahn frei zu machen. Wenn hier ein Problem vorliegt, so ist es die Tat der Mutter. Der Titelträger des Romans, Herr Magistratsrat Dr. Wellermann, läßt kalt, die Gesellschaft, in der er steht, ihr verrottetes Bürgertum ist den Untergang wert. Und was sich an Menschen vorfindet, die nicht zu dieser Gesellschaft gehören, sind ausgewählte brüchige Naturen. Sieht so die Welt aus? Ein bißchen phantastisch-mystisch-spiritistischer Aufputz drückt den Wert des Buches eher nieder, als daß er ihn, wie er wohl sollte, hebt. Mit der Haupthandlung ist diese zweite, an Umfang übrigens gleich, nur durch völlige äußerliche Verknüpfungen widernatürlich zusammengebracht worden. Der „beliebte Verfasser" wird viele Leser finden.

C. N.

Phoebus-Bücher. 25 Bändchen. *München, Phoebus-Verlag.* In Pappband je 2 bis 4 M.

Schnell wächst diese gefällige Bücherreihe an zu einer Sammlung kostbarer Schmuckstücke der deutschen Literatur, die nur den einen Wertmesser des dauernd Genußvollen gelten läßt. So finden sich Bechsteins Märchen in guter Auswahl zusammen mit dem ersten Teil des „Faust", Novellen Hoffmanns, Arnims, Eichendorffs, Kellers und Storms, Idyllen des Malers Müller und Jean Pauls. Auch ein paar Fremdlinge, wie Apulejus und Cervantes, stellen sich ein. Allen gemeinsam ist der gefällige Rahmen, der sorgsame und klare Druck

in Schwabacher Schrift und der reiche Bilderschmuck nach Zeichnungen alter und neuer Meister, wobei freilich für den „Faust" wohl besseres als die Krelingschen „Illustrationen" zu finden gewesen wäre. Als hübsche Gelegenheitsgeschenke stehen diese Phoebus-Bücher in der ersten Linie solcher jetzt so beliebten Sammlungen. A—s.

Otto Rank, Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung. Gesammelte Studien aus den Jahren 1912—1914. (Internationale Psychoanalytische Bibliothek Nr. 4). *Leipzig und Wien, Internationaler Psychoanalytischer Verlag G. m. b. H.* 1919. VIII, 420 Seiten.

Unter den Anhängern Freuds hat Otto Rank am eifrigsten die Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften, namentlich auf die Dichtung und die ihr benachbarten Gebiete, versucht. Sein umfangreiches Werk „Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage" bedeutet den stärksten Vorstoß nach dieser Richtung, freilich einen ziemlich wirkungslosen, da in den sieben Jahren seit dem Erscheinen kaum eine zustimmende Äußerung jenseits des engeren Kreises der Gleichgesinnten zu vernehmen war. Wir fürchten, auch dem neuen stattlichen Bande werde es nicht viel besser ergehen. Allerdings ist ja das Bereich des Mythus an und für sich einer psychoanalytischen Deutung zugänglicher als die im hellen Lichte historisch nachweisbarer Schaffensbedingungen entstandenen Werke der Dichter, aber auch die Mythologen werden sich dagegen sträuben, den Sinn der sagenhaften Überlieferung in der Region der gehemmten Triebbefriedigung und des Traumlebens zu suchen und zu finden. Wohl mag an einzelnen Stellen, z. B. in der Novelle von der Griseldis unterbewußt derartiges mitgesprochen haben, aber wenn die Geschichte der Matrone von Ephesus wegen der als Nebenmotiv erwähnten Verstümmlungen als die Sehnsucht, den Phallus des toten Gatten zu bewahren, gedeutet wird, so zeigt sich die Gefahr der auf einen Punkt eingestellten Phantasie des Forschers, und das geschieht an den meisten Stellen. Immerhin gewähren die gut geschriebenen Aufsätze mannigfache Anregungen und lenken die Aufmerksamkeit zu bisher übersehenen Motiven und Deutungen hin. P—e.

Robinsonaden. Abenteurergeschichten früherer Jahrhunderte aus aller Herren Länder. Eine Serie von 10 Bänden. Bisher erschienen: I. Der deutsche Robinson. II. u. III. Die ostfriesländische Robinsonin. IV. Der kurländische und die venezianische Robinsonin nebst Anhang: Der niedersächsische Robinson. *Max Harrwitz, Berlin-Nikolassee.*

In diesen soeben verzeichneten Bänden haben wir den Versuch zu sehen, das ungeheure Gebiet der robinsonähnlichen Bücher, die zu einem nicht geringen Teile das Lesebedürfnis des deutschen Kleinbürgertums im 18. Jahrhundert und noch darüber hinaus befriedigten und in ihrem Ungeschmack, ihrer Roheit, ihrer oft so unsinnigen Erfindung nun zu einem Beleg für den Ungeschmack ihrer Leser wurden, in einer Auswahl dem Geschmacke des heutigen Publikums näher zu bringen. Ein solcher Versuch ist bereits dreimal gemacht worden, um in jedem Falle, auch wo er von berufenster Hand angestellt wurde, zu scheitern. Zuerst unternahm es der Verfasser der „Grauen Mappe", der vielseitig gebildete, geschmackvolle Schriftsteller J. Chr. L. Haken, jene Literaturgattung in zweckdienlichen, geschickt gemachten, wenn auch reichlich mit eigenen Reflexionen durchsetzten Auszügen zu erneuern (Bibliothek der Robinsone. Berlin 1805—1808. 5 Bde.), brach aber seine Arbeit, offenbar infolge mangelnden Entgegenkommens des Publikums und infolge Ermattung des Verlegers, ab, nachdem er, von dem Urrobinson und einigen Bearbeitungen abgesehen, nicht viel über zwei Dutzend Werke vorgeführt hatte. Auch seine „Bibliothek der Abenteurer", als Fortsetzung jener Sammlung gemeint, brachte es nicht über den ersten Band hinaus, der eine treffliche Bearbeitung der ersten Hälfte eines der wertvollsten Bücher von der Art der „Insel Felsenburg", nämlich von Bachstroms „Inquiranern" enthielt. — Gleich mit dem ersten Bande scheiterten die nächsten beiden Versuche: Prof. K. Hammerdörfers Sammlung der vorzüglichsten Robinsons und Abenteurer (Leipzig 1792), die als erstes und einziges Bändchen eine Bearbeitung des bekannten Sächsischen Robinsons von 1722 brachte („Der neue Sächsische Robinson", neu aufgelegt 1798), und die von dem Vielschreiber Aug. Wilhelmi (= Aug. Wilh. Meyer) angekündigte Sammlung: Robinsonaden, Neu erzählt von Aug. Wilhelmi, deren einziger Band eine Bearbeitung einer fünfzig Jahre vorher erschienenen, sehr tief stehenden Robinsonade: die gesuchte Perlen-Insul oder Reisen William Thownsons enthielt. — Wie man sieht, ist das Verfahren der Erneuerung als Lesestoff, schon in diesen drei Versuchen, ein doppeltes gewesen: bei Haken eine solche in Gestalt von Auszügen, bei den anderen beiden in Gestalt der Wiedergabe der ganzen Werke in bearbeiteter Form. Welches dieser beiden Verfahren man wählen möge, eins wird die conditio sine qua non sein müssen, was der Herausgeber zu erfüllen hat: eine vollständige Kenntnis jenes Gebietes, auf Grund deren erst eine gelungene, zweckdienliche Auswahl wird erfolgen können. Prüfen wir von diesem Gesichtspunkte das neue Unternehmen, so muß die Wahl der bis jetzt erschienenen Bände als völlig verfehlt und für die Folge wenig verheißungsvoll bezeichnet werden und der Herausgeber seiner Aufgabe als nicht gewachsen. Der Inhalt der Bände ist derart,



daß er einen leidlich geschmackvollen Leser von heute von weiterem abschrecken muß. Der *Deutsche Robinson* ist ein geradezu unsinniges Produkt einer unsauberen Phantasie, nicht etwa einfach erotisch, sondern in gewissen Partien auch unflätig, er ist eins von den Büchern, die man, wie Hubert Roetteken mit Recht sagt (Zeitschrift f. vergl. Literaturgeschichte IX, 19), „nicht lesen kann ohne beständige starke Versuchung, sie an die Wand zu werfen." — In der *ostfriesländischen Robinsonin* erhalten wir eine durch keinen einzigen Zug hervorragende Liebes- und Verführungsgeschichte und erst ganz zuletzt den Versuch der Verwendung des Robinsonmotivs, ein Versuch, der aber in Unwahrscheinlichkeiten und Unsinn der ärgsten Art scheitert. — Auch das dritte hier reproduzierte Werk: *Der curländische Robinson und die venetianische Robinsonin* (man beachte das Deutsch in der obigen Titelaufzählung!) steht auf einer überaus tiefen Stufe innerhalb der Robinsongattung. Um seinen Stoff schmackhaft zu machen, läßt der Verfasser beispielsweise die Magd seines Helden durch einen Meermann entführen. Der anhangsweise wiederabgedruckte „*Niedersächsische Robinson*" endlich ist überhaupt keine Robinsonade im strengen Wortsinne, wie ich den Begriff der Gattung formuliert habe, sondern nur der schlichte Bericht von einem in Sklaverei geratenen Mitgliede einer bekannten Familie Niedersachsens und seiner Wiederbefreiung daraus. Woher nun, so fragen wir, diese so gänzlich verunglückte, kritiklose Auswahl? Zweifellos infolge einer mangelhaftesten Kenntnis des Gebietes, die vielleicht auf Robinsonaden der Berliner Bibliothek sich beschränkte. Ohne viel Überlegen könnte ich ein Dutzend Produkte nennen, die des Nachdrucks würdiger waren. Der der Ankündigung des Verlegers beigegebene Waschzettel, unterzeichnet von einem sicheren C. S., rühmt unsern Produkten Geist und Phantasie, Ernst und Humor zugleich nach. Das kann nur die größte Unkenntnis des Gegenstandes behaupten. Obwohl seit Jahrzehnten mit diesem bekannt, habe ich in jenen Erzeugnissen weder Geist noch Humor angetroffen, Phantasie nur als unsinnigste Phantastik, und von Ernst niemals so viel, als aus der jedesmaligen Situation zu schöpfen gewesen wäre. Und woher diese nur negativen Eigenschaften? Weil die ganze Gattung von vornherein das Stigma der Nachahmung trägt. Aber gleichviel. Diese Produkte haben nun einmal ihre Rolle in der Bildungsgeschichte des deutschen Volkes gespielt, und daher muß auf das Studium dieser Kulturdokumente doch eine größere Gewissenhaftigkeit verwendet werden als in der Publikation obiger Bände zutage tritt.

Hermann Ullrich.

Felix Salten, Die Dame im Spiegel. *Berlin, Ullstein & Co.*, 1920. 4°. 151 Seiten mit Bildern. Buchschmuck und Einband nach Zeichnungen von Gräfin Christine von Kalckreuth. In Halbpergament 50 Mark.

Salten ist heute wohl der Autor, der am vollkommensten das Wiener Feuilleton in der Reinkultur züchtet. Auf einem Nährboden von „Hamur" sprossen kleine, anmutige Geschöpfe hervor, so leicht und luftig, daß man sie nicht ernsthaft anfassen darf: allbekannte Typen, immer wiederkehrende Situationen. Jedermann in Wien kennt sie, aber jeder sieht sie gern so wie hier im literarischen Bereich als künstliche Pflänzlein wachsen. Eine Reihe solcher zierlicher Federerzeugnisse Saltens hat der Verlag Ullstein & Co. mit einem Aufwand gedruckt, der hier etwas fehl am Ort scheint. Großes Quartformat, prächtiges starkes Papier, guter Druck, sorgsamst wiedergegebene Einschaltbilder (die geätzten Vignetten sind nicht gelungen), reich dekorierter Halbpergamentband in Kassette — alles erregt Erwartungen, die der Gehalt nicht voll erfüllen kann. Aber die Absicht, ein stattliches und leicht genießbares Geschenkwerk für elegante Frauen zu schaffen, ist erfüllt worden, und die Kritik darf in Anbetracht dieses Zweckes ihre Waffen senken. P—e.

Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut. Herausgegeben von Heinrich Meisner. Mit zwei Jugendbildnissen Schleiermachers. *Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G.* (1919). 414 S. Geb. 14 M.

Die Jugendgeschichte Schleiermachers zählt zu den Schauspielen, die dem Beobachter des Seelenlebens die reizvollsten sind. Ungewöhnliche ethische und gefühlsmäßige Naturkraft ringt sich durch die enge Schale des Herrnhutertums zu eigenem Denken durch und befreites Gefühl neigt der schwärmerischen Frauenverehrung zu. In Landsberg wird die Gattin des späteren Bürgermeisters Benecke, in Schlobitten die junge Gräfin Friederike Dohna und ihre Schwester Karoline der Gegenstand seiner Neigung und sie alle beerbt in Berlin Henriette Herz, die tragische Muse. Sie weiß das Feuer zur sanften, aushaltenden Glut einer Seelenfreundschaft hinabzudämpfen, in der gleichen Zeit, da Schleiermacher sich in seinem „Katechismus der Vernunft für edle Frauen" zu dem schrankenlosen Subjektivismus Friedrich Schlegels bekennt und in den „Vertrauten Briefen" für dessen widerwärtige „Lucinde" einzutreten wagt. Gerichtet sind diese Briefe an Eleonore Grunow, die an einen ihrer unwürdigen Mann gefesselt in Schleiermacher mit dem Mitleid zugleich den Wunsch erregt, sie zu gewinnen. Dazu kann Eleonore sich nicht entschließen, er geht nach Stolp und vertieft sich in die Dialoge Platos und die Kritik der Sittenlehre, dann nach Halle, geläutert in seinen Anschauungen



von Liebe und Ehe. Jetzt wirkt er als Berater, als väterlicher Freund in der Ehe, die sein junger Freund Ehrenfried von Willich mit Henriette von Mühlenfels im September 1804 geschlossen hat. Als Willich mit dreißig Jahren im September 1807 am Typhus gestorben ist, bewahrt Schleiermacher der Neunzehnjährigen, ihrer Tochter und ihrem nachgeborenen Sohne seine Zuneigung und verlobt sich mit ihr im Sommer 1808. Von dieser Zeit an bis zur Vermählung am 18. Mai 1809 sind die 114 Briefe gewechselt worden, die den größten Teil des schönen, von dem Berliner Bibliothekdirektor Meisner herausgegebenen Bandes füllen. Man darf ihm ohne Wagnis das beste Schicksal voraussagen. Denn diese Briefe werden immer neue Leser gewinnen: durch die einfache Schönheit, die Seelentiefe und die Herzenswärme ihres Inhalts, durch den edlen Zweiklang der Sprache, durch die geistige Kultur der Zeit ihrer Niederschrift. Wir können uns freuen, sie nun in reinerer Gestalt und vollständiger zu besitzen als bisher in Diltheys „Aus Schleiermachers Leben". Der Dank, der dem Herausgeber dafür gebührt, wird vermehrt durch die Enthaltsamkeit seiner Beigaben: einer knappen Einleitung und eines sehr sorgsamen Registers. Solch ein Buch ohne Anmerkungen zu genießen, gewährt besonderes Vergnügen, auch durch den schönen, klaren Druck auf gutem Papier.

G. W.

Erich K. Schmidt, Die Tänzerin. Roman. *Berlin, Oesterheld & Co. Verlag.*

Aus der Nachahmung von Rilkes „Kornet" und dem Einfluß, den die Technik des Films auf die Literatur ausübt, ist eine neue epische Methode, um nicht zu sagen ein neuer epischer Stil, entstanden, die die Geschehnisse in kurze Szenen und Szenchen auflöst, der Lyrik und Zustandsmalerei einen größeren Spielraum gewährt und doch mit der Nervosität dieser Bilderfolge ein rasches Tempo erzielt. Erich K. Schmidt, der Schickele, Klabund u. a. auf diesem Wege folgt, handhabt diese neue Art mit einer Virtuosität, die für einen Erstling erstaunenswert ist. Er läßt die Lebensgeschichte einer Tänzerin abrollen bis zu dem Punkte, wo sie, über den Eros und die Verlockung einer großen Zweisamkeit hinwegschreitend, beginnt, ihr Leben und Erleben nur als Mittel zum Zwecke ihrer Kunst zu beziehen, und dem Idole des Weltruhms zurast. Schmidt gelingt es, mit arbeitsam durchgefeiltem Vokabular auf über zweihundert Seiten die Enge der Tanzkunst, die sich in der wortkünstlerischen Nachformung noch deutlicher bemerkbar machen könnte, vergessen zu lassen und in einer scharf formulierenden, in ihrer knappen Prägung oft entzückend tänzerischen Sprache, ohne dem üblen expressionistischen Jargon zu verfallen, sein Sujet durchzugestalten. Da dieses artistische Können sich mit einer tiefen menschlichen Sehnsucht nach Schönheit und Rhythmusrausch verbindet, so darf man diesem jungen Epiker Glück wünschen und weiteres Interesse zusagen.

O. E. H.

Arthur Schopenhauer, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe nebst dem handschriftlichen Nachlaß und den gesammelten Briefen, herausgegeben von Otto Weiß. Erster und zweiter Band: Die Welt als Wille und Vorstellung. Mit einem Bildnis und Nachbildungen aus dem Handexemplar der ersten Auflage. *Leipzig, Hesse & Becker*, 1919. XXXII, 1035 und 1031 Seiten.

Keine der vorhandenen Schopenhauer-Ausgaben genügt den Ansprüchen der Wissenschaft und der ernsthaften Freunde des großen Denkers und Schriftstellers. Die Frauenstädts und Grisebachs lassen in der Wiedergabe des Wortlauts zu wünschen übrig, die noch unvollendete des vor kurzem verstorbenen Deussen will nichts anderes geben als den letztwilligen gedruckten Text. Dem gegenüber stützt Weiß sich auf das gesamte gedruckte und handschriftliche Material und nutzt es aufs vollkommenste aus. In einem Apparat von großem Umfang gibt er alle Lesarten der Originalausgaben, alle Eintragungen Schopenhauers in seine Handexemplare, alle Vorarbeiten und sonstigen auf die Werke bezüglichen Aufzeichnungen. Ein sinnreiches System von Schriftgattungen, Zeichen und Randstrichen erleichtert die Benutzung dieser mannigfachen Zusätze, weit besser als z. B. in der Weimarer Goethe-Ausgabe, und bietet die wertvollsten Hilfsmittel zum Verständnis der „Welt als Wille und Vorstellung". Denn Schopenhauers Varianten und Zusätze geben vielfach den besten Kommentar und man kann an ihrer Hand leichter in sein Denken, das Werden seines Hauptwerks eindringen. Die Ausstattung ist des kostbaren Inhalts würdig. Die Klassiker-Ausgaben des Verlags Hesse & Becker, aus bescheidenen Anfängen hervorgegangen, erreichen mit diesem neuen Schopenhauer jenen höchsten Gipfel, auf dem sonst nur die aus öffentlichen Mitteln ermöglichten Ausgaben der großen Akademien zu finden sind. Als Beweis ungebrochener deutscher Kraft, als edelste Gabe zur Jahrhundertfeier des Hauptwerkes Schopenhauers darf diese Leistung mit stolzer Freude begrüßt werden.

G. W.

Paul Schreckenbach, Wildefüer. Roman aus Alt-Hildesheim. 1. bis 15. Tausend. *Leipzig, L. Staackmann*, 1919.

Der Kampf eines Mannes auf verlorenem Posten, das tragische Ende eines geborenen Herrschers sind der Gegenstand dieses Romans. Wildefüer, der Bürgermeister von Hildesheim, ringt vergebens

gegen den Ansturm des neuen protestantischen Glaubens und die Gewalt der aufkommenden unteren Stände. Das alte Thema in neuer Weise. Nichts finden wir von dem kulturhistorischen Klingklang der Romane aus der Zeit der Butzenscheibenerneuerung, sondern lebendige Menschen voll innerer Folgerichtigkeit verkörpern den Geist der Zeit. Schlicht und einfach ist die Sprache, aber eindringlich und packend. Die Erzählung reich bewegt und von glücklicher Erfindung. Die Freude am Ausgestalten der Charaktere läßt den Verfasser auf beiden Seiten, den Altgläubigen und den Lutherischen, echte Menschen schaffen, die uns in gleicher Weise fesseln, auch die Schatten sind gerecht verteilt, so daß wir mit unserer Anteilnahme auf beiden Seiten stehen und unvermerkt auf die Höhe reiner Betrachtung geführt werden. Die Stadt Hildesheim kann sich zu diesem Werke beglückwünschen, und keinem wird es verlorene Stunden bedeuten. C. Sandtrock hat Zeichnungen beigesteuert, die nicht Illustrationen zur Erzählung, sondern örtliche Ansichten bieten.

H. M.

Martin Spahn, Elsaß-Lothringen. *Berlin, Ullstein & Cie.*

Das ausgezeichnete Buch des ehemaligen Straßburger Professors wird hoffentlich recht viele Leser finden. Jetzt, wo Elsaß-Lothringen uns verloren gegangen ist, ist das Interesse für das Reichsland ja wieder sehr stark geworden. Wäre es lieber vor dem Kriege so gewesen! Denn das Beschämendste und Traurigste an der jüngsten (ich sage absichtlich nicht: letzten) Lösung des Elsaß-Lothringischen Problems ist doch, daß nicht nur Waffengewalt uns das Land raubte, sondern daß die Bevölkerung selbst — wenigstens zum großen Teil — diesen Raub als Befreiung begrüßte. Und es geht nicht an, alle Schuld auf die geschickte französische Propaganda und die ungeschickte deutsche Politik zu schieben. Das deutsche Volk in seiner Gesamtheit ließ die deutschen Beamten und Offiziere wirtschaften und die Franzosen agitieren und zeigte nicht das geringste Interesse für das Elsaß. „Lorenz und Scherers kurze Erzählung der elsässischen Geschichte war nach 1872 noch einmal 1886 in neuer Auflage hinausgegangen. Von da an bedurfte es keiner mehr. Aber auch kein anderes Bueh ersetzte sie. Während die Franzosen Werk auf Werk, insbesondere zur Geschichte des Landes und seiner Bewohner seit 1870, auf den Markt hinauswarfen, blieb Deutschland stumm. Gegenüber der stolzen und prächtigen Reihe von Zeitschriften, die sich der Aufgabe widmeten, in Bild und Wort die Kultur des Landes als ein für allemal Frankreich verfallen darzustellen, wirkten die bescheidenen Hefte, womit die „Elsaß-Lothringische Vereinigung" der deutschen Sache zu dienen unternahm, wie Mauerblümchen. Niemals hätte die Nation und ihre Regierung dulden dürfen, daß neben dem Aufwand auf der einen Seite soviel Dürftigkeit auf der anderen sichtbar wurde. Aber daß sie es duldeten, daß das Kulturleben des großen Vaterlandes, von wenigen Männern abgesehen, nach der völkischen Vergangenheit des Elsaß wie nach seinen gegenwärtigen Beklemmungen in all den Jahren nicht fragte, in denen sich die Bevölkerung dort zur innerlichen Heimkehr nach Deutschland anschickte und dann von dem französischen Gegenstoß getroffen wurde, bezeichnet das Maß des Anteils, den die Nation nicht nur in dieser einen Hinsicht, sondern in jedem Belange an Elsaß-Lothringen nahm . . ."

Dieses Zitat charakterisiert Geist und Stimmung, aus denen das Buch hervorgegangen ist und von denen vor allem die Schlußkapitel durchdrungen sind. Dennoch ist es keine Streitschrift, sondern das klar und objektiv geschriebene Werk eines Historikers, der in zehn Kapiteln einen Überblick über die Geschichte des Landes vom frühen Mittelalter bis 1870 gibt, in drei Kapiteln — betitelt: „Der Widerstand", „Edwin von Manteuffel", „Die Eingewöhnung ins Reich" — die „deutsche Episode" behandelt, und uns im Schlußkapitel „In den Weltkrieg hinein" führt. Hervorgehoben wird immer wieder der kulturelle Zusammenhang des Elsaß mit Oberdeutschland einerseits, und die wirtschaftlichen Beziehungen Lothringens zu den Rheinlanden andrerseits. Wären diese Zusammenhänge von einer einsichtigen deutschen nicht nur Wirtschafts-, sondern auch Kulturpolitik gebührend ausgenutzt worden, so hätte sich die Lösung jetzt vielleicht weniger leicht vollzogen. Die Zusammenhänge bestehen aber nach wie vor und es ist zu befürchten, daß Frankreich, durch die langjährige Besetzung vor allem des Saargebiets, sie nun in seinem Interesse zum Schaden Deutschlands ausnutzt. Daß trotzdem aber ein Schicksal wie das Elsaß-Lothringens sich nicht in einem einzigen Kriege erfüllt, betont Spahn in seiner Schlußbetrachtung sehr energisch. „Es wird von ihm beeinflußt, nicht entschieden." Jetzt, „da das tägliche Zusammensein mit den alten Volksgenossen schon wieder hinter den Elsässern und Lothringern liegt und sein Druck nicht mehr auf ihnen lastet, wird ihnen dämmern, daß sie eben doch wieder von 1871 bis 1918 daheim waren und daß sie dort alle die Lebensfrische und Tatkraft von neuem durchströmt hat, die im Völkerleben einzig das angestammte Volkstum seinen Verzweigungen mitteilen kann".

Arthur Luther.

Ulrich Steindorff, Wundrams Auferstehung. Vier Akte. *München, Musarion-Verlag* (1920).

Man muß wissen, daß dieses Stück im Winter 1916 geschrieben ist, wie vor dem Verzeichnis der



„Handelnden" zu lesen steht. Denn heute ist es schon Vergangenheit, nach Gedanken und Form. Der Ministersohn, der zum Arbeiterführer wird, von den Seinen verraten ins Zuchthaus kommt und dort bleiben will, um nicht in die Gesellschaft zurückzukehren — solche Leute findet man jetzt auch an den Schreib- und Kaffeehaustischen nicht mehr, weil sie nun in dem Wirken für Spartacus ein ebenso weites wie nützliches Tätigkeitsfeld gefunden haben. Dramen, die eine gegen das Bestehende gewandte Gesinnung verkünden, die das große malheur d'être homme herausschreien, haben wir nun zur Genüge genossen und Pseudochristusse in Arbeitsbluse und Sträflingsjacke gehören wirklich zum alten Eisen. Indessen hat Wundram mit seinem Jesusgesicht wenigstens eine Physiognomie, während alle anderen, weniger Handelnden als Sprechenden mit dem ausdruckslosen Antlitz und den prophetenhaften Reden nur als „Menschen um Wundram" erscheinen. Jugendliche Begeisterung, Fehler aller niedrigen Berechnung auf Publikuminstinkte, Streben zu hohen Zielen lassen das Stück um des Autors willen, der sich in ihm so sympathisch offenbart, liebenswert erscheinen. G. W.

J. J. Tikkanen, Madonnabildens historia och den kristna Konstuppfattningen. Med 164 illustrationer. *Stockholm, C. E. Fritzes bökförlags aktiebolag.*

Den Gegenstand dieses neuen Buches des gediegenen finnisch-schwedischen Kunstforschers bildet ein in neuerer Zeit gern behandeltes Problem: das Wesen der mittalalterlichen Kunst; auch die den Band abschließende Studie über „Donatello als christlicher Künstler" — übrigens die mindest bedeutende des Bandes — ist insofern nach seinem Hauptthema orientiert, als darin die mittelalterlichen Nachwirkungen in Donatellos Werk und die Gegenwirkungen des naturalistischen Kunstgefühls und der neuen Kunstgesinnung der Renaissance behandelt werden. Die beiden anderen Arbeiten aber fallen ganz ins Mittelalter und haben die Aufgabe, die Stillehre seiner durchaus eigentümlichen Kunst und die Grammatik ihrer Formen zu ergründen und klarzustellen. Den Kern des Buches bildet so die umfassende Abhandlung über den „allgemeinen Charakter und die bezeichnenden Eigentümlichkeiten der mittelalterlichen Kunst", während die Studie über die „Geschichte des Madonnenbildes" einen spezielleren Charakter trägt und die Entwicklung der Typen des Madonnenbildes von der byzantinischen Zeit bis etwa zum 14. Jahrhundert schildert.

Doch schränkt der Verfasser nirgends seine Untersuchung auf unerschütterlich festgesetzte Zeitgrenzen ein, sondern er zieht Analogieen und Seitenstücke aus den verschiedensten Epochen und Künsten heran, vor allem natürlich aus der Antike, aber auch aus der Kunst Ägyptens und Ostasiens, der primitiven Völker usw.; er verwertet ferner die Ergebnisse der Forschung über die Kunst des Kindes, und auf diese Weise gelingt es ihm, dem Leser mit besonderem Nachdrucke einzuprägen, daß die Anschauungs- und Darstellungsformen des christlichen Mittelalters keineswegs vereinzelte Erscheinungen in der Kunstgeschichte bilden, sondern daß sie einer in Zeit und Raum weit verbreiteten Kategorie der Auffassung und Wiedergabe der sinnlichen Welt angehören, der wir freilich durch eine Revolution unserer Anschauungsform entfremdet worden sind.

Der Sieg des Raumgefühls seit der Renaissance und die Ablösung des künstlerischen Gestaltungsvorganges vom Inhaltswerte des Kunstwerkes sind die beiden Hauptmomente, die diese Revolution herbeigeführt und beherrscht haben. Ungemein lehrreich aber weist Tikkanen immer wieder darauf hin, daß Elemente der mittelalterlichen Auffassung auch nach deren Absterben noch jahrhundertelang nachgewirkt haben, daß solche bei Raffael, Rubens, Rembrandt nachweisbar sind, ja daß selbst die moderne Kunst sich ihrer bedient, wie denn z. B. Albert Edelfelt in seinen Illustrationen zu Runebergs Gedichten richtige „Wortillustrationen" nach mittelalterlicher Art zur Anwendung gebracht hat. Und dabei hat Tikkanen noch nicht die Kunst des Expressionisten herangezogen, die ihre Kunstmittel vielfach aus dem Mittelalter bezogen hat und durch Berufung darauf zu legitimieren sucht.

Gerade durch die neueste Entwicklung der Kunst gewinnt Tikkanens Buch ein ganz eigenes Gegenwartsinteresse. Doch muß man diese Bemerkung nicht etwa dahin mißverstehen, als ob der nordische Forscher ein „aktuelles Buch" geschrieben hätte oder hätte schreiben wollen. Vielmehr finden wir uns auf festem wissenschaftlichen Boden: ausgebreitete Denkmalskenntnis, geschulte Stilkritik und besonnener Tatsachensinn bestimmen die Darstellung, die, allem Feuilletonismus fern, die Fülle des Stoffes in klarer schlichter Form ausbreitet.

Indessen vermeidet Tikkanen selbst nicht einen gelegentlichen Hinweis darauf, daß die Ergebnisse seiner Forschungen für die Kritik gewisser moderner Kunsttheorien von Belang sind, und es geschieht seinem tüchtigen Buche kein Unrecht oder Schaden, wenn an einer Stelle, die nicht fachlichen Studien gewidmet ist, dieser Gesichtspunkt in den Vordergrund gestellt wird.

Die Hochschätzung, die die mittelalterliche Kunst jetzt wieder genießt, entspringt nicht, wie in den Tagen der Romantik, poetischem Gefühle und religiöser Stimmung, sondern vielmehr vertieftem Verständnisse ihres Stilcharakters und ihrer Formgesetze; wie denn an dieser erneuten Hochschätzung auch die Künstler teilnehmen, ja vielleicht die Führung dabei haben. Nun ist aber die



Kunst des Mittelalters durchaus eine literarische Kunst. Als nach der Krise des Bilderstreites die Kunst endgültig von der Kirche rezipiert wurde, geschah es mit der Formel und auf den Beding, daß sie als eine Schrift für die Illiteraten zu gelten und zu dienen habe. „Quod legentibus scriptura, hoc idiotis praestat pictura cernentibus", erklärte Gregor I, (epist. XI, 13), ein Gedanke, der nach v. Dobschütz auf Porphyrius zurückgeht, übrigens aber wohl schon in der alten Auffassung der Antike von der Malerei als „stummer Poesie" Wurzeln hat. Diese Formulierung des Berufes der Kunst ist von der mittelalterlichen Kirche durchweg festgehalten und z. B. von der Synode von Arras 1025 gegen die Einwände der Bilderfeinde geltend gemacht worden; auch der hl. Bernhard von Clairvaux, dessen mönchisch-asketischem Empfinden die Kunstpracht der Kirchen zuwider war und der den Bischöfen vorwarf, sie erweckten die Andacht der Menge durch weltliche Zierden, weil sie es durch geistliche nicht vermöchten, gab doch im Sinne jener Formel zu, sie hätten freilich mit den Weisen und den Unweisen zu rechnen (Apol. ad Guillelm. abb., c. 12).

Damit war als Hauptaufgabe der Kunst, vor allem der Malerei, die unbedingte Zuverlässigkeit und Deutlichkeit in der Erzählung der heiligen Begebenheiten gesetzt; die Bilder mußten gelesen werden können; den Inhalt bestimmte — mindestens bis ins 13. Jahrhundert — allein die von der Geistlichkeit gehütete und gehandhabte kirchliche Tradition mit diktatorischer Gewalt. Freiheit blieb den Künstlern nur im Kolorit, in der Dekoration, dann aber vor allem freilich auch in der eigentlich formalen Bewältigung und Gestaltung der künstlerischen Probleme, die der Kirche nicht erreichbar war, übrigens auch kein wesentliches Interesse für sie hatte.

In der Ausübung dieser Aufgabe ging die Malerei häufig geradezu bis zu einer Bilderschrift, die nur den Eingeweihten verständlich sein konnte; immer aber war sie Ideographie, und mit Recht bemerkt Tikkanen (S. 57), daß die alte Kunst das Meiste und Beste ihres kulturellen Einflusses eingebüßt hätte, hätten ihre Meister der modernen Theorie von der künstlerischen Bedeutungslosigkeit des Inhaltes gehuldigt.

Es ist nun interessant, daß der „Inhalt" des Kunstwerks, nachdem er von der modernen Künstler-Ästhetik lange auf das schärfste als ein kunstfremdes, ja kunstwidriges Element abgelehnt worden war, neuerdings von Wortführern des Expressionismus, z. B. von Hausenstein, wieder in seiner Bedeutung für das Schaffen des Künstlers anerkannt wird, und dem entspricht in der künstlerischen Praxis die Erscheiunng, daß die expressionistische Malerei starke Anlehnung an den religiösen Motivenkreis sucht. Allein es bleibt der grundsätzliche Unterschied, daß die mittelalterliche Kunst sich auf ein unerschütterliches Gemeinschaftsgefühl stützen konnte, insofern die Religion allgemeinster Besitz und zugleich das Sammelbecken aller Kenntnisse, Erfahrungen und Überzeugungen war.

Der moderne radikale Subjektivismus sucht nach einem objektiven Halte, um sich irgend eine Fühlung mit dem Leben und eine Wirkungsmöglichkeit zu bewahren, allein er kann auf diesem Wege nicht die mangelnden Voraussetzungen eines allgemeinen sicheren Kulturgefühles ersetzen. Und wenn extreme Expressionisten selbst den Rebus wieder in die Malerei eingeführt haben, so übersehen sie, daß die Bilderschrift des Mittelalters eben eine wirkliche, lesbare Schrift war, während die ihrige willkürliche Laune oder Konstruktion eines einzelnen bleibt.

Sind Tikkanens Studien in dieser Beziehung lehrreich, so gilt das gleiche auch von seiner Darstellung der Formenlehre der mittelalterlichen Malerei. Es erweist sich, daß eine Reihe von Prinzipien, wie die Frontalität in der Darstellung der menschlichen Gestalt, der Parallelismus und die Symmetrie in der Anordnung der Bildfiguren, die Typik in der Charakteristik, von religiösen Bedingungen und Vorstellungen abhängig oder doch beeinflußt war. So wurden z. B. die heiligen Gestalten frontal gestellt, weil sie zur Anbetung bestimmt waren und sich daher den Gläubigen voll zuwenden mußten.

Unabhängig von religiösen Beziehungen ist dagegen die Flächenvorstellung des Mittelalters, die sie mit der Kunst anderer Zeiten und Völker teilt, und hieraus haben die modernen Künstler ihre Anregungen für die monumentale und die dekorative Malerei schöpfen können. Wenn sie sich indes geneigt zeigen, der mittelalterlichen Kunst bis in die oft höchst merkwürdigen Konsequenzen des Flächenprinzips zu folgen, so ist zu erinnern, daß die einmal bereicherte und erweiterte Vorstellungsform sich nicht wieder künstlich auf primitivere Formen zurückschrauben läßt. Denn was diese annehmbar und wirksam macht, ist gerade ihre völlige Naivetät, d. h. die Übereinstimmung zwischen der Vorstellungsform und dem Vorstellungsinhalte.

An der Geschichte des Madonnenbildes zeigt Tikkanen, wie die mittelalterliche Kunst an einigen wenigen, zum Teil noch bis in die Antike zurückreichenden Typen festhielt und diesen durch immer erneute geistige, seelische und formale Durcharbeitung die Möglichkeit abgewann, ihr Gefühlsleben daran zum Ausdrucke zu bringen. Dies Verfahren brachte in die Kunst des Mittelalters — in Übereinstimmung mit der Antike — jene großartige Beharrungskraft, durch die ein ungeheures Kunstvermögen angesammelt wurde. Ihr war es zu verdanken, daß auch der bescheidenste Künstler seine Fähigkeiten fruchtbar entfalten konnte,

während der moderne Subjektivismus von einem furchtbaren Raubbau an individueller Kunstkraft begleitet ist. Im Mittelalter fand der Künstler einen so reichen Vorrat an gestalteten Typen und gesicherten Ausdrucksformen vor, daß er damit Tüchtiges leisten konnte, auch wenn es ihm nicht gegeben war, das Überlieferte zu erneuern oder weiter zu entwickeln. Noch bis tief ins Barock hinein reichen die Einwirkungen der mittelalterlichen Erbschaft, und sie haben dazu beigetragen, dieser kühn umstürzenden Kunst das heilsame Gegengewicht eines besonnenen Konservativismus zu sichern.

Wenn Lagarde einmal ausgeführt hat, Liberalismus sei im Grunde nur in Beziehung auf Konservativismus zu denken, so gilt für die Kunst, daß alle Erneuerung darin sich zuletzt nur dann als wahrhaft und dauernd produktiv bewährt, wenn sie die eigentliche Substanz der Überlieferung wahrt und mit neuer Form und neuem Geiste durchdringt.

Tikkanens wertvolles Buch ist eine rein historische Untersuchung, allein echte Geschichte ist zugleich stets Selbstbesinnung, und daß Tikkanens Studien dazu anregen und anleiten, das zeugt für die eindringende Tiefe seiner Methode.

Albert Dresdner.

Kleine Mitteilungen.

Bitte.

Nachdem die Brentano-Ausgabe aus dem Verlage Georg Müller in den Propyläen-Verlag, G. m. b. H., Berlin, übergegangen ist, soll ihr Weitererscheinen tatkräftig gefördert werden. Verlag und Herausgeber richten an alle Besitzer von Handschriften Clemens Brentanos die ergebene Bitte, die Originale im Wertbrief an den Hauptherausgeber, *Heinz Amelung in Essen, Herbertstraße 13*, zu senden. Schnelle und sorgsame Rücksendung wird zugesichert. Auslagen werden gern erstattet. Auch sonstige, für die Ausgabe wichtige Mitteilungen, namentlich Nachweise über öffentliche und private Bibliotheken, Archive und Handschriftensammlungen, in denen sich Brentano-Autographen befinden, werden mit Dank entgegengenommen.

Eine Krise auf dem dänischen Büchermarkt. Seit jeher zeichnete sich das kleine Dänemark durch eine verhältnismäßig große Bücherproduktion aus. Aber auch der dänische Buchhandel hat jetzt unter der außerordentlichen Verteuerung der Druckkosten sehr zu leiden, namentlich nachdem auch die Drucker- und Setzerlöhne neuerdings wieder von 25 bis 40% erhöht wurden. In einer der letzten Nummern von Dansk Boghandlertidende bringt Verlagsbuchhändler J. L. Lybecker einen interessanten, wenn auch sehr pessimistischen Artikel, der einen Überblick gibt über die Konsequenzen, die die Preiserhöhung für den Buchhandel mit sich bringt.

„Es ist noch nicht so lange her, seit man in Dänemark begann, Bücher zu billigeren Preisen zu verkaufen. Man hatte die Augen für die Verkaufsmöglichkeiten geöffnet, die sich in den breiteren Schichten eröffnen, wenn Volks- und wohlfeile Ausgaben, die in großer Auflage gedruckt wurden, zu kleinen Preisen angeboten werden. Hier war nicht nur ein Geschäft zu machen, sondern gleichzeitig eine Kulturaufgabe zu lösen. Die Verhältnisse entwickelten sich indessen in entgegengesetzter Richtung. Jetzt wird hier viel gedruckt, und die Kriegsjahre haben noch eine Steigerung der Bücherproduktion gebracht. Aber, was ist das für Literatur? Bibliophilenausgaben, zum Teil berechnet für die vielen, leicht erworbenen Vermögen, Kriegsliteratur, sowohl sachliche wie in Romanform und endlich billige Tages- und Unterhaltungsbücher von der Art, wie sie den Tagesinteressen dienen, literarisch und kaufmännisch. Das Betrübende bei der Revolution in der Bücherherstellung, die kaum ausbleiben wird und in ihren beginnenden Wirkungen sich vermutlich schon auf dem Herbstmarkt zeigen wird, ist, daß sie im wesentlichen auch auf die gute Literatur übergreifen wird. Die großen Schriftsteller halten sich noch und ihre Verleger finden noch Auswege zur Herstellung ihrer Bücher und die Tagesliteratur, Unterhaltungsbücher, die in tausenden von Exemplaren gedruckt werden können, heute gelesen und morgen zur Seite geworfen werden, wird teilweise mitgezogen. Aber alle Zwischenliteratur (eine interessante Bezeichnung) und alle die jungen Schriftsteller, die, wenngleich talentvoll und versprechend, noch nicht beim großen Publikum bekannt sind, wie sollen deren Bücher künftig die Unkosten einbringen, die das Drei- oder Vierfache der früheren betragen? Die Verfasser erheben die Forderung nach höherem Honorar. Streng genommen, ist dagegen wohl nichts zu sagen. Aber Tatsache ist, daß sie weniger als früher bekommen werden. Gerade in bezug auf Literatur wird man sich einschränken. Die ideellen Rücksichten werden in den Hintergrund treten. Es kann dahin kommen, daß wir eine Literatur-Aristokratie und ein Literatur-Proletariat haben werden, während der Literatur-Mittelstand verschwindet. Mit anderen Worten: Die bedeutende Literatur wird leben und der Jux wird florieren." —

Jetzt ist die Frage nur die: Wer sind die bedeutenden Verfasser und wer das Proletariat? Sind es die jungen, die bedeutend sind, weil sie die



Jugend sind, oder sind es die Proletarier, weil sie nicht gekauft werden? Oder wie man in der Volkssprache sagt: Wer sitzt auf der richtigen Seite vom Zaun? — F. H.

Zu „Goethe und V. R. Grüner“. I. Zu dem sehr dankenswerten Aufsatze von Otto Erich Deutsch über „Goethe und Vinzenz Raimund Grüner“ (Zs. f. Bücherfreunde, N. F. 11. Jahrgang, S. 190 ff.), einen österreichischen Künstler, den man bei Wurzbach, Nagler, Singer u. a. vergeblich sucht, bin ich in der Lage, einige Ergänzungen beizusteuern.

Zunächst zu dem biographischen Teil. In dem „Protokoll der bei dem Modell und Antiken in der Schule der Malerey der k k. vereinigten freyen Academie der bildenden Künste frequentirenden Schüler vom Jahre 1794—1808“ (Original im Rektorate der Akademie, Wien) findet sich auf Seite VI unter den im Jahre 1796 eingetretenen Schülern die Eintragung: Name: Grüner Vinzenz — Alter: 26 Jahre — Kunstfach: Kupferstecher — Vaterland: Prag — Eltern: Johann Grüner, Landesadvokat.

Der ersten Einsendung Grüners an Goethe brauchte durchaus keine „uns unbekannte erste Berührung“ vorausgegangen sein. Sie ist offenbar auf die als Extra-Beilage zum ersten Quartal der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung 1804 ausgegebene „Preisaufgabe“ der „Weimarer Kunstfreunde“ hin erfolgt, die *„Das Menschengeschlecht, vom Elemente des Wassers bedrängt“*, zur Aufgabe für das laufende Jahr gewählt hatten (W. A., 48. Bd., S. 69). Auf einem ungedruckt gebliebenen Blättchen zu den „Tag- und Jahresheften“ des Jahres 1804 findet sich die Notiz: „Zur sechsten Kunstausstellung war die große Überschwemmung, wobey an die Sünthfluth gedacht werden konnte, vorgeschlagen und Grünern von Wien der Preis ertheilt“ (Ebenda, 35. Bd., S. 313). — In dem offiziellen Berichte (Extra-Beilage zur Jenaischen Allg. Literatur-Zeitung 1805) heißt es jedoch: „Es ereignete sich daher der unerwartete Fall, daß . . . man . . . keinem den Preis zu ertheilen im Stande war“ (Ebenda, 48. Bd., S. 75).

Daß Grüner an der Illustration der Grazer Schiller-Ausgabe von 1824, und zwar durchwegs nach Zeichnungen von Joseph Führich, mitgewirkt hat, ist keineswegs ein Irrtum, mögen auch die Kupfer nur einem kleinen Teile der Ausgabe beigegeben worden sein; sie sind einzeln aufgezählt von Heinrich Wörndle, Josef Führichs Werke nebst dokumentarischen Beiträgen und Bibliographie (Wien 1914) S. 32 und 166.

Da auf diese Weise außer Zweifel gestellt ist, daß unser Grüner in den zwanziger Jahren Illustrationen zu den Klassikern nach Zeichnungen von Führich gestochen hat, ist die Annahme, daß auch die bei Viehweg in Braunschweig erschienenen „Umrisse zu Goethes Hermann und Dorothea, gezeichnet von J. Führig, radiert von L. Gruner“, nicht von dem Dresdener Kupferstecher Ludwig Gruner, sondern von unserem Vinzenz Raimund Grüner herrühren, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, ist doch auch auf dem Titelblatte der Name des Malers Führich in „Führig“ verwandelt. Dieser Umstand bedarf um so mehr einer Klarstellung, da die Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst im Jahre 1919 einen prächtigen Neudruck der Goethischen Dichtung mit zehn Lichtdrucken nach den inzwischen aufgetauchten Originalzeichnungen Führichs ausgegeben hat.

Unter den „Von V. R. Grüners verfaßten oder illustrierten Büchern“ vermisse ich:

Die Schnecken. Ein Hochzeitsspiel. (Mit lebendigen Puppen zu agiren.) in dem Almanach „Neoterpe. Auf das Jahr 1810. Von J. L. Stoll.“ (4 Blätter in Aquatinta-Manier.).

Die von Deutsch unter den „Einzelblättern“ angeführte Szene aus Schillers „Räuber“ (Karl und Franz Moor bei dem toten Vater) stammt keineswegs aus den „Räubern“, sondern aus Shakespeares Heinrich VI., II. Akt, 5. Szene. Sie ist keine Originalarbeit Grüners, sondern offenbar ein Nachstich aus einer Serie von englischen Illustrationen zu Shakespeare in kleinerem (4⁰) Format, aus der ich gerade dieses Blatt mit der Unterschrift: „Painted by J. Norhcole Engraved by F. Maset Published Febr. 30th 1796 by A. Suntach“ vor einiger Zeit im Schaufenster des Kunstantiquariates Enzmann, Wien I, Seilerstätte, gesehen habe.

Rudolf Payer von Thurn.

II. Die interessanten Mitteilungen Otto Erich *Deutschs* über „Goethe und Vinzenz Raimund Grüner“ (Z. f. B. Neue Folge, Jahrg. 11, S. 190 ff.) möchte ich gern durch einige Notizen ergänzen, denn schwerlich dürfte der harmlose österreichische Bildner und Poet sobald wieder, wenn überhaupt je, zur Diskussion stehen: auch er sonst nichts als einer von denen, auf die „ein Strahl der Dichtersonne“ gefallen ist. Immerhin aber hat er Kuriositätswert als — wenigstens der Öffentlichkeit gegenüber — ältester Illustrator von Goethes „Faust“, in Band 1 (1810) des Wiener Nachdrucks der Cottaschen A-Ausgabe; das betr. Bild, etwa den Worten „Her zu mir!“ entsprechend, habe ich in einem Aufsatz „Goethes Faust in der bildenden Kunst“ (Öst. Ill. Zeit. 1913, S. 691) reproduziert; chronologisch geht diesem Bild allerdings die „Hexenküche“ von *Carstens* (Handzeichnung 1796, in Weimar 1893 von O. Heuer veröffentlicht) voran; die mit Grüners Umrißzeichnung annähernd gleichzeitigen Entwürfe von *Cornelius* und von Ludw. *Nauwerck* erschienen erst 1816 und 1826. — Vier Stiche Grüners zur Erstausgabe von Goethes „Pandora“ (Taschenbuch für 1810), Flaxmansche Linearmanier wie das Faustbild, sind in Re-



produktion dem Aufsatz *Witkowskis* „Prometheus in Goethes Pandora" (Z. f. B. N. F. Jg. 8, S. 99 ff.) beigegeben. — Der zweite Brief Goethes an Grüner von 1812 wurde zuerst in der Neuen Freien Presse vom 12. April 1914 abgedruckt; vgl. auch die Weim. Ausg. IV, 22, Nr. 6282, 45, Nr. 250. — Zu Grüners Oeuvre trage ich nach: *Szene aus einem Shakespeareschen Königsdrama* (vermutlich Gloster an der Leiche Heinrichs VI.), Punktiermanier. Wien, Steiner. — *Szene aus Schillers Räubern* (Karl Moor findet seinen Vater im Turm. — Das von Deutsch beschriebene Blatt „Karl und Franz Moor bei dem toten Vater" hätte im Drama, auch in der ehemals landläufigen Bühnenbearbeitung, keine Entsprechung und wäre demnach vielleicht theatergeschichtlich von Wert). — *Die Heimkehr des Soldaten. Der Soldat als Beschützer des Eigentums* (Aquatinten, thematisch in der Art Kraffts, 1814; in dem modernen Prachtwerk „Erzherzog Carl" [1913] S. 328 und 348 reproduziert). — *Hyacinth wird im Spiele mit Apoll von einem Scheibenwurf getödtet.* — *Myrrha wird durch die Hand ihrer Amme gerettet.* (Besitze beide Stiche; offenbar Illustrationen eines mythologischen Werkes; oberhalb der Bildfläche mit X. B. und T. VI. bzw. mit X. B. und T. IX. bezeichnet. Vielleicht weiß ein Leser Bescheid, wohin die Blätter gehören mögen.) *Robert F. Arnold.*

Das Preußische Wörterbuch, das den Sprachschatz der gesamten deutschen Bevölkerung Ost- und Westpreußens aufnehmen soll, gehört zu den Mundartenwörterbüchern, die die Deutsche Kommission der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Angriff genommen hat. Seine von Prof. Dr. W. Ziesemer (Königsberg i. Pr., Henschestraße 15) geleiteten Vorarbeiten der Sammlung und Sichtung des Stoffes lassen ein Werk erhoffen, das für lange Zeit der Mittelpunkt preußischer Mundartenforschung sein wird. An seiner Vollendung können und sollten alle mitarbeiten, die als geborene Preußen oder in Preußen lebend mit mundartlichen preußischen Sprachgewohnheiten vertraut sind. Anleitungen und Fragebogen werden ihnen von der eben bezeichneten Geschäftsstelle des Wörterbuches gern zur Verfügung gestellt. Aber auch Nichtpreußen bietet sich die ihnen gewiß erwünschte Gelegenheit, das nützliche Unternehmen zu fördern, wenn sie in älteren Schriften, besonders in solchen, in denen man dergleichen nicht ohne weiteres vermuten würde, in preußischer Mundart wiedergegebene Stücke finden. Zumal in älteren schönwissenschaftlichen Schriften kann eine solche Spur, und bestände sie auch lediglich in der Verwunderung über einen nicht gemeinverständlichen Ausdruck oder Volksgebrauch, weiterführen. Und deshalb bedarf es für die Leser dieser Zeitschrift, die sich gern auch der vergessenen oder verschollenen Werke annehmen, vielleicht nur dieses Hinweises, um den einen und den anderen Fund solcher Art derjenigen Stelle zuzuführen, die ihn dankbar zu verwerten wissen wird. G. A. E. B.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Ernst Dannappel in *Dresden-Blasewitz.* Nr. 13. Vermischtes. 2091 Nrn.

Oskar Gerschel in *Stuttgart.* Nr. 91. Helvetica. 285 Nrn. — Der Bücherkasten, Jahrg. VI, Nr. 1. Nr. 1—887.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Nr. 1311. Illustrierte Bücher des 15. bis 20. Jahrhunderts. 1131 Nrn. — Nr. 132. Alte Stiche des 16. bis 18. Jahrhunderts. Mit 43 Tafeln. 908 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 476. Geographie und Völkerkunde. 376 Nrn.

Franz Richard Holbach in *Berleburg i. W.* Nr. 1. Bücher für Bibliophilen und Vermischtes. 487 Nrn.

Lipsius & Tischer in *Kiel.* Nr. 48. Vermischtes. 2294 Nrn.

Markert & Petters in *Leipzig.* Nr. 57. Germanische Sprachen und Literaturen, Abt. IV: Englische Sprache und Literatur. 4696 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig.* Nr. 154. Autographen, Zeitschriften, Kunst, Literatur, Theatergeschichte usw. 1036 Nrn.

Martinus Nijhoff im *Haag.* Nr. 454. Naturgeschichte, Medizin und Anthropologie von Niederländisch-Indien. 2125 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau.* Nr. 81. Bücher und Autographen, Ätz- und Probedrucke von Chodowiecki. 2225 Nrn.

Dr. Ignaz Schwarz in *Wien I.* Nr. 2. Kunstwissenschaft. 958 Nrn.

B. Seligsberg in *Bayreuth.* Nr. 315. Schweiz (Ansichten, Trachten, Porträts). 885 Nrn.

TIERSTUDIEN

Zwölf Original-Lithographien

von

Emil Bizer



AUSGABE A

24 Exemplare auf Japanpergament. Bezeichnet u. numeriert. In Mappe M. 350.—

AUSGABE B

100 Exemplare auf Japan. Bezeichnet. In Mappe . . . . M. 200.—

Von diesem ausgezeichneten Werk sind von beiden Ausgaben noch einige Exemplare verfügbar, worauf Sammler aufmerksam gemacht seien. Die Verlagshandlung behält sich vor, die letzten Exemplare im Preis zu erhöhen. Die Steine sind abgeschliffen, ein Neudruck also ausgeschlossen.

VERLAG VON E. A. SEEMANN · LEIPZIG-R.

Die Nachbarn

Bücher offenherziger Aussprache herausgegeben v. Franz Dülberg

Band I: Holland

Ein Oktavband mit 20 Bildertafeln

Das Wesen dieser neuen, von dem Dichter Franz Dülberg herausgegebenen Bücher-Reihe wird am besten durch den Inhalt dieses ersten Bandes gekennzeichnet:

Inhalt:

Holländische und deutsche Sinnesart. Von Franz Dülberg · Deutsch und Niederländisch. Von Marcellus Emants · Hollands Erdreich. Von Prof. Dr. Karl Östreich · Die politische Entwicklung Hollands. Von Dr. N. Japikse · Holländische Politiker und Publizisten. Von Dr. M. v. Hagen · Künstlerische Beziehungen zwischen Holland und Deutschland im XVII. Jahrhundert. Von Dr. Cornelis Hofstede de Groot · Zum Kunstaustausch zwischen Deutschland und Holland. Von Dr. Paul Cronheim · Die deutsch-holländischen Handelsbeziehungen nach dem Kriege.

Gebunden 9 Mark

E. A. Seemann · Verlag · Leipzig, Hospitalstraße 11a



Geschenkwerke in edelster Ausstattung

Kritik der reinen Vernunft. Von **Immanuel Kant.** Erste Auflage, Riga 1781. Anastatischer Neudruck. VII, 856 Seiten. In vornehmem Halbledarbd. im Geschmack d. Zeit M. 108.—

J. G. Fichtes Werke. Auswahl in sechs Bänden mit mehreren Bildnissen Fichtes, herausgegeben und eingeleitet von **Fritz Medicus.** In vornehmen Halbleinenbänden M. 270.—, in Halbfranz M. 500.—

Florentinische Introduktion zu einer Philosophie der Architektur und der schönen Künste. Von **Leopold Ziegler.** Preis in vornehmem Geschenkband mit 9 Bildtafeln M. 7.20.

Die Seherin von Genf. Von **Theodor Flournoy.** Mit Vorwort von **Max Dessoir.** Autorisierte Übersetzung. Preis: in Ganzleinen gebunden M. 36.—

„Diese fein durchgeführten Bewußtseinsanalysen eines Mediums erregen mit Recht die Aufmerksamkeit des Fachwissenschaftlers und des gebildeten Laien".

Träume auf der Asphodelosinsel. Ein philosophisches Trostbüchlein in Versen von **Otto v. Fürth.** Preis in vorn. Geschenkbd. M. 12.60.

Die Chronik des Minoriten Salimbene von Parma. In deutscher Bearbeitung von Prof. Dr. A. Doren. Zwei Bände in Ganzpergament gebunden M. 100.—

Alles auf tadellosem holzfreien Papier.

Verlag von Felix Meiner in Leipzig

FÜR BÜCHERFREUNDE

Nachstehende Werke in friedensmäßiger Ausstattung sind noch in einigen Stücken vorrätig

Graf Gobineau: Abtei Typhaines, Roman, erste deutsche Übertragung. Preis Halbleinen M. 16.—, Halbfranz M. 35.—.

Graf Gobineau: Amadis, erster und zweiter Teil in Halbfranzbänden Preis M. 75.—.

Beide Werke wurden in kleiner Auflage auf Velinpapier gedruckt.

Theodor Körner: Leier und Schwert. Büttendruck der Ganymedes-Presse. Halbfranz M. 45.—, Ganzleder M. 180.—.

Dantes Göttliche Komödie in neuer Übertragung von Axel Lübbe. Ausgabe auf Holländisch Bütten in Lederhandband M. 800.— (nur 10 Exemplare), Ausgabe auf Velinpapier (300 Expl.) Halblederband M. 60.—

Theodor Storm: Hinzelmeier. Ausgabe auf deutsches Japanpapier mit Steinzeichnungen von Robert Budzinski, mit Lederrücken. Preis gebunden M. 12.—.

Anton Dörfler: Erdlieb. Mit Zeichnungen von Peter Würth, einmalige Auflage von 700 Exempl. Halbpergament. Preis M. 35.—.

ERICH MATTHES / VERLAG
LEIPZIG, KARLSTRASSE 10

Für Graphik-Sammler

In meinem Verlage erschienen soeben:

Zwanzig neue Radierungen

von

Peter von Halm

Münster auf der Reichenau ‹groß› 28×37 . . . . 180.—
St. Anton b. Partenkirchen 28×19 90.—
Mühle bei Garmisch $19^{1}/_{2}$×26 . 80.—
Am Rhein bei Laubenheim 28×$18^{1}/_{2}$ . . . . 90.—
Munderkingen ‹klein› $16^{1}/_{2}$×13 . 60.—
Munderkingen ‹groß› $14^{1}/_{2}$×23 . 80.—
Aus Partenkirchen 13×17 . . 60.—
Schifferhütte auf der Reichenau $9^{1}/_{2}$×14 . . . . 60.—
Feldkapelle bei Füssen. Schabkunstblatt $25^{1}/_{2}$×$38^{1}/_{2}$ . . 200.—
Obstbäume auf der Reichenau 25×33 . . . . 150.—
Landschaft bei Aubing. Schabkunstblatt 27×39 . . . . 200.—
Obstbäume auf der Reichenau mit gepflügtem Feld $20^{1}/_{2}$×$29^{1}/_{2}$ 100.—
Allee in Biebrich $24^{1}/_{2}$×$33^{1}/_{2}$. 150.—
Fiesole $13^{1}/_{2}$×19 . . . . . 60.—
Palazzo Bianco Capello 23×13 60.—
Weiden auf der Reichenau 26×32 150.—
Bernardo-Canal in Venedig $21^{1}/_{2}$×$14^{1}/_{2}$ . . . . . . 60.—
Blick auf Füssen $18^{1}/_{2}$×14 . . 60.—
Hausflur in Füssen $15^{1}/_{2}$×13 . 50.—
Landschaft bei Füssen $11^{1}/_{2}$×17 60.—

Sämtliche zwanzig Arbeiten sind auf ein vorzügliches großrandiges Bütten abgezogen und vom Künstler handschriftlich bezeichnet. Die angegebenen Maße bezeichnen die Plattengröße, Höhe voran.

SAMMLER-GRAPHIK

Dieser soeben in neuer Auflage erschienene Katalog über SEEMANNS SAMMLERGRAPHIK steht Sammlern und Liebhabern kostenfrei zu Diensten.

VERLAG E. A. SEEMANN
LEIPZIG, HOSPITALSTR. 11a


S&P

E. A. ENDERS

LEIPZIG



GEGR. 1839

GROSSBUCHBINDEREI

BUCHAUSSTATTUNGEN IN DER EINFACHSTEN BIS ZUR VORNEHMSTEN AUSFÜHRUNG

ABTEILUNG FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER KÜNSTLERISCHER LEITUNG VON PROFESSOR WALTER TIEMANN

Sammler kauft Radierungen

von

Anders Zorn
Edvard Munch
Max Klinger
Max Liebermann
Käthe Kollwitz
Hans Thoma
Lovis Corinth
Max Slevogt
Hans Meid

und anderen erstklassigen Künstlern

Angebote mit Preis erbeten an die Anzeigenleitung der Zeitschrift f. Bücherfreunde, Leipzig, Hospitalstr. 11a unter „Graphiksammler 310"

89

DÜRER-BIBEL

VORANZEIGE:

Dürer-Bibel
Die vier Evangelien
und die
Offenbarung St. Johannis

Mit 52 Vollbildern nach den Holzschnitten des Meisters, darunter die vollständigen Folgen: Das Marienleben, Die Große Passion und die Apokalypse. **Großfolio-Format** auf feinstem weißen Papier, mit rot gedruckten Dürer-Initialen, in zweifarbigem, nach Dürerschen Motiven reichverzierten Einband.

PREIS ungefähr Mark 120.-
zuzüglich Teuerungszuschlag

AMSLER & RUTHARDT
BERLIN W 8, BEHRENSTRASSE 29a

90

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XII. Jahrgang | Juni 1920 | Heft 3

Pariser Brief.

In Brüssel fand am 19. Januar eine Gedächtnisfeier für Emile Verhaeren statt, über die auch die Pariser Presse ausführlich berichtet hat. Dem Temps zufolge versammelte sich die gesamte literarische Welt Brüssels im Sitzungssaale des Senats. Der König und die Königin waren anwesend. Der französische Botschafter mit seiner Frau nahmen an der Gedenkfeier teil. Am Fuße der Tribüne war auf einem Sockel die Büste Verhaerens aufgestellt, geschmückt mit Blumenranken in den Landesfarben. Der Minister für Kunst und Wissenschaften, Jules Destrée, nahm als erster im Namen der Regierung das Wort. Destrée war einer der Freunde des Dichters. Auch er hatte sich um das „junge Belgien" verdient gemacht, und man merkte ihm bei seinen Worten große Bewegung an. Nachdem Destrée Frau Verhaeren entschuldigt hatte, deren Gesundheitszustand zu wünschen übrig lasse, versuchte er die leidenschaftliche Liebe zu erklären, die Verhaeren für die Erde Flanderns gehegt hatte; er führte aus, wie der Dichter vom ersten Tage des Krieges an nur für sein Land gelebt habe. Henri de Régnier nahm dann im Namen der Académie française das Wort. Er bemerkte, daß es in der Akademie nicht Brauch sei, bei Feierlichkeiten wie dieser sich vertreten zu lassen, daß es aber Umstände gäbe, die dazu Veranlassung gäben, diese Gebräuche nicht inne zu halten. „Über der Freundschaft, sagte er, steht die Bruderliebe, jenes hohe und eingewurzelte Gefühl, das Frankreich und Belgien verbindet und das die Akademie zu ihrem Schritt veranlaßt hat. Sie hat den Übereinklang erkennen und bestätigen wollen, der durch Gedanken, Geist, Sprache und Herz die belgische und französische Literatur miteinander verkettet, und im Namen dieser schon aus frühester Zeit stammenden geistigen Freundschaft, die große und ruhmreiche Ereignisse noch bekräftigt haben, ist sie von ihren Gewohnheiten abgewichen, um den herrlichen und anerkannten Dichter zu feiern, in dem die Gaben Ihrer Rasse vereinigt sind und dessen Stimme den größten Wert besessen hat." — Brand Wittlock, der amerikanische Gesandte, verglich Verhaeren mit Walt Whitman. Schauspieler der Comédie française und des Odéon sprachen dann Gedichte von Emile Verhaeren. — Beim Verlassen des Sitzungssaales machte die Königin Elisabeth, die eine eifrige Verehrerin Verhaerens war, dem Dichter eine anmutige Pietätsbezeugung: als sie an der Büste Verhaerens vorüberkam, blieb sie stehen und verneigte sich davor. Es war vielleicht der bewegendste Augenblick, als die Herrscherin demjenigen, in dem sich das Genie einer ganzen Rasse verkörpert, ihre stumme Huldigung darbrachte.

Auch die konservative Presse, die vor dem Kriege nichts von Verhaeren wissen wollte, feierte den Dichter, als habe sie früher niemals verächtlich geschrieben: „C'est un Belge!"

Maurice Mignon macht darauf aufmerksam, daß gleichzeitig in Italien das Andenken an den italienischen Dichter Giovanni Marradi gefeiert wurde, der in Parallele zu Verhaeren gestellt wird.

Wie fast alle übrigen Zeitschriften, so erscheint auch La nouvelle revue française seit dem 1. Januar wieder regelmäßig. Der Preis des Blattes wurde auf 25 Fr. und 30 Fr. für das Ausland pro Jahr erhöht. Dafür bietet diese Monatsschrift etwa 2000 Seiten Text im Jahr. Das Äußere des Blattes hat sich nicht verändert. Jacques Rivière ist nach wie vor der Leiter der Zeitschrift. „La nouvelle revue française", die man auch als das Sprachrohr des Kreises von André Gide bezeichnen kann, hat vor 1914 ein besonderes Interesse für deutsche, vornehmlich aber für die englische Literatur gezeigt. Dem zurückhaltenden Charakter von Gide entspricht, daß trotz Frankreichs Sieg die deutsche Literatur ganz hinter die englische Literatur zurückgetreten ist. Die Januarnummer des siebenten Jahrgangs wurde eingeleitet mit einer Würdigung des englischen Schriftstellers Samuel Butler (1835 bis 1902). Daran schließt sich eine Übersetzung seines Hauptwerkes „Erewhon". Albert Thibaudet, der früher in diesem Blatte die deutsche Literatur behandelte, feiert den hundertsten Geburtstag Herbert Spencers. In der Chronik bespricht Michel Arnaud



die Schrift Gaston Raphaels über Walter Rathenau. Man erkennt sowohl aus dieser Besprechung wie auch aus Albert Thibaudets ausführlicher Anzeige des Buches von Victor Delbos „La philosophie française", daß sich die Franzosen ein schiefes Bild von der geistigen Bewegung in Deutschland machen. Man wundert sich, daß die Franzosen so wenig Neigung verspüren, sich mit Deutschland zu beschäftigen. Spengler, Gundolf, Bertram, Keyserling würden ihnen ein Deutschland zeigen, das ihnen völlig fremd ist. Schließlich sind wir in Europa aufeinander angewiesen und dem Sieger dürfte es nicht schwer fallen, die Verbindung zu suchen, die unerläßlich für den Wiederaufbau Europas ist.

Henri Bergson hat unter dem Titel L'énergie spirituelle ein neues Buch herausgegeben, das bisher nur in der Zeitschrift Les Lettres von Maurice Légendre besprochen worden ist. Légendre begeistert sich vor allem deshalb an diesem neuen Werk Bergsons, weil er daraus zu entnehmen glaubt, daß Bergson in verschleierter, aber unverkennbarer Form sich zum Katholizismus bekennt. Légendre schreibt: „In diesem Buche erkennen wir eine wohltuendere und schwerwiegendere Revolution der Geister als in der Philosophie, die die Eitelkeit Kants für sich in Anspruch nahm. Vom 15. Jahrhundert bis in unsere Tage sank die Philosophie, die rein menschlich sein wollte, und die sich das Erkennen der Offenbarung zur besonderen Aufgabe stellte, trotzdem sie der Offenbarung völlig fremd bleiben wollte, nach und nach immer mehr von der Menschlichkeit herab und glitt unmerklich von einer mechanischen zu einer materialistischen Metaphysik über. Sie war auf dem Punkt angekommen, die Existenz Gottes und des Geistes zu leugnen; sie unterdrückte die Moral durch die Freiheit; sie vertrat die Ewigkeit der Materie. Und hier zeigt es sich, daß eine Philosophie, die wirklich menschlich und wissenschaftlich sein will, die Existenz des Geistes und seiner Herrschaft über die Materie, die Wirklichkeit der Schöpfung, die Vergänglichkeit der Materie, das geistige Eindringen der Freiheit in die Welt, die aktive Gegenwart, in der jeder sich eines noch höheren Prinzipes als der Geistigkeit bewußt wird, bestätigt."

Gegen Légendre und gegen Bergson wendet sich Jean Destieux im Homme libre vom 29. Januar. Er erklärt Bergson für einen unklaren Kopf, dem jede Disziplin zu denken fehle.

Jean Bourdeau schreibt in einem längeren Artikel des Journal des Débats vom 17. Januar, die französische Philosophie habe die Aufgabe, Deutschland zu vergeistigen. Dieser Aufgabe hätten schon vor dem Kriege Boutroux, Bergson und Delbos gedient. Sie hätten im Kriege dieser Aufgabe noch intensiver gedient und so könne man schon heute von einem Triumph der französischen Philosophie sprechen.

Henri Bordeaux feiert im Echo de Paris vom 7. Februar die Haltung der französischen Intellektuellen während des Krieges. Einen nationalistischen Artikel ähnlicher Art veröffentlichte wenige Tage darauf Léon Cury an derselben Stelle. Das Echo de Paris und alle Blätter gleicher Richtung wenden sich natürlich auch mit aller Schärfe gegen den Kongreß der Intellektuellen, den die Clarté im März in Bern veranstalten wollte. Am entschiedensten antwortete Emile Buré in Paris-Midi vom 1. Februar, natürlich völlig ablehnend und die Ideen von Barbusse verhöhnend. Der Temps vom 28. Januar schrieb u. a. folgendes:

Ist nicht in jedem Wesen die Wahrheit der klare Ausdruck der Tugenden einer einzelnen Rasse und gibt nicht die tiefe Liebe zum heimatlichen Boden diesen Tugenden ihren ganzen Edelmut? Die unendliche Verschiedenheit ihrer Nuancen, Gegensätze und Widersprüche stellt die kostbare Größe des menschlichen Gedankens dar; in ihrem weit ausgedehnten Ganzen spiegelt sie getreu alle Seelen wieder. Der vereinigende Gedanke, der die unumstößliche Wahrheit für alle sein sollte, würde bald den Geist der Menschen vereint haben. Es ist aber nicht das, was eine „internationale Liga der Geister" sich als Ziel ihrer Bemühungen setzen sollte. Um was handelt es sich eigentlich in Wirklichkeit? Ganz einfach darum, die Verbindung mit den Intellektuellen der Mittelmächte, hauptsächlich mit denen Deutschlands, wieder herzustellen. Es ist zu früh, ein solches Experiment zu wagen: man hat in Frankreich noch nicht vergessen und die Sühne in Deutschland ist noch nicht vollständig genug; denn auch das geistige Deutschland soll büßen, da es einen nicht geringen Teil an der Verantwortlichkeit des Verbrechens trägt. Wir haben die Pflicht, ihm gegenüber größtes Mißtrauen zu bewahren, da wir wissen, wie es sich bemüht, unsere Gedanken zu fälschen und zu unterdrücken. Hierin, wie in allen anderen Dingen, kann nur die Zeit helfen, indem sie den geistigen Austausch auf einer normalen Basis befestigt, indem sie die Notwendigkeiten richtig erkennt und das richtige Maß einer jeden Beeinflussung abzuwägen weiß. Eine internationale Liga der Intellektuellen mit einem solchen Programm, das man dem Kongreß vorschlug, der in Bern tagte, kann nur eine phantastische und illusorische Organisation sein."

Auf die Umfrage der „Renaissance" über eine Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich antworteten Jean Aicard (von der Akademie): „Wir wollen den Haß nicht weiter nähren, denn er ist eine blinde Kraft; was uns nottut, ist Vorsicht und immer wache Klugheit." Mgr. Baudrillard ebenfalls von der Akademie: „Deutschland ist besiegt, aber es bleibt groß; wenn es im Krieg nicht Verbrechen begangen hätte, könnten wir seine Soldaten bewundern, die sehr tapfer und ausdauernd waren. Jetzt, da wir Sieger sind, können wir uns Großmut

erlauben, denn es wäre ebenso dumm wie niedrig, Deutschland zu beschimpfen; und es wäre ein Zeichen von Ignoranz, die deutsche Kultur en bloc zu verurteilen und nicht anzuerkennen, daß wir manches von ihr gelernt haben. Verkehren wir mit Deutschland wie von gleich zu gleich und begehen wir nicht die Fehler, die wir anderen vorwerfen. Von Beginn der Verhandlungen an habe ich es bedauert, daß man Deutschland alle seine Kolonien wegnahm." Camille Jullian: „Deutschland die Hand hinhalten? Ja, aber erst, wenn es nach zwei oder drei Generationen gezeigt haben wird, daß sie sich gute und gerechte Führer gewählt haben. Vorläufig traue ich keinem deutschen Wort und keiner deutschen Reue." Camille Saint-Saens hält sich für inkompetent, hält aber einem wortbrüchigen Volke gegenüber Mißtrauen für geboten. Professor Aulard: „Wir hätten zunächst Deutschland entwaffnen sollen, um uns selbst entwaffnen zu können." Prof. Bédier (Collège de France): „Ich bin entschlossen, niemals wieder mit einem Deutschen etwas zu tun zu haben. Solange ich lebe, wird jeder Deutsche für mich ein Boche bleiben." Professor Charles Gide: „Es ist zu erwarten, daß Deutschland sich schnell erholt, ja, daß es vielleicht an Bevölkerungsstärke und industrieller Tätigkeit die erste Nation Europas wird. Natürlich werden die Deutschen auf Rache sinnen, auch wenn sie sich ihrer Verantwortlichkeit bewußt sind, denn ein Volk, das widerrechtlich Krieg erklärt hat, wird nie mea culpa sagen, wir Franzosen haben es auch niemals gesagt. Wir sollten daher die Erbitterung Deutschlands, die nur reaktionären Bestrebungen hilft, nicht künstlich durch Erschwerung des Wechsels und Auferlegung von Servituten steigern. Wir werden Deutschland bald brauchen, ja, wir brauchen es jetzt schon dringend." Georges Lecomte, Vorsitzender der Schriftstellervereinigung, spricht in einem langen Schreiben sein tiefstes Mißtrauen der deutschen Sozialdemokratie gegenüber aus und meint, daß man mit dem deutschen Volke nur mit dem Revolver in der Hand verkehren dürfe. Dasselbe Bild wendet der zweite Vorsitzende dieser Vereinigung, Eugène Le Mouel an: „Wir müssen unsere Beziehungen zu Deutschland wieder aufnehmen, denn man ignoriert nicht ein Volk von 50 Millionen, mit dem wir durch Eisenbahn, Telegraph und Handel verbunden sind; aber wenn wir ihm die eine Hand hinstrecken, wollen wir in der anderen den Revolver halten." Professor Seignobos, der vor dem Kriege wegen seiner Deutschfreundlichkeit den Chauvinisten verdächtig war, schreibt jetzt: „Wir können, wir dürfen kein Vertrauen zu der gegenwärtigen deutschen Regierung haben; denn das sind Imperialisten, die sich als Demokraten verkleidet haben. Allein die Tatsache, daß Noske Kriegsminister ist, diskreditiert die deutschen Sozialisten, ist eine Herausforderung an die Menschheit."

Wenn diese Äußerungen auch um einige Grade milder sind als vor zwei oder drei Jahren, so liegt doch noch kein Grund zu irgendwelchem Optimismus vor. Die Humanité setzt immerhin ihre Versöhnungspolitik im Sinne der Clarté weiter fort.

Die Pariser Stadtbibliotheken wiesen im Jahre 1919 1 500 000 Leser gegen 1 320 000 Leser im Jahre 1918 auf.

Henri Omont veröffentlichte den 13. Band des allgemeinen Katalogs der französischen Handschriften. Von 1900—1916 hat die Bibliothèque nationale 4164 neue Handschriften erworben. Es erscheint fraglich, ob die Comptes rendus de l'Académie des sciences infolge des Papiermangels werden weiter erscheinen können.

L'Oeuvre du Livre français en Alsace et en Lorraine, deren Vorsitzende Frau Millerand ist, hat bereits 25 000 Bände verteilt. Die Bücher wurden zum Teil auch zu Propagandazwecken im Rheinland verwandt.

In Paris ist ein Modemuseum in der Rue Beaujou eröffnet worden.

Camille Bloch, der Direktor des Kriegsmuseums und der Kriegsbibliothek, hat in der letzten Nummer der Revue de Paris einen Artikel veröffentlicht, in dem er die hauptsächlichsten Einrichtungen aufzählt und beschreibt, die schon in den kriegführenden oder neutralen Ländern, wie auch in Frankreich bestehen und den Zweck haben sollen, die Erinnerung an den Krieg durch Sammlung verschiedenster Dinge festzuhalten. Zuerst bespricht er das Imperial War Museum in London, das am 5. März 1917 von dem englischen Kriegskabinett gegründet wurde. Es hat vor allem Erinnerungscharakter. Seine Organisation scheint für die Bildung des Volkes bestimmt zu sein. In Italien ist das Ufficio storiografico della mobilisazione hauptsächlich ein Gebäude zur Aufbewahrung von wissenschaftlichen Dokumenten. Es beschäftigt sich im großen ganzen mit der nationalen Bewaffnung im Hinblick auf militärische, technische, wirtschaftliche und soziale Gesichtspunkte. Deutschland besitzt drei Kriegsgründungen: das Kriegswirtschaftsmuseum in Leipzig, das Kriegsarchiv und die Weltkriegsbücherei in Berlin. Zwei französische Unternehmungen, eine private und eine parlamentarische, haben dazu beigetragen, daß Frankreich in dieser Beziehung dem Auslande nicht nachsteht. In der Kriegszeit beschlossen Henri Leblanc und seine Gattin die Kriegserscheinungen, die ihnen zur Kenntnis gelangten, zu sammeln, die Nachforschungen in Frankreich und später im Ausland zu regeln, und dem Staat dann ihre Sammlung zu übergeben. Am 4. August 1917 wurde der Vertrag zur Übergabe unterzeichnet. Im Dezember 1916 legten die Abgeordneten Honnorat und Alexandre Varenne dem Büro der Kammer einen Vorschlagsentwurf vor, der nicht weniger beabsichtigte, als Frankreich zum Zentrum der inter-



nationalen Dokumentensammlung des Krieges zu machen. Dieser Vorschlag wurde am 23. Juli 1917 mit Einstimmigkeit angenommen, besonders unterstüzt von Jean Locquin. Im Laufe des Jahres 1918 prüfte der Staatsrat die Sammlung Leblanc und beschloß ihre Einschreibung in das Heft der 12 Provisionen für die ersten Budgetkredite, die für 1919 beträchtlich erhöht waren. Heute haben die Kriegsbibliothek und das Kriegsmuseum, die provisorisch in einem Privathaus in der rue de Colisée 39 untergebracht sind, eine vollständige Einrichtung erhalten und stellen bis auf den heutigen Tag zwei Vorbilder für die Arbeit der Schriftsteller und Historiker dar. Eine Abteilung, die das Archiv genannt wird, ist für die Veröffentlichungen der Parlamente und Regierungen eingerichtet. Zeitschriften, Karten und Pläne bilden die anderen Abteilungen. Die Abteilung der Mittelmächte zählt nahezu 9500 Artikel in der Bibliothek. Ein sehr großer Platz ist England eingeräumt. Den russischen wie den italienischen Dokumenten ist eine besondere Sorgfalt gewidmet. Auch die neutralen Länder sind reichlich vertreten. Die Sammlungen enthalten im ganzen bereits fast 150000 Nummern. Ein Gesamtverzeichnis und zwei Einzelübersichten sind erschienen.

Le Temps vom 4. Februar 1920 schreibt über die Auktionen: „Die letzten Bücherversteigerungen im Hotel Drouot haben die kühnsten Erwartungen übertroffen. Nicht nur die kleinen Mädchen sind im Preise bedeutend gestiegen, auch die Luxuseinbände und die neuen Auflagen sind für bescheidene Börsen und kleine Buchhändler unerschwinglich geworden. Die letzteren müssen sich damit zufrieden geben, von fern die in echtem Saffianleder gebundenen Neuerscheinungen zu bewundern."

Die Versteigerung der Sammlung des verstorbenen W. Chabrol ergab am 2. Februar 475270 Francs; darunter einzeln: Monument du costume, recueil de gravure par Moreau le Jeune, 6 Bände der ersten Ausgabe 44800 Fr. (geschätzt auf 18000 Francs.

Nr. 130. Duc de Broglie, La Journée de Fontenoy, Navarre, sous la direction d'un amateur (M. Paul Reveilhac), 1897, gr. in-8°, mar. bleu (Noulhac), 1255 Fr.

Nr. 160. Hérédia, José-Marie de, Les Trophées, Paris 1907 in-4°, mar. rouge (Ch. Meunier), 1850 Fr.

Nr. 170. Longus, Daphnis et Chloé, compositions de Raphael Collin gravées à l'eau forte par Champollion, préface de Jules Claretie, Paris 1890, gr. in-8°, mar. bleu (Lortic) 3010 Fr.

Nr. 179. Mérimée, Prosper, Chronique du règne de Charles IX, édition ornée de compositions par Edouard Toudouze, gravée à l'eau forte par Eugène Abot, Paris, Tessard 1889, un tome en deux vol., gr. in-8°, mar. grenant (Marius Michel), 1400 Fr.

Nr. 186. Musset, Alfred de, Les Nuits ... avec les illustrations de Luc-Olivier Merson, gravées par E. Florian, préface par Edmond Haraucourt, Paris, Meynill 1911, gr. in-8°, mar. vert foncé (Affolter), 1030 Fr.

Eine ungenannte Sammlung brachte am 8. Februar 930730 Fr., darunter einzeln:

Nr. 15. Poncet, Maurice, trois livres de l'Oraison ecclésiastique en forme de contemplation, Paris, Michel Sonnius, 1568, reliure aux armes de Henri III, 6000 Fr.

Nr. 44. Nauseus, F., Frederici Nauseae Blancicampiani eximii doctoris, inclytae ecclesiae Moguntinae a sacris Concionibus eminentiss. libri mirabilium septem., 1552, pet. in-4°, figures sur bois, mar. vert, 15000 Fr.

Nr. 50. Juvenalis, Persius, Venetiis in aedibus haeredum Aldi, 1535, in-8°, veau fauve (Rel. du seizième siècle), exemplaire de Grolier, 10600 Fr.

Nr. 71. La Fontaine, Contes et Nouvelles en vers. Amsterdam 1762, 2 vol. in-8°, mar. rouge Derôme, édition dite des Fermiers généraux, 16205 Fr.

Nr. 74. Dorat, les baisers précédés du Mois de Mai, poème, Paris 1770, gr. in-8°, mar. rouge (Rel. anc.), 10000 Fr.

Nr. 75. Laborde, Choix de chansons mises en musique, Paris 1773, gr. in-8°, mar. rouge (Relanc), 21000 Fr.

Nr. 77. Maistre Pierre Pathelin, le Testement pathelin a quatre personnages, 8920 Fr.

Nr. 87. Racine, Oeuvres, Paris, 1697, 2 vol., 5150 Fr.

Nr. 94. Longus, les amours pastorales de Daphnis et Chloé, traduction de J. Amyot, Paris, Quillau, 1718, pet. in-8°, mar. rouge, édition dite du Régent, 15000 Fr.

Der erste Teil der Bibliothek René Choppin erzielte 410398 Fr., darunter einzeln:

Nr. 39. Chartier (Alain), les faiz (dictes et ballades) de maistre Alain, charetier, 2 tomes en un vol. pet. in-fol., 2 col, fig. sur bois, mar. rouge (Duru), 1700 Fr.

Nr. 54. Dürer, Albert, Apocalypsis cũ figuris, Millesimo, Quingentesimo undecimo (1511), 2025 Fr.

Nr. 64. Gringoire (Pierre), les Faintises du monde, vers 1532, in-8°, mar. rouge (Trautz-Bauzonnet), 1610 Fr.

Nr. 813. France (Anatole), la Rôtisserie de la Reine Pédauque, Paris 1893, édition originale, exemplaire sur Japon, 2000 Fr.

Nr. 830. Contes de La Fontaine, illustrations de Fragonard, réimpression de l'édition de 1795, Paris 1883, 1800 Fr.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*



Neue Bücher und Bilder.

S. T. Aksakow, Familienchronik. Nach Sergius Raczynskis Übertragung aus dem Russischen bearbeitet und erweitert von H. Röhl. *Leipzig, Insel-Verlag,* 1919. (Memoiren und Chroniken.)

Der Insel-Verlag hat seine Serie von „Memoiren und Chroniken" durch diese „Familienchronik" um ein klassisches Werk bereichert, das bei uns ebenso gut gekannt zu werden verdiente, wie die großen Romane Tolstojs und Dostojewskis. Sergej Timofejewitsch Aksakow, der bis in sein sechzigstes Lebensjahr ein Schriftsteller zweiten Ranges war und zum großen Dichter wurde, als er seine Jugenderinnerungen, die Natur seiner Heimat, seine Erlebnisse als Jäger, Angler und Schmetterlingssammler zu schildern begann, gehört zu den liebenswürdigsten Erscheinungen der russischen Literatur. Das ganze alte, idyllisch-patriarchalische Rußland des 18. Jahrhunderts lebt in dieser „Familienchronik", der Geschichte eines Geschlechts unternehmungslustiger und willensstarker Kolonisten, die sich im kirgisischen Steppenland eine neue Heimat schaffen. An dieser Heimat hängt die ganze Seele des Dichters, er wird nicht müde ihre Schönheit zu preisen. Und es ist nicht jene melancholische Schönheit der osteuropäischen Landschaft, die andere russische Dichter so gerne schildern, — nein: die weite Ebene weckt nicht ziellose Sehnsucht, sondern gesunde Freude an der Natur und an allem, was in ihr wimmelt und webt, an Strom und Wald, Strauch und Baum, Vogel und Fisch. „Ihre Tiere haben mehr Leben und Seele, als unsere Menschen," schrieb Turgeniew einmal bewundernd an Aksakow. Und Aksakows eigene Menschen sind selber noch ein Stück Natur, fest eingewurzelt im heimischen Boden, gesund und stark, in ihren Sitten derb, vielleicht barbarisch, aber echte Vollmenschen, die zu leben wissen und leben lassen. Das gilt vor allem von dem eigentlichen Helden der „Familienchronik", dem Großvater des Erzählers, Stepan Michailowitsch, mit seiner schlichten Geradheit, seinem wilden Jähzorn, seinem starren Eigensinn und seiner milden Güte. Dieser Barbar, der ein Dutzend Hemden, das seine Frau ihm gegen seinen Wunsch aus zu grober Leinwand genäht hat, mit dem Beil in Stücke hackt, ist doch ein Aristokrat, eine durch und durch vornehme Natur; der Gutsherr, der außer dem Kalender nichts liest und, obgleich Offizier a. D., seinen Namen nicht ganz ohne Anstrengung zu schreiben versteht, ist dennoch ein Weiser, der dem Leben tief ins Antlitz geschaut hat, viel von ihm gelernt hat und andere zu lehren weiß: wunderhübsch ist die Szene, wie er seine Schwiegertochter, die sich als Städterin in die ländlichen Verhältnisse gar nicht hineinzufinden weiß, über ihre Rechte und Pflichten aufklärt. Der Gegensatz zwischen ländlicher Natur und städtischer Halbkultur, wie er durch den Sohn des Alten und seine junge Frau in die Idylle hineingetragen wird, gehört zu dem Reizvollsten an diesem Buch.

An die „Familienchronik" schließen sich dann die Kindheitserinnerungen des Erzählers an. Bedauerlicherweise werden sie in der deutschen Ausgabe nur im Auszuge wiedergegeben. Gerade in den vom Herausgeber weggelassenen Schilderungen der frühesten Kindheit zeigt sich Aksakow als so feiner Kenner der Kinderseele, wie später nur noch Tolstoj in seinem berühmten Erstlingswerk. Wenn schon gekürzt werden mußte, hätte lieber einiges aus den Memoiren der Schülerzeit wegfallen können. Aber auch das, was das Buch enthält, ist so reichhaltig und so schön, daß man ihm gar nicht genug Leser wünschen kann. Es ist ein Buch, das man lieb gewinnt, eine Lektüre, die einem ungetrübte Freude bereitet. Erst wenn wir dieses Buch gelesen haben, kennen wir Rußland ganz, denn Aksakow zeigt uns sein Volk von der liebenswertesten Seite, ohne doch je in Schönfärberei oder Sentimentalität zu verfallen. *Arthur Luther.*

Arthur Babillotte (†), Irrfahrten des Lebens und der Liebe. *Leipzig, Fr. Wilh. Grunow,* 1919. 497 S.

Das Bemerkenswerteste und Anziehendste an dem Buche des früh gestorbenen Elsässers ist die ungemeine Ehrlichkeit des Bekennens und die Spürbarkeit inneren Erlebens. Wer heute im Roman ein Stück Lebensgeschichte bringt, hält sich oft ungebührlich lange bei den Jahren des Schuldruckes und der Knabenstreiche auf. Babillotte gibt von dieser sozusagen prähistorischen Zeit seines Ich-Helden nur das Nötigste; es kommt ihm viel mehr darauf an, seinen Seppele Barondiot als den Landstraßenfahrer und ewigen Ausreißer aus innerer Notwendigkeit zu zeigen; ihn zu zeigen als einen Menschen, der den Weg vom Tingeltangel-Klavierspieler über den Redaktionsschemel zum Druckerei-Kontoristen, also zur bürgerlichen Existenz zurücklegt unter Versündigung gegen sich selbst, der Glück und Gefahren, Sturm und Sonnenschein der Landstraße eingetauscht hat gegen das warme Plätzchen am Ofen, der sich als gefangener Vogel die Flügel wund schlägt, der in langsam und mit schweren Kämpfen errungener Bürgerlichkeit und satter Bequemlichkeit doch nicht die Sehnsucht nach freier Losgelöstheit, nach Ungebundenheit und Untertauchen stillen kann. Er kann darin nicht die Lebensmöglichkeit sehen, tagsüber im Kontor für des Leibes Nahrung und Notdurft anständig zu sorgen und abends sein Sehnen zu stillen, an seinen Romanen und Novellen zu arbeiten. Ein solches Leben drückt und engt die Seele ein, auch neben der verständigsten, schmiegsamsten Frau, die er erst erringt nach krausen Erfahrungen mit andern weiblichen Wesen. Soweit erscheint die



etwas gedehnte, aber aufgewühlt-kämpferische Lebensgeschichte problemreich, belangvoll, geschlossen und fest gefügt. Dann aber die Lösung: der Seppele wird Flieger, wirft alles Frühere hinter sich, ohne etwa seine dichterische Arbeit als unnütz, wertlos, töricht zu verdammen; nur: sein Leben drängt nach Tat, und der Mensch, im Flugzeug die Erde überwindend, scheint ihm Tat schlechthin vollbracht zu haben. Um seine seelische Existenz zu retten, schlägt er mit „alemannischer Eichenhärte" los und vollbringt selbst solche Taten, fliegt vom Elsaß nach Leipzig, um zur Geburt seines ersten Sohnes, im lebensteigernden Bewußtsein des wirklich Geleisteten zurechtzukommen. Man sieht leicht die Bruchstelle, weil man die innere Notwendigkeit nicht fühlt, daß der „Landfahrer" gerade Flieger werden muß, daß hier die Erlösungen ganz anderer Sehnsüchte liegen sollen; weil man keine Sicherheiten hat, daß nun die Schwierigkeiten ehelicher Gebundenheit überwunden sind — und was man sonst noch an Bedenken gegen die Abschlußteile vorbringen könnte. Aber es ist mindestens ein Buch (freilich abgeschnittener) Verheißungen, die Probe einer Begabung, an der Mut, Echtheit, Klärungswille wohltuend empfunden werden. *Hans Knudsen.*

Otto Braun. Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten. Mit drei Bildern in Kupferdruck. Herausgegeben von Julie Vogelstein. *Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt,* 1920. 306 S. 10 Mark.

Literarische Proben mancher hoffnungsvollen Jünglinge, die der Moloch Krieg verschlungen hat, sind als Privatdrucke der Familie und Freundschaft dargeboten worden: das vorliegende Buch wendet sich an die Öffentlichkeit. Die Berechtigungsfrage muß unbedingt bejaht werden. Es handelt sich um den Sohn der Lily Braun und Dr. Heinrich Brauns, der als siebzehnjähriger Freiwilliger ins Feld gezogen und mit noch nicht 21 Jahren dem blind wütenden Schicksal zum Opfer gefallen ist. Wir lesen diese Briefe, Tagebuchblätter und Dichtungen mit wachsender Verwunderung, die bald zur Bewunderung wird, mit innerer Anteilnahme und Ergriffenheit. Ein aus hervorragend günstiger Blutmischung entsprungenes, von der Natur gewolltes Genie, das sich unter den denkbar glücklichsten Bedingungen frei entfalten konnte! Ein Wunderkind! Das sich vom 13. Jahr ab systematisch eine geradezu verblüffende Universalbildung aneignete und selbständige Gedanken von erstaunlicher Reife produzierte. Aber ein Wunderkind ohne die Auswüchse eines solchen. Frei von jeder eitlen Selbstbespiegelung, von dem ungesunden Drange vorzeitiger Geltung bei der Öffentlichkeit. Diesem Otto Braun war es nur darum zu tun, mit gesammelter Kraft seine menschliche Persönlichkeit aus- und durchzubilden und sich auf den hohen Beruf vorzubereiten, seinem deutschen Vaterland, dem er eine glühende, weder von Parteigeist noch von überlieferter Phrase getrübte Liebe entgegenbrachte, an hervorragender Stelle zu dienen. Neben den geistigen Vorzügen — welch eine Straffheit des Willens, welch eine Höhe des Gefühls, welch ein Adel der Gesinnung, welch eine Keuschheit der Seele! In unsere Trauer um den Verlust mischt sich wehmütige Freude, daß es solche deutschen Jünglinge gegeben hat, und frohe Zuversicht, daß sie uns auch in Zukunft das Schicksal nicht vorenthalten wird.

R. Krauß.

Clemens Brentano, Erzählungen. Herausgegeben und eingeleitet von Ernst Martin, *Stuttgart, Curt Winkler.* 115 Seiten. Preis 2,25 Mark.

Ein junger Verlag eröffnet mit diesem Brentano-Bändchen, das die „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl" sowie die „Chronika eines fahrenden Schülers" enthält, eine nett aufgemachte „literarische Taschenbücherei", deren Erfolg davon abhängen wird, ob sich der Gediegenheit des Inhalts auch der Reiz der Neuheit beigesellt. Die knappe Einleitung des Herausgebers gibt in gefälliger Form alles zum Verständnis der beiden Geschichten Notwendige. *R. Krauß.*

Herbert W. Duda, Zypressenrauschen. Skizzen aus dem Orient. *Prag, J. G. Calve,* 1919.

Harmlose feuilletonistische Skizzen, in denen der Verfasser seiner Begeisterung für die Türkei und den Islam Ausdruck verleiht. Inhaltlich bieten sie nichts Neues, in der Form zeigen sie keinerlei Eigenart. Der Verfasser sieht, was unzählige andere vor ihm auch schon gesehen haben, und sieht es nicht anders als diese andern. In der jetzt schon so weit zurückliegenden Zeit der allgemeinen Türkenbegeisterung mögen sich diese Kleinigkeiten unter dem Strich einer größeren Provinzzeitung ganz nett gemacht haben, sie in ein Buch zusammenzufassen lag keine Veranlassung vor.

A. L.

Franz Dülberg, Schellenkönig Kaspar. Drama in fünf Akten. *Berlin, Egon Fleischel & Co.,* 1919. 131 Seiten. 6 M., geb. 8,50 M.

Wie ernst Franz Dülberg seine Aufgabe als deutscher Dramatiker nimmt, hat er vor einiger Zeit in einem Vortrag über „Die Aufgaben des Dramatikers in unserer Zeit" dargetan, der ebenso wie seine kleine Schrift „Ein Bekenntnis zu Zeit und Volk" die Verpflichtung des Dichters gegenüber seinem Volk betonte. Leider fehlt ihm aber die poetische Gestalterkraft, um in seinen Dramen den löblichen Willen Tat werden zu lassen. Der Kaspar

seines 1475 in einer deutschen Stadt spielenden Dramas soll als Narr den Thronfolger, der in der Stadt weilt, politisch aufklären. Aber er liebt die Bürgermeisterstochter, die auch dem Prinzen zu Willen ist, und so wird seine große Narrenrede als der Versuch mißdeutet, sich ihrer Gunst durch seine Worte zu versichern. Der Narr tötet den Prinzen, da er die erträumte Sendung als Heiland seines Volkes mißlungen sieht, und endet selbst durch Sturz vom Rathausdach, um die Stadt vor dem Zorn des Regenten zu bewahren. Die Tragik des Heiland-Narren bleibt gedacht, eine Fülle von theatralischen Äußerlichkeiten verdeckt kaum die Unfähigkeit zu plastischer Gestaltung, und die Sprache entbehrt fast aller Schönheit und charakterisierenden Eigenart. F. M.

Erich Ebstein, Ärztebriefe aus vier Jahrhunderten. Mit Bildern und Schriftproben. *Berlin, Julius Springer*, 1920. 204 Seiten. 14 M., geb. 17,60 M.

Zu der Reihe wertvoller Veröffentlichungen auf medizinisch-literarischem Gebiet, die wir Erich Ebstein verdanken, können wir einen neuen Band stellen: Ärztebriefe aus vier Jahrhunderten. Er umfaßt Briefe von 54 Ärzten, von Paracelsus bis Paul Ehrlich fehlt kein wichtiger Name, alle großen Nationen sind vertreten. Da ist, um nur einige herauszugreifen, ein Brief Carl von Linnés an Albrecht von Haller, der eine ganze Autobiographie des großen Naturforschers gibt. Johann Georg Zimmermann schildert sehr lebendig seine Besuche bei Friedrich dem Großen, Edward Jenner sein Verfahren der Kuhpockenimpfung. Der Konflikt zwischen dem Menschen und dem Forscher findet rührenden Ausdruck, wenn Jenner einmal schreibt, er habe es unterlassen, seine Ideen über Angina pectoris zu veröffentlichen, weil er bei einem seiner besten Freunde deutliche Symptome für diese Krankheit wahrgenommen habe und er ihn nicht habe ängstigen wollen. Ein Brief Purkinjes und zwei Hufelands an Goethe, einer davon bisher noch unveröffentlicht, erinnern an das Interesse des Dichters für medizinische Probleme. Franz Joseph Gall begeistert sich in einem Brief für den „göttlichen Kopf" seines Hallenser Zuhörers Goethe. Ein köstliches Stückchen Briefschreibekunst ist Friedrich Wöhlers Epistel vom Schlangendreck, deren Empfänger sich vermutlich nicht ganz so erlustigt haben dürfte wie wir, da er sich der Versendung des kostbaren Stoffes widmen mußte!

Leider entspricht die Ausgabe Ebsteins textkritisch nicht den berechtigten Anforderungen. Das Buch ist, um beim Technischen zu beginnen, durch eine Unzahl von Druck- und Satzfehlern verdorben, die bei einer Publikation des Springerschen Verlags kaum erklärlich sind, und für die doch auch der Herausgeber verantwortlich gemacht werden muß. Schwerwiegender, wenn auch weniger störend für den Leser, sind die zahlreichen Abweichungen der Texte, Wortauslassungen, Wortverstümmelungen und willkürliche Veränderungen der Schreibart, die sich bei einer Vergleichung mit den Erstdrucken ergaben. Unverständlich ist mir ferner, warum Ebstein nicht konsequent alle Briefe im Urtext wiedergab, da er ja eine ganze Anzahl lateinischer, französischer und englischer Briefe in der Originalsprache aufgenommen hat. Der Brief des Marcello Malpighi z. B. ist durch die (von Julius Katz herrührende) Übersetzung arg entstellt worden. Es heißt da am Schluß: „All diese Beobachtungen, die ich bei meinen anatomischen Studien gemacht habe, und ich hätte vieles noch weit sorgfältiger begründet, wenn es sich nicht dabei um die kleinsten und für das Auge kaum wahrnehmbaren Dinge handelte. (Sic!) Ich bitte Dich, mir Deine Freundschaft auch fernerhin zu bewahren. Möge Dir noch ein langes und glückliches Leben beschieden sein." Der Urtext dagegen lautet: „Haec licuit ex observationibus factis ad usum anatomicum comparasse. Ista quoad aliqua certius determinassem, nisi labor hic in minimis, et pene visu effugientibus esset. Solita tua humanitate me prosequere, et nestoreos ducas annos." Abgesehen davon, daß bei Ebstein scheinbar durch Versehen des Setzers der Schluß des ersten Satzes fehlt: die Übersetzung ist zum Teil falsch (ad usum anatomicum heißt doch nicht: *bei* meinen anatomischen Studien), zum Teil sehr ungenau und darum ganz farblos. Die für die humanistische Gelehrsamkeit des Schreibers so charakteristische Wendung „nestoreos ducas annos" ist ganz in unser modernes nichtssagendes Briefdeutsch verwaschen, und das mußte doch gerade im Hinblick auf die kulturgeschichtliche Bedeutung der Sammlung vermieden werden.

Man bedauert die Mängel des Buches um so mehr, als sie nur zu leicht seine Vorzüge verdunkeln können. Als solche möchte ich (außer den oben genannten inhaltlichen) vom wissenschaftlichen Standpunkt die genauen Quellennachweise der Briefe und Abbildungen bezeichnen, die für eingehendere Studien treffliches Material bieten. Ferner sind die biographischen Einleitungen zu den Briefen sehr willkommen. (Aber Giorgio Baglivi ist nicht 1688, wie Register und Einführung behaupten, sondern 1668 geboren; mit dem falschen Datum wäre ja der Briefschreiber von 1692 beinahe ein Wunderwickelkind!) Besonders erfreulich sind schließlich die Schriftproben — als Charakteristika; denn als Schreibübungen sind sie so unerfreulich wie die Rezepte der meisten lebenden Herren Doctores! — und die zahlreichen Bildnisse. Hält man etwa das Bild Johann Friedrich Blumenbachs in seiner Göttinger Studierstube, die ganz sauber, aufgeräumt, pedantisch ordentlich ist, neben die Photographie, die Paul Ehrlich in seinem Arbeitszimmer zeigt, von dem er selbst schreibt: „Es ist wüst: der



Boden, Tische und Stühle mit Büchern und Schriften bedeckt, so daß gar nichts mehr zu finden ist. An Platz zum Arbeiten ist überhaupt nicht mehr zu denken" — dann hat man in diesen Bildern auch die verwandelten Zeiten. Und die Entwicklung eines Standes in vier Jahrhunderten zu zeigen, war ja der Sinn des Buches, dem man eine vollkommenere Ausführung gewünscht hätte, das aber auch in der vorliegenden Gestalt bei den „Kollegen" überlegenes Schmunzeln oder nachdenkliche Zustimmung finden wird, und dem man recht zahlreiche Leser wünschen muß, schon damit bald in einer neuen Auflage die vielen Mängel beseitigt werden können. *Friedrich Michael.*

Arthur Eloesser, Die Straße meiner Jugend. Berliner Skizzen. *Berlin, Egon Fleischel & Co.* 1919.

Vor kurzem hat uns Kastan von dem gewesenen Berlin der vorkaiserlichen Zeit berichtet, — erzählt wäre für diese solide Tatsachenreihe und dieses oft recht widerspenstige Tintendeutsch nicht das richtige Wort. Nun erzählt — nein, auch hier wieder paßt das Wort nicht — nun plaudert Eloesser mit ein paar Rückblicken in die Kastansche Zeit, die den Titel nicht rechtfertigen, von der kaiserlichen, in üppigstem Wachstum ausgereckten Stadt und ihren Wandlungen bis zum Anbruch der republikanischen Epoche. Er plaudert als ein Mann von Welt, skeptisch lächelnd, bewandert hinter den Rückseiten der schönbemalten Kulissen, nicht um Liebe und Bewunderung zu erwecken, wie der Vorgänger, sondern um die Leute, die es in der großstädtischen Bildung so herrlich weit gebracht zu haben glauben, mit leisem Lächeln von ihrer Unkultur zu bekehren. Sehr klug, sehr gewandt vollbringt er das; aber wir möchten ihm sagen: Lieber Eloesser, Sie sollten sich wirklich die Mühe sparen; das Berlin Ihres Buches, das Berlin, das anfing, eine Stadt gesitteter Europäer zu werden, ist für die nächste Zeit in den Erdboden versunken, auf mindestens so lange, bis das Holzpapier Ihres Buches den Weg alles Zellstoffes gegangen sein wird. Und überhaupt: sollen denn (abgesehen von der moralischen Notwendigkeit) solche literarische Nippsachen von gestern in die Vitrine gestellt werden, wo man in guten Häusern, wie dem Ihrigen, nur die Köstlichkeiten edler Kleinkunst zu bewahren pflegt? G. W.

Eduard Engel, Frankreichs Geistesführer. Achtzehn Charakterbilder. Fünfte, neubearbeitete Auflage von des Verfassers „Psychologie der französichen Literatur". *Halle (Saale), Heinrich Diekmann*, 1920. 242 S. Geb. 7,50 M.

Man möchte dem Buch zu größerer Werbekraft einen viel besseren Druck wünschen; für die Schüler der Oberklassen in den höheren Lehranstalten ist die Engelsche Darstellung von besonderem Wert, da sie durch die scharf und doch ohne Übertreibung gezeichneten Persönlichkeiten der großen Schriftsteller viel leichter in den Geist der französischen Literatur einführt als die üblichen Literaturgeschichten mit ihrer Prätention der Vollständigkeit. Engel weiß auch die Dichter in ihre Zeit zu stellen, und da fast jeder von diesen 18 zugleich ein Politiker war, ist das ein besonderer Vorzug. Wer selbst viel Französisch liest, wird gewiß in mancher Einzelheit von Engels Sätzen abweichen, aber er wird bei genauer Prüfung finden, daß das meist auf die Verschiedenheit des Geschmacks zurückgeht, über den sich nicht streiten läßt und daß man mit dem Verstand der Darstellung Engels recht geben muß; mir geht es so mit einer besonderen Liebe für Victor Hugo, dessen Lyrik ich im Gegensatz zu Engel auch als sehr musikalisch empfinde — daß wenige seiner Gedichte komponiert worden sind, liegt wohl zumeist an ihrer Länge und am langen Atem ihrer Gesätze, bei dem eine Singstimme schwer folgen könnte —; und doch muß ich zugeben, daß die Kennzeichnung des Rhetorischen in Hugos Dichtung bei Engel richtig ist. (Wäre nicht das Kapitel über Notre Dame in dem großen Roman hervorzuheben gewesen? Es scheint mir eine der großen Stellen der Weltliteratur zu sein.) Die Auswahl der behandelten Dichter von Rabelais bis Zola ist im allgemeinen unanfechtbar; von den Älteren wären vielleicht noch Thomas Hardy für das frühe Drama und vor allem Le Sage für die Entstehung des Lustspiels und der komischen Oper (Théâtre italien) besonders gute Beispiele und zu Zola sollten Flaubert und Maupassant treten, den uns manche Übersetzungen von seiner geringsten Seite zeigen und der doch sicherlich einer der größten Schriftsteller gallischen Geistes ist. Dem Buch stehen gewiß noch so viele Neuauflagen bevor, daß man mit solchen Wünschen kommen darf. M. B.

Madame Guillotine, Revolutionsgeschichten. Herausgegeben von Curt Moreck, mit acht Bildbeigaben von Wilhelm Thöny. *München, Georg Müller*, 1919. XV und 397 S. Geh. 10 M., geb. 13 M.

Ein schwer begreiflicher Mißgriff eines unserer besten Verlage. Als Sammlung ist das gut ausgestattete und gedruckte Buch gar nichts wert und will doch gerade als Sammlung gefallen. Die Stücke aus Werken großer Dichter, die es enthält, zwei Strindberge, zwei Anatole France (und noch einen in der Vorrede), einen Zola, einen Maupassant kennt jeder Gebildete; in ihrer Zusammenstellung zeigen sie nur, daß die Revolution offenbar kein günstiges Feld für den Dichter ist, selbst wenn er so stark in der politischen Wolle gefärbt ist wie Zola und France; keiner von ihnen zeigt sich hier in seiner Stärke,



und wer ihr Werk nicht kannte, würde sicher durch diese Stücke nicht zu ihnen geführt. Sie sind ja auch meist aus dem Zusammenhang größerer Werke gerissen. Diese Verstümmlung ist auch der schönen Plassenburg-Erzählung Jakob Wassermanns, an sich einem seiner besten Stücke, hier hinderlich; der Dichter hat diese Erzählung mit anderen in einen festen, sinnreichen Rahmen gefügt, und es ist schwer zu verstehen, daß er zu diesem Einzelabdruck seine Zustimmung gegeben hat. Und wie kommt Thomas Carlyle auf diese Galeere? Hat der Herausgeber ihn etwa für einen Literaten und Stilkünstler genommen, der für eine Anthologie gerade recht ist? Eine Zusammenstellung der bedeutendsten Revolutionsabschnitte aus den Werken der größten Geschichtsschreiber ließe sich vielleicht mit Nutzen machen, aber auf solche erzieherisch bildende Wirkung, wie sie davon etwa zu erwarten wäre, geht ja der Guillotine-Band gar nicht aus.

Immerhin sind die Stücke der großen Schriftsteller, so wenig sie in ihrem Gesamtwerk bedeuten mögen, stark genug, um die dazwischen stehenden kleinen Sachen durch den Vergleich noch tiefer zu drücken, als sie ohnedies stünden. Da sind kleine Skizzen, die man in der Jugend oder im Simplizissimus nicht weiter beachtet, weil man da ohnedies zwischen den Zeichnungen nur billigen literarischen Gewürzersatz zu finden erwartet, die aber hier mit der Prätension ihrer ebenbürtigen Nachbarschaft zu Anatole France oder Strindberg ganz unerträglich sind. Zudem sind sie — von der recht widerwärtigen Greuelgeschichte R. Leonhards abgesehen, — meist geziert und affektieren eine Gleichgültigkeit oder Überlegenheit gegenüber dem Revolutionären, die keineswegs überzeugend wirkt. Wenn ich ein Zyniker wäre, würde ich sagen: die Münchner haben doch ihre Todesurteile gegen die Kommunistenführer, haben ihren Geiselmordprozeß, haben den Metzger Lindner und den Grafen Arco gehabt; wozu da solche matten Bücher voll Revolutionsgeschichten drucken? M. B.

Walter Hasenclever, Die Entscheidung. Komödie. *Berlin, Paul Cassirer*, 1919. 3 M.

Am Anfang des Personenverzeichnisses steht „Mensch". Könnte man nicht auf Grund des Belagerungszustandes dieses Wort den Lyrikern und Dramatikern bis auf weiteres verbieten? Es ist heute das Symbol der ungeformten Gestaltung, der Gefühlsduselei (echtes Fühlen hat damit nichts gemein), der gemachten Ekstasen. Hier ist der Träger des Namens Mensch der von der Revolution enttäuschte Dichter Hasenclever, der am Schlusse dieser schwachen kleinen Komödie der ganzen Bande eine fulminante Rede hält und diese Welt zu verlassen bereit ist. Er wird denn auch von einem Schuß durchs Fenster getötet. G. W.

Siegfried Jacobsohn, Das Jahr der Bühne. Achter Band 1918/19. *Berlin, Oesterheld & Co.*, 1919. Geh. 10 M., geb. 13 M.

Der achte Band der scharfsichtigen, von echter Liebe zur Bühne durchtränkten Kritiken Jacobsohns wird in seinem ersten Teil zu einem Rückblick auf die Jahre 1905—1912, auf die Zeit großer Hoffnungen und überraschender Fortschritte der deutschen Bühnenkunst. In jenen Jahren war in der Tat das deutsche Theater Welttheater, wohl ohne eignen festen Charakter aber unendlich aufnahmefähig und anschmiegsam, reich an Fähigkeiten und ehrlichem Wollen. Das Heute, von dem der zweite Teil berichtet, ist tiefer Verfall, Kunst der Gehirnkünstler und der Macher für Literaten ohne Bildung und für neue Reiche ohne Anstandsgefühl. Weil dieser Band der Chronik Jacobsohns das bezeugt, wird er zu einem Dokument für den künftigen Geschichtschreiber der deutschen Revolution. G. W.

James Joye, Verbannte. Schauspiel in drei Akten. Übertragen aus dem Englischen von Hannah v. Mettal. *Zürich, Rascher & Co.*, 1919. 153 S. Brosch. 3,50 Fr.

Wir hätten lieber einen der Dichter ins Deutsche übertragen gesehen, die irische Art auf der Bühne spielen lassen. Der agrarische Humor, die Freude am „Ländlich-Sittlichen" fehlt in diesem Drama der Verbannten ebenso wie das Traumversponnene, das ein anderer Zug im irischen Volksgesicht ist, und nichts an der aus Wahlverwandtschaften und Hedda Gabler abgeleiteten Handlung erinnert daran, daß wir Menschen, sogar Politiker und Journalisten aus dem Volk vor uns haben, dessen merkwürdig unglücklicher Kampf gegen die englische Herrschaft und Lebensform nun bald tausend Jahre ohne Erfolg, aber auch ohne Unterwerfung unter die Macht des Stärkeren geführt wird. Dafür haben wir aber ein fein ausgedachtes, in den leichten Schattierungen der vier Liebenden kunstvoll gearbeitetes Werk der Ibsen-Schule, von der heute unsere Theaterkritiker zu sagen pflegen, sie sei zu matt für unsere Zeit — man würde sich ja auch mehr freuen, wenn ein Bühnendichter in die Kerbe des Peer Gynt, der Kronprätendenten oder auch des Bundes der Jugend schlüge, als daß er sich die spätere Manier des Dramas in vier Wänden und unter höchstens sechs Augen zu eigen machte. Aber für reinliche und ehrliche Arbeit ist man doch heute besonders empfänglich und die haben wir im Schauspiel selbst wie in der Übersetzung vor uns. M. B.



Egon Freiherr v. Kapherr, Im Lande der Finsternis. Novellen und Skizzen aus dem alten und neuen Rußland. *Berlin, Egon Fleischel & Co.*, 1919.

Freiherr von Kapherr ist einer der wenigen Rußlandreisenden, die sich nicht mit einem „kalt staunenden Besuch“ des seltsamen Landes begnügt haben, sondern sich mit scharfen Augen drin umgeschaut und in die Seele des Volkes einzudringen versucht haben. Statt sich seine Weisheit aus Büchern zu holen, hat er sich hineingedrängt ins volle Menschenleben, hat beobachtet und gefragt, hat mit Moskauer Intelligenten politisiert, mit sibirischen Bauern dem Bären nachgestellt, mit nishnij-nowgoroder Großkaufleuten über Export und Import geplaudert, mit kischinewer Juden gefeilscht. Und so ist ein Buch entstanden, das ebenso unliterarisch, als frisch und lebendig ist, belehrend zugleich und erfreuend überall, wo sein Verfasser aus unmittelbarer Beobachtung und persönlichem Verkehr schöpft, unzulänglich, wo er das „alte“ Rußland schildern will, ohne die erforderlichen historischen Kenntnisse zu besitzen, oder das neueste, bolschewistische, das er nicht mehr mit eigenen Augen gesehen hat, sondern bloß von Hörensagen kennt. Es ist das alte Rußland, das Rußland vor dem Krieg und der Revolution, das Kapherr kennt, liebt und schildert. Aber wer das heutige Rußland verstehen will, muß sich auch mit diesem früheren Rußland vertraut machen. Und zu ihm ist Kapherr ein sachkundiger und zuverlässiger Führer. *Arthur Luther.*

Alfred Kerr, Die Welt im Licht. Zwei Bände. *Berlin, S. Fischer*, 1920. Geb. 20 M.

Der erste Band dieses Werkes heißt „Verweile doch!“, der zweite „Du bist so schön!“. Kerr bietet uns kleine Aufsätze von mannigfachen Reisen, Erinnerungen und allerlei kleine Erlebnisse mit Tieren. Es sind sehr reizvolle Plaudereien, prägnant, immer unterhaltsam, immer in dem eigenwilligen, abgekürzten, höchst persönlichen Stil, den man von Kerrs kritischen Aufsätzen her kennt. Wanderungen durch Deutschland und Frankreich, Italien, Skandinavien und einige Gegenden des Orients. Seine Lieblingsaufenthalte: das Meer, die oberbayrischen Seen, das verlorene Paris. Kerr ist Impressionist von reinster Rasse, er wandert mit Wonne durch das Dasein, er ist ein Stimmungskünstler, und es stehen ihm immer die Worte und Wortkombinationen zur Verfügung, die er für den sinnlichen Ausdruck seines Erlebens braucht. Er weiß in ein paar Worten einen Duft einzufangen, mit ein paar Sätzen eine Landschaft hinzustellen, durch den Vortrag irgendeines kleinen, scheinbar unwichtigen Erlebnisses in das Glück oder (seltener) in die Melancholie des Daseins zu leuchten. Er hat etwas Leichtes, Schwebendes, ja Beschwingtes, er hat den Sinn für das Verwehende, für den Hauch der Dinge, für die Weisheit des „Carpe diem!“, für das traumhafte Glück vergleitender sommerlicher Stunden. Ihm ward auch Humor in die Wiege gegeben, und das ist nicht das schlechteste Geschenk für diese irdische Wanderfahrt. *Hans Bethge.*

Hermann Kesser, Summa Summarum. Tragikomödie. *Berlin, Ernst Rowohlt*, 1920. 104 Seiten. 4,50 M., geb. 7 M.

Hermann Kessers Aufsatz „Die Stimme der Dichter“ (in der Sammlung „Vorbereitung“, 1918) war ein Bekenntnis zum Aktivismus. „Denken ist jetzt Herzensangelegenheit,“ schrieb er dort. „Gedanklichkeit ist Wesen der Zeitdichtung, Wesen des Zeitmenschen . . . Der Dichter, lange stumm, gleicht jenem gottbegeisterten Daniel, der in der Schreckensstunde wieder seine Sprache gefunden hat. Und die Stimme der Dichter ist nicht Verneinung, sie ist Aufbau. Sie wird sich in Arbeit und Tat zurück verwandeln.“ Die Tragikomödie „Summa Summarum“, entstanden 1917, ist Auftakt zu dieser Tat. An ihrer Spitze stehen, ein wenig gesucht, aber doch bezeichnend für Stellung und Absicht des Dichters, die Worte: „Ich glaube, es ist Zeit, Abschied zu nehmen, anzufangen und nachzudenken! Und so laßt Euch dieses Rondo gefallen.“ Man hat es sich bei den Aufführungen in Mannheim und Berlin gefallen lassen und auch der Leser wird mit Spannung und innerster Teilnahme den klugen Worten dieses außerordentlich geschickt komponierten Einakters folgen. Ein verabschiedeter Diplomat steht vor uns, der sich entscheiden muß, ob er rücksichtslos gegen sich selbst mit der Vergangenheit abrechnen und sich der neuen Zeit zur Verfügung stellen soll oder aber den Selbstvorwürfen und gegnerischen Anfeindungen trotzen und in Menschenverachtung einsam bleiben kann. An dem Konflikt geht er zu Grunde. Nicht überall ist das Pathos politischer Diskussionen vermieden; aber der Baron ist Mensch, Geschöpf eines Dichters, der hoch genug steht, auch die Komödie dieses Lebens zu sehen. Seit der in ihrer Sprache unvergeßlichen Novelle „Lukas Langkofler“ ist Kesser dem artikelfeindlichen Deutsch der Jüngsten begegnet, aber er hat doch Kraft genug behalten, trotz Sternheim er selbst zu bleiben. Wir lassen uns das Rondo gefallen und warten auf die Symphonie. F. M.

Max Kretzer, Wilder Champagner. Berliner Erinnerungen und Studien. *Leipzig, B. Elischer Nachf.*

Als Kretzer im Jahre 1914 seinen 60. Geburtstag beging, galten die Freundlichkeiten, mit denen man ihn bedachte, kaum seinem damaligen Schaffen, sondern doch wohl dem Verfasser zurückliegender Romane wie „Die Verkommenen“, „Das Ge-



sicht Christi", „Meister Timpe", deren Bedeutung bleiben wird. Was darüber ist, ist so ziemlich vom Übel, d. h., ist, allmählich immer wertloser gewordene, Unterhaltungslektüre; und zwei Gedichtbände, die Kretzer 1914 und 1916 hat erscheinen lassen, sind ganz schlimm und haben mit Kunst überhaupt nichts mehr zu tun. Wesentlich harmloser ist Kretzer mit solchen „Erinnerungen und Studien", wie er sie jetzt gesammelt bringt. Ich glaube, Kretzer könnte einen ganz brauchbaren Band „Erinnerungen" schreiben. Hier kommt alles reichlich verzettelt und zerbröckelt. Man horcht wohl besonders auf, wenn von dem Verkehr mit Gerhart Hauptmann i. J. 1886 die Rede ist, wenn vom vertrauten Umgang mit Matkowsky gesprochen wird; aber um einen kurzen Brief Wilh. Raabes ist der Aufsatz nur herumgeschrieben, und was von Holtei und Angely erzählt wird, ist ohne Belang. Kretzers Gedanken über das kümmerliche Brot der vielen Mitläufer beim Kinobetrieb, über Nur-Kellner, über Vortragsseuche sind auch nicht eben so tief oder neu, daß sie in einem Buche aufbewahrt werden mußten. Ansonsten also: Plaudereien, Feuilletons ohne besondere Note; auch hier nur Unterhaltungsstücke, nicht aufregend, nicht geistreich und darum leicht vergessen. Ein zusammenhängender Band „Erinnerungen" ohne Geplauder wird uns willkommen sein. *H. Knudsen.*

Kurt Küchler, Steuermann Holk. Roman. *Hamburg-Altona, Hammerich & Lesser*, 1920. 8 M., geb. 10 Mark.

In durchsichtiger Sprache, leuchtenden Worten und eindringlicher Anschaulichkeit erscheinen Bilder von höchster dichterischer Kraft. Hamburg, der südliche Ozean, der Karneval in Algier, Schiffsuntergang, San Franzisko werden lebendig, erfühlt dringen sie wieder ins Gefühl. Wir haben wenige, die so wie Küchler Weltschilderer sind, die so die Seele einer Stadt, fremder Art und Sitte, des Meeres zu erschöpfen vermögen. Man wird zum Vergleich mit Johannes V. Jensen gezwungen. Aber es ist nicht dessen Objektivität der Schilderung, denn die Fülle der Erscheinungen tritt uns an durch die Augen eines Menschen, dessen Schicksal von jenen beeinflußt wird. Der Steuermann Holk wird von einer Sehnsucht durch die Welt getrieben, die Welt nährt seine Sehnsucht und er sieht die Welt mit den Augen der Sehnsucht. Die Sehnsucht aber ist Weiberhunger. Der Mann, der ihn nicht stillen kann durch eine Liebe, die restlose Erfüllung bringt, geht zugrunde. So Steuermann Holk. Das Buch beginnt damit, daß er ein Mädchen trifft, die vom ersten Augenblick an ihm zugehört. Die Zufälligkeiten und Sinnlosigkeiten des Lebens, die keiner Logik unterliegen (und auch vom Dichter — Gottlob! — nicht dazu vergewaltigt worden sind), trennen die beiden Menschen und lassen sie nicht mehr zusammenkommen, auch dann nicht, als sie das zweite und letzte Mal sich wiedersehen. Die Frau hat sich, auch durch seelische Nöte, zu reinem Menschentum erhoben, der Mann war hinabgezogen worden; über die Kluft, die sich zwischen ihnen aufgetan hat, führt keine Brücke. Dieser erste Roman Küchlers beweist auch seine Fähigkeit zu tiefgründiger Problemstellung, deren Durchführung seine Gestaltungskraft gewachsen ist. Nur *ein* Zweifel taucht auf, der nämlich, ob nicht über der an sich ja meisterhaften Darstellung des Dinghaften das Menschliche zu kurz gekommen ist? C. N.

Brigitte Lossen, Mutterseele. *Buchenbach-Baden, Felsen-Verlag*, 1919. 169 S. Geh. 5 M., geb. 7,20 M.

Der junge Verlag hat die Erzählung in schöner Ausstattung herausgebracht, die gut zu ihrem künstlerischen Ton paßt; Peter-Behrens-Schrift auf ordentlichem Papier, rote Kopfleisten und Initialen, die vielleicht ein wenig schwer sind und, die Initialen, besser vom Text abgehalten sein sollten (gut auf S. 136). Die Freude an kräftiger Schönheit ist die Haupttonart der Geschichte, die in einem bayerischen Offizierssanatorium während des Kriegs zu spielen beginnt, aber dann sehr mutig in die Zukunft hinausgreift, Kinder eines Gefallenen groß werden und sich verheiraten läßt, durch die sichere, gehaltene Würde der Hauptpersonen und den ruhigen Gang des Lebens aber gar nicht das fatale Gefühl des Aufschneidens erzeugt, von dem man sonst leicht bei solchen Erzählungen aus dem Jahr 1950 und späteren Zeiten befallen wird. Die geistige Reinlichkeit, die sich in der einfachen Handlung zeigt, bestimmt auch die Form. Der Leserin, der die Schicksale der schönen Frau Marie-Lu nahegehen und die sich ihr und ihren Kindern verwandt fühlt, wird es nur vielleicht leid tun, daß sich die engere Heimat, aus der sie stammt und die Lage ihres Herrengutes weder nach Sprache, und Sitten der Menschen, noch nach der Landschaft sicher bestimmen läßt; man merkt, wie wenig wir an solche nicht „bodenständige" Erzählungen mehr gewöhnt sind. M. B.

Deutsche Maler-Poeten. Mit Text von Georg Jacob Wolf. Mit 60 ganzseitigen Bildern, davon 21 in Farben, und 70 Bildern im Text. *München, F. Bruckmann A.-G.* In Halbleinen 16 M., in Halbpergament mit Goldschnitt 25 M.

Der Titel weckt die Erwartung, als handle das schöne Werk von den deutschen Doppelbegabungen, die der Dichtung und der Malerei gehuldigt haben. Aber der Name zielt nur auf die Gruppe der Pinselkünstler, die mit dem Pinsel dichteten und dadurch zu den beliebtesten der neueren Zeit wurden. Von ihnen allen berichtet der Text gefällig



belehrend und liefert so die begleitende Musik zu den zahlreichen, trefflich wiedergegebenen Bildern. Dieses schöne, sehr wohlfeile Werk wird gewiß vielen dauernden Genuß gewähren. P—e.

Fritz Mauthner, Ausgewählte Schriften. 6 Bände. *Stuttgart* und *Berlin*, *Deutsche Verlags-Anstalt.* Band 1—4.

Zu seinem siebzigsten Geburtstag hat Mauthner uns reich beschenkt. In seinen „Ausgewählten Schriften" vereinigt er, was den Lesern jeder Art als dauernd anregende, durch erlesene Form und im besten Sinne geistreichen Inhalt ausgezeichnete Geistesnahrung dargeboten werden kann: jene Parodien der siebziger Jahre „Nach berühmten Mustern", die ihn zuerst bekannt machten, die politischen und literarischen „Totengespräche", die sich ihrer großen Vorbilder Lukian und Wieland würdig erweisen, ein neues tiefsinniges Märchen „Narr und König", der psychologisch so feine Roman „Xanthippe" und die tiefgründige „Hypathia", die Nachdichtung der ars poetica des Horaz im „Dilettantenspiegel", die beiden, von Heimatsliebe erfüllten Novellen „Der letzte Deutsche von Blatna" und „Die böhmische Handschrift". Das ist der Hauptinhalt der bisher vorliegenden vier Bände, und Nachworte Mauthners geben über die Entstehung und die Absichten seiner Werke willkommene Auskunft. Wer sie liest, freut sich des Verkehrs mit einem der feinsten und freiesten Geister. G. W.

Adam Mickiewicz, Sonette aus der Krim. Nachdichtung und Vorwort von Arthur Ernst Rutra. *München*, *Roland-Verlag Dr. Albert Mundt*, 1919. (Kleine Roland-Bücher, 11. Band) 44 Seiten.

Die vor rund 100 Jahren entstandenen Sonette des polnischen Dichters sind wertvoll genug, uns heute noch in neuer Übertragung geboten zu werden und sich den poetischen Kostbarkeiten aus aller Herren Länder im schmucken Gewand der kleinen Roland-Bücher anzureihen. Arthur Ernst Rutra, der auch die poetischen Werke von Adam Mickiewicz in schönen Nachdichtungen (bei Georg Müller, München) herausgibt, hat die schwierige Aufgabe der Sonettverdeutschung gut gelöst. Leider sind aber die Sonette durch die höchst merkwürdige Anordnung, die den beiden Quartetten eine Seite und den Terzetten die nächste (Rückseite) anweist, völlig zerrissen worden. Ich für mein Teil genieße Verse stets auch mit dem Auge, es verringert, ja vernichtet meinen Genuß eines Sonetts, wenn es nicht in der ihm eigentümlichen, innerlich bedingten Form gedruckt wird. Das wäre auch auf den kleinen Seiten des Roland-Buches möglich gewesen, wenn man sich zu einer kleineren Type entschlossen hätte; und diese war geradezu gefordert durch die Länge der einzelnen Verse, die jetzt auch noch Zeile für Zeile, zerstückt sind, so daß der Anblick des Satzbildes für jeden Bücherfreund eine Qual ist. Bei einer gleichgültigen Publikation könnte das verschwiegen werden. Von dem erfreulich kühn aufstrebenden Roland-Verlag muß man auch typographisch Besseres erwarten und fordern. F. M.

Martin Andersen Nexö, Stine Menschenkind. Zweiter Teil: Mütterchen. *München*, *Albert Langen.* 176 Seiten. 3,50 M., geb. 6,50 M.

Die Lebensgeschichte der unehelich geborenen Stine Mann, die Nexö vor einem Jahr so verheißungsvoll begann, wird in dem neuen Buch mit gleicher Liebe am realistischen Detail fortgeführt. Stine lebt nun beim Stiefvater, dem Schinder Lars Peter Hansen, als Hausmütterchen, zuerst im „Elsternnest", dann in der ärmlichen Hütte des Fischerdorfes, bis sie eingesegnet wird und als Magd nach dem Bagge-Hof geht. Wieder ist es die trübe Atmosphäre des Armeleutehauses, in der wir mit der braven Stine atmen müssen, und nichts Widerwärtiges der von Unflat besudelten Welt bleibt ihr und uns erspart. Aber der Dichter läßt uns immer hinter die häßlichen Masken sehen, und da erblicken wir das reine Antlitz dieses tapferen Mädchens, die klaren Augen des guten Lars Peter Hansen, finden Menschen, die in all ihrer kleinen Menschlichkeit doch groß sind und sich im Kampf mit der Verachtung der Nachbarn und mit dem harten Zwang des Krugwirtes als rechte Helden des Alltags bewähren. Nexö hat scharfe Augen, er kennt seine Menschen und ihre Schwächen, aber Liebe zu ihnen führt ihm die Feder. Er verliert nie den Blick für die große epische Linie, doch strichelt er überall mit feinem Pinsel kleine charakteristische Bildchen an den Rand des großen Kartons. Wie köstlich sind die Kinder geschildert! Als man sich zum Umzug aus dem Elsternnest rüstet, heißt es einmal: „Am Tage vor der Auktion ordneten sie emsig all das alte Gerümpel und schrieben mit Kreide Nummern auf die einzelnen Bündel. Die Kleinen halfen dabei, vor Spannung liefen ihnen die Nasen." Auch der plötzlich auftauchende Bruder Johannes und sein unsauberes Fleichergewerbe fügen sich gut ins Bild. Dagegen ist die Episode der Reise in die Hauptstadt nicht im gleichen Maße plastisch und überzeugend. Hermann Kij hat auch dieses Buch mit allen sprachlichen Feinheiten übertragen; wir werden eines Tages hoffentlich in dem Gesamtwerk einen Entwicklungsroman besitzen, der gleichwertig neben Nexös „Pelle der Eroberer" stehen wird.

F. M.



Die Novelle. Meisternovellen der Weltliteratur. *München, Musarion-Verlag,* 1919. In farbigen Umschlag gebunden jedes Bändchen 1,50 M.

Vor langen Jahren sammelten Paul Heyse und Hermann Kurz in dem „Deutschen Novellenschatz" und dem „Novellenschatz des Auslandes" das Beste, was damals in dieser unter strengsten Kunstbedingungen stehenden Form vorhanden war. Das neue Unternehmen des Musarion-Verlags setzt sich ein ähnliches Ziel, auch mit der gleichen löblichen Eigenschaft: dem Guten durch niedrigen Preis weitesten Einfluß zu ermöglichen. Nur daß sehr gefälliger Druck und hübsche farbenfreudige Umschläge den heutigen Ansprüchen der Bücherfreunde gemäß das Äußere weit erfreulicher zu gestalten wissen. Die bisher vorliegenden sechs Bändchen zeugen von sicherem Geschmack ohne Beschränkung auf irgendein literarisches Dogma. Sie enthalten „Die Jungfrauen" von Gabriele d'Annunzio, „Ein Abenteuer in Venedig" von Bruno Frank, „Ein Verbrechen" von Maxim Gorki, „Schmalzküchle" (die meisterhafte „Boule de suif") von Guy de Maupassant, „Die Geliebte" von Karl Vollmoeller und „Mine-Haha" von Frank Wedekind, die letzte freilich keine Novelle im strengen Sinne des Wortes. Die Umschlagbilder stammen von Woelfle, Hoerschelmann, Schorling, Bea Fock, Huber und Huldschinsky. A—s.

Jean Paul, Polymeter. *Hannover, Der Zweemann.* Gedruckt in fünfhundert handschriftlich numerierten Exemplaren.

In den „Flegeljahren", dem „Komet" und einer Anzahl anderer Werke Jean Pauls finden sich jene Prosagedichte, deren innerer Rhythmus den Namen Streckvers oder Polymeter rechtfertigt. In diese selbstgeprägte Form hat der Dichter neben kühleren, betrachtenden und schildernden Sätzen auch eine Reihe seiner durchglühten Gesichte gegossen. Diese hebt der schöne Druck, den Friedrich W. Wagner herausgab, aus der unübersehbaren Masse der Werke heraus, und so entsteht ein neues Buch von allerechtestem Dichtergehalt, dessen äußere Gestalt dieses Inhalts würdig ist. G. W.

Gust. Andr. Ressel, Aus unsern alt'n Wien. G'schicht'n in der Wiener Mundart. Mit 12 Vollbildern und Kopfleisten von F. Gareis. *Wien, Waldheim-Eberle A.-G.; Leipzig, Otto Klemm,* 1920. 179 Seiten. Geb. 5 M.

Was Heinrich Seidel mit seinen Vorstadtgeschichten dem Norddeutschen gegeben hat, gibt Ressel dem Wiener, dessen echte Art sich wohl auch in den stillen Winkeln der Vorstadt am reinsten erhält. Die Lebensläufe sind typisch, die Stimmung, wo sie ernst werden will, geht leicht ins Sentimentale über, die Darstellung ist nicht sehr bewegt. Aber der Verfasser hat einen sicheren Griff für prächtige Originale und weiß von seinem Winkel aus die Erzeugnisse des modernen Großstadtlebens, wie das Kino, mit gutmütig boshafter Satire zu beleuchten. In der lächelnden „Andacht zum Kleinen" liegt seine Stärke und die Bilder von Gareis wissen die behagliche Stimmung, die von der Darstellung ausgeht, festzuhalten und zu vertiefen. P.

Wilhelm Scharrelmann, Rund um Sankt Annen. Neue Pickbalge-Geschichten. 258 Seiten. — Täler der Jugend. 216 Seiten. *Leipzig, Quelle & Meyer.* Geb. je 7 M.

Mit seinem ersten Band von Geschichten aus der Pickbalge hat sich Scharrelmann alle Liebhaber novellistischer Genrebildchen zu Freunden gemacht. „Eine Pickbalge", sagt der Verfasser, „ist eigentlich ein ausgepichter Bottich, schwarz und unansehnlich wohl, aber fest, schwer und verläßlich." Derart ist auch die Gasse, in der die alten windschiefen Häuser Geschichten aus längst vergangenen Tagen erzählen können, und die merkwürdigen Menschenkinder, die da hausen, sind ebenso unansehnlich, aber schwer und verläßlich. Der freundliche Humor des Dichters leuchtet auch in den neuen Geschichten hell in die schwarze Pickbalge hinein, und im Munde dieses feinen Plauderers gewinnen auch die geringen Schicksale des Schneiders Weckstroh und seiner Nachbarn und Nachbarinnen Bedeutung.

In solch eine schmale dunkle Gasse Bremens mit alten Giebelhäusern, „die, ein wenig vorgebeugt, schief und krumm, aber mit vor Sauberkeit blinkenden Fenstern, wie eine Reihe lächelnder, alter Zechbrüder nebeneinander stehen", kommt nach kurzem Handwerksburschenleben der junge Schlosser, der uns in den „Tälern der Jugend" seine Geschichte erzählt. Seine Lust zur Zeichenkunst wird durch die Bilder der Worpsweder, die damals eben zuerst ausstellten, mächtig belebt. Mackensens Mutter mit dem Säugling und Heinrich Vogelers Radierungen reizen ihn zum Schaffen, und nach der lauten Tagesarbeit auf der Werft flüchtet er sich abends in das Märchenreich, in dem Vogelers Königssohn und Prinzessin regieren. Endlich kommt er selbst nach Worpswede, dem damals noch weltentrückten Dorf unter Birken und Föhren, und wir erleben mit ihm ein Stück Künstlerwelt in der Heide. Nach mancherlei Liebe und Leid führt ihn seine Unrast in langer Wanderschaft durch Deutschland nach München und schließlich zurück in die Heimat. Diese Geschichte ist ebenso schlicht vorgetragen wie die kleinen Erzählungen, bisweilen freilich ein wenig sentimental und ohne den Humor, der doch wohl Scharrelmanns bestes Teil ist. F. M.

Karl Scheffler, Bismarck, eine Studie. ***Leipzig, Insel-Verlag***, 1919. 100 Seiten.

Dem Verdachte, dem augenblicklich herrschenden System zuliebe dem Schöpfer unserer nun jäh wieder versunkenen Reichsherrlichkeit, im Zusammenhange eben mit deren Katastrophe, eine Schuld anheften zu wollen, ist der Idealismus Karl Schefflers wohl überhoben. Es ist die Tapferkeit eines inneren *Müssens*, die sich hier mit einem ethisch-politischen Problem von nationaler Bedeutung auseinandersetzt, obschon sie sich nicht verschwiegen haben wird, daß sie für den heutigen seelischen Hunger damit eine „saure Speise" uns darbietet. Und dieses Problem ist in der Tat älter als das des Tages: es berührt die Zwangsläufigkeit der in aller preußischen Staatsautokratie eingeschlossenen theokratischen Notwendigkeiten — oder was doch traditionell als solche durch die Geschichte sich behauptet hat. Auf Bismarcks Leben zurückschauend, ward es augenscheinlich in der Episode seiner Eheschließung: daß Bismarcks überlegene Skepsis, um den Lebensbund mit Johanna von Puttkamer schließen zu können, sich ernsthaft in die pietistische Gläubigkeit eines straffsten Luthertums hätte wandeln können, mußte immer zweifelhaft erscheinen; nicht aber, daß er auch diese Bindung seines eruptiven Kraftüberschusses vermochte um der Disziplinierung willen in die preußisch-edelmännische Tradition, die ohne diese nicht zu erfüllen war. Der starke Wille, verbunden mit einer gänzlich illusionslosen Welteinsicht, bewirkt in dem Menschenschlage bismärckischer Art sogar eine volle Aufrichtigkeit solcher Bindungen. Nur ist es eine Aufrichtigkeit des großen Verstandes, nicht eine der Seele. In dieser Möglichkeit verrät sich aber symptomatisch zugleich ein Mangel an intuitiver Seelenkraft; auch die Aufgabe, nach der dieser Wille verlangt oder die diesem Willen sich darbietet, wird ganz dem Intellekte zugewiesen, und nährt sich mehr aus dem anerzogenen als aus dem angeborenen Charakter; sie wird eingeordnet in die als gegeben erkannte Lebensform — ihr *eingezwungen*, wenn das erkannte Ziel es fordert. Das Schicksalmäßige in der Gesamtentwicklung westeuropäischer Menschheit, dem auch der preußische Geist unterworfen war, und dem er sogar wie der keiner anderen Nation die seit den Tagen des großen Kurfürsten vorgeschulte Reife entgegenbrachte, blieb der Seele Bismarcks etwas Feindliches, das er mit politischen Mitteln bekämpfen mußte, statt es in ethischer Freiwilligkeit auf sich zu nehmen. Dieser Mangel in der intuitiven Erfassung „unserer" Staatsaufgabe war trotzdem Erfolg, solange die *Kraft* des Großen ihn aufwog; er wurde die Ursache unserer Niederlage, als schmächtige und willensunsichere Protagonisten in die Rüstung sich wappneten, die der Reichsbegründer für sich geschmiedet hatte. *Max Martersteig.*

Manfred Schneider, Der Expressionismus im Drama. Ein einführender Vortrag. ***Stuttgart, Julius Hoffmann***. 1,80 M.

Was dem unvorbereiteten Hörerkreis einer Volksvorlesung über Expressionismus — im allgemeinen und auf dem Theater im besonderen — gesagt werden kann, hat Schneider klar und knapp ausgesprochen, zum Teil im Anschluß an Aufsätze Edschmids und Walzels. Seine Analysen von Stücken Werfels, Hasenclevers, Unruhs, Kaisers werden den Lesern freilich zeigen, wie wenig diese Werke auf einen Generalnenner zu bringen sind, und so fragt Schneider denn auch: Wo sind die Grenzen zwischen Impressionismus und Expressionismus? Man könnte weiter fragen: Warum verbietet man nicht in der Kunstkritik alle Worte auf — ismus? G. W.

Schopenhauer-Mappe. Achtundzwanzig Textstücke aus seinen nachgelassenen Handschriften in getreuer Nachbildung ausgewählt und eingeleitet von Dr. Franz Mockrauer. ***München, R. Piper & Co.*** Folio. 300 numerierte Exemplare. Subskriptionspreis 150 Mark.

Das Jubiläumsjahr der „Welt als Wille und Vorstellung" hat uns neben der allen Ansprüchen genügenden Ausgabe dieses Hauptwerks von Otto Weiß nun auch ein großartiges Denkmal der gesamten Geistigkeit Schopenhauers beschert. Aus dem Nachlaß auf der Berliner Staatsbibliothek tritt eine stattliche Auswahl seiner Handschriften hervor, sein inneres Leben von der Studienzeit bis zum Alter abspiegelnd. Seine Philosophie mit ihren verschiedenen Ausstrahlungen in die Einzelgebiete der Erkenntnis, seine Stellung zu wichtigen Lebens- und Kunstfragen, sein Verhältnis zu anderen großen Denkern, die Wendepunkte seines Denkens werden beleuchtet, von dem Reichtum seines Geistes erhalten wir auf beschränktem Raume ein Selbstporträt, insofern die Inhalte und die Schriftzüge dem Leser den unmittelbaren Verkehr mit dem Genius erschließen. Die einzelnen Blätter sind vollendet in Lichtdruck wiedergegeben, auf Karton gelegt und mit Hilfe der schön gedruckten Einleitung und des Textabdrucks der schwerer lesbaren Stücke erläutert. Leider sind die beteiligten Offizinen nicht genannt; für ihre Leistung, auch für die wundervolle Vergrößerung der Daguerrotypie Schopenhauers von 1853, verdienten sie besondere Anerkennung.

P—e.

Wilhelm Speyer, Karl der Fünfte. Drama in fünf Aufzügen. — Der Revolutionär. Drama in drei Aufzügen. ***München, Musarion-Verlag***, 1919.

Stände nicht der gleiche Name auf den Titelblättern dieser beiden Dramen — niemand würde auf die Vermutung kommen, daß sie vom selben Autor geschrieben sind. So weit sind sie — was Stoff



und Form, was Art und Kraft betrifft — von einander entfernt. „Karl der Fünfte": das große jambische, wallensteinbeeinflusste Geschichtsdrama. Historisch treu. Überbreit. Ohne die nötige künstlerische Konzentration, ohne ausreichende seelische Vertiefung. Das eigentliche Drama (das, welches in der Seele Karls, des Weltbeherrschers, der an dem Sinn der Welt irre wird, sich abspielt) kommt um vieles zu kurz. Die äußeren Vorgänge, Kampf und Politik, Fürstenwort und Wortbruch, Vasallentreue und Untertanenverrat verdecken fast völlig, worauf es ankommt. Sie sind vielfach um ihrer selbst willen da. Nicht wegen ihrer seelischen Beziehungen zu Karl. Sie erheben den Anspruch eines Eigenlebens, statt einem zentralen Gedanken, der alles durchdringt, zu dienen. Ich weiß nicht, ob die Vermutung zutrifft, daß Speyer diesen „Karl den Fünften" sehr früh schrieb und erst jetzt, wo Erfolge späterer Arbeiten ihm die Möglichkeit dazu boten, herausgegeben hat. Sie liegt sehr nahe. Aber auch wenn diese Vermutung falsch sein sollte — die Tatsache bleibt bestehen, daß Wilhelm Speyers Karl eine langatmige Geschichtsklitterung ist, keine überlegen gestaltete Dichtung, ein langweiliges Buchdrama, kein mitreißendes Bühnenwerk.

„Der Revolutionär" dagegen ist gerade dies in erster Linie: ein instinktsicheres Theaterstück. Wohl leidet auch er an Diskussionsbreiten; aber die sind leicht fortzunehmen. Was bleibt, ist die dramatische, ist die tragische Antithese des Revolutionärs, der innerlich an seinem Tun irre geworden, durch äußere Mächte so lange hin und her gezerrt wird, bis er zugrunde geht. Diese von außen kommenden Mächte, die nur vollenden helfen, was sich bereits in dem Revolutionär augebahnt hat, sind zwei Frauen. Die eine: Russin von Geburt, fanatisch, unfraulich, ideenbesessen, ihr Weibtum vergewaltigend. Solange sie den halben Helden noch im Besitz seines Glaubens wähnt, sein guter, stärkender Geist. Sobald sie den Wandel in ihm und damit die Gefahr für die allgemeine Sache erkennt, sein böser, unerbittlicher Dämon, dem sein Leben nichts gilt. Die andere: eine Deutsche, hingegeben, sinnlich, glückhungrig, egozentrisch. Sie kämpft mit den uralten Mitteln des Weibes, kämpft für sich. Schon scheint der Sieg ihr zuzufallen, da muß sie die Macht der Idee spüren. Bis zur Demütigung führt ihr Weg. Aber das Ziel, den Geliebten zu retten, erreicht sie auch dadurch nicht. In dem Augenblick, wo sie ihre Gegnerin durch den Verzicht ihrer selbstlosen Liebe überwunden hat, fällt der Schuß, der das Leben des Revolutionärs endet. Dichterisch ist auch dieses Stück nicht ganz gefüllt. Es ist vielfach nur umrissen, was durchgeformt sein müßte. Da aber das Leben in diesem Fall für Speyer dichtet, so fällt die Blutleere seiner Gestalten, die Farblosigkeit seiner Worte nicht so in die Augen wie bei „Karl dem Fünften". Doch hat, wenn man genauer hinsieht, auch der „Revolutionär" etwas von der rührenden, aus Naivität und Unbeholfenheit, aus Begeisterung und Unkönnen gemischten Selbstüberzeugtheit eines Jugendsündendramas, das zwischen Künstlertum und Dilettantismus (das Wort im guten, goethehaften, nicht im heutigen schmähenden Sinne verstanden) noch mitteninne steht und die Frage, wes Geistes sein Schöpfer ist, unbeantwortet läßt.

Hans Franck.

Anton Springer, Handbuch der Kunstgeschichte. 5. Band: Die Kunst von 1800 bis zur Gegenwart. Siebente, verbesserte und erweiterte Auflage. Bearbeitet von Max Osborn. Mit 585 Abbildungen im Text und 16 Farbendrucktafeln. *Leipzig, Alfred Kröner*, 1920. In Halbleinen 20 M.

Seit der vierten Auflage hat der Schlußband des allbekannten Springerschen Handbuchs in Max Osborn den denkbar besten Pflegevater gefunden. Mitten im Kunstleben der Gegenwart stehend, als verständnisvoller und gerechter Kritiker anerkannt, dabei auch die Form mit ungewöhnlichem Können meisternd, so ist Osborn der rechte Mann, um im Geiste Springers Wissenschaftlichkeit und Volkstümlichkeit zu vereinen. Vielleicht hat er dieses seltene Können nie vollkommener bewährt wie in dem neu hinzugefügten Schlußkapitel dieser Auflage. Die große Wendung im Leben der Kunst, die das neue Jahrhundert brachte, wird hier in ihren Ursachen und ihrem Verlauf, ihren berechtigten und unberechtigten Eigenheiten und ihren Vertretern klar und überzeugend geschildert, wieder, wie alles frühere, durch zahlreiche gute Bilder unterstützt. Die Ausstattung des Bandes hält sich auf der Höhe der besseren Vergangenheit.

G. W.

Wasmuths Kunsthefte: 1. *G. Möller*, Das Mumienporträt (mit 13 Tafeln, darunter einer farbigen nach Mumienbildnissen). — 2. *H. Th. Bossert*, Ein altdeutscher Totentanz (mit 13 Tafeln nach den Holzschnitten des Heidelberger Totentanzes). — 3. *L. Curtius*, Das griechische Grabrelief (mit 13 Tafeln, darunter ein Lichtdruck nach griechischen Grabmälern). — 4. *Fritz Stahl*, Danzig — eine deutsche Stadt (mit 13 Stadtansichten, darunter eine Radierung. 2. Auflage). — 5. *Oscar Gehrig*, Plakatkunst und Revolution (mit 13 Tafeln, darunter 8 farbigen nach Plakaten). — 6. *Joachim Kirchner*, Junge Berliner Kunst (13 Originallithographien von 13 deutschen Künstlern). *Berlin, Ernst Wasmuth A.-G.*

Das Unternehmen, das die Absicht verfolgt, weniger bekannte Kunstwerke oder solche, die sich infolge ihres hohen Preises der Kenntnis der Allgemeinheit entziehen, durch billige Reproduktionen zu verbreiten, ist freudig zu begrüßen. Die vier ersten Hefte, namentlich der großartige altdeutsche Toten-



tanz, der im ausgehenden 15. Jahrhundert entstanden ist und die Danzig gewidmete Publikation mit den interessanten Zitaten über Danzigs Zugehörigkeit zu Deutschland verwirklichen diese Absicht besonders glücklich. Weniger gut gewählt ist die „Junge Berliner Kunst". Bis auf Pechstein und Meidner lauter unbedeutende Persönlichkeiten; Kurt Badt, Ernst Fritsch, Grunenberg, Erika M. Künzig und wie sie alle heißen mögen, sind doch wirklich nicht die geeigneten Vertreter der jungen Berliner Kunst. Schmidt-Rottluff, Nolde, Heckel, und Gramatté und Kaus unter den jüngeren Graphikern hätten nicht fehlen dürfen. Dann und dann allein hätte das Heft das gleiche Niveau gehabt wie die Veröffentlichungen älterer Kunst. Auch sind die Lithographien ungewöhnlich schlecht gedruckt.

Eine Veröffentlichung der so wenig bekannten und doch so herrlichen deutschen gotischen Epitaphe als Gegenstück zu den griechischen Grabreliefs oder ein Schürfen im deutschen Holzschnittschatz des 15. und 16. Jahrhunderts, der noch soviel Ungehobenes enthält, würde sich für die weiteren Hefte empfehlen. Geht der Verlag aber an die Kunst unserer Zeit heran, so möge es mit dem gleichen Gefühl der Verantwortung und Sichtung geschehen, das das Gesicht der übrigen Hefte bestimmt. *Rosa Schapire.*

Frank Wedekind, Aus dem Nachlaß. Lyrik, Versepik, erzählende Prosa (Gesammelte Werke 8. Band). *München* und *Leipzig, Georg Müller,* 1919.

Eine literarische Persönlichkeit wie Frank Wedekind verdient es, so vollständig wie möglich der Mit- und Nachwelt dargestellt zu werden. So ist es dankbar zu begrüßen, daß Artur Kutscher und Joachim Friedenthal die hinterlassenen Handschriften gesichtet haben und aus ihnen veröffentlichen, was zur Ergänzung der von dem Dichter selbst herausgegebenen Werke geeignet erscheint. Gegenüber dieser Absicht muß die absolute Wirkung der einzelnen Stücke zurücktreten; indessen enthält doch der vorliegende Band, dem noch ein zweiter folgen soll, auch Gedichte, wie die politischen, im „Simplizissimus" unter Decknamen erschienenen, die an sich der dauernden Erhaltung durchaus würdig erscheinen, und einige Zeugnisse der Erzählungskunst, die als Vorstufen solcher Meisternovellen wie der „Brand von Egliswyl" und „Rabbi Esra" Wert gewinnen. Das Geleitwort Kutschers beginnt mit den Worten: „Nachdem die siebenbändige Ausgabe alle von Wedekind zu Lebzeiten veröffentlichen Werke umfaßt". Unseres Wissens zählt die einzige Gesamtausgabe nur sechs Bände und enthält die letzten Werke noch nicht, auch pflegt man in anständigem Deutsch „nachdem" nicht anders als temporal zu gebrauchen. G. W.

Julius Zeitler, Otto Richard Bossert. Leben nnd Werk eines graphischen Künstlers. Mit 62 Abbildungen im Text und 6 Lichtdrucktafeln. *Leipzig, R. Voigtländer,* 1920. Folio. In Halbleinen 75 M., 50 Stück mit Handabzügen von zwei Radierungen und zwei Holzschnitten Bosserts und numeriert, in Halbleder 206 M. (einschließlich Luxussteuer).

Vor kurzen empfingen wir aus dem Nachlaß Bosserts die acht Stichradierungen der unvollendeten Reihe „Land". Sie können bezeugen, was wir an diesem Künstler verloren: einen zum Höchsten Strebenden, seiner Mittel schon Herr geworden, eben zum freiesten Ausschreiten ansetzend. Von seinem Werdegang kündet nun das edle Werk Zeitlers so vollständig wie liebevoll. Die eigenen Schöpfungen des Künstlers in reicher Auswahl und trefflicher Wiedergabe gewähren die Anschauung, die Worte Zeitlers ergänzen und begründen sie. Der Heidelberger Handwerkersohn hat die ersten entscheidenden Anstöße in Karlsruhe empfangen: Impressionismus, idyllisch und novellistisch, Geschichten aus dem „Rheinischen Hausfreund" ins Graphische übersetzt. Dann kommt er nach Leipzig, ringt aus der Fron fremder Zwecke zum Ausdruck eigener Gesinnung empor. Im Bannkreis Klingers verfällt er dem Großen, macht sich aber mutig von ihm los zu jener durch Hans von Marées neugeborenen Renaissanceform, die das Einfache, Ewige mit Wucht und Würde wirken lassen will. Er wird zum denkenden Künstler, der (nach Lessings nicht zweifelfreiem Wort) noch eins so viel wert ist. Hildebrand und Fiedler führen ihn in die Probleme seines Schaffens hinein, an Cézanne und Hodler lernt er, was seine auf den arbeitenden Menschen gerichtete Teilnahme von ihnen gewinnen kann. Er will die klare, tektonisch aufgebaute Form, nicht das Spiel der Lichter, das Momentane der Bewegung. Der Schiffer, der Landmann wird ihm Symbol des ursprünglichen, immer wiederkehrenden menschlichen Daseins, das den Elementen und ihrer Kraft, ihrer Schönheit am nächsten verwandt ist. So gestaltet er die Meer- und Land-Zyklen, Ergebnisse unermüdlichen Studiums, nicht nur vor der Natur, auch im abendlichen Verkehr mit den Büchern. Nicht durch Entfernung von der Wirklichkeit, sondern indem er sie verdichtet, gelangt Bossert zu jener ruhigen Größe der Komposition und der Linie, die so altmeisterlich an Mantegna gemahnt. Wer den schönsten seiner Holzschnitte, die „Pflügenden Bauern", mit ihrem ebenmäßigen, wundervoll starken Rhythmus kennt, wird diesen Namen hier nicht als Raub empfinden. Daneben zeigt freilich der Goethekopf deutlich die Begrenzung, die dem Künstler das individuell Große verschließt, so sicher er im Porträt weniger anspruchsvolle Menschlichkeit mit klarer Zeichnung festzuhalten wußte, wo die Form und der Geist ihn lockte. Denn den Erwerb des Porträtmalers von Beruf verschmähte er, gleich allem, was seinem



ernsten Begriff von den Pflichten seiner Arbeit widersprach. Raumgestaltung erscheint ihn als das Primäre, die farbige Harmonie als das Reale und Willkürliche im Gegensatz zu dem ersten Absoluten. Bewegungen, Proportionen, richtige Verteilung der Massen sind das Ziel seiner Studien. Deshalb gelten ihm Kubismus und Futurismus als Eintagsfliegen; aber um so mehr bedeutet ihm die Sehnsucht, den Flachheiten des Impressionismus zu entgehen. Er denkt zuletzt an eine fast einfarbige Malerei, der das Formale, das Kubische, das Räumliche die Hauptsache sein muß, alles auf einen großen Ton gestimmt. Die Trauer um das Hinscheiden des liebenswerten Menschen und des hochbegabten, mit gefesteter Kraft aufwärtsschreitenden Künstlers wird noch gemehrt, wenn am Schlusse des Zeitlerschen Buches das Verzeichnis des graphischen Werkes uns den Hauptertrag dieses Lebens von fünfunddreißig Jahren überblicken läßt. Die schöne Publikation des Verlags Voigtländer gibt in würdigster Gestalt sein Bild. Der unübertreffliche Druck von Poeschel & Trepte, der vornehme Einband Tiemanns, die reiche Illustration machen es auch für den Freund der Buchkunst zu einem kostbaren und durchaus erfreulichen Denkmal, besonders in den fünfzig, mit vier Originalgraphiken geschmückten und in kraftvollen Halblederband gehüllten Exemplaren. G. W.

Kleine Mitteilungen.

Adelbert von Chamisso als Parodist eines Bürgerschen Gedichts. Es ist bekannt, daß Chamisso wie Bürger ein Gedicht „Die Weiber von Winsperg" gemacht hat (Ausgabe von Bartels, Band 1, S. 206 f.). Daß Chamisso noch ein anderes fast ebenso bekanntes Lied Bürgers parodiert hat, ist den Bürgerforschern bisher entgangen. Wenigstens versagt in dieser Beziehung die sonst so zuverlässige Ausgabe von Consentius (Band 2, S. 248). Es ist Bürgers „Das Mädel, das ich meine", dessen zweite Strophe lautet:

Wer hat, wie Paradieseswelt,
Des Mädels blaues Aug' erhellt? —
Der liebe Gott: der hat's gethan,
Der 's Firmament erleuchten kann;
Der hat, wie Paradieseswelt,
Des Mädels blaues Aug' erhellt.

In Bürgers *eigner* Parodie „Die Hexe, die ich meine", heißt die zweite Strophe:

Wer schuf, zu frommen Trug so schlau,
Ihr Auge sanft und himmelblau: —
Das that des bösen Feindes Kunst;
Der ist ein Freund vom blauen Dunst;
Der schuf, zu frommen Trug so schlau,
Ihr Auge sanft und himmelblau.

Chamissos Parodie ist betitelt „*Carabus*", d. i. eine Pflanze, die den Beinamen „Chamissoa" erhielt (Bartels, Band 2, S. 263 f.). In Wirklichkeit handelt es sich um einen Laufkäfer, also um keine Pflanze! Von dem sechsstrophigen Gedicht mag die erste und zweite Strophe hier stehen:

Wer gab mir jenen Carabus,
Den Unalaschka nähren muß?
Der Doctor Eschholtz hat's gethan,
Der Läus' und Wanzen geben kann.
Der gab mir jenen Carabus,
Den Unalaschka nähren muß!

Wer gab auf Perus reicher Flur
Mir Achyranthes Unkraut nur?
Der junge Kunth hat es gethan,
Der Palmen selbst austheilen kann!
Der gab auf Perus reicher Flur
Mir Achyranthes Unkraut nur.

Und nun zum Schluß die Mitteilung, daß Bürger in einem Brief an seinen Verleger Dieterich vom 20. Juli 1780 sein Gedicht noch einmal parodiert hat in einer übermütigen Form, die ich in meinem Privatdruck: G. A. Bürger und Dieterich, Leipzig 1910, S. 70 ff. zum Abdruck gebracht habe. Consentius hat es sich nicht versagen können, diese Parodie in seiner allgemein zugänglichen Ausgabe von Bürgers Gedichten (a. a. O., S. 248) wieder abzudrucken!

Ich selbst kam zufällig auf den kleinen Fund Bürger-Chamisso dadurch, daß mir Prof. Tschirch seine Arbeit „Die Entstehung der Pflanzen und Drogennamen" freundlichst zugesandt hat (Schweizer Apotheker-Zeitung 1919, Nr. 33—38), in der der „Carabus" steht, natürlich ohne weiteren Hinweis auf Bürger. *Dr. Erich Ebstein.*



E. A. ENDERS

LEIPZIG



GEGR. 1839

GROSSBUCHBINDEREI

BUCHAUSSTATTUNGEN IN DER EINFACHSTEN BIS ZUR VORNEHMSTEN AUSFÜHRUNG

ABTEILUNG FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER KÜNSTLERISCHER LEITUNG VON PROFESSOR WALTER TIEMANN

Das Leben Adolph Menzels

Von Gustav Kirstein. Ein reich illustrierter Band. In Ganzleinen, nach Entwurf von Prof. E. R. Weiß. Preis 20 Mark.

Für Sammler und Liebhaber sind 100 numerierte Exemplare, auf besonderem Papier gedruckt, in rotes Ganz-Saffian-Leder handgebunden, nach Entwurf von Prof. E. R. Weiß. Diese Exemplare enthalten in besonderer Mappe ein kostbares Dokument: Menzels Testament in Faksimile. Preis jedes Exemplars 300 Mark.

Kirsteins Leben Menzels stellt unter bewußtem Verzicht auf ein näheres Eingehen auf des Meisters künstlerisches Schaffen dessen Menschentum in den Vordergrund und hinterläßt einen unauslöschlichen Eindruck von der Persönlichkeit des trefflichen Menschen, der Menzel war.

Verlag von E. A. Seemann, Leipzig, Hospitalstraße 11a

Graphisches Kabinett
Buchhandlung G. m. b. H.
Buchhandlung und Antiquariat
Berlin W 50, Kurfürstendamm 232
Telephon: Steinplatz 7255

Buchhandlung
für Sammler u. Bibliophilen
Ständige Ausstellung
moderner und seltener
Luxusdrucke und
Erstausgaben

*

Wertvolle Bücher
in Hand-Einbänden

Ankauf moderner und seltener
Luxusdrucke und Erstausgaben

FÜR SAMMLER!

GUSTAF EMIL
VAN HAUTH

ACHT ORIGINALLITHOGRAPHIEN
ZU G. MEYRINK'S PHANT. ROMAN

WALPURGIS-NACHT

VERLANGEN SIE ILLUSTRIERTEN PROSPEKT

CLIO-VERLAG · DARMSTADT
GERVINUSSTR. 36



TIERSTUDIEN

Zwölf Original-Lithographien
von
Emil Bizer



AUSGABE A
24 Exemplare auf Japanpergament. Bezeichnet u. numeriert. In Mappe M. 350.–

AUSGABE B
100 Exemplare auf Japan. Bezeichnet. In Mappe . . . . . . M. 200.–

Von diesem ausgezeichneten Werk sind von beiden Ausgaben noch einige Exemplare verfügbar, worauf Sammler aufmerksam gemacht seien. Die Verlagshandlung behält sich vor, die letzten Exemplare im Preis zu erhöhen. Die Steine sind abgeschliffen, ein Neudruck also ausgeschlossen.

VERLAG VON E. A. SEEMANN · LEIPZIG-R.

PAUL GRAUPE / ANTIQUARIAT / BERLIN W 35
LÜTZOWSTRASSE 38

Demnächst erscheinen:

Katalog 91: Neuerwerbungen. Enth. u. a. Incunabeln, alte Holzschnittwerke, französische illustrierte Bücher des 18. und 19. Jahrhunderts, schöne Einbände, Schweizer Ansichten, Kostümwerke usw.

Katalog 92: Gemälde, Handzeichnungen, Graphik, moderne illustrierte Bücher, Luxusdrucke. Enthält u. a.: Boehle, Cézanne, Chagall, Gauguin, Greiner, Hodler, Kandinsky, Klinger, Kollwitz, Léger, Liebermann, Marc, Matisse, Menzel, Munch, Pennell, Picasso, Slevogt, Stauffer-Bern, Welti, Whistler, Zorn; Drucke der englischen Pressen, der Marées-Gesellschaft usw.

Katalog 93: Pergament-Manuskripte, Miniaturen und Initialen aus dem 12. bis 16. Jahrhundert, Incunabeln und Holzschnittwerke.

Kataloge werden auf Wunsch zugesandt

Karl Ebert
München
Amalienstraße 37

Werkstatt für Handbinderei. Gepflegte Arbeiten für Buchblock und Decke. Herstellung von Liebhaber-Bänden nach eigenen u. fremden Entwürfen. Verwendung von nur sumachgegerbten, farb- u. lichtechten Ledern u. einwandfreien Pergamenten. Spezialität in Mosaik und Intarsien-Arbeiten.



Speyer & Peters, Berlin
Antiquariat Unter d. Linden 39
Eingang Charlottenstraße

Wir **kaufen** u. **verkaufen:**
Drucke des 15.—18. Jahrh.
Holzschnittwerke — Erstausgaben
Aldinen — Bodonidrucke
usw.

Ständ. Ausstellg. alter interess. Bücher

Zeitschrift für Bücherfreunde

von Zobeltitz. Jahrgang I—XII
Bielefeld 1897–1909. **Neue Folge.**
Band I—XI. Leipzig 1909—1920.
Auch einzelne Bände u. Hefte sucht zu kaufen

Ludwig Rosenthals Antiquariat
München, Hildegardstraße 14

Centralblatt für Bibliothekswesen

Herausgegeben von Hartwig und Schulz
Jahrgang I—XXXIV. Leipzig 1884—1918
Auch einzelne Bände u. Hefte sucht zu kaufen

Ludwig Rosenthals Antiquariat
München, Hildegardstr. 14

Alte Handschrift und **bibliophile Veröffentlichungen** nur an Private abzugeben. Angeb. u. **K. 389** an den Verlag der Zeitschrift.

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages **Ed. Strache** in **Wien** und **Paul Steegemann** in **Hannover** bei

---

SEEMANNS SAMMLER-GRAPHIK

In Vorbereitung:
Reich illustrierter Katalog mit etwa 300 Abbildungen

VERLAG E. A. SEEMANN LEIPZIG-R.

O. Herfurth
Berlin W 50
Passauer Straße 12

Werkstatt für guten Bucheinband

Handeinbände jeder Art für Bibliophile und Sammler

Zu verkaufen!

Die Insel. I. Jahrg. Heft 2, 3, 5, 6, 10, 12. Dazu Orig.-Einbanddecke zum 1. Quartal. II. Jahrg. Heft 1, 2, 3 geb. (Orig.) Heft 4, 5, 6 lose (dazu Einbanddecke in Original) alles in tadellosem Zustand. Insel-Mappe III, komplett, unberührt. Bierbaum, Irrgarten der Liebe. I. Aufl. br. Deutsche Chansons, I. Aufl. br. Dehmel-Kreidolf, Fitzebutze. I. Aufl. geb. unberührt. Ansicht von Bonn, handkol. Stich von Ziegler und Janscha. Gefl. Angebote mit Preisangabe unter **F. A. 392** an die Expedition dieses Blattes erbeten.

Fliegende Blätter Band 1—6 (1845—48) verkäuflich. Preisang. an Flies, Hanau a. M., Phillippsruher Allee 26

Verkaufe gegen Höchstgebot:

1. **Gottfried,** Joh. Ludwig, **Hist. Chronick,** Dritter Theil, 1749, Groß-Folio, umfangreicher Perg.-Bd. mit zahlr. hervorragenden Kupfertafeln v. Matth. Merian und Melchior Küsel.
2. **Schallerer,** R. P. Wolfg., **Jesu Christi Letzte Reden** (deutsch), 1682. Gr.-Folio. Schöner charakteristischer Schweinslederbd. mit reicher Blindpressung u. Schließen. Vorz. erh.
3. **Thou,** J. A. de, **Abrégé de L'Histoire universelle.** A LA HAYE (Amsterdam) 1749. Zehn schöne saubere Pappbände, 5000 bis 6000 Seiten 8°.

Angebote — Ansichtssend. gegen entsprechende Sicherheit — erbittet **Ernst Otto Zyweck, Magdeburg,** Johanniskirchhof 1b I

SEEMANNS SAMMLER-GRAPHIK

Durch die nachstehend angezeigten Neuerscheinungen erfährt die in meinem Verlage vereinigte Sammler-Graphik führender Meister eine außerordentlich wertvolle Bereicherung

*

PETER VON HALM

Zwanzig neue Radierungen

Münster a. d. Reichenau (groß) 28×37 180.—
St. Anton bei Partenkirchen 28×19 90.—
Mühle bei Garmisch 19½×26 . . 80.—
Am Rhein bei Laubenheim 28×18½ 90.—
Munderkingen (klein) 16½×13 . . 60.—
Munderkingen (groß) 14½×23 . . 80.—
Aus Partenkirchen 13×17 . . . . 60.—
Schifferhütte a. d. Reichenau 9½×14 60.—
Feldkapelle bei Füssen. Schabkunstblatt 25½×38½ . . . . 200.—
Obstbäume a. d. Reichenau 25×33 150.—
Landschaft bei Aubing. Schabkunstblatt 27×39 . . . . 200.—
Obstbäume auf der Reichenau mit gepflügtem Feld 20½×29½ . . . 100.—
Fiesole 13½×19 . . . . 60.—
Palazzo Bianco Capello 23×13 . . 60.—
Weiden auf der Reichenau 26×32 . 150.—
Bernardo-Canal i. Venedig 21½×14½ 60.—
Blick auf Füssen 18½×14 . . . 60.—
Hausflur in Füssen 15½×13 . . . 50.—
Landschaft bei Füssen 11½×17 . . 60.—
Allee in Biebrich 24½×33½ . . . 150.—

Alle 20 Arbeiten sind auf vorzügliches großrandiges Bütten abgezogen und vom Künstler handschriftlich bezeichnet

*

HEINRICH REIFFERSCHEID

Frühlingstag. Radierung. Auf Japan. Bezeichnet. 29×35½ cm . . . . . . 200.—
Frühlingsabend. Radierung. Auf Japan. Bezeichnet. 28×29 cm . . . . . . 200.—

Von beiden Blättern sind einige wenige Probedrucke auf van Gelder-Bütten vorhanden Preis 400 M.

*

E. ADAM WEBER-PARTENKIRCHEN

Winterlandschaft. Radierung. Bezeichnet. 15½×19 cm . . . . 80.—
Rodelnde Kinder. Radierung. Bezeichnet. 14×17 cm . . . . 80.—
Am See. Radierung. Bezeichnet. 15×19½ cm . . . . 80.—
Ebbe. Radierung. Bezeichnet. 13×17½ cm . . . . 80.—

Von diesen Arbeiten sind einige wenige Probedrucke zum Preise von 150 Mark vorhanden

*

E. A. SEEMANN, LEIPZIG-R., HOSPITALSTRASSE 11a



BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XII. Jahrgang | **Juli 1920** | **Heft 4**

Gesellschaft der Bibliophilen.

1. Die Jahresversammlung für 1920 soll im Herbst (voraussichtlich am 10. Oktober) in Berlin abgehalten werden. Die Einladung wird den Mitgliedern in Kürze zugehen.

2. Der Fertigstellung der Jahresgaben für 1919 (Faksimilewiedergabe des Ehrenbriefs von *Püterich von Reicherzhausen*, mit begleitendem Text von *Wolkan* und *Behrend*; *Leisewitz*, Tagebücher, Bd. II, herausgegeben von *Mack*) haben sich außergewöhnliche Schwierigkeiten in den Weg gestellt, so daß die Versendung zu dem in Aussicht genommenen Termin nicht hat erfolgen können. Doch sind diese Schwierigkeiten jetzt beseitigt, so daß unsere Mitglieder in kurzem für ihre Geduld belohnt werden können.

3. Die Sonderpublikation (*Zobeltitz'* bibliophiler Roman „Der Seelenvogel") ist nahezu fertig. Den Prospekt erhalten die Mitglieder mit der Einladung zur Hauptversammlung.

Eisenach, 14. Juni 1920
Augustastraße 2.

Der Vorstand der Gesellschaft der Bibliophilen.
I. A.:
Dr. Conrad Höfer, Sekretär.

Pariser Brief.

Die Krise im französischen Buchgewerbe macht die Pariser Presse immer besorgter. Am 19. März veröffentlichte Le Temps einen mehrspaltigen Klageruf, in dem darauf hingewiesen wird, daß in mehreren Schulen bereits die Lehrbücher fehlen, und daß die Lehrer sich schon vielfältig auf mündlichen Unterricht beschränken müssen. Häufig müssen zwei oder drei Schüler ein Lehrbuch gemeinsam benutzen. Ein französischer Buchhändler in Kanada schrieb dem Temps, früher habe er jährlich für 15000 Francs Bücher verkauft. Im Jahre 1918 sei der Absatz auf 8000 Francs gesunken. Seitdem sinke der Absatz infolge des Mangels an Ware noch schneller. Um 50% sei im letzten Jahre die Bücherproduktion zurückgegangen. Wiederum wird den Franzosen die deutsche Zentralorganisation als Muster hingestellt. Im Temps vom 20. März berichtet Léandre Vaillat, daß die Pariser Firma Georges Crès & Cie. in Zürich eine Filiale gegründet habe, die unter Leitung des Züricher Professors Seippel eine Bücherreihe Schweizer Autoren herausgebe. Die Züricher Filiale habe gleichzeitig einen Kunstsalon eröffnet, welcher der Propagierung französischer Kunst diene. Auf diese Weise könne man am besten der deutschen Konkurrenz begegnen. Bedenklich sei, daß Bürger aller Staaten der Welt gegenwärtig Deutschland bereisten, um unter Ausnutzung der schlechten deutschen Valuta deutsche Bücher aufzukaufen. Dadurch käme ein ungeheurer deutscher Propagandastoff ins Ausland. Die Deutschen hätten Papier genug, um ihre vergriffenen Bücher wieder nachdrucken zu lassen.

In der Revue des deux mondes hat Georges Lecomte kürzlich einen Alarmruf ausgestoßen. Im Correspondant von Anfang April stellte Fernand Roches die Statistik der Bücherproduktion der verschiedenen Länder einander gegenüber. Es sei unbegreiflich, daß trotz der Niederlage Deutschland immer noch Sympathien in der Welt besitze. In Spanien und Portugal, in Italien und in der Schweiz würden französische Bücher überhaupt nicht mehr gekauft. Treu sei allein die Levante! Auch auf Griechenland könne man wohl noch rechnen. „Hauptsächlich muß das französische Buch ins Ausland gehen. Die Einheimischen müssen sich im Verbrauch von Büchern beschränken", schrieb Paul Labbé in Petit Journal vom 7. April.

Ähnliche Klagen werden über „le cinéma français" laut. „Diejenigen, die unterrichtet sein müssen", schrieb der Temps am 27. März, „be-



haupten, daß der französische Film in wenigen Monaten aufgehört haben wird zu existieren. Er kann nicht mehr die Einfuhr bekämpfen. Der französische Filmverleger wird demnächst nur noch ein Vertreter ausländischer Films sein. Er muß der amerikanischen Konkurrenz unterliegen, die unerschöpflich und billig ist. Damit erleidet der französische Geschmack und die französische Erfindungsgabe eine schmerzliche und leider endgültige Niederlage. Alle Versuche, den Film zu vergeistigen und auf ein höheres Niveau zu erheben, sind damit erledigt. Während Amerika uns auf unserem eigenen Boden Konkurrenz macht, erobert es gleichzeitig Rußland. Früher bezogen die Russen von uns ihre Films. Jetzt laufen dort nur amerikanische Films."

L'alliance française, la grande association nationale pour la propagation de la langue française dans les colonies et à l'étranger, deren Präsident jetzt Raymond Poincaré ist und zu deren Vizepräsidenten Raymond Koechlin ernannt wurde, hat ihre Jahresversammlung abgehalten, auf der Berichte über die Tätigkeit der Alliance während des Krieges vorgetragen und zu verdoppelter Tätigkeit während des Wirtschaftskrieges aufgefordert wurde.

Die Organisation der geistigen Arbeiter, die bisher in Deutschland vergebens angestrebt wurde, scheint in Frankreich erreicht worden zu sein. „Der geistige Arbeiter", erklärte Romain Caolus, der Präsident der Société des auteurs et compositeurs dramatiques, „droht zwischen dem Kapital und der Handarbeit zerrieben zu werden. Jeder wird daher begreifen, daß sich die geistigen Arbeiter zusammenschließen müssen. Aber wohin sollen sie gehen? Zu den Arbeitgebern oder den Arbeitnehmern? Zu keinen von beiden. Sie müssen unabhängig bleiben und sich selbst eine Organisation schaffen." Aus diesen Gesichtspunkten heraus ist die Gründung der Confédération des travailleurs intellectuels (C. T. I.) beschlossen worden. Ihre Ziele sind in folgendem Bericht umrissen worden: „Die C. T. I. beabsichtigt, die Interessen aller derer zu vertreten, die ihren Lebensunterhalt nicht durch ihrer Hände Arbeit, sondern durch Arbeit des Geistes und Werke ihrer Gedanken verdienen. — Die C. T. I. will die Gemeinsamkeit der geistigen Werte darstellen. Sie beteiligt sich daher nicht an dem Kampfe der Parteien. Sie läßt alle politischen Richtungen und religiösen Bekenntnisse gelten, ohne darüber zu urteilen. — Sie ist weit davon entfernt, weder gegen die einen noch die anderen Körperschaften zu opponieren, ist aber davon überzeugt, daß sie sich durch einen einheitlichen Plan zusammenschließen sollen. Ihre Methode ist, jeden Menschen auf den Platz zu stellen, auf dem er seine Fähigkeiten am besten verwenden kann, ihm einen Lohn für seine Bemühungen zu ermöglichen und in der Diskussion über das soziale Problem die Ergebnisse der Wissenschaft und der Rechtslehre überwiegen zu lassen. — Entwickelt die C. T. I. in diesem Sinne im nationalen Leben die Rolle und die Stellung der geistigen Arbeiter, so kann sie sicher sein, daß sich ihre Ziele verwirklichen lassen, daß die Produktion organisiert und verbessert, die Gerechtigkeit gestaltet und garantiert wird."

An der Spitze dieser Bewegung stehen: Louis Barthou, Georges Lecomte, Emile Boutroux, Vincent d'Indy, Jacques Copeau, Docteur Toulouse, Marius-Ary Leblond, Pierre Mille, Colette, Gaston Riou und andere. Gegen diese Organisation der geistigen Arbeiter wendet sich Paul Souday in Paris-Midi vom 12. März mit folgenden Worten: „Man denkt nicht daran, leugnen zu wollen, daß es heilsame Versuche gibt, denen die „Genossen" sich mit Erfolg widmen werden; sie werden gut tun, nichts zu vernachlässigen, was dazu dienen könnte, die Idee der Vorherrschaft des Geistes weit zu verbreiten, die Menschlichkeit zu retten, und den verschiedenen Krisen, z. B. der Papierkrise abzuhelfen, die der Literatur schädlich sind. Würden sie sich syndizieren, wie heute alle Welt, würde darin niemand ein Hindernis finden. Aber der Syndikalismus wird für die geistigen Arbeiter niemals dieselben Vorzüge haben, wie für die Handarbeiter, wenn man berücksichtigt, daß bei den ersteren das Individuum selbst zählt und jedes Individuum seine Eigenart hat. Die Interessen eines Moréas und eines Gide decken sich nur in sehr geringem Maße mit denen eines Richebourg oder eines Montépin, und die Lieferanten des Theaters sind weniger Freunde als Gegner eines Curel oder eines Porto-Riche."

Auch André Billy im Oeuvre vom 23. Mai lehnt diese Neugründung ab: „Die C. T. I. wäre unheilbringend, wenn sie bei uns die Illusion hervorrufen würde, daß wir uns aus den Konflikten befreien könnten, wenn wir uns unter denselben Initialen wie die Ingenieure und Ärzte zu einem Ganzen zusammenschließen würden. Sie könnte aber von großem Nutzen sein, wenn sie bei den Schriftstellern das wachzurufen vermöchte, was ich mir erlaube, das soziale Gewissen und den Geist der wirtschaftlichen Verteidigung zu nennen." Sonst wird von der gesamten Presse die C. T. I. warm begrüßt.

Über die Zerrissenheit des französischen Geistes klagt Georges Guy-Grand in Paris-Midi vom 10. April. Nicht nur die Entente, sondern auch Frankreich selbst mache einen folgeschweren Zersetzungsprozeß durch.

In Paris hat eine große Manifestation der Dadaisten stattgefunden. Obwohl die Eintrittspreise sich zwischen 3 und 20 Francs bewegten, war der Saal von einer eleganten Welt überfüllt. Tristan Tzara hatte für das Programm Aphorismen geschrieben, von denen hier einige Platz finden mögen: „L'art vaut plus cher que le saucisson,



plus cher que les femmes, plus cher que tout — Le cubisme représente la disette des idées — La paralyse est le commencement de la sagesse". Als Mitwirkende wurden aufgeführt: „M. Bleubleu, M. Criri, M. Pipi, Madame Antipyrine". Nach der Action française vom 14. Februar endete die Vorführung mit folgendem Chor: „Plus de musiciens! Plus de peintres! Plus d'écrivains! Plus de républiques! Plus de réligions! Plus de science! Plus d'Humanité! Plus de rois! Plus de Socialisme! Plus de bolchévisme! Plus rien! Dada, Dada, Dada!" Der französische Maler Picabia erklärte einem Ausfrager: „Nous peignons sans nous préoccuper de représenter des objets et nous écrivons sans prendre garde au sens des mots. Nous ne cherchons que le plaisir de nous exprimer, mais en donnant aux schémas que nous traçons, aux mots, que nous alignons, un sens symbolique, une valeur de traduction non seulement en dehors de toute convention usitée, mais par une convention instable, hasardeuse, qui ne dure que l'instant même où nous les utilisons. Aussi, l'oeuvre achevée, cette convention perdue de vue, elle m'est inintelligible et le reste ne m'intéresse plus. Elle est du passé". Gelegentlich dieser Manifestation schrieb Henri Albert im Mercure de France: „Wenn die Deutschen zugestehen, daß sie von Frankreich das Wort Expressionismus genommen, jedoch seinen Sinn entstellt haben, so können sie auch auf die Vaterschaft des Dadaismus Anspruch erheben. Der Dadaismus ist im Jahre 1917 von Deutschen erdacht worden, die vor den Schrecken des Krieges nach Zürich geflohen waren. Sie waren krank, verstört und ihre Nerven zerrüttet, daher versuchten sie durch Nachahmung von Kinderlauten ihre Gesundheit wiederzuerlangen. Apollinaire, der seinen Geschmack an der Blague nicht ableugnen konnte, vergnügte sich an diesen Ausschweifungen und unterstützte sie. Die Versuche, den Dadaismus in Frankreich einzuführen, wurden sympathisch aufgenommen, wie alle Neuerungen in Frankreich ein offenes Ohr finden. Jedoch der Dadaismus ist etwas zu absolut Germanisches und etwas zu Pedantisches, um unseren Gecken gefallen zu können, die von der primitiven Kunst und der Gefühlspoesie eingenommen sind. Man muß aber den sozialen Grund dafür näher bestimmen. Ebenso wie die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft sich Société française d'électricité nannte, als sie vor dem Kriege eine Filiale gründete, so ist auch der Dadaismus bei uns zum „Mouvement Dada" geworden."

In der Humanité vom 19. März stellt Romain Rolland den Roman Le sacrifice d'Abraham von Raymond Lefebvre den Kriegsbüchern von Barbusse, Duhamel, Werth und Roland Dorgelès an die Seite.

Das letzte Buch von Romain Rolland „Liluli" wird von der großen Pariser Presse ironisch abgelehnt. Am glimpflichsten ist die Anzeige im Figaro vom 28. März. Rollands alter Feind, Paul Souday endet seine Besprechung im Temps vom 8. April mit den Worten: „C'est l'abdication totale de Jean Christophe". Liest man dazu Soudays Einleitung: „Autrefois Rolland faisait du Michelet, du Quinet ou du Tolstoi. Et il méprisait avec indignation les hommes de peu de foi. Voici maintenant qu'il fait du Swift", so erkennt jeder Leser den persönlichen Haß, aus dem heraus Souday diese Kritik schrieb.

Der zehnjährige Todestag von Jean Moréas am 10. März wurde von der gesamten Presse mit Gedenkartikeln gefeiert. Vor seinem Tode haben die großen Zeitungen von Moréas nicht Notiz genommen; jetzt tun sie, als hätten sie ihn stets anerkannt. Das Journal des Débats vom 31. März schrieb über ihn: „Jean Pappadiamantopoulo, genannt Jean Moréas, geboren am 15. April 1856 in Athen, hatte das ganz besondere Verdienst, die französische Poesie aus den Bahnen des Irrtums in die der Wahrheit zurückzuführen. Gerade in seiner Eigenschaft als Grieche sah man einen Grund zu seiner Mission. Als er nach Paris kam, um in dem Strudel der Poesie mit unterzutauchen, war er plötzlich mehrere Jahrhunderte älter und jünger als wir. Er war weise und unwissend zu gleicher Zeit."

Über Dieudonné Thiébaults Erinnerungen an die Prinzessin Amalie von Preußen veröffentlichte Maurice Spronck im Journal des Débats vom 28. März eine Studie.

Rudolf Euckens literarische Tätigkeit während des Krieges wurde im Journal des Débats vom 16. März von Maurice Muret verhöhnt. Eine Schmähung Wilhelm Wundts aus der gleichen Feder erschien im Journal des Débats vom 27. Februar.

Albert Cim wird nach Temps vom 30. März demnächst einen bisher unveröffentlichten Dialog Diderots veröffentlichen.

Emile Henriot fordert im Temps vom 6. April die Desannexion Gobineaus. Die Deutschen hätten sich während der letzten Jahrzehnte widerrechtlich die Gedanken Gobineaus angeeignet, aber Gobineau sei doch ein echt französischer Geist.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Neue Bücher und Bilder.

Aus Natur und Technik. Eine Volksbücherei. Herausgegeben von Hanns Günther. *Zürich, Rascher & Co.*, 1919.

Nach dem Vorbild des Stuttgarter „Kosmos" gibt die Schweizer Monatsschrift „Natur und Technik" populärwissenschaftliche Monographien heraus, die den Beziehern der Zeitschrift kostenlos zu-

gesandt werden, zugleich aber auch einzeln in den Buchhandel gelangen. Die Aufmachung ist ganz die der Kosmos-Bändchen. Als Nummer eins und zwei liegen vor: „Die Verwandlungen des Lebens" von Dr. Adolf Koelsch und „Erlebnisse mit Insekten" von Dr. Robert Stäger. Beide Büchlein sind sehr frisch, lebendig und anschaulich geschrieben, dabei wissenschaftlich durchaus einwandfrei. „Die Verwandlungen des Lebens" geben ein Stück Entwicklungsgeschichte, behandeln die Frage der Entstehung, Bildung, Anpassung und Umwandlung der Organismen unter dem Einfluß der Umgebung. Zu wirklichen Volksbüchern werden beide Schriften dadurch, daß sie alles allgemeine Theoretisieren vermeiden, nicht in die Ferne schweifen, sondern von der unmittelbaren Beobachtung der nächsten Umwelt ausgehen und auf diese Weise den Leser anregen, ähnliche Beobachtungen und Versuche selbst vorzunehmen. Wird die Sammlung in demselben Geiste weiter geführt, so kann man sich nur freuen. A. L.

Max Barthel, Utopia. Gedichte. *Jena, Eugen Diederichs,* 1920. 32 Seiten. Brosch. 2 M.

Durch seine früheren Verse hat Barthel schon gezeigt, daß er als Lyriker nicht zu übersehen ist, mindestens im Kreise derer, die ihre Zeit im Gedichte bannen wollen. Wen aber (wie mich) von der Weltanschauung Barthels weite, weite Klüfte trennen, wer von dem „lieben Freund und Genossen Radek" (dem das Buch gewidmet ist) ebensoviel Unheil kommen zu sehen meint wie von der hier geforderten „Diktatur des Proletariats" — dem ist es wirklich nicht ganz leicht, einen nur-ästhetischen Maßstab an dieses Bündel Gedichte anzulegen. Ja, vielleicht fordert das der Dichter auch gar nicht einmal, da er hier so völlig nur-politisch eingestellt ist (wofern man bei diesen Anschauungen noch von „Politik" sprechen darf). An der innerlichsten Erfassung seiner utopischen Wünsche und Hoffnungen ist bei Barthel gewiß nicht zu zweifeln; dieser Ton und Klang ist echt. Das Mindeste aber, was man, ohne alle Rücksicht auf anders gerichtete Weltanschauung, seinen Versen einwenden muß, ist einmal die proletarische Anmaßung, die uns Alte als „der Geschichte stinkendes Aas" hinabtut — um nur eine von seinen brutalen Freundlichkeiten herauszugreifen; und sodann der Grundirrtum, aus dem kein Tatsachenmaterial der Zeitereignisse diesen unbelehrbaren Utopisten befreien wird, der Grundirrtum, mit dem auch Barthel ruft: „. . . eure Seele, Seele will ich, ihr Proleten!", ohne darauf zu hören, daß das Echo ganz deutlich vernehmbar immer wieder lautet: „Magen, Magen!" So kann ich in dem schmalen Heftchen nicht mehr sehen, als was Barthel ihm an die Stirn schreibt: Verse angefüllt mit utopistischem Begehren und Aufbegehren, in denen nicht der Ausdruck der Zeit überhaupt deutlich wird, sondern nur die Hoffnungen einer bis zur Ungerechtigkeit anspruchsvollen Klasse.

Hans Knudsen.

Fritz Behrend, Der Tunnel über der Spree I: Kinder- und Flegeljahre 1827—1840. (Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft 51.) In Vertrieb bei *Ernst Siegfried Mittler & Sohn.* X, 151 Seiten.

Theodor Fontane hat in seinem Buche „C. F. Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860" die Blütezeit des Tunnels über der Spree geschildert. Seitdem kann dieser heitere Dichterverein als allgemein bekannt gelten; aber über die Begründung und die ersten Stadien erfährt man aus der menschlich so reizvollen Darstellung Fontanes nichts, weil er nur berichtet, was er aus eigenem Erleben berichten kann. Um so erwünschter ist die Ergänzung, die wir nun durch Behrend aus den durch ihn aufgefundenen Papieren des Tunnels und den Akten des Berliner Staatsarchivs empfangen. Auch hier fehlt es nicht an dem erwärmenden Hauch persönlicher Teilnahme, und die Gestalten, an ihrer Spitze der Begründer Saphir, treten klar umrissen hervor. Ergänzt wird diese hübsche Zusammenfassung des reichen Stoffes durch eine sehr willkommene Auswahl der wertvollsten Gedichte und Prosastücke, der „Spähne", die sich im Tunnel-Archiv vorfanden. Sie geben von dem Niveau der literarischen Leistungen jener Jahre ein anschauliches Bild. Als der bei weitem anerkannteste Poet erscheint Heinrich von Mühler, als Novellisten treten nur Heinrich Smidt und Louis Schneider hervor. Die Statuten, die Mitgliederverzeichnisse des Berliner und des Leipziger Tunnels, ein paar bildliche Beigaben und eine Komposition Marschners sind hinzugefügt. So ist das gefällige Buch als ein sehr wertvoller Beitrag zur literarischen Geschichte Berlins mit herzlichem Dank zu begrüßen. G. W.

Beschreibendes Verzeichnis der Briefe in der Handschriftensammlung der Wiener Stadtbibliothek. Herausgegeben von der Gemeinde Wien. *Wien, Gerlach & Wiedling,* 1919. I. Band (Abegg bis Balochino).

Die Gemeinde Wien legt den ersten Band eines Verzeichnisses ihrer reichhaltigen Briefsammlung vor; es bedarf kaum der Versicherung des Vorwortes, daß er zu Kriegsausbruch nicht nur vorbereitet, sondern so gut wie abgeschlossen war; die luxuriöse Druckanordnung mit ihren mannigfachen Typen und die Weitläufigkeit des Programmes, das für diesen Briefkatalog eine sehr stattliche Anzahl von Bänden vorsieht, sind ausreichende Beweise dafür. Es wird kaum möglich



sein daran zu denken, das begonnene Werk in dieser Üppigkeit fortzuführen; aber es mag sein, daß die durch die veränderten Verhältnisse notwendig gewordene Drosselung ihm mehr zum Vorteil als zum Schaden gereichen wird. Denn vielleicht ist in jener fahrlässigen Verschwendungssucht, die unsere einstigen Friedensjahre charakterisierte, hier des Guten etwas zu viel geschehen; wenn die Regesten, die bisweilen zur Größe von Inhaltsangaben anschwellen, knapper gehalten, wenn lange Serien gleichartiger Schriftstücke — wie hier die Bestellkarten Anzengrubers bei seinem Buchhändler oder die Notschreie des mit seiner Druckerei in stetem Finanzkrieg stehenden Bäuerle — nur gruppenweise charakterisiert werden usw., so wird nicht nur das Volumen beträchtlich erleichtert, sondern auch die Lesbarkeit des Buches bedeutend erhöht sein. Vielleicht klingt es seltsam, bei einem solchen Katalog, der noch dazu allerwegen strengste Wissenschaftlichkeit zur Schau trägt, von Lesbarkeit zu sprechen; gerade der Zufall der alphabetischen Anordnung hat sie ihm verliehen, der die Vertreter der verschiedenen Zeiten und Berufe mit neckischer Laune aneinanderschließt, Künstlern und Gelehrten, Politikern und Schöngeistern, Kaufleuten und Journalisten nacheinander das Wort erteilt und in diese bunte Reihe immer wieder Musiker und Theaterleute — als die typischesten Vertreter der Wiener Kultur — einflicht. Das Durcheinander wird aber nicht zur Wirrnis, weil die in all diesen Briefen fast ausnahmslos vorhandene Beziehung zu Wien und seinem geistigen Leben all das Disparate zusammenfaßt und diese Stimmen zum Zusammenklingen bringt, so daß das Buch sich beinahe liest wie ein ungeheurer historischer Roman über Wien, in dem eine Unzahl handelnder Figuren auftreten und den man fast unwillig just in dem spannenden Augenblick aus der Hand legt, da Carlo Balochino, der Direktor des Kärntnertortheaters, versucht, die schöne Fanny Elssler für sich zu gewinnen. Diesem weiteren Kreis von Freunden, die das Buch sich zu erwerben wohl fähig wäre, sollte durch ein teilweises Abgehen von der allzuschroffen wissenschaftlichen Observanz entgegengekommen werden; die geflissentliche Vermeidung jedes kommentierenden Wortes über Personen und Dinge — weil es einerseits als treuer Katalog nur in der Sammlung selbst orientieren will und anderseits dem Spezialisten, in dessen Dienst es sich ausschließlich stellt, nicht vorgreifen soll — ist eine Selbstbeschränkung, mit der der Benützer kasteit wird. Ein orientierendes Wort, das für den Spezialisten unnötig sein mag, wird dem Nichtspezialisten — was schließlich auch der Fachmann anderer Gebiete ist — das Vergnügen an reichlicher Benützung dieses mit bewunderungswürdiger Sorgfalt und Akribie gearbeiteten Katalogarbeit wesentlich erhöhen.

H. Tietze.

Hermann von Boetticher, Sonette des Zurückgekehrten. Mit Original-Lithographien von Max Thalmann. *Bruno Wollbrück Verlag, Weimar.* 500 numerierte Stücke: 1—100 auf Bütten in Ganzleder, vom Dichter und Künstler signiert; der Rest in Pappband 25 Mark.

Seit Hermann von Boettichers „Erlebnisse aus Freiheit und Gefangenschaft" zuerst in der „Neuen Rundschau" erschienen, habe ich sein Schaffen mit der Teilnahme verfolgt, die man einem Dichter entgegenbringt, der uns menschlich tief angerührt hat. Jene „Erlebnisse" waren, bei aller Kultur und größter Sensibilität ihres Autors, hinreißend in ihrer frischen Kraft. Der Heimgekehrte steht erschüttert vor der veränderten Welt, vor dem Grab der Schönheit, die sein erstes Buch jubelnd verkündete. Er kann und will nicht sinnlos aufbegehren, nicht mit den Irren stammeln und schreien; in die Form strengster Gehaltenheit, in Sonette von dunklem, schwerem Klang läßt er seine Trauer strömen. Aber die alte Kraft ist doch da und spricht aus den Zeilen besonnener Mäßigung:

> „*Das Licht ist ewig und wir müssen*
> *die Strahlen uns ums Haupt versammeln,*
> *die von den großen Toten zu uns grüßen.*
>
> *Was soll uns dieser Tage wirres Stammeln?*
> *Der wilde Lärm, der laut nach dir begehrt,*
> *ist, Bruder, deine Seelennot nicht wert.*"

Der Eindruck dieser nicht in allen Einzelheiten, aber doch in der ruhigen Grundstimmung ergreifenden Dichtungen wird wesentlich beeinträchtigt durch die unbedeutenden Lithographien Thalmanns. Dieser junge Weimarer Künstler hat Holzschnitte geschaffen, die ihn als Meisterschüler Klemms erkennen ließen. Aber wie Klemm selbst sich neuerdings von der expressionistischen „Mode" hat fangen lassen, ist auch Thalmann in den Lithographien stark von ihr beeinflußt. Dadurch haben die Bilder einen unsicheren, verwischten Ausdruck erhalten, der mit der schönen klaren Sprache der Sonette durchaus nicht harmoniert. F. M.

Theodor Birt, Von Haß und Liebe. Fünf Erzählungen aus verklungenen Zeiten. *Leipzig, Quelle & Meyer*, 1919.

Theodor Birt, dem Marburger Althistoriker, verdanken wir schon manche Gabe, in der zwischen Künstler- und Gelehrtentum ein in Deutschland seltener Bund zu fruchtbar produktiver Gestaltung geschlossen ward. Diesmal aber läßt er den Gelehrten so ganz im Künstler aufgehen, daß der Leser des tiefen Wissens um die Dinge, das aus jeder Zeile leuchtet, sich kaum mehr bewußt wird. Nur so aber sind, wenn ich mich nicht täusche, historische Romane und Novellen möglich. Hier wölbt sich wirklich griechischer und italischer Himmel, rauscht ein blaueres Meer und leuchtet



eine goldenere Sonne als bei uns; apollinische Menschen, naturgeboren und gegenwartstrunken, geben sich wie Kinder schrankenlos freundlichen Gebärden wie tosend verderbender Leidenschaft hin, während hier und da der dionysische Urgrund des Daseins dunkel und verworren aus der Tiefe emporgrollt. Frei, nur dem eigenen Gesetz gehorchend, schreiten und handeln diese Menschen und nehmen ihr Glück und ihr Leid auf sich. Mythos und Wirklichkeit rinnen fast ohne Grenzen ineinander, wie Meer und Land im südlichen Duft des Mittags. An der Aeolus-Legende, die den Reigen eröffnet, hätte auch der alte Homer seine Freude gehabt.

A. D.

F. H. Ehmcke, Otto Speckter. Mit einer Biographie von Karl Hobrecker, zwei Bildnissen des Künstlers und 104 Abbildungen nach dessen Werken auf 64 Tafeln. *Berlin, Furche-Verlag*, 1920.

Aus dem reichen Schatz Speckterscher Illustrationen das Wertvollste als Hamburger Familienbuch zusammenzustellen, war schon Lichtwarks Wunsch, wobei er übersehen hat, daß Speckter, trotzdem er ganz in Norddeutschland wurzelt, mehr ist als nur ein hanseatischer Heimatkünstler. Seine spröde, verhaltene Art bewahrt ihn vor Entgleisungen ins Sentimentale, eine Gefahr, der die ihm wesensverwandten Schwind und Richter nicht immer entgangen sind. Er war eine nicht eben genialische Natur, seine Spannweite ist verhältnismäßig gering, aber innerhalb seiner Grenzen, mit sicherem Takt allein die seiner Art gemäßen Bücher illustrierend, hat er Bezauberndes geschaffen. Das Wesen der Haustiere hat er in köstlich humoristischer Art erfaßt und das Charakteristische der nordischen Landschaft mit wenigen Strichen festgehalten. Beglückt und dankbar hat Klaus Groth empfunden, wie sehr Speckter sich in die Welt seines „Quickborn" hineingefühlt und aus ihr gestaltet hat.

Dem schönen Speckter-Buch merkt man nichts von den Papier- und sonstigen Nöten des Tages an. Es enthält eine vorzügliche Auswahl der Illustrationen zu den Heyschen Fabeln, zum „Gestiefelten Kater", zu Andersens Märchen, zu „Hanne Nüte", zum „Quickborn" und zu vielem anderen.

Aus der hanseatischen Welt, der die Specktersche Familienchronik (Manuskript) ihr besonderes Gepräge verleiht, hat Ehmcke seine Biographie aufgebaut. Mehr Straffheit und Kritik hätte ihrem warmen Ton keinen Abbruch getan.

Rosa Schapire.

Hans Franke, Opfer. Drama in drei Akten. ***Heilbronn****, Walter Seifert Verlag*. 118 S.

Hans Franke versucht in seinem Drama „Opfer" die Tragödie des Idealisten zu gestalten, der die Menschheit im Geiste befreien will und seine Mission am Materialismus der Menge scheitern sieht. Soll diese Tragödie erschüttern, so muß der Idealist ein großer Mensch sein. Frankes Sebald, ein Schwärmer, wie er ihn selbst nennt, ist doch nur der heute nachgerade komische Literaturapostel ewiger Menschheitsliebe und Menschenverbrüderung, ein Jüngling, der um die Dinge herumredet und von dem die Menge mit gutem Recht am Ende enttäuscht sagt: „Er kann nur reden." Sein „Tatsturm des Geistes" bleibt Phrase, bald im Rhythmus der politischen Gedichte Hasenclevers, bald in Versen voll Wildgans'scher Banalität. Franke hat in seinen Gedichten „Meine Welt", deren schlichte, echte Sprache Andacht erzwang, schon eine bessere Probe seines Könnens gegeben. Vielleicht gelingt ihm auch auf dramatischem Gebiet ein stärkeres Werk, wenn er sich aus Zeitenge und Gebundenheit an gewisse Vorbilder freimachen kann.

F. M.

A. M. Frey, Solneman der Unsichtbare. Roman. Mit vierzehn Holzschnitten von Otto Nückel. *München, Delphin-Verlag*, 1920.

Da der phantastische Roman Freys zum dritten Male in handlicherer Form und mit neuem, farbenstarkem Umschlag hervortritt, halten wir es für recht und billig, nochmals zu betonen, was schon beim ersten Erscheinen an dieser Stelle gesagt wurde: dieses Buch ist unter den deutschen seiner Gattung am meisten Kunstwerk, weil die Absicht starker Nervenwirkung, erregt durch stoffliche Mittel, hier überglänzt wird von Ironien des Dichters, der auf sein Werk, auf die gläubigen Leser, auf sein eigenes Ich lächelt von der Höhe überlegener Geistigkeit. Dazu gibt die ungewöhnliche Erfindergabe, die sorgsam gebildete Form und die raffinierte Berechnung der Effekte den Literarischen und den Unliterarischen das, was sie wünschen. Es müßte wunderlich zugehen, wenn der Solneman-Namenlos nicht unter den würdigen Nachfolgern Peter Schlemihls und des Studenten Anselmus einen gesicherten Ehrenplatz gewinnen würde.

G. W.

Goethe, Das Tagebuch (1810) mit Steindrucken von Rudolf Großmann. *München, Phantasus-Verlag*, 1919. 220 numerierte Exemplare.

Das „Tagebuch", dieses wundervolle Erotikon, bietet dem Maler eine Reihe von Bildern, die mit den Hilfen seiner Kunst ohne weiteres aufs Papier oder auf die Leinwand zu bannen sind, so fest umrissen hat der Dichter die Situationen vorgezeichnet. Auch die Tonart kann nicht zweifelhaft sein; sie muß der leichten Ariostischen Laune des Gedichts sich anschmiegen. Großmann hat das angestrebt und in einigen seiner duftigen, zartgefärbten Bilder



auch erreicht; andere verfallen ins Süßliche (so die Mehrzahl der Vignetten), manche leiden unter der Scheu vor realistischer Durchbildung, die hier, entsprechend dem Stil des Gedichts, erforderlich gewesen wäre. Der Druck des Textes und der Lithographien gereicht der Offizin von Dr. C. Wolf & Sohn zur hohen Ehre. Als Herausgeber zeichnen Georg Martin Richter und Curt Moreck. Was war hier „herauszugeben"? G. W.

Remy de Gourmont, Ein jungfräuliches Herz. Roman. *München, Musarion-Verlag*, 1919. 251 S.

„Un coeur virginal" erschien 1907. Daß es heute noch in allem frischen Ungestüm uns entgegenschlägt, verspricht ihm auch für die Zukunft unverminderte Jugendkraft. Die Fabel vom jungen Mädchen und dem alternden Mann ist nicht das wichtige dieses Romans, den man schon einen physiologischen nennen muß. Die Darstellung der erotischen Gefühle und die Zergliederung dessen, was man gemeinhin Unschuld nennt: das macht den Wert des kleinen Buches aus. Allerdings widerstrebt es unserem schon wieder anti-naturalistischen Geschmack, im Kunstwerk Vorgänge mit dem Seziermesser des Mediziners bloßgelegt zu sehen, und wenn Remy de Gourmont einleitend im Hinblick auf diese „rücksichtslose Analyse des jungfräulichen Herzens" sagt: „Es ist ein Roman. Aber es ist doch auch 'wieder ein wenig mehr" — dann werden wir heute sagen müssen: nein, es ist leider ein wenig weniger! Unberührt von diesem Urteil bleibt aber die Menschen- und Landschaftsschilderung, diese zarte Pastellskizze französischen Landlebens, in dessen Stille Paris von fern wetterleuchtet. Otto Flakes Übertragung hat die ganze Delikatesse des französichen Romanaciers bewahrt, und das kleine Büchlein wird im zierlichen Gewand des Musarion-Verlages dem „jungfräulichen Herzen" neue Verehrer werben. F. M.

Otto Grautoff, Formzertrümmerung und Formaufbau in der bildenden Kunst. Ein Versuch zur Deutung der Formzertrümmerung in der Kunst unserer Welt. *Berlin, Ernst Wasmuth*, 1919.

Das kleine Buch, aus Vorlesungen entstanden, macht den ernsten Versuch, sich mit den Problemen der Kunst unserer Zeit auf Grund einer historisch-dogmatischen Untersuchung auseinanderzusetzen, um aus dieser die Kriterien für ein Ja oder Nein gegenüber expressionistischen Zukunftshoffnungen zu gewinnen. Zugrunde liegt dieser Untersuchung der strenge Dualismus Alois Riegls, von dem ja viele modernen Kunsttheoretiker ihren Ausgangspunkt nehmen: Wille und Gefühl werden als primäre Mächte aller Stilbildung anerkannt und jeder historischen wie theoretischen Stilorientierung zugrunde gelegt. Wenn der Verfasser zwei neue Formen, einmal einen Mischstil und dann eine Synthese beider Stile als das Werk weniger großer Genien hinzufügen zu müssen glaubt, so kann das wohl nicht als prinzipieller Fortschritt, sondern nur als historisierend verbreiternde Auseinanderlegung gelten. Grautoff verfolgt die gesetzmäßig verlaufende Auseinandersetzung zwischen den beiden polaren Gegensätzen innerhalb der einzelnen Perioden, in die er die fortlaufende Entwicklung der west- und mitteleuropäischen Kunst gliedert: Antike-Mittelalter-Renaissance (mit Barock und Rokoko als entwicklungsgeschichtlich notwendigen Folgeerscheinungen) und endlich die in Frankreich schon im 18. Jahrhundert vorbereitete Kunst des 19. Jahrhunderts. Überall zeigt sich der gleiche Rhythmus der Entwicklung: vom Abstraktions- zum Konkretionsstil, vom Willen zum Gefühl, von dem herrischen Machtanspruch des Künstlers, seinen künstlerischen Willen und die damit notwendig zusammenhängende verstandesmäßige Weltansicht in absoluten Formen als allgemeingültiges Gesetz der Welt aufzuzwingen, zu einer schrankenlosen Hingabe an diese Welt und ihre Daseinsfülle, zum Ineinanderschmelzen von Form und Farbe im wogenden Spiel von Licht und Schatten; oder, in rein künstlerischer Symbolik ausgedrückt, eine Wandlung vom plastischen zum malerischen Sehen. Nur an den Kulminationspunkten der einzelnen Kunstperioden ergibt sich die Möglichkeit genialer Synthese zwischen „gefühlsmäßiger Konkretions- und abstrakter Kunst". — In diesen Entwicklungszusammenhang gestellt, erscheint nun das künstlerische Bild der Gegenwart zunächst als das einer völligen Zertrümmerung aller reinen, abstrakten Formalität, im Impressionismus angebahnt, im Expressionismus vollendet, so daß der letztere nicht sowohl, wie das sonst wohl meist behauptet wird, als Reaktionserscheinung, wie vielmehr als Erfüllung und Vollendung erscheint, als der Sturm, der die letzten schon wankenden Reste des alten geschlossenen Formempfindens umwarf und völlig zerstörte; sei es, daß Künstler, wie Kandinsky, „das Chaos der eigenen Seele in einem Linien- und Farbenrausch darstellen wollen", sei es, daß man die Erlösung von der Sinnlichkeit in metaphysischer Überspannung aller künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten sucht. Aus diesem Absturz ins Form- und Grenzenlose, in den absoluten Nihilismus blüht aber zuletzt doch wieder und zeigt sich schon jetzt in den Anfängen ein neuer Glaube und eine neue Aktivität: Erweiterung der Grenzen der Malerei, soweit man sie überhaupt gelten läßt (was ein Teil dieser Aktivisten allerdings verneint), ihre Wendung ins Ethische, als ein Mittel unter vielen zur allgemeinen Wiedergeburt der Menschheit; zugleich eine Rückwendung ins Transzendentale, zu einer wiederum willensmäßigen Einstellung zur Kunst, wie sie nach des Verfassers



Theorie ja stets an der Pforte neuer künstlerischer Perioden zu stehen pflegt. In der Architektur ist dieser neue schöpferische Geist bereits am Werk; in der Malerei ist er wenigstens in Frankreich, an Cézanne anknüpfend, über die absurde Verzerrung des Kubismus hinweg schon zu einer gewissen klassizistischen Klärung gelangt, während man in Deutschland, in Auflehnung gegen das griechisch-romanisch-französische Kulturideal, einstweilen noch tastend nach einem der deutschen Seele adäquaten Ausdruck für die neue Empfindung sucht.

Es ist hier nicht der Ort, über den Wahrheitsgehalt dieser geistvollen und feinsinnigen Darlegungen des breiteren uns zu ergehen. Nur soviel sei gesagt: alle solche Versuche zu Synthesen, die mit dem Netz weniger, klar formulierter, womöglich antithetisch gefaßter Begriffe die ungeheuere Mannigfaltigkeit einer historischen Entwicklung zu überdecken und einzufangen versuchen, sind von vornherein dazu verurteilt, nur einen Teil dieser Mannigfaltigkeit wirklich zu erfassen und zu beherrschen, andere an sich ebenso wichtige Seiten an die Peripherie zu weisen oder völlig zu unterdrücken. Sie erhalten ihren Wert in der Geschichte der Wissenschaft durch die ihnen jeweils innewohnende Logik und Geschlossenheit der Gedankenführung und durch ihre heuristische Bedeutung für die Aufstellung neuer oder die Klärung alter Probleme. So angesehen, erscheinen mir die Ausführungen des Verfassers in der Tat von großem Wert für die Orientierung in der scheinbaren künstlerischen Wirrnis der Gegenwart. Allerdings wird die klare Linienführung des Ganzen durch das Hineinspielen einer zweiten, anders gearteten, von Worringer und Scheffler herkommenden Gedankenreihe durchkreuzt und gelegentlich etwas verwirrt: der Anerkennung jenes bekannten Gegensatzes zwischen germanischem, auf Tiefe und Fülle freien Persönlichkeitsausdruckes ausgehenden Kunstempfinden und dem „griechisich-römisch-romanischen", dem klare Formgestaltung letztes und höchstes Ziel aller Kunst ist. Von dem schlechthin verderblichen Einfluß der Renaissance in Deutschland aber, von dessen Überschwemmung mit „ihm wesensfremden Ideen und Forderungen der südlichen Völker, die seine echtesten, kraftvollsten Stimmen erstickten", sollte auch in der Kunstgeschichte nach den tiefschürfenden und gerecht abwägenden Forschungen Burdachs wirklich nicht mehr geredet werden. A. D.

Hans von Hülsen, Versprengte Edelleute. *Berlin, Morawe & Scheffelt.* 288 Seiten.

„Meine Erfindungsgabe ist nicht sehr beträchtlich", sagt der Dichter Barlösius in der ersten Erzählung der „Versprengten Edelleute". Hans von Hülsen könnte es von sich selbst sagen. Sein Platen-Roman „Den alten Göttern zu" entlieh die bessere Hälfte des Textes den Tagebüchern Platens. Hier stehen Friedrich der Große und Beethoven im Mittelpunkt zweier Novellen, „Barlösius" ist stark abhängig von Thomas Mann. Einsamkeit und Anti-Bürgerlichkeit des Dichters: „Tonio Kröger", Ruhm des Dichters, sein Name, „der eine Nation bewegte, der längst zum Begriff, zum Symbol geworden war": Aschenbach im „Tod in Venedig". Worte und Wendungen, ganze Abschnitte führen zu dieser Parallele, zu der noch bei der Konversation der Künstler die Erinnerung an die köstliche D-Zug-Szene in Hermann Bangs „Vaterlandslosen" tritt. Ich werfe Hans von Hülsen nicht bewußte Nachahmung vor. Man kennt Thomas Manns geistige Beziehungen zu Platen aus seinen „Betrachtungen eines Unpolitischen", und wenn der Verfasser eines Platen-Romans nun wiederum an Mann anknüpft, so schließt sich da — vielleicht! — nur der Ring einer Verwandtschaft, einer geistigen Verwandtschaft, wie ich kaum zu betonen brauche, deren Ausdrucksform bei Hülsen, da sie novellistischer Art ist, natürlicherweise nicht an Platen, sondern an Thomas Mann und den für Mann teilweise vorbildlichen Hermann Bang gemahnt. Hans von Hülsen steht, was Komposition und Sprache anlangt, hinter diesen beiden großen Erzählern zurück, doch behält man aus dem Buch die Erinnerung an einige feine, charaktervolle Köpfe in unsere demokratische Zeit versprengter Edelleute. F. M.

Jahrbuch Deutscher Bibliophilen für 1919/20. (Deutscher Bibliophilen-Kalender.) Siebenter Jahrgang. Herausgegeben von Hans Feigl. Mit zwei Bildbeigaben. Wien 1919. Verlag von Moritz Perles, Buchhandlung I. Seilergasse 4. 164 Seiten gr.-8°. Pappband 15 M., Lederband 75 M.

Der Herausgeber hat sich nicht veranlaßt gesehen, den Charakter seines Jahrbuchs wesentlich zu verändern. Den Kern bildet die „Jahresrundschau empfehlenswerter Bücher" von ihm und Hugo Greinz, die „für nicht wenige Abnehmer zu einer Art literarischen Wegweisers geworden" sein soll: dazu fehlt ihr m. E. die systematische Anlage, ein Grundsatz für die Aufnahme einer Erscheinung bloß nach dem Titel oder mit einer sei es subjektiven, sei es objektiven Würdigung, zumindest eine äußerliche Andeutung, die Wichtiges und minder Wichtiges voneinander scheidet. Der Herausgeber müßte sich entschließen, Mitarbeiter und Beiräte heranzuziehen, da er naturgemäß den ganzen Einlauf allein nicht aufarbeiten kann. — Um diesen Kern legt sich eine mehrfache Hülle von Einzelaufsätzen verschiedenen Wertes. M. M. Rabenlechners Besuch „Im Kernerhaus zu Weinsberg" hat mit Bibliophilie fast gar keinen Zusammenhang, Max Schneidewins Plauderei „Etwas vom Bücherlesen" den allgemeinsten. Schaukals



kritische Übersicht über ältere und neuere „Gedichtesammlungen" ist recht subjektiv, aber immer interessant. Was dem „Inventar von Lenaus Büchern", das ich im fünften Band der Lenau-Ausgabe des Inselverlages aus den Akten mitgeteilt habe, für die Kenntnis des Dichters zu entnehmen ist, wird von mir angedeutet; umgekehrt regt Paula Steingießer durch Aufstellung des nackten Inventars von „Otto Ludwigs Bibliothek im Dresdner Stadtmuseum" die Forschung wieder zu ähnlichen Ausführungen an. Sehr anziehend berichtet Otto Nirenstein über seine Sammlung „Aerostatica". Aufschlußreich waren mir Philipp Raths Darlegungen über „Das Bücherantiquariat an der Wende der Jahre 1918 und 1919". Im Anschluß an Leopold Hirschbergs „Erinnerungen eines Bibliophilen" äußert Julius Zeitler „Einige bibliophile Wünsche", deren Erfüllung man in der Tat noch erleben möchte: Herausgabe eines Schriftenatlas, eines Tafelwerkes der Buchornamentik, einer Bibliographie der gesamten Buchkunst. Zum Nachgericht werden uns Charles Nodiers Skizze „Der Bibliomane" in der Übersetzung von Froon-Kirchrath, etwas über Oskar Kraus' „Meyriade" und „Bibliophiles aus aller Welt" (immer noch ohne Quellenangabe!) aufgetischt. Den Beschluß bilden geschäftliche Mitteilungen über die deutschen bibliophilen Vereinigungen. Papier, Druck, Ausstattung, Einband sind durchaus anerkennenswert. Wenn es in Bälde zur Wiederaufnahme des Verkehrs innerhalb der internationalen Sammlerwelt käme, stünde Feigls Jahrbuch vor neuen Aufgaben, aber auch für einen erweiterten Interessentenkreis: zweifellos rüstet sich der Herausgeber schon heute, um diesen höheren Anforderungen gerecht zu werden. *Eduard Castle.*

Rudolf Koch, Die Geschichte vom Weihnachtsstern, erzählt und mit Bildern versehen, herausgegeben von *Gebr. Klingspor* in *Offenbach*. Quer-Folio. Verlag von *E. A. Seemann*, *Leipzig*.

Im Anschluß an die Worte Ev. Matth. 2, 9—11 hat Rudolf Koch sein Künstlermärchen vom Weihnachtsstern ersonnen. Die heiligen drei Könige fragen den Sterngucker vergeblich nach dem verheißenen Stern, der die Geburt des Erlösers ankündigen soll. Da erstrahlt er eines Tages in zauberhaftem Lichte. Am nächsten Morgen beim Sonnenaufgang ziehen sie aus, wandern durch weite Wüsten, Sümpfe und unwegsame Klüfte, viele Wochen lang, dann in reiche Gegenden und über hohe Brücken, fahren mit ihrem treuen, braven Kamel über Flüsse und Seen, ruhen in den sternklaren Nächten an einsamen Ziehbrunnen, übersteigen hohe Berge im Schneesturm und kommen endlich in ein rauhes Land mit verschneiten Wäldern. Da sehen sie ein armes Dörflein — und dort stand der Stern, sprühend in allen Farben und leuchtend wie eine Sonne und schien still zu stehen. Sie holten ihre Königsmäntel hervor und die Geschenke für den Gottessohn und gingen bei nahendem Abend in das verschneite Dorf. Die Leute standen um das Kamel herum und achteten nicht des Heilands der Welt, der neben ihnen geboren worden war. Doch die Könige gingen in einen kleinen Bauernhof und sahen in einen dürftigen Stall, sahen den wackern Josef, die aufgehängten Windeln, die Maria liebend über die Krippe gebeugt und darin das Kindlein. Und sie konnten vor Rührung nicht sprechen, reichten schüchtern ihre Geschenke dar und wendeten den Blick nicht von dem lieblichen Kindlein, das fröhlich jauchzte und die kostbaren Dinge mit lachenden Augen beschaute. — Diese liebenswürdige Geschichte hat Rudolf Koch in wahrhaft entzückenden Papierschnitten dargestellt, und die Brüder Klingspor haben sie in Zink geschnitten, den Wortlaut in ihrer Hausdruckerei gesetzt und gedruckt. So ist ein vollendetes Denkmal künstlerischer Buchherstellung entstanden, dem man weiteste Verbreitung wünschen möchte, damit Unzählige an der fromm-heiteren Dichtung und dem wundersamen Schmuck ihr Herz erquicken und erheben könnten. G. W.

Rud. Jeremias Kreutz, Der vereitelte Weltuntergang. Satiren und Skizzen. *Ed. Strache. Wien, Warnsdorf, Leipzig, o. J.*

Es gehört so etwas wie Mut oder Dickköpfigkeit dazu, heute mit ganz ausgesprochenen „Kriegsgeschichten" zu kommen. Man hat genug davon. Das weiß Kreutz gewiß sehr gut. Darum geht er an die Sache heran, indem er ironisiert, herunterzieht, verspottet, verzerrt. Was er, der offenbar als Österreicher den Krieg mitgemacht hat, schreibt, das macht alles den Eindruck, als habe es nur unfähige, prahlerische, mutlose, drückebergerische Führer gegeben, als sei alles „Heldentum" nur zufällig, wider Willen, unverdient oder „gemacht" im Kriegs-Presse-Quartier; als gebe es nur jene „Helden", die unter Schmerzen als einfache Soldaten bis zum Tode ausgehalten haben, oder die in der Gefangenschaft ihr hartes Los ertragen müssen und dann beim Besuch einer vornehmen Roten-Kreuz-Schwester mit Redensarten und einem Gruß vom Kaiser abgespeist werden. Nicht als ob man kein Recht hätte, die, ganz gewiß reichlich vorhanden gewesenen „Druckerl" und „strahlenden Helden" mit ironischer Geste abzutun; vielmehr liegt der Grund für die Ablehnung in dem Nur-Negativen, in der Einseitigkeit, und ich sehe kein Verdienst darin, daß das Buch auch noch ins Dänische übertragen wird. Es ist schade, daß die unverkennbare Begabung des Verfassers so wenig in positive Richtung kommt. Seine Einfälle sind zum guten Teil im einzelnen so witzig und fein, daß ich ihm eine Entgleisung wie diese zugute halte: „Es



war ein Kuß, in dem alle naive Gier der Urzeit aufgespeichert war und alles bewußte Können der Budapester Moderne. Es war ein Kuß, der mit tausendgrädigen Lötflammen schmolz, was etwa noch an Widerstandsresten in Frau Véras Körper war. Es war der Kuß der Küsse, in acht Monaten Keuschheit zu ungeheuerlicher Vollkommenheit gereift." Herrlich!! *Hans Knudsen.*

Max Ludwig, Der Statthalter. Ein Kolonialroman. *München, Musarion-Verlag.* 247 S.

Uralte Konvention, eisenstark im Wesen der Gattung gegründet, zwingt den Romanschriftsteller, Handeln und Schicksal seiner Menschen auf erotische Einwirkung zurückzuführen, auch im Bereich des Staats- und Erwerbslebens, wo doch die Wirklichkeit ganz andere Faktoren als die eigentlich bestimmenden zeigt. Wer sich von diesem Zwange befreit, verdient schon wegen seines Wahrheitsmuts und seiner Verachtung der Leserwünsche hohe Anerkennung, um so höhere, da selbst die großen politischen Romane der Neuzeit solches kaum je gewagt haben. Max Ludwig aber bleibt fest bei dem Grundsatz, den er in seinem Roman „Das Reich" aussprach: „Liebe ist nur ein Teil des Lebens, und ich bezweifle, ob es der bedeutendste ist, wie die Welt uns weismachen will." Nachdem er im „Reich" und dessen Fortsetzung „Die Sieger" den Aufstieg eines Großindustriellen bis zum Reichskanzler geschildert hat, gibt er uns nun das Bild eines dummen, streberhaften Beamten aus dem Kolonialamt, der als stellvertretender Statthalter in eine aufblühende Kolonie entsandt, in kurzer Zeit alles zugrunde richtet, weil törichtes Machtbewußtsein, falscher Ehrgeiz und Mangel an Erfahrung ihn zu unsinnigem Kriege mit dem benachbarten Freistaat treibt. Man könnte denken, daß Ludwig im Zerrbild dieser kleineren Verhältnisse das verhängnisvolle Walten eines unendlich Mächtigeren abspiegeln wollte, fehlte nicht jede Spur einer solchen Absicht, und wäre der Roman nicht, laut der Schlußnotiz, schon 1911 geschrieben. Aber gerade dadurch wirkt er als Kunstwerk reiner und wahrer. Die paar Menschen, darunter nur zwei weibliche als Nebenfiguren, sind scharf gezeichnet, ebenso die afrikanische Landschaft (nur die Dimensionen erscheinen manchmal nicht recht klar), der Verlauf ist spannend und aufregend genug, und in seiner dokumentarisch anmutenden Schlichtheit befriedigt das Buch auch hohe Ansprüche an die Form. Hoffentlich ermutigt der Erfolg Autor und Verlag zu ferneren männlichen Büchern solcher Art; sie können uns jetzt weit mehr sein als die Liebesgeschichten, zumal die allerüberflüssigsten, die den kleinen Gott als Weltenlenker hinstellen. G. W.

Lu Märten, Die Künstlerin. (Kleine Monographien zur Frauenfrage, herausgegeben von Adele Schreiber. 2. Bändchen). *München, Albert Langen.*

Den philosophischen Untersuchungen über das künstlerische Wesen und die künstlerischen Möglichkeiten der Frau, wie sie aus der Feder des verstorbenen Georg Simmel oder aus der Karl Schefflers stammen, stehen solche von geistvollen Frauen wie Gertrud Bäumer, Marianne Weber u. a. geschriebene gegenüber, die, statt von der unveränderlich geltenden „Naturbestimmung" auszugehen, sich mit unbefangenerem Gefühl auf den Boden geschichtlicher Tatsachen stellen und die geistigen und künstlerischen Frauenleistungen als Produkt gesellschaftlicher Formung und historischer Zwänge nachweisen, die nicht undurchbrechbar sondern vielmehr raumgebend für neue, bisher ungewürdigte Zukunftsmöglichkeiten sind. In diese Reihe rechnet auch die vorliegende kleine Monographie, die das schöpferische Vermögen der Frau in scharfsinniger Weise aus dem gewordenen Wesen der Gesellschaft entwickelt und das besondere Problem weiblicher Qalitätsleistungen aus dem allgemeinen sozialen Problem herauswachsen läßt. Sie deckt die Schuld der kapitalistischen Weltordnung mit ihrer Zuspitzung des privaten Egoismus auf, der die Fähigkeiten der Frau allzuausschließlich in Anspruch nahm, und erhebt das Postulat neuer Schutzformen des persönlichen Lebens, welche die bisherige latente weibliche Genialität, die als „namenlose" sich seit Jahrtausenden in der Menschheitskultur mit erstaunlicher Fruchtbarkeit betätigt, zu spezifischen Qualitätsleistungen freimachen sollen, wie deren Anfänge bereits unter uns sichtbar werden. Auch untersucht sie die Zersplitterungsgefahren, die der psychischen Einheit der Frau durch erotische, hauswirtschaftliche und Familiengebundenheiten drohen, auf die Möglichkeit der Lösung ihrer augenfälligsten Schwierigkeiten hin, wobei sie eine besonders eigenartige Stellungnahme wahrt, die sich auch in der sprachlichen Ausdrucksweise kundgibt. Tiefgründig und originell sind namentlich die Ausführungen über die Künstlerehe, sowie auch die über das soziale Wesen und das soziale Ethos der Kunst, aus der sie die Forderung einer sozietären Grundlage für die Künstlerin ableitet. Ein Appell an die „gesellschaftliche Vernunft" beschließt das Büchlein, das mit großem Ernst und unbeirrbarer wissenschaftlicher Sachlichkeit geschrieben, die Fülle der Erfahrungen unserer jüngsten Gegenwart geschickt für seine Zwecke nutzt.

Magda Janssen.

Annemarie von Nathusius, Eros. Roman. *Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.*, 1919. 324 S.

Der Titel ist eine schwere Gotteslästerung. Ein Romänchen voll halber Schlüpfrigkeiten — und Eros? Snobismus der Gesinnung von Anfang bis

zu Ende — und Eros? Sentimentaler Kitsch — und Eros? Aber man muß dieses Buch, das in dreihundert numerierten, von der Verfasserin handschriftlich signierten Exemplaren auf Holzfrei-Federleicht-Papier neben der gewöhnlichen Ausgabe hergestellt wurde — „um allen Wünschen zu entsprechen, führen wir Annemarie von Nathusius Eros auch in äußerst eleganten Einbänden" für Gelegenheitsgeschenke —, man muß dieses Buch an den Stellen lesen, die nichts Unmittelbares mit der Geschlechtlichkeit der Frau Marie Luise von Beerenstein, späteren Freifrau von der Reck zu tun haben, um zu sehen, wie schlecht es ist. Man muß die Beschreibung des Abends lesen, den der Sozialistenführer Brandt für das arme Volk veranstaltet; er läßt, ehe er zu den „blauen Arbeitsblusen und Umschlagetüchern" spricht, die sich da versammelt haben, Marie Luise ihre Eroslieder singen, um das Feuer in diesen Menschen zu schüren; und richtig: „Lautlos saßen die Massen da und starrten auf die magere Frau, auf ihre Steine, ihre köstlichen Gewänder. Lautlos schlürften sie den Trank der Göttlichkeit, der ewigen Lust und Freude. Lautlos öffneten sich ihre gedemütigten Herzen dem Segen dieser Barmherzigkeit. Die Liebe, welche die Künstlerin empfand, stellte unsichtbar, doch heftig den Strom her zwischen ihr und den Beschenkten zu ihren Füßen. Ein holder Duft, ein magisches Leuchten schwebte über allen Stirnen, als die Sängerin erschöpft und zitternd schwieg. Dann löste sich der Bann der Seelen in einem heißen, rauschenden Beifallssturm. Marie Luise verneigte sich, wie sie sich oft vor vergessenen Königen verneigt hatte. Und die Feldblumen, die ihr ein junges Mädchen schüchern bot, nahm sie mit demselben Lächeln entgegen, wie früher Kränze von Lorbeeren, Körbe voll Rosen." Und so weiter, über eine Ansprache Brandts, deren sich der letzte Schmock schämen müßte, die aber ohne weiteres als Worte Zarathustras etikettiert wird, bis zur Schluß-Zugabe von „Isoldens Liebestod". Alles ist falsch, die Feldblumen so falsch wie die vergessenen Könige (für den Kenner ist es wenigstens ein ganz lustiges Intermezzo, sich Friedrich August und Ludwig den Dritten mit den Beerensteinschen Eroslíedern vorzustellen!), das magische Leuchten über den Stirnen so falsch wie die blauen Arbeitsblusen, der unsichtbar, doch heftig hergestellte Strom so falsch wie die gedemütigten Herzen und wie die magere Frau selbst mit ihrer Kabarettseele zu Goetheschen Texten und Wagnerscher Musik.

Nein, das Gegenständliche ist nicht das Übelste an diesem Buch, auch wo es so übel ist wie bei den Beziehungen zwischen Marie Luise und ihrer Freundin Sylvia. Wedekind hätte das vielleicht gezwungen. Aber dazu gehört künstlerische Ehrlichkeit und überlegenes Können. Das eine fehlt hier wie das andere; das ist das Übel. M. B.

Niederdeutsches Liederbuch vom Jahre 1478. Herausgegeben von Bruno Claussen. Mit einer Auswahl der Melodien, bearbeitet von Albert Thierfelder. Buchschmuck von Thuro Balzer. *Rostock, Carl Hinstorffs Hofbuchdruckerei*, 1919. XXVI, 80 Seiten. Geh. 5 M.

Als eine durch Inhalt und Gestalt würdige Gabe zum Rostocker Universitätsjubiläum erschien diese erste Veröffentlichung eines niederdeutschen handschriftlichen Liederbuches. Der Herausgeber entdeckte die Blätter in Einbänden aus dem Besitz des Herzogs Johann Albrecht I. von Mecklenburg, sämtlich aus dem Jahre 1568 stammend, und der glückliche, seinem Spürsinn gelungene Fund wurde von ihm so verwertet, daß die Germanistik und die Volkskunde sich dazu Glück wünschen können. 47 weltliche, 5 geistliche Lieder und 18 meist vierzeilige Sprüche wurden mit aller Genauigkeit wiedergegeben, für die bereits bekannten sind die Parallelen in den Anmerkungen zusammengestellt und es ergibt sich ein an Zahl und Wert beträchtlicher Zuwachs unseres Schatzes an deutschem Liedergut. Den fünfzehn Melodien werden die Musikhistoriker ihre Aufmerksamkeit zuwenden, dem ganzen Bändchen auch alle Freunde deutscher Art und Kunst, um so mehr, da die treffliche Ausstattung und die höchst geschmackvoll von Thuro Balzer geschriebenen Titel und Singweisen den Preis nicht in der heute üblichen Art erhöht haben.

G. W.

Hermann Nohl, Pädagogische und politische Aufsätze. *Jena, Eugen Diederichs*, 1919. 116 S. Brosch. 4,50 M. und 20%.

Auf diese sieben Aufsätze des Jenenser Denkers kann gar nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden. Sie sind in ihrer geistigen Ruhe und Sicherheit, in dem schlichten Maß ihres Urteils, in ihrer Ehrlichkeit gerade heute eine wahre Erquikkung. Wenn wir nicht schon durch Rembrandt als Erzieher und Houston Stewart Chamberlain abgehärtet und über die neudeutsche Widerstandslosigkeit gegen den Dilettantismus im Riesenwälzerformat aufgeklärt wären, könnte man ja darüber verzweifeln, daß heute, wo man doch in Deutschland auch in geistiger Nahrung das Haushalten gelernt haben sollte, Tausende den Spenglerschen Wust zu schlingen versuchen und dabei ihr Denkvermögen verderben und wahrscheinlich nur wenige Hunderte ein Buch wie dieses Nohlsche zur Hand bekommen, von dem man sogar als Kriegskranker gesund werden kann. Nicht daß man überall zustimmen und nachbeten müßte; zu den Ausführungen des sechsten Aufsatzes stehe ich fast Satz für Satz im Widerspruch; aber gerade dieser Aufsatz wird auch jeden Gegner fördern, so sehr ist er auf Klärung, auf das wichtige Einfache gerichtet. Von wieviel Schriftstellern kann man heute sagen,

daß das ihre Richtung sei? Welche schauerliche Verwirrung herrscht heute in der täglich anschwellenden Literatur der „neuen" Schule, der Volkshochschule, der deutschen Einheitsschule — und wie klar leuchtet der prächtige Aufsatz über das Verhältnis der Generationen in der Pädagogik mit seiner stillen Schlußweisheit in dies Chaos hinein!

Es ist ein schönes Zeichen, daß dieses Buch von einem, der im Krieg war, geschrieben, dem Andenken eines gefallenen Schülers gewidmet und doch voll Zuversicht für die deutsche Zukunft ist.

M. B.

A. de Nora, Die Rächer. Eine Novelle aus der Revolutionszeit. *Leipzig, L. Staackmann*, 1919. 5 Mark.

„‚Die Rächer' sind die Frucht eines Jakobiner-Romans, den der Dichter vor zehn Jahren begann und unvollendet ließ. Von dem Bauholz seiner Studien der französischen Revolution splitterte diese feinziselierte Novelle ab."

So steht auf dem Streifband zu lesen. Soll das eine Rechtfertigung sein? Das Buch erschien im Jahre 1919.

Es könnte das Textbuch eines Ausstattungsstückes sein. Die sind beim Publikum immer beliebt. Es gibt Rezepte dafür, die sicher Wirkung tun. Vor allem muß man „aktuell" sein; nun, das Revolutionsthema ist jetzt ja zugkräftig. Klugerweise wählt man die französische Revolution. Die Grundzüge liegen ein für allemal fest. Um die Guillotine wird stets getanzt. Das Tribunal ist stets eine Farce, die Richter sind betrunkene Tiere. Aristokraten haben im Kerker stets Toilettesorgen und witzeln ihr Verlangen nach Bettgemeinschaft mit der Aussicht auf die bevorstehende gemeinsame Fahrt im Schinderkarren fort. Die Gegensätze müssen möglichst kraß sein. Deshalb brauchen auch die Darsteller viel Schminke, weiße, rote, je nachdem. Sie muß recht dick aufgetragen werden. Und das Publikum wird Beifall klatschen, weil die Vorstellung den eigenen Vorstellungen entsprach.

Statt einer Novelle wäre besser eine kleine psychologische Skizze geworden. Das Stoffliche hätte bedeutend eingeschränkt werden sollen. Die Erfindungsformen der französischen Revolution sind hinlänglich bekannt, ihre Darstellung würde nur durch besondere Eigenart entschuldigt. Übergeht man die Überflüssigkeiten, die aus der einstigen episch-breiten Behandlung des Stoffes stammen mögen, so läßt sich etwa das Folgende als wesentlich erkennen: Ein Mensch entstand in einer Nacht, als eine hübsche Zofe von Männern geschändet wurde, denen gegenüber sie rechtlos war. In ihrem Sohne züchtet sie abgründigen Haß gegen die Gesellschaftsordnung, die ihr Schicksal zuließ. Er wächst heran und wird Revolutionsführer, erst ein Tier-, dann ein Menschenschlächter. Seine Mutter zu rächen tut er einer Aristokratin das gleiche, was jene hatte erfahren müssen, und sie, glühende Hasserin des Pöbels, schlägt ihm — beinahe Judith — das Haupt ab, bekennt triumphierend ihre Tat und stürzt sich in die Piken des rasenden Volkes. — Ein wenig Fleisch nur um dies Gedankengerippe, und siehe da! es wandelt. Sehnig, nervig muß die Gestalt freilich bleiben.

C. N.

Dr. Max Oettli. Das Forscherbuch. Anregungen zu Beobachtungen und Versuchen. *Zürich, Rascher & Cie., 1919.* (Raschers Jugendbücher, Bd. 4).

Der Verfasser dieses Büchleins ist Lehrer der Naturwissenschaften am Landeserziehungsheim Glarisegg bei Steckborn am Bodensee. Ich beneide die Jungens, die ihn zum Lehrer haben. Wir haben es nicht so gut gehabt. Das Büchlein sprüht von Leben; man fühlt aus jeder Seite, daß es aus dem unmittelbaren lebendigen Verkehr mit den Schülern hervorgangen ist. Es gibt keinerlei systematische Unterweisung, es will nur zu selbständigem Nachdenken und Forschen anregen, und sein großer Vorzug ist, das keines der in dem Buche vorgeschlagenen Experimente eines schwierigen Apparats bedarf. Für den pädagogischen Standpunkt des Verfassers sind vor allem zwei Abschnitte bezeichnend. Der eine betitelt sich: „Du sollst lernen, einen Frosch töten" und sein erster Absatz lautet: „Zunächst einen Dank dem Verleger, daß er in dem Buche diesen Abschnitt geduldet hat, trotzdem er mit dessen Inhalt nicht einverstanden ist. (Der pazifistische Verleger von Barbusse und Leonhard Franck). Meine Ansicht aber ist die: So lange du noch Fleisch issest oder Milch trinkst oder Eierspeisen verzehrst und dich am Rahmtörtchen gütlich tust, sollst du auch imstande sein, ein größeres Tier zu töten. *Denn schlimmer als Roheit ist Scheinheiligkeit* ... Ich kann nicht glauben, daß es zur Roheit führe, wenn man einer unangenehmen Sache offen in die Augen schaut und sich Mühe gibt, sie so gut als möglich zu erledigen. Ich erwarte das Gegenteil von solchem Tun: eine größere Empfindlichkeit gegenüber allerhand unbewußten Quälereien, auf denen unsere Kultur beruht. Vom Weltkrieg wollen wir dabei gar nicht reden ..." Der letzte Abschnitt des Buches heißt „Eine Geburt" und gibt unseren Buben, die sexuelle Aufklärung suchen („Ist es nicht ganz selbstverständlich, daß ein Junge sich für die Entstehung seiner selbst interessiert und so oder so etwas darüber erfahren will? Ein Trottel, der sich um derartiges nicht kümmerte!"), folgenden Rat: „Wenn dich Wißbegierde plagt, geh doch lieber, statt all das aufpeitschende Zeug zu lesen, das Städter in der Unkultur der Stadt geschrieben haben, zur Natur und *erlebe* bei ihr, was du erleben sollst.



Geh zu einem Bauern und schau, daß er dir mitteilt, wann in seinem Stalle ein Kalb zur Welt kommt." Freilich, — „der Bauer wird sich weigern, dir bloß ein neues Theaterstück vorzuführen. Und den Verdacht, daß es sich nur darum, nur um einen neuartigen Stoff zu Schwätzereien handle, wird er nur dann überwinden, wenn er dich kennt als tüchtigen Kerl, der arbeiten kann, — nicht mit der Zunge, sondern mit den Händen, nicht fünf Minuten, sondern wochenlang . . ."

Ich wünche diesem Buch recht viel jugendliche Leser. Aber wenn sie es nur *lesen*, hat es seinen Zweck nicht erreicht. *Arthur Luther.*

Rudolf Pfeiffer, Die Meistersingerschule in Augsburg und der Homerübersetzer Johannes Spreng (Schwäbische Geschichtsquellen und Forschungen. Schriftenfolge des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg, 2. Heft). *München* und *Leipzig, Duncker & Humblot*, 1919. Geh. 6 M.

Die ungewöhnlich gut lesbare Monographie handelt zunächst von den Augsburger Meistersingern, die bis ins 18. Jahrhundert hinein die holdselige Kunst pflegten. Derb bürgerlich ging es bei ihnen zu; mußte doch der „Singer", der mit einem neuen Ton zum „Meister" aufsteigen wollte, je nach der Länge seines Tons bestimmte Quantitäten Wein spenden: für 7 bis 29 Reime eine Maß, für 30 Reime drei Seidlein und für einen überlängten Ton ein Viertel, um die Genossen für die Mühe des Zuhörens zu entschädigen. Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts blieb die Augsburger Schule am Leben, zuletzt freilich nur als eine Gesellschaft dilettantischer Schauspieler. Über diese theatralische Betätigung der Augsburger Meistersinger berichtet Pfeiffer eingehend und liefert so auch einen wertvollen Beitrag zur Bühnengeschichte. Man wußte ja schon, daß Sebastian Wild seine Stücke in Augsburg verfaßt und aufgeführt hat; neben ihm tritt kein anderer Name in besonders helles Licht, ausgenommen den ersten deutschen Übersetzer der „Ilias" Johannes Spreng. Ihm gilt der zweite Teil der Schrift. Wir erhalten über sein Leben und seine literarische Tätigkeit sorgsame Kunde, insbesondere über die Verdeutschungen des Ovid, Palingenius, Josephus, der „Adagia" des Erasmus, über den ungedruckten Basilius und die beiden Hauptleistungen: die Knittelversübertragungen der „Aeneis" und der „Ilias". Alles was zur Druckgeschichte und Kritik hier beigebracht wird, erfreut durch Klarheit und wertvolle Nachweise im einzelnen. G. W.

Max Picard, Mittelalterliche Holzfiguren, mit 32 Abbildungen. *Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch*, 1920.

Es ist beschämend, daß jemand, der der Zunft der Kunsthistoriker fern steht, von der Schönheit mittelalterlicher Holzplastik so ergriffen ist, daß er diese Schätze als erster in einer populären Ausgabe veröffentlicht. Sauerlandts „Deutsche Plastik des Mittelalters" strebt ganz anderes an und kann schlecht zum Vergleich herangezogen werden.

Der Verfasser scheint nur die öffentlichen Sammlungen in Nürnberg, Stuttgart, Berlin, Basel und München zu kennen, daher die vielen Lücken; es fehlen, um Wesentlichstes herauszugreifen, der herbe Braunschweiger Kruzifixus (um das Jahr 1000) und aus dem Kreis der Pietà-Darstellungen die großartigsten und geschlossensten: die Pietàs in Wetzlar, Frankfurt a. M. und Münster. Da das 15. Jahrhundert mit in den Kreis der Darstellung gezogen wurde, hätten unsere größten Holzbildner Multscher und Pacher nicht fehlen dürfen. Der anspruchsvoll-pathetische Text ist als Einführung in die mittelalterliche Plastik durchaus ungenügend. Der Schwerpunkt des Buches liegt in seinen vorzüglichen Abbildungen. Die Strenge des frühen Mittelalters, sein ekstatisch-mystischer Zug und die Kraft formalen Durchdringens, frei von allen Naturalismen, offenbaren sich in der strengen leidvollen Schönheit der Holzplastik in ergreifender Weise. *Rosa Schapire.*

Rudolf Presber, Mein Bruder Benjamin. Geschichte eines leichten Herzens. *Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt, 1919.* 500 S.

Die Wirkung und Beliebtheit Presbers hat wohl ihren Grund in der heiter-gelassenen Art, wie er seine fröhlichen Einfälle und Geschichten vorträgt, und darin, daß er die gemütlichen Bedürfnisse seiner Leser immer gut befriedigt. So steht es auch mit seinem neuen Roman. Wie der Sonntagsjunge Benjamin, als Nesthäkchen von allen Verwandten mit besonderer Liebe beschenkt, durch die Schuljahre durchkommt, ersten Liebeskummer überwindet, dann als Student, mit der Aussicht auf eine gute Tantenerbschaft, durch den älteren Bruder nach Familienratsbeschluß in Oberitalien aus einem nicht ganz ungefährlichen, aber schließlich belehrend gelösten Verhältnis mit einer kleinen Musikantin Teresina losgeeist werden muß, und wie dann für den Heidelberger Studenten — Nicht-Korps-Studenten — mit einem Prachtmädel das große Erlebnis kommt — das alles ist mit so spürbarer innerer Anteilnahme gegeben, daß offenbar der immer frohe Ben viel von Blut und Seele des Verfassers bekommen hat. Wenn Ben dann als Dr. phil., reich verheiratet, in Berlin sich in literarische und industrielle Unternehmungen einläßt und langsam den Fehlschlag seiner Ehe erkennt, so fehlt hier die Frische und Belebtheit der übrigen Partien, bis dann am Schluß, als Ben an die Seite der Heidelberger Ev' und zu seinem Buben eilt, erneut die Wärme zu spüren ist, die, auch beim Rettungstode Bens für seinen Jungen, nicht in



Sentimentalität umschlägt. Der freundliche Humor Presbers und das Bemühen, die Dinge nicht bloß von der leichten Seite anzusehen, wird auch in dem glatt lesbaren neuen Buche die Leser angenehm unterhalten. *Hans Knudsen.*

Clara Ratzka, Familie Brake. Roman. *Berlin, Egon Fleischel & Co.*

An der „Gasse" Clara Ratzkas, ihrem vorigen Buche, rühmten wir die starke Schilderungskraft, die dort freilich nur den Episoden zugute kam. Nun gibt ihr ein besonders gut gewählter Stoff die Gelegenheit, diese Kraft sich voll ausleben zu lassen. Gleich einer Reihe saubcrster, mit warmen und zarten Farben hingezeichneter Pastelle ziehen die Bilder aus dem Leben einer münsterischen Patrizierfamilie des 19. Jahrhunderts an uns vorüber, die alte wundervolle Stadt gibt nicht nur Hintergründe und Schauplätze her, wir fühlen, wie die Menschen mit ihr verwachsen sind, und wandeln mit ihnen über die Straßen und um den Wall mit den großen Märchengärten. Wer Münster kennt und seine seltsame Schönheit liebt, dem macht schon dieses aus zahlreichen Einzelheiten zusammenstrahlende Stadtbild das Buch wert, am meisfen durch die schöne Abendwanderung der beiden Liebenden; aber stärkere Anziehung geht doch von den Menschen aus, die hier heiter und klar hingestellt sind. Man spürt die beglückende Nähe der Frau Adeline so leibhaft wie die frische Jugend ihrer Tochter Hedwig und das gute, sorgliche Alter der besten dieser vielen liebenswerten Gestalten, der alten Truta. Selten ist mir ein Buch vor Augen gekommen, das so viel inniges Behagen um sich breitet, ohne in Philistertum oder Süßlichkeit zu versinken. Schade nur, daß der Schlußpunkt ein paar Seiten zu spät gesetzt ist; mit Adelinens Ende hätte auf S. 370 die Dichterin halt machen sollen. Aber die überflüssigen Schlußkapitel rauben dem Roman nicht seinen Rang neben den allerbesten Büchern echter Heimatkunst. Es müßte merkwürdig zugehen, wenn sein stilles Leuchten ihn nicht einer ungewöhnlichen Zahl von Lesern zum lieben Besitz werden ließe; er hat alle Eigenschaften, um sich den immer wieder genossenen, von einer Generation zur andern vererbten literarischen Besitztümern anzureihen. G. W.

St. Reymont, Polnische Bauernnovellen. *München, G. Müller,* 1919.

Im Rahmen einer soziologischen Gesamtveröffentlichung, die dazu bestimmt ist, ein Bild der besonderen Kulturbedingungen, Sitten und Gebräuche, wie des Empfindens der polnischen Volksseele zu geben und so dem Geist neuzivilisatorischer Gedanken zu dienen, bietet dieser Novellenband einen wertvollen Ausschnitt aus dem polnischen Dorfleben. Reymont, dessen Ruf als Romanschriftsteller und Fortsetzer Sienkiewicz' in Polen feststeht, zeigt sich hier noch ganz im Naturalismus befangen, wenn auch insofern im guten Sinne, als die geschilderten bäuerlichen Typen in ihrem Erleben tatsächlich unlösbar mit ihrem Wurzelboden verwachsen erscheinen und sich gleichsam erst aus der Melancholie herbstlicher und winterlicher Dunkelheiten lebendig herausschälen. Ebenso rein naturalistisch wie zugleich spezifisch polnisch dürfte auch die Passivität im Handlungsmoment sein, die oft den epischen Fluß fühlbar beeinträchtigt, die Vorliebe für schwermütige Mollakkorde, das Blaßverweinte in der grauverrieselnden Stimmung der Nebel und Schneewehen, die hier so oft den räumlichen Hintergrund des seelischen Geschehens verschleiern. Und auch dieses Geschehen wiederholt sich immer wieder in seinen Motiven, so daß die Novellen im ganzen etwas eintönig sind. Selten nimmt die hindumpfende Psyche des Bauern, der unter der Fronqual leidet, des zu Unrecht Verurteilten, der sich unter der Laune des übermütigen Machthabers bäumt, den erwarteten Aufschwung zur Freiheit. Mit einer erfreulichen Ausnahme, der des kraftvoller gezeichneten Jascheck, einer tragischen Gestalt in der prachtvollen letzten Novelle „Gerechtigkeit", die weit reicher als die anderen an inneren Verwicklungen und dramatischen Höhepunkten ist. Aber auch hier bleibt das typische Merkmal eine seltsam phantastische Mischung von Aberglauben und Gottesfurcht, neben dem unbesiegbaren Heimatsgefühl und der weichen, träumerischen Empfindsamkeit, die durchgreifendes Handeln scheut. Das Mitschwingen der Dichterseele und die echte Glut der Empfindung hat überall in diesem Buch schöne und eindrucksvolle Bilder und Töne geschaffen, und die Gestaltungskraft im Einzelnen hilft über die mancherlei Verstöße gegen das strengere novellistische Prinzip im Ganzen, namentlich über allzu große Breite im Nebensächlichen, hinweg.

Magda Janssen.

Romain Rolland, Johann Christoph am Ziel. Roman. *Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening.*

Mit dem Triumph und der Vollendung des Menschheitskämpfers Johann Christoph vollendet sich der dritte Band dieses Romans. Soll ich fortfahren: zu einem vollendeten Kunstwerk? Ich sage es nicht, denn in diesem Fall würde dieses Lob einen Tadel bedeuten. Grade wer das Riesenwerk „Johann Christoph" liebt und ihm die notwendige Verbreitung unter den Menschen verschaffen will, muß die Fehler dieses Buches erkennen: uneinheitliche Komposition und langatmige Abschweifungen. Besonders der zweite Band zeigte schwache und matte Stellen; dieser dritte aber



schwingt sich zu edelster Größe empor. Doch es wäre ein Mangel an Ehrerbietung, wenn man auf so kleinem Raum, wie er für diese Anzeige zur Verfügung steht, an Rollands Werk Kritik üben wollte; es soll durch die Einwände angedeutet werden, daß Johann Christoph kein vollendetes Kunstwerk sein will, sondern ein Dokument der Menschheit und Menschlichkeit: die Menschheit unserer Epoche wird in gewaltigem Umriß und Aufriß gezeigt als Appell an die Menschlichkeit. Rolland schloß sein Werk ab, bevor in furchtbarer Katastrophe die Menschheit zusammenbrach. Aber er wußte schon damals, daß er „die Tragödie einer Generation schrieb, die im Schwinden begriffen ist." Und deshalb wollte er weder ein Loblied, noch einen Klagegesang auf diese sinkende Generation anstimmen, sondern die Wege zeigen, auf denen ein neues Geschlecht zu höheren Zielen geführt wird, die Quellen, aus denen sich die zermürbte und entartete Menschheit erfrischt und erneut, die Atmosphäre, in welcher allein die zukünftigen Menschen leben können. So ist sein Roman nicht nur ein Menschheitswerk, sondern ein prophetisches Buch: „ihr Menschen von heute, ihr jungen Menschen, nun ist die Reihe an euch! Schreitet über unsere Leiber hinweg und schreitet in die vorderste Reihe, seid größer und glücklicher als wir." So ruft Rolland im Vorwort zum letzten Buch des Johann Christoph. Wer nicht in Rollands Ruf einstimmt, der glaubt nicht an die Zukunft der Menschheit. Wer aber diesen Glauben hat, der lese das Buch dieses großen Künstlers, Menschen und Propheten. K. P.

Valerian Tornius, Abenteurer. Mit zehn Künstlersteinzeichnungen von Wilhelm Plünnecke. *Leipzig, Klinkhardt & Biermann.* 312 Seiten. Geb. 15 M.

Tornius erzählt von allerlei abenteuernden Lebensläufen und Charakteren, und zwar in einem angenehmen, natürlichen Plauderton, ohne den Ehrgeiz zu haben, gespreizt oder bedeutend erscheinen zu wollen, wozu die von ihm gewählten Stoffe einigermaßen verleiten. Sein Stil ist natürlich, jedoch nicht besonders persönlich. Er spricht von berühmten Schwindlern und Wundertätern, vom falschen Demetrius, von Cagliostro, dem Baron Trenck und von dem modernsten Abenteurer Rußlands, Rasputin, dessen Einfluß bis in die Tage des großen Krieges hineinreichte. Tornius ist gut belesen, er weiß seinen Stoff gut zu gliedern, versteht die Teilnahme für seine „Helden" stets rege zu erhalten und findet manches glückliche, gut und kurz umreißende Wort zu ihrer Charakteristik. Entsetzlich sind die beigegebenen kleinen Steinzeichnungen von Plünnecke. Sie sind ebenso oberflächlich wie talentlos und bleiben hoffentlich bei einer Neuauflage fort. *Hans Bethge.*

Friedrich v. Tschudi, Biographien und Tierzeichnungen aus dem Tierleben der Alpenwelt. Mit Federzeichnungen von A. Kohler. *Zürich, Rascher & Cie.*

Das bekannte Werk erscheint hier in einer neuen, sehr hübschen Ausgabe. Man wird ordentlich neidisch, wenn man dieses schöne Papier und diese reine, leicht lesbare Antiquaschrift in einem Buche sieht, dessen einzelne Lieferungen, 7—8 Bogen stark, in Zürich für 1,80 Francs zu haben sind! Natürlich darf man die Franken nicht nach dem Tageskurse in Mark umrechnen. Ein wirklicher Buchschmuck sind auch die Federzeichnungen von A. Kohler. Kräftig und schlicht in der Linienführung, wirken sie höchst dekorativ und sind doch nicht bloßer Schmuck, sondern Illustrationen zu einem wissenschaftlichen Werk, d. h. die charakteristischen Merkmale der einzelnen Tiere sind richtig erfaßt und wiedergegeben. Die vielen Freunde des alten Tschudi werden sich freuen, ihn jetzt in so würdiger Gestalt wiederzusehen. A. L.

Hellmuth Unger, Schnurpels. Roman. *Leipzig, Theodor Weicher*, 1919. Geh. 7 M., geb. 9 M.

Schnurpels sind eine sehr unangenehme Familie. Die gute Frau Meta Beckmann führt ihr Geschäft so wacker und könnte mit ihrem Hermann so glücklich sein, gäbe es nicht diese zärtlichen Verwandten und wäre er nicht ein schier unglaublicher Waschlappen. Und ob ihn am Ende die Harzreise kuriert, ob er vor den bösen Geistern nun Frieden haben wird, möchten wir bezweifeln. Aber wer solch einen humoristischen Roman liest, will ja nur erheitert werden, gleichgültig mit welchen Mitteln, und solche Anspruchslose mögen hier auf ihre Kosten kommen. A—s.

Hermann Wagner, Leichte Brüder. Heitere Skizzen. *Berlin, Egon Fleischel & Co.*, 1919. Geh. 3 Mark.

Soll der Titel dieser kleinen Reihe eine Entschuldigung sein? Der bekannte Humorist hat diesmal Gaben zusammengefügt, die ihm seine Muse in weniger gnädiger Laune spendete. Aber auch dafür werden ihm gewiß nicht wenige Leser dankbar sein. Denn nur zu viele suchen jetzt Erheiterung ohne alle Beschwernis künstlerischer und sonstiger Ansprüche — und die finden wir hier. A—s.

Grete Wiesenthal, Der Aufstieg. Aus dem Leben einer Tänzerin. *Berlin, Ernst Rowohlt.* 221 Seiten. 7 Mark.

Ein intelligenter Mensch erzählt in anspruchsloser, sympathischer Form seinen künstlerischen und menschlichen Werdegang. Grete Wiesenthal ist Wienerin, Kind eines Malers, und sie versteht



es, anmutig aus den Tagen ihrer Kindheit zu plaudern, aus dem väterlichen Hause, aus der Schule, aus dem Ballettkorps der Hofoper, dem sie als Neunjährige eingereiht wird. Wir sehen ein phantasiebegabtes Kind, im Märchenlande zu Hause, von Rittern träumend, — und eine kleine Lügnerin aus Passion. Wir erleben ihr Entzücken, da sie das erstemal tanzende Menschen sieht, ihre Lust an der Musik, ihre Freuden und Enttäuschungen am Theater. Sie nahm an den bedeutsamen Opernvorstellungen teil, die damals in Wien von Mahler und Roller geleitet wurden. Allmählich, und ganz gegen die Regeln des erstarrten Ballettkorps, vollzog sich ihre Entwicklung als Tänzerin, und als sie dann das erstemal in einem Wiener Künstlerkabarett selbständig auftrat und die Begeisterung der Künstler für sich hatte, war ihr Ruf gegründet, sie sagte dem Ballettkorps Lebewohl — und eine Art Triumphreise durch Deutschland begann. Das Buch ist in einem höchst natürlichen, unliterarischen Ton geschrieben, gerade dadurch wird es so warm und lebendig. Ein paar ganz reizende Jugendbilder der Tänzerin sind ihm beigegeben.

Hans Bethge.

Wilhelm Wundt, Völkerpsychologie, X. Band: Kultur und Geschichte. *Leipzig, Alfred Kröner*, 1920. IX u. 478 Seiten. Geh. 20 M., geb. 24 M.

Mit dem Gefühl der wenn auch unverdienten so doch stolzmachenden Teilnahme an einer Begnadigung des menschlichen Geistes legt man diesen Schlußband der „Völkerpsychologie" des Siebenundachtzigjährigen aus der Hand. Vor kurzem wurde hier der prachtvoll weiten und ebenso klar- wie reichgegliederten architektonischen Anlage dieses wissenschaftlichen Monumentalbaues rühmend gedacht (XI. Jahrg. Heft 3). Ihm schließt sich dieser Schlußteil wie eine Apsis an, in der noch einmal alle großen Zeugenschaften der kulturellen Entwicklung zur Überschau im Kreise stehen — oder, wenn man es nüchterner ausdrücken will, hier ist ein Resumée gegeben über die in den vorhergegangenen Bänden enthaltenen Einzelbetrachtungen der Teilerscheinungen seelischer Regsamkeit auf den Stufen der Entwicklung menschlicher Kultur- und Gesellschaftsformen; eine Zusammenfassung, die dem Freund und Kenner des umfangreichen Werkes gestattet, die Resultate dieser über zwanzig Jahre sich erstreckenden Arbeit in einer zur Einheit zusammengefaßten Gesamtorientierung nochmals zu überschauen.

Eine „Untersuchung" der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte war uns versprochen; und in der synthetischen Zusammenfassung dieser Untersuchungsresultate im Schlußbande halten wir, beinahe überrascht, nun in der Hand und reihen es unserem kostbarsten Geistesbesitz ein, was sich im berechtigtsten Sinne zu einer *Philosophie der Geschichte* erfüllt und gerundet hat. Und gleichzeitig die junge Wissenschaft der Soziologie auf die Plattform kulturphilosophischer Betrachtung hinaufhebt.

In diesem Hinüberführen von den Ergebnissen der wissenschaftlichen Betrachtung zur philosophischen, religiösen und künstlerischen, also zur Weltanschauung im vertieften Sinne dieses Wortes, enthüllt sich immer mehr und klarer der Ausgangspunkt Wundts von der Philosophie her; aber auch seine methodologische Originalität als hervorragendes Charakteristikum: die im eigentlichen Sinne Wert setzenden Tätigkeiten des Geistes nicht aus dem Gedankengerüst einer irgendwie systematologisch geformten Philosophie herauszulösen, sie vielmehr aus den wissenschaftlich erkennbaren Tatsachen der psychologischen Entwicklung abzuleiten, dann aber im Philosophischen und Metaphysischen fest zu verankern. Er überzeugt uns davon, daß die Gesamtrichtung der Kulurentwicklung auf die Zukunft hin transzendent ist. Er will diese Entwicklung so verstanden wissen, daß sie „zwar selbst keine philosophische Weltanschauung ist, aber in sie einrückt"; daß so die Ziele zusammenfallen der *kausalen* Welterklärung durch die Wissenschaft mit der *idealen* Weltanschauung durch die Philosophie: die Sehnsucht und das Bedürfnis unserer Zeit!

Das nahe Verhältnis Wundts zu Leibniz hat wohl tiefere als nur erkenntniskritische Quellen: es ist etwas Grundverwandtes im Gerichtetsein dieser beiden; in ihrer Fähigkeit, den wissenschaftlichen Geist mit dem philosophischen so völlig zu verschmelzen, daß die Ergebnisse auch der getrennten Tätigkeiten auf diesen Gebieten immer von beiden Inhalten derselben zugleich durchleuchtet erscheinen. Der deutsche philosophische Idealismus erfährt und empfängt durch das Lebenswerk Wundts gewiß die nachhaltigste Wiederbelebung, da die vorher in diesem Maße nie möglich gewesene Einbeziehung wissenschaftlicher Erkenntnisse — namentlich von der Ethnologie her — ihm, dem Idealismus, jetzt Waffen liefert, die nur materialistische Welterklärung auf ihrem eigensten Gebiete zu bekämpfen.

Das Werk schließt mit einem Bekenntnis zur Gegenwart — zur Niederlage in unserem äußeren nationalen Geschick — der dritten in drei Jahrhunderten! Zwei Richtzeichen leuchten unserem Nestor der Geisteswissenschaften durch all den wolkigen Dunst der jetzt völlig disparaten Zeitstimmung: der *Glaube an den Staat als die ideale Erfüllung aller soziologischen Entwicklung*, womit die Hingabe an ihn gefordert wird ebenso wie die Besinnung seiner auf die letzte und höchste Aufgabe zu kultureller Erziehung. Wir sollen leben — nicht für das möglichste Glück der größtmöglichen Zahl, sondern für eine immer umfassendere Erfüllung unserer seelischen Berufenheit.

Max Martersteig.

Kleine Mitteilungen.

Victor von Scheffels Krankheit und Tod. Möbius hat Scheffels Krankheit als Dementia präcox bezeichnet. Er findet die Wirkung der von ihm angenommenen „Dementia" darin, daß eben in etwa 10 Jahren die unleugbar vorhandene Dichterkraft zerstört wurde und daß sie lediglich einen zwar nicht gewöhnlichen, aber doch nicht weiter hervorragenden Mann übrig gelassen hat. Ich will hier nicht untersuchen, ob eine Berechtigung vorliegt, diesen krankhaften Zustand wirklich als Demenz zu bezeichnen. Scheffel starb im Alter von 60 Jahren am 9. April 1886. Es ist bekannt, daß sich bei ihm mit dem 42. Lebensjahr Störungen von seiten des Herzens und des Gefäßsystems zeigten. Welcher Art diese Veränderungen gewesen sind, verrät ein Brief des Generalarztes B. von Beck an den Chirurgen Richard von Volkmann, den ich der Güte von Volkmanns Sohn verdanke. Der Brief ist datiert aus Karlsruhe, den 18. Mai 1886, also vier Wochen nach Scheffels Tod. Es heißt in ihm: „Das Leiden meines alten geistreichen Freundes, der auch Sie hochhielt, bestand seit mehreren Jahren in einer weit verbreiteten Arterio-Sclerose (Kranz-Schlagadern, Gefäße des Gehirns etc.) mit sekundärer Erweiterung der rechten Herzhälfte etc. Alle Vorschläge zu einer zweckmäßigen Lebensweise, welche allein den Fortschritt des Prozesses aufhalten konnte, blieben leider unberücksichtigt, und so stellten sich seit letztem Herbste die Veränderungen in verschiedenen Organen rapide ein, wobei auch die Psyche wesentlich Noth litt. So schwer und schmerzlich mir die Trennung von dem lieben Freunde wurde, mußte ich dennoch den Augenblick als einen willkommenen bezeichnen, als der Tod die Scene abschloß." *Dr. E. Ebstein.*

Kataloge.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 663. Afrika. 2060 Nrn.

Alexander von Burgsdorff in *Rottweil.* Nr. 1. Vermischtes. 961 Nrn.

Oskar Gerschel in *Stuttgart.* Der Bücherkasten, Jahrg. VI, Nr. 2. Nr. 888—1770.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Nr. 116. Vermischtes. 1748 Nrn.

Rudolf Hönisch in *Leipzig.* Nr. 12. Geschichte und Reisen. 2128 Nrn.

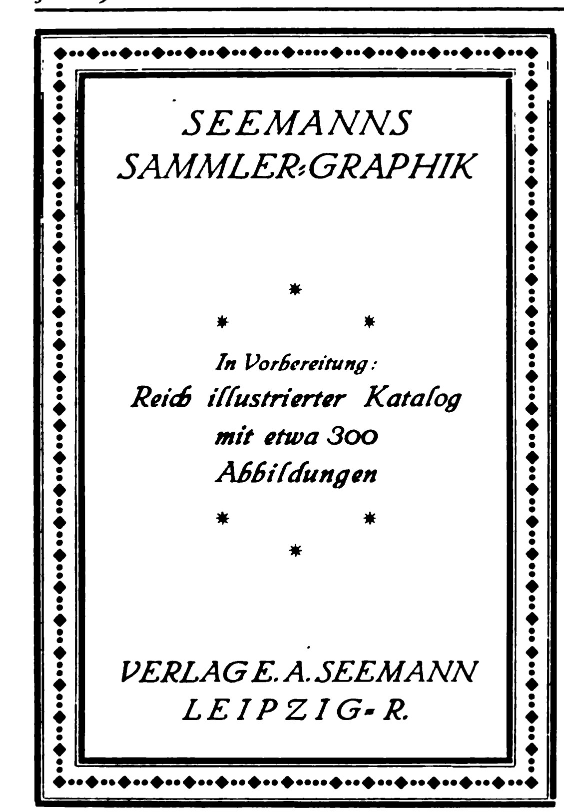
Alfred Lorentz in *Leipzig.* Nr. 250. Wissenschaftliche Werke. 3272 Nrn.

Markert & Petters in *Leipzig.* Nr. 15. Genealogie I: Porträts. 3693 Nrn.

Dr. Ignaz Schwarz in *Wien I.* Nr. 5. Bibliotheca Medico-Historica. 1560 Nrn.

Speyer & Peters in *Berlin NW 7.* Nr. 34. Bücher des 15. bis 20. Jahrhunderts. 614 Nrn.

Adolf Weigel in *Leipzig.* Mitteilungen für Bücherfreunde. Nr. 314. Nr. 167—449.



O. Herfurth
Berlin W 50
Passauer Straße 12

Werkstatt für guten Bucheinband

Handeinbände jeder Art für Bibliophile und Sammler

In meinem Verlage erschien soeben:

DANTON BEI REINHARDT

von Marcel Frischmann

Radierung 19½×19½ cm. 60 vom Künstler handschriftlich bezeichnete und numerierte Abzüge auf Bütten



Preis 200 Mark

E. A. Seemann · Verlag · Leipzig, Hospitalstraße 11a



In der Reihe meiner bekannten Künstlermappen erschien soeben:

Botticelli

Acht farbige Wiedergaben nach Gemälden

und zwei Abbildungen im Text

Mit einer Einführung von

Dr. Ludwig Burchard

*

Preis Mark 17.50

Verlag von E. A. Seemann, Leipzig, Hospitalstr. 11a

E. A. ENDERS

LEIPZIG



GEGR. 1839

GROSSBUCHBINDEREI

BUCHAUSSTATTUNGEN IN DER EINFACHSTEN BIS ZUR VORNEHMSTEN AUSFÜHRUNG

ABTEILUNG FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER KÜNSTLERISCHER LEITUNG VON PROFESSOR WALTER TIEMANN



PAUL GRAUPE · BERLIN W 35

LÜTZOWSTRASSE 38

SUCHT
ALTE MEISTER
MODERNE GRAPHIK
WERTVOLLE ALTE UND
MODERNE BÜCHER

Die Nachbarn

Bücher offenherziger Aussprache herausgegeben v. Franz Dülberg

Band I: Holland

Ein Oktavband mit 20 Bildertafeln

Das Wesen dieser neuen, von dem Dichter Franz Dülberg herausgegebenen Bücher-Reihe wird am besten durch den Inhalt dieses ersten Bandes gekennzeichnet:

Inhalt:

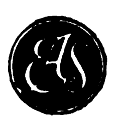
Holländische und deutsche Sinnesart. Von Franz Dülberg · Deutsch und Niederländisch. Von Marcellus Emants · Hollands Erdreich. Von Prof. Dr. Karl Östreich · Die politische Entwicklung Hollands. Von Dr. N. Japikse · Holländische Politiker und Publizisten. Von Dr. M. v. Hagen · Künstlerische Beziehungen zwischen Holland und Deutschland im XVII. Jahrhundert. Von Dr. Cornelis Hofstede de Groot · Zum Kunstaustausch zwischen Deutschland und Holland. Von Dr. Paul Cronheim · Die deutsch-holländischen Handelsbeziehungen nach dem Kriege.

Gebunden 9 Mark

E. A. Seemann · Verlag · Leipzig, Hospitalstraße 11a



E. A. SEEMANN / VERLAG / LEIPZIG



Ein neuer Zyklus von Lovis Corinth ist vollendet und wird in den nächsten Wochen ausgegeben. Mit seinem ganzen Temperament hat sich darin der Meister selbst bei der Arbeit, seine Frau, seine Kinder, sein Atelier, sein Haus, seine Umgebung in vierzehn Blättern geschildert und damit wohl sein persönlichstes Werk geschaffen.

BEI DEN CORINTHERN

Vierzehn Radierungen von
LOVIS CORINTH

Plattengröße 32 × 24 cm / Dazu ein Vorwort des Meisters selbst / In Mappe / Jedes Blatt in Passepartout

SUBSKRIPTIONSPREISE:

Nr. 1	Auf Japan	Belegt
Nr. 2—10	Auf van Geldern Bütten	M. 4000.—
Nr. 11—100	Auf Zanders Bütten	M. 2000.—

* * *

Die Preise verstehen sich einschl. Luxussteuer. Preiserhöhung nach Erscheinen vorbehalten. Ein kostbarer Prospekt ist in Vorbereitung. Jetzt aber werden Vorausbestellungen auf dieses wundervolle Werk schon angenommen und die Nummern zugeteilt.





BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XII. Jahrgang | August-September 1920 | Heft 5—6

Gesellschaft der Bibliophilen.

1. Die Jahresversammlung für 1920 soll am 10. Oktober in Frankfurt a. M. abgehalten werden. Die Einladung wird den Mitgliedern in Kürze zugehen.

2. Der Fertigstellung der Jahresgaben für 1919 (Faksimilewiedergabe des Ehrenbriefs von *Püterich von Reicherzhausen*, mit begleitendem Text von *Wolkan* und *Behrend*; *Leisewitz*, Tagebücher, Bd. II, herausgegeben von *Mack*) haben sich außergewöhnliche Schwierigkeiten in den Weg gestellt, so daß die Versendung zu dem in Aussicht genommenen Termin nicht hat erfolgen können. Doch sind diese Schwierigkeiten jetzt beseitigt, so daß unsere Mitglieder in kurzem für ihre Geduld belohnt werden können.

3. Die Sonderpublikation (*Zobeltitz*' bibliophiler Roman „Der Seelenvogel") ist nahezu fertig. Den Prospekt erhalten die Mitglieder mit der Einladung zur Hauptversammlung.

Eisenach, 14. Juni 1920
Augustastraße 2.

Der Vorstand der Gesellschaft der Bibliophilen.
I. A.:
Dr. Conrad Höfer, Sekretär.

Pariser Brief.

Die Kriegsveröffentlichungen wollen in Frankreich nicht abreißen. Nicht etwa, daß wie bei uns Memoiren der Heerführer und Staatsmänner erscheinen — die haben in Frankreich keine Parallele —, sondern immer erscheinen noch Erinnerungen aus den Schützengräben und Kriegsromane. Die Franzosen untersuchen ununterbrochen noch die deutschen Zeitungen und Zeitschriften nach Material, das sie gegen uns verwerten können. Maurice Muret wirft Selma Lagerlöf im Journal des Débats vom 14. Mai vor, daß sie in ihrem Kriegsroman „das heilige Leben" nicht offen und entschieden für Frankreich Partei ergriffen habe. Ihr Buch entfalte gewiß einige Schönheiten. Es würde aber auf einem viel höheren Niveau stehen, wenn sie sich rückhaltlos zu Frankreich bekannt haben würde. Roger Lambelin polemisiert in Action française vom 5. Mai gegen Rolland, der in „au dessus de la mêlée" sein Vaterland verraten habe, und spielt gegen ihn das Buch von Francis Chevasse aus „Remarques sur la dernière invasion des barbares", das von einer erhabenen Größe sei (weil die Deutschen dort beschimpft werden). Gustave Simon hat bei Delagrave ein Buch herausgegeben: La voix de Victor Hugo dans la guerre mondiale, das die Franzosen zum Ausharren in ihrem Haß gegen Deutschland aufpeitschen soll. Martin-Mamy hat in der Renaissance du livre eine Haßschrift gegen Deutschland unter dem Titel: Quatre ans avec les barbares herausgegeben. Das Journal des Débats vom 17. April sucht zu beweisen, daß die Deutschen kein kriegerisches, sondern ein beutegieriges Volk seien. Maurice Muret widmet im Journal des Débats vom 23. April dem neuen Roman von Agnes Harder, Die Präsidentin, ein zwölf Spalten langes Feuilleton. Er entnimmt dem Buch, daß das Deutschland von 1920 mindestens ebenso militärisch, imperialistisch, beutegierig und unmoralisch sei wie das Deutschland von 1914. Eine Reihe von Neuerscheinungen aus dem Verlage von Georges Crès & Cie. sind wenig milder im Ton gehalten. Dagegen wird Andreas Latzko als einer der ganz wenigen Deutschen genannt, die Achtung verdienten, wie Ere nouvelle vom 18. Mai schreibt. Jean de Pierrefeu lobt im Journal des Débats vom 19. Mai Alexandre Arnoux, der eine Reihe wilder Kriegsbücher geschrieben hat, und hält ihn den Deutschen als Muster vor.

In dem Genfer Verlag Les Sabliers ist eine



Anthologie französischer Kriegsdichter erschienen, zu den Romain Rolland ein Vorwort geschrieben hat. In diesem Vorwort heißt es:

„Fünf Jahre lang hat man die Welt belogen. In allen Ländern hat man den Burgfrieden befohlen; die Einmütigkeit des Denkens im Kriege und im Haß. Die freien Stimmen waren geknebelt. Wer es wagte, sich der Knechtschaft zu entwinden und von einem neutralen Lande aus seinen Protest zu erheben, wurde totgeschwiegen oder beleidigt. Er wurde verhöhnt, verleumdet oder bedroht ...

„Die Pforte des Gefängnisses öffnet sich. Die Knechtschaft ist zerrissen. Hier tritt nun ein heiliger Bund der schönsten Dichterstimmen Frankreichs, der entschlossensten Geister auf — der Bund gegen den Krieg, gegen seine Lügen, gegen seine Verbrechen und gegen seinen ungesunden Geist. Ich preise mich glücklich, allen Völkern die Sammlung einer Elite der jungen französischen Dichtkunst überreichen zu dürfen."

Vertreten sind in dieser Anthologie Charles Vildrac, Georges Duhamel, Georges Chennevière, Luc Durtain, Edouard Dujardin, Georges Pioch, Claude Roger Marx, Georges Périn, René Arcos u. a., kurzum fast alle diejenigen, die Erna Grautoff bereits 1911 in ihrer Anthologie „die lyrische Bewegung des gegenwärtigen Frankreich" als die hoffnungsvollsten Dichter Frankreichs bezeichnet hat.

Henri Barbusse hat zu einem anderen Kriegsbuch ein Vorwort geschrieben: Le Don de la mère von Noël Garnier. „Das Entsetzen und das Mitleid haben diese Gedichte diktiert", schreibt Henri Barbusse. Der Verfasser dieser Gedichte, die weinen und bluten, ist ein wunderbarer Dichter.

Von Luc Durtain ist ein neuer Gedichtband: le retour des hommes erschienen. Die Humanité vom 23. Mai druckte folgende beide Gedichte ab:

De ne parler qu'à voix basse
Pour être sûr de ne couvrir
L'appel d'aucune raison
Le cri d'aucune victime

De ne jamais frapper même
Ses deux mains l'une dans l'autre
Pour les garder toujours prêtes
A se tendre secourables.

Il n'aura sous la paupière
Nulle flamme qu'on allume
Avec l'orgueil ou la haine.

Toi, qui passes, droit cher garçon,
Dis donc, écoute, j'ai à te dire:
Hein, tu te sens un regard vrai,
Des poumons jusqu'en les épaules,
Une chair de dieu comme du soleil!
Dis, tu n'es Allemand, ni Français,
Pauvre, ni riche, ni „coté"
Dans les colonnes des annuaires,
O diable de dieu d'homme vrai!

Les Sabliers haben ein neues Buch von René Arcos herausgegeben: Les bien commun, das mit Holzschnitten von Masereel ausgestattet worden ist. Masereel hat sich vor allem dadurch auch bei uns einen Namen gemacht, daß er eine Reihe Bücher der französischen Kriegsgegner aus dem Kreise der Clarté illustriert und während des Krieges eine Folge von Holzschnitten herausgegeben hat, die als eines der schönsten Werke gegen den Krieg anzusehen ist. Francis Jammes, der als nächster Kandidat für die Académie française genannt wird, hat unter dem Titel Le poète rustique ein neues Werk herausgegeben. Le poète rustique ist ein Prosabuch, in dem das Landleben Südfrankreichs poetisch verklärt ist.

Von Georges Duhamel wurde im Théatre du vieux Colombier ein neues dreiaktiges Stück: L'Oeuvre des Athlètes erfolgreich aufgeführt.

Marinetti hat, wie Eclair vom 13. Mai berichtet, wieder ein neues Manifest erlassen, das weniger futuristisch als priesterlich gehalten ist. Es heißt darin: „Le mâle perd peu à peu le sens puissant de la chair féminine et le remplace par une vague sensibilité indécise et artificielle qui répond surtout à la soie, aux bijoux et aux fourrures. La femme nue ne plaît guère. Les mâles se transforment en bijoutiers, parfumeurs, couturiers, modistes, repasseurs et brodeurs. — La femme doit bien marcher, s'asseoir et se coucher avec grâce. Bien des jeunes filles marchent le dos courbé et les jambes ouvertes (sic!). Elles ont toutes besoin de gymnastique et de sport. — La fécondité pour une race comme la nôtre est en cas de guerre sa défense indispensable, en temps de paix sa richesse de bras travailleurs et de cerveaux créateurs."

Gleichzeitig hat der Kubist Francis Picabia einen Gedichtband herausgegeben. In diesem Buche, das den Titel trägt: L'unique Eunuque findet sich folgendes Gedicht:

Essayons l'heure actuelle
Dans l'alphabet chasse gardée
De l'ombre lentement
Véritablement livres sterling
Sous viriginel louis cou cou
Qui fait domicile conjugal sous la pluie
Mais riant plus fort le café
Est à sept kilomètres capitale
Le petit chacal des sornettes
Ivres d'alcool gentilhomme
Au milieu des femmes camarades.

Über die französisch-kanadische Literatur hat der Mönch Chartier eine Reihe von Vorlesungen gehalten, in denen er hauptsächlich den Historiker Chapais, die Dichter Blanche Lamontagne und Charles Gill, die Gelehrten Montpetit und Camille Roy, den Polemiker Henri Bourassa, den Prediger Bruchesi, die Chroniker Rivard und Groulx charakterisierte.



Der Pariser Stadtrat Godin hat auf Veranlassung des Handelsministers Isaac bestimmt, daß in den noch erhaltenen Teilen des St.-Germain-Marktes die Maison du Livre untergebracht werden soll. Die Maison du Livre soll nach dem Vorbild von Leipzig organisiert werden. Die gesamte Tagespresse erklärt, das Buchgewerbe Frankreichs müsse der Stadt Paris für dieses hochherzige Geschenk dankbar sein. Libre Parole vom 8. Mai bemerkt dazu, die ersten Aufgaben dieser neuen Organisation seien, den Verkaufspreis der Bücher im Inlande herabzusetzen und einen Auslandspreis festzusetzen, der den verschiedenen Valuten entspricht. Im Echo de Paris vom 3. April wurden die hohen Preise für die modernen Luxusausgaben an den Pranger gestellt. Aber auch die Preise der gewöhnlichen Ausgaben seien viel zu hoch, wie durch eine geistreiche Charakteristik verschiedener Bücher im Journal des Débats vom 26. April bewiesen wird.

Man erwartet demnächst ein Sinken der Papierpreise, da die Papierfabriken von Malmédy die französischen Druckereien beliefern würden.

Journal des Débats vom 17. April fordert als Vorbereitung für die Dantefeier im Jahre 1921 einen Lehrstuhl für Dante an der Pariser Universität.

Die Heiligsprechung der Jungfrau von Orléans wird in der katholischen Presse freudig begrüßt. Poincaré hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, in der er Schillers „Verunglimpfung" der Johanna von Orléans verurteilte. Er verwechselte offenbar Shakespeare und Schiller; aber das hat in Frankreich niemand bemerkt. Es hätte ja auch nicht gesagt werden dürfen, da die Engländer die Bundesgenossen Frankreichs sind.

Abel Hermant hat den zweiten Band „La journée brève" seiner großen Trilogie „D'une guerre à l'autre" bei Lemerre herausgegeben. Dieser dreibändige Roman soll ein französisches Kulturgemälde der letzten vierzig Jahre darstellen. Alle literarischen und künstlerischen Größen dieser Zeit treten in dem Buch auf. Das Werk ist eine Art Gegenschrift zu Rollands Johann Christof.

Gustave Coquiot hat bei Ollendorff eine Geschichte der „Indépendants 1884—1920" herausgegeben.

Camille Enlart hat eine historisch und künstlerisch gleichmäßig interessante Schrift „Villes mortes du moyen-âge" bei Boccard erscheinen lassen.

Am 3. Mai 1920 wurde im Hotel Drouot die Sammlung einer Frau H. für 146 890 Fr. versteigert, die zahlreiche buchgewerbliche Arbeiten enthielt. Für einzelne Stücke wurden folgende Preise erzielt:

Nr. 6. Königlicher Almanach, Paris 1759, 1800 Francs.

Nr. 15. Königlicher Almanach, Paris, 1771, mit Wappen der Marie-Adelaide von Frankreich, 3050 Fr.

Nr. 71. Kodex der Pariser Bibliothek u. Druckerei, Paris 1744, 1725 Fr.

Nr. 98. Manuskript in altem Einband 2250 Fr.

Nr. 138. Einband mit Wappen, Paris 1768, Wappen des Herzogs von Choiseul, 4000 Fr.

Nr. 155. Chanvalon, Paris, mit Wappen des Herzogs von Choiseul, 1950 Fr.

Die Bibliothek des Dr. Henri Stilling, die am 7. Mai im Drouot versteigert wurde, erbrachte 392 420 Fr. Darunter einzeln:

Nr. 78. Beaumarchais, Der tolle Tag oder die Hochzeit des Figaro, mit 34 Aquarellen von Robaudi, Lausanne, 7100 Fr.

Nr. 120. Dante, Vita nova, illustriert von Maurice Denis, übersetzt von Henry Cochin, Paris 1907, 2900 Fr.

Nr. 175. France (Anatole), Thais, Kompositionen von Paul-Albert Laurens, Radierungen von Léon Boisson, Paris 1900, 2500 Fr.

Nr. 176. France (Anatole), l'Affaire Crainquebille, 62 Kompositionen von Steinlen, graviert von Deloche, Paris 1901, 2620 Fr.

Nr. 261. Maeterlinck, Das Leben der Bienen, Paris, Société des Amis du livre moderne, 1908, 3400 Fr.

Nr. 268. Marivaux, Das Spiel von Liebe und Zufall, 16 Original-Aquarelle, Paris 1894, 2750 Fr.

Nr. 351. Renan, Ernest, Gebet auf der Akropolis, Paris 1899, 1300 Fr.

Nr. 360. Richepin, Jean, Die letzten Gesänge aus meinem ersten Buch, mit 24 Kompositionen von Steinlen, Paris 1910, 2450 Fr.

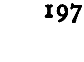
Nr. 372. Samain, Albert, Aux flancs du vase mit Kompositionen von Gaston Latouche, Paris, gedruckt von der Société du Livre d'art, 1906, 1950 Fr.

In vier Versteigerungen wurden Ende April für eine Briefmarkensammlung im Hotel Drouot 389 918 Fr. erzielt. Schon diese Summe erregte Aufsehen. Zu einer noch größeren Sensation wurde die Briefmarkenauktion vom 21. Mai. Es wurden erzielt für die two-pence indigo blau, die von einer Mission nach der Insel Maurice 1847 ausgegeben wurde, 99 500 Fr. (mit dem Druckfehler Post office anstatt Port paid), für die 1-penny-Marke von 1847 36 700 Fr., für zwei Exemplare der 2-pence-Marke indigo blau, 1848/58, 32 500 Fr.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Von den Auktionen.

In den letzten Monaten haben in *Wien* mehrere Bücherversteigerungen stattgefunden, die das Anschwellen der Preise auf dem Altbüchermarkt in



beängstigender Weise dartun. Wenn die Buchhändler bei neuen Büchern die Mark mit 5,60 K berechnen, ist es begreiflich, daß alte Bücher zu einem Betrage Absatz finden, der weit den ursprünglichen Ladenpreis übersteigt und die Antiquariatspreise von ehemals als Kinderspott erscheinen läßt. Dem Bücherfreund der älteren Generation, der sich in der berüchtigten „Angleichung der Preise an die Weltmarktsparität" noch nicht so ganz zurecht gefunden hat, geht es wie Hebbels Meister Anton: er versteht die Welt nicht mehr, nämlich die Welt, die heute für gewisse ehemals unanbringliche Bücher so viele Kronen anlegt wie früher Heller.

Das Bittere dieser Hausse auf dem Altbüchermarkt schmecken die Vorstände unserer öffentlichen Bibliotheken und unserer wissenschaftlichen Institute. An eine Ergänzung der Bücherbestände öffentlicher Sammlungen aus dem Antiquariat und bei Versteigerungen ist gar nicht mehr zu denken. Wer aber gar von der Anlage einer Bücherei für ein neues Institut redet, setzt sich den allerschlimmsten Vermutungen über seinen Geisteszustand aus.

Bei der Versteigerung von Büchern aus dem Besitz verschiedener Privater im *Dorotheum* vom 1. bis 4. März erzielte den höchsten Preis das Kräuterbuch des *Tabernamontanus*, Basel 1687, Folio, Schweinslederband, mit vielen Holzschnitten (Ausrufpreis 100 K) 1800 K. — Garzon, Allgemeiner Schawplatz, Marckt und Zusammenkunft aller Professionen, Kunsten usw., Frankfurt 1659, kl. 4⁰ (Ausrufpreis 25 K) 1350 K. — Landscape animal, London 1830/38, 9 Lederbände, mit Stahlstichen 700 K. — *Voltaire*, Théâtre, Paris 1801, 12 vol., ohne vol. 8, in Lederbänden (Ausrufpreis 20 K) 660 K. — ***Bernardin de St.-Pierre***, Paul et Virginie, ill. par Leloir, Paris 1888, Quart, Origbd. 580 K. — Les plus jolies Chansons du pays de France, Paris s. a., ill., Quart, Originalseidenband 500 K. — *Ariost*, Der rasende Roland, Prachtausgabe mit Bildern von Doré, Großfolio, Originalprachtband 490 K. — ***F. A. v. Kaulbach***, Auswahl von 30 Werken des Künstlers in Heliogravüre, München o. J., Folio, Lederband 460 K. — Allgemeine Musterzeitung, Album für weibliche Moden, Stuttgart 1849/57, 9 Bände, geb., mit kolorierten Kupfern 460 K. — Heaths Picturesque Annual, London 1832/34, 1836 doppelt, 5 Lederbde. 440 K. — *C. F. Meyer*, Gedichte und Novellen, 6 Halbfranzbde. 420 K. — ***Lange***, Die Soldaten Friedrichs des Großen, ill. von Menzel, 1853, Leinenbd. 410 K. — Galerie des dames de Byron, Paris 1836, gr. 8⁰, 39 Stiche, Lederband 400 K. — *Henne am Rhyn*, Die Kreuzzüge, mit Bildern von Doré, Prachtband 400 K. — *A. Dayot*, Napoleon in Wort und Bild, deutsch von Bieberstein, Berlin o. J., Quart, Halbpergamentband 350 K. — ***Goethes*** Werke, Ausgabe in 30 Bänden (ohne Bd. 19), Stuttgart 1850, geb. 340 K. — *Moustier*, Lettres à Emilie sur la Mythologie, mit Kupfern, 2 Lederbände 330 K. — ***Heines*** Werke, große ill. Prachtausgabe, Wien, 6 Originalbände 320 K. — *Plato*, Opera, Venedig 1556, Quart, Lederband 320 K. — Österreichische Historien, 1592, mit Holzschnitten, unvollständig 310 K. — Der Secretarius, teutsches Titular- und Formularbuch, Nürnberg 1661, kl. 8⁰, geb. 310 K. — *Cervantes*, Don Quixote, mit Einleitung von Heine, Stuttgart 1837, ill., 2 Bände, geb. 300 K. — *Grillparzers* Werke, 5. Aufl., Stuttgart, 20 Originalbde. 290 K (!). — *Manzoni*, Opere complete, Paris 1843, gr. 8⁰, Lederband 290 K. — *Schnorr von Carolsfeld*, Die Bibel in Bildern, Großfolio, Leinenmappe 290 K. — Heaths Book of Beauty, 1833, 1834, mit Stahlstichen, 2 Lederbände 280 K. — Shakespeare des Dames, Paris 1838, mit Stahlstichen, Lederband 280 K. — *Shakespeares* Werke, große ill. Prachtausgabe, Stuttgart, 4 Originalbände 260 K. — *Ch. Deulin*, Contes d'un buveur de bière, Paris, ill., Quart, Originalband 260 K. — *Ebers*, Romane, Band 1—20, 22—24, 30—32, 26 geb. Bände 250 K. — *Stop*, Bêtes et gens, Paris 1877, ill., 2 Originalhalbfranzbde. m. G. 250 K. — ***Frédéric le Grand***, Oeuvres posthumes, 1788, gr. 8⁰, 4 Lederbände 250 K. — *V. Hugo*, Les Miserables, Paris 1881, 5 Halbfrzbde. 240 K. — ***Onckens*** Allg. Geschichte, 90 Hefte, ohne Heft 60, 240 K. — Continental Annual, London 1832, mit Stahlstichen, Lederband 240 K. — *Luthers* Werke, Braunschweig 1905, 8 Leinenbände 230 K. — ***Caroll***, Alice's adventures in wonderland, ill. by Rackham, geb. 220 K. — *Turners* Annual, Loire 1833, Lederband 220 K. — *J. v. Hammer*, Geschichte der schönen Redekünste Persiens, Wien 1818, Quart, Pappband 220 K. — *G. Damm*, Klavierschule, geb. 220 K. — Curiose Kunst- und Werk-Schule, Nürnberg 1705, kl. 4⁰, 2 Teile, Pergamentband 220 K. — ***Gregorovius***, Lucrezia Borgia, 1874 (Erstausgabe), geb. 210 K. — *Shakespeares* Dramatische Werke, Leipzig, Bibliogr. Inst., 9 Originalleinenbände 220 K (!). — Die deutsche Klinik am Eingange des 20. Jh., hsgg. von Leyden und Klemperer, Wien 1903/13, 14 in 16 Originalfranzbden. 200 K. — ***Cohen***, Guide de l'amateur de livres à vignettes du XVIIIme siècle, 4. ème éd., Paris 1880, Halbfranzband 200 K. — ***Fontane***, Der Krieg 1866, ill. von Burger, Berlin 1870, 3 Originalleinenbände 200 K. — ***Grillparzers*** Werke, 3. Ausg., Cotta 1878, 5 Originalleinenbde. 200 K. — ***Auerbach***, Gesammelte Schriften, Cotta 1863, 22 in 11 Bänden 200 K. — ***Loen***, Der redliche Mann am Hofe, Frankfurt 1751, mit Kupfern, geb. 200 K. — ***K. Federn***, Der Chevalier von Gramont, München, 2 Originalfranzbände 190 K. — *Schopenhauers* Werke, 3. Aufl., Leipzig 1854/59, 3 Halbfranzbände 180 K. — ***Prisse d'Avesnes***, La decoration arabe, Paris, Folio, Mappe mit teils farbigen Kunstbl. 180 K. — Sammlung der Reichsabschiede, Frankfurt 1747, Folio, Pergamentband

180 K. — *D. Lacroix*, Die Marschälle Napoleons I., Leipzig 1898, Quart, Leinenband 170 K. — *G. Kahn*, Das Weib in der Karikatur Frankreichs, Stuttgart, Quart, Originalprachtband 160 K. — *Friedjung*, Der Kampf um die Vorherrschaft, 2 Originalhalbfrzbde. 160 K. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, 13 ill. Originalprachtbände 160 K. — *Sven Hedin*, Transhimalaya, 2 ill. Originalleinenbände 160 K. — Münchener Fliegende Blätter, 13 Halbfrzbde. 150 K. — *Th. Storm*, Sämtl. Werke, Originalausgabe, 8 in 4 Originalbänden 150 K (!). — *Masson*, 1792—1809, Aventures de guerre, ill. par Myrbach, Paris, Quart, Originalband 150 K. — *M. Kemmerich*, Das Kausalgesetz der Weltgeschichte, München, 2 Halbfrzbde. 150 K. — *G. H. Schmidt*, Die Gnosis, Jena 1903, 2 Originalbände 140 K. — *Boz*, Romane, deutsch von Bauernfeld, Wien, 12 in 8 Bänden, geb. 130 K. — *Corvin und Held*, Ill. Weltgeschichte, Leipzig, Lex.-8^0, 8 Bände geb. 130 K. — Georgica curiosa oder Adeliges Land- und Feldleben, anderer Teil, Nürnberg 1695, geb. 130 K. — *O. E. Bierbaum*, Prinz Kuckuck, 3 Originalleinenbände 130 K (!). — *Wielands* Sämtl. Werke, Goeschen 1839, 36 in 18 Bänden, geb. 125 K. — *Maze-Senzier*, Le livre des collectionneurs, Paris 1885, gr. 8^0, geb. 125 K. — *Erckmann-Chatrian*, Oeuvres, Paris 1870, 9 vol. 120 K. — *W. H. Riehl*, Geschichten und Novellen, Cotta, 7 Originalbde. 120 K. — *Laubes* Schriften, Wien 1876, 5 Halbleinenbände 120 K. — *Homer*, Ilias und Odyssee, ed. Crusius, 1842, 2 Halbfrzbde. 120 K. — *Ziegler*, Vaterländische Immortellen, Wien 1838, Quart, 4 Bände mit Bildern, geb. 120 K. — *R. Dehmel*, Der Mitmensch, 1896 (Erstausgabe), geb. 120 K. — Die Jugend, 8 Jgg. unvollst. 120 K. — Vitae Sanctorum, das ist Leben, Martern und Todt der führnembsten Heyligen, Basel 1660, Folio, geb. 120 K. — *Klesheim*, 's Schwarzblattl aus'n Wienerwald, Wien, 6 in 3 Halbleinenbdn. 115 K (!). — *Frh. v. d. Trenck*, Merkwürdige Lebensgeschichte, 2 Halbfrzbde. 115 K. — *Lessings* Werke, Goeschen 1874, 5 Halbfrzbde. 110 K. — Ingenieurs-Taschenbuch „Hütte", 20. Aufl., Berlin 1908, 3 Originalbände 110 K. — *Bismarck*, Gedanken und Erinnerungen, Stuttgart 1898, 2 Originalleinenbände 110 K. — *Zschokke*, Novellen und Dichtungen, Aarau 1838, 11 Halbfrzbde. 110 K. — *Ziegler*, Galerie österreichischer Vaterlandsgeschichte in Bildern, Wien 1837, Quart, 3 Halblederbde. 110 K. — *Thackeray*, The people of Egypt, London 1910, Quart, ill., Lederband 110 K. — *Karpeles*, Allg. Geschichte der Literatur, Berlin 1894, ill., 2 Originalhalbfrzbde. 110 K. — *A. Fournier*, Napoleon, Wien 1913, 3 Originalleinenbde. 110 K. — *Freiligrath*, Der alte Matrose, Prachtausgabe mit Bildern von Doré, Großfolio, geb. 105 K. — *Schillers* Werke, Wien 1809, 28 Bände und 8 Ergänzungsbände mit Titelkupfer, brosch. 105 K. — *R. König*, Deutsche Literaturgeschichte, 9. Aufl., Originalfrzbd. 105 K. — *Metastasio*, Opere poetiche, Venezia 1814, 16^0, 11 vol., geb. 105 K. — *Hormayr*, Taschenbuch für die vaterländische Geschichte 1822/29, 8 Bände, geb. 105 K. — *Kossak*, Klejnoty miasta Krakowa, Imp.-Folio, Mappe mit 18 Aquarelldrucken 100 K. — *P. de Kock*, Romane, 30 Bde., geb. 100 K. — *A. Forel*, Die sexuelle Frage, München, vollst. Ausgabe, brosch. 100 K. — *Anzengrubers* Werke, 10 Orig.-Bände, ohne Band 5 und 6, 100 K. — La manière de bien penser dans les ouvrages d'esprit, Paris 1715, Lederband 100 K. — *Racinet*, Das polychrome Ornament, II. Serie, Stuttgart, Folio, 120 farbige Tafeln in Originaldecke 100 K. — Ver sacrum, I. Jgg., 1898, in Heften 100 K. — *Dolmetsch*, Japanische Vorbilder, Folio, 50 Tafeln in Originalbd. 100 K. — *Lalaune*, La France galante. Mémoires de Rabutins, vol. 1., 2 Halbfrzbde. 100 K. — *A. France*, Die Bratküche zur Königin Pedanque, Originalleinenband 100 K. — Alles übrige wurde unter 100 K losgeschlagen, manches ganz billig, anderes (so Erstausgaben und Belletristisches) unverhältnismäßig in die Höhe getrieben.

Bücher und Bilder aus dem Besitze eines Wiener Bibliophilen und Theatraliasammlers kamen Ende Januar bei *Franz Malota* zur Versteigerung. Hier brachten es *August Johann Rösels* Insecten-Belustigungen mit sauber illuminierten Kupferstichen, Nürnberg 1749—1761, Quart, 4 Teile, in Pappbänden auf 3100 K. — Der Amethyst, Blätter für seltsame Literatur und Kunst, hsgg. von Franz Blei, Heft 1—12, in 9 Orig.-Kart.-Bänden, unaufgeschnitten, vollständig neu erhaltenes Exemplar der Luxusausgabe 1400 K. — *A. Böcklin*, Eine Auswahl der hervorragendsten Werke des Künstlers in Photogravüren, München o. J., 3 Pracht-Orig.-Schweinslederbde., Großfolio mit je 40 Abbildungen, vergriffen, 1350 K. — *Simplicissimus*, Ill. Wochenschrift, 1.—13. Jgg., 1896—1908, vollständiges Exemplar in 13 Ganzleinenbdn. 1350 K. — Ein Holzfächer mit den Autogrammen Richard Wagners und der Mitwirkenden bei der ersten Aufführung des „Parsifal" 1882, 1200 K. — *Georg Hirth*, Das deutsche Zimmer vom Mittelalter bis zur Gegegenwart, 4. Aufl., München und Leipzig 1899, 2 Orig.-Prachtbde. 1050 K. — *Monument du costume physique et Moral* de la fin du XVIIIme siècle, mit den Stichen von Moreau le Jeune u. a., Stuttgart, Imp.-Folio, in Originalumschlag, Nr. 31 der Auflage von 300 Exemplaren 900 K. — *Die Küsse des Johannes Secundus*, übertragen von Franz Blei, Ausgabe des Inselverlages, Nr. 117 der Auflage von 300 Exemplaren, in Originalseidenkassette 700 K. — *Goethe*, Neue Lieder, Neudruck des Inselverlages, Nr. 124 der Auflage von 300 Exemplaren, vergriffen 300 K. — *Leopold Joseph Fitzinger*, Bilderatlas zur Naturgeschichte der Vögel, Wien 1864, gr. 4^0, 347 Lithographien in Farben gedruckt, Leinwbd. 610 K. — *Chodowiecki*, 136 Reproduktionen seltener Zeichnungen von ihm, o. O. u. J., Quart, Gzlwd.-



Mappe 500 K. — „*The Studio*" Daumier and Gavarni, Special Number, London 1904, Quart, Orig.-Umschlag, vergriffen 480 K. — *Anthoine de la Sale*, Die fünfzehn Freuden der Ehe, Leipzig, J. Zeitler, 1906, Nr. 221 der Auflage von 600 Exemplaren, Leinwandband mit Metallschließen 430 K. — *L. Westenrieder*, Baierisch-historischer Calender, München 1787—1815, 16^0, 24 Naturlederbände, vollständiges Exemplar 400 K. — Drei japanische Schulbücher für naturgeschichtlichen Unterricht, Pflanzen und Vögel, mit handkolorierten Holzschnitten 400 K. — *Leander*, Träumereien an französischen Kaminen, Privatdruck der Weimarer Gesellschaft der Bibliophilen, gr. 8^0, Orig.-Umschlag 360 K. — *Georg Hirth*, Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten, 1. Ausgabe, Leipzig und München (1882/3), 2 Orig.-Halbfrzbde. 340 K. — *Oskar Wilde*, Der Priester und der Ministrant, übersetzt von A. W. Hiller, Düsseldorf 1906, gr. 8^0, Nr. 45 der in 100 Exemplaren hergestellten Liebhaberausgabe auf echtem Japan, Luxusband, vergriffen 320 K. — *Taschenbuch für Grabennymphen*, Neudruck von Gustav Gugitz, Wien o. J., 16^0, Nr. 1 der Auflage von 750 Exemplaren, Ganzleder in Etui 310 K. — Danziger Ausrufer von Matthias Deisch, in getreuer Faksimile-Reproduktion, Danzig 1888, Folio, 40 Blätter in Orig.-Lwdmappe 310 K. — *Goethe*, West-östlicher Divan, Stuttgard 1819, Erstausgabe, unbeschnitten, in modernem Naturhalbfranzbd. 300 K. — *Ulyssis Aldrovandi* Ornithologiae, Bononiae MDCXXXX, Folio, Pergamentbd. 300 K. — *Gabriel Bodmehr*, Atlas curieux, Augsburg (um 1702), Quer-Kleinfolio, Pappband, 192 Karten mit zahlreichen Vignetten 290 K. — Biblia d. i. die gantze h. Schrifft Deudsch. Doct. Mart. Luther. Wittemberg, Hans Lufft, 1556, Folio, mit zahlreichen Holzschnitten, unvollständiges Exemplar 270 K. — Das tolle Hundert, Publikation der Gesellschaft österr. Bibliophilen, Stück XIX, Wien 1909, gr. 8^0, Orig.-Pappband, Nr. 197 der vor Erscheinen beschlagnahmten und vernichteten Auflage 260 K. — *Gleim*, Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757, von einem Grenadier, Faksimile-Neudruck des Inselverlages, 1906, Nr. 84 der Auflage von 350 Exemplaren, 16^0, Prachtlederbändchen in Enveloppe 260 K. — *Riemer*, Mitteilungen über Goethe, Berlin 1841, gr. 8^0, 2 Gzlwdbde. 250 K. — *C. F. Hensler*, Das Donauweibchen, 1. Theil, II. Aufl., Wien 1836; Das Nixenreich, Wien 1805; Das Donauweibchen, 2. und letzter Theil, Wien 1807, 8^0, unaufgeschnitten, kartoniert 240 K. — La Galerie Comique du XIXme siècle, Paris s. a., Querfolio, Lieferung I—X in Orig.-Umschlägen, beiliegend Le Panorama hebdomadaire Nr. I und IV., Querfolio in Orig.-Umschlägen 240 K. — *Emanuel Schikaneder*, Alexander, Thespis' Traum, Thespis (die Stücke beim Beschluß der Schaubühne im Freihaus und bei Eröffnung des Theaters an der Wien), Wien 1801, 8^0, Altbuntpapierumschlag 220 K. — *Goethe*, Benvenuto Cellini, Braunschweig MDCCXCVIII, Oktav, 3 Theile, Halbfrzbd. 220 K. — *Oskar Wilde*, Die romantische Renaissance, übersetzt von Franz Blei, Inselverlag 1906, Oktav, Nr. 93 der Auflage von 600 Exemplaren, Pergamentbd. unaufgeschnitten 220 K. — Vanity Fair, London 1878, vol. XIX, XX, Folio, 2 Orig.-Lwdbde. 220 K. — Theatralische Sammlung, Wien 1790/92, Band 4—7, 12, 17, 21—24, 26—28, 31—34, Oktav, Halbfranzbde. 200 K. — Widmungsblätter an Hans Heinrich Reclam, Leipzig (1909), gr. 4^0, Orig.-Ganzlwdbd., nicht im Handel 190 K. — Ein Bogen mit eigenhändiger Namensfertigung sämtlicher Künstler des Burgtheaters v. J. 1850 185 K. — *Goethe*, Erwin und Elmire (in der Bearbeitung von Huber für Freyburg im Breisgau, d. 25. Cristmondes 1775), Wiener Druck (?), bis jetzt nicht beachtet, Pappband 180 K. — *G. A. E. Bogeng*, Streifzüge eines Bücherfreundes, Weimar 1915, Privatdruck der Gesellschaft der Bibliophilen, Oktav, 2 Orig.-Pappbde. 160 K. — *Goethe*, Die Wahlverwandtschaften, Tübingen 1809 (Erstausgabe), Oktav, 2 Pappbde. 160 K. — *Oskar Wilde*, Das Gespenst von Canterville und fünf andere Erzählungen, übersetzt von Franz Blei, Inselverlag 1905, gr. 8^0, Orig.-Halbpergamentband, vergriffen 160 K. — *Ida Schöller*, Die Kunst im deutschen Buchdruck, Weimar 1915, Privatdruck der Gesellschaft der Bibliophilen, Großquart, Orig.-Umschlag 160 K. — Gil Blas, illustré, hebdomadaire, Paris 1893, Folio, Halbleder 160 K. — *Hermann Weiß*, Kostümkunde, Altertum, 2. Aufl., Stuttgart 1881, Mittelalter, Stuttgart 1883, gr. 8^0, 2 Orig.-Ganzlwdbde. 150 K. — *F. W. Bain*, Der Mondespfeil, Berlin 1911, Privatdruck, Nr. 112 der Auflage von 500 Exemplaren, Quart, Prachtband 140 K. — *C. A. Roßmäßler*, Der Wald, 2. Aufl., Leipzig und Heidelberg 1871, gr. 8^0, Orig.-Lwdbd. 140 K. — *Friedrich Pecht* und *Arthur von Ramberg*, Schillergalerie, Leipzig 1859, Quart, Halbfrzbd. 140 K. — *Z. Werner*, Martin Luther, Berlin 1807 (Erstausgabe) 130 K. — *F. Rückert*, Liebesfrühling, Frankfurt 1844, Oktav, Orig.-Pappbd. 130 K. — *Goethes* Briefwechsel mit einem Kinde, Berlin 1835, Oktav, 2 Halblwdbde., die Orig.-Umschläge mitgebunden, unbeschnitten (Erstausgabe) 120 K. — *F. W. Waiblinger*, Phaeton, Stuttgart 1823, Orig.-Pappbd. 120 K. — *C. A. Böttiger*, Sabina oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin, Leipzig 1803, Oktav, Halbfranzbd. 120 K. — *Brehms* Illustriertes Thierleben, Hildburghausen 1870/73 (Erstausgabe des „kleinen Brehm"), gr. 8^0, 3 Orig.-Ganzlwdbde. 120 K. — *F. Nansen*, In Nacht und Eis, Leipzig 1897/98, gr. 8^0, 3 Orig.-Gzlwdbde. 120 K. — *Anton Hasenhut*, Launen des Schicksals, Wien 1834, Oktav, Orig.-Pappbd. 115 K. — Die Romanwelt, Stuttgart 1894—1900, 1.—7. Jgg., Quart, Ganzlwdbde. 110 K. — *F. Graf Pocci*, Alte und neue Kinder-



Lieder, Leipzig (1852), kl. 4⁰, Halbfrzbd. 110 K. — *P. Philipp Bonani*, Verzeichnis der geistlichen Ordens-Personen, 1. Theil, andere Aufl., Nürnberg 1738, Quart, Lederband 110 K. — Synopsis Commentariorum de Peste, Noribergae MDLXXXIII, Auli Gellii Noctes Atticae, Lugduni MDLXV, Oktav, in altem Lederband von 1593 105 K. — *K. Lampert*, Die Völker der Erde, Leipzig o. J., 2 Halbfranzbde. 104 K. — *Hauff*, Märchen, Stuttgart o. J., mit 42 Ill. von Th. Weber, Th. Hosemann, Ludwig Burger, gr. 4⁰, Orig.-Lwdbd. 102 K. — Je 100 K erzielten: *Beaumarchais-Rautenstrauch*, Der närrische Tag, Wien 1785, Oktav, Altbuntpapierumschlag. — *C. F. Hensler*, Die Löwenritter, Erster und Zweyter Theil, Wien 1803, bzw. 1807, Oktav, unaufgeschnitten. — *H. v. Kleist*, Die Schlacht bei Fehrbellin (Bearbeitung für das Burgtheater), Wien 1822, Oktav, im Originalumschlag. — *Nestroy*, Freiheit in Krähwinkel, Wien 1849, Oktav, unaufgeschnitten, im Originalumschlag. — *Paul Weidmann*, Die schöne Wienerin, Wien (1776), Oktav, Pap.-Umschlag. — *Goethe*, Tancred, Tübingen 1802, Oktav, Pappband. — *Gerhart Hauptmann*, De Waber, Berlin 1892, Oktav, Halblwdbd., Orig.-Umschlag miteingebunden, nicht beschnitten. — Ders., „Und Pippa tanzt", Aushängebogen, in Papierumschlag. — *Boccaccio*, Fiametta, übersetzt von Sophie Brentano, Leipzig 1906, Oktav, Orig.-Ganzkalblederbd., vergriffen. — *Chn. Gttfr. Hoffmann*, Gedanken über Die Journale, Extracte und Monaths-Schriften, I.—XII. Stück, Freyburg 1714 bis 1715, Oktav, Lederband. — *C. F. Meyer*, Die Hochzeit des Mönchs, Leipzig 1884, Oktav, Orig.-Ganzlwdbd. — *Okar Wilde*, De Profundis, hsgg. von Max Meyerfeld, Berlin, S. Fischer 1905, 6. Aufl., kl. 4⁰, Orig.-Halbpergamentband. — *C. W. Allers* und *Hans Krämer*, Unser Bismarck, Gedächtnisausgabe, 20 Lieferungen in Orig.-Umschlag, unaufgeschnitten in Originaldecke, Folio. — *C. F. Gellerts* Sämtl. Fabeln und Erzählungen, ill. von G. Osterwald, Leipzig 1844, gr. 8⁰, Kart., Orig.-Vorderumschlag aufgezogen, nicht beschnitten. — Münchener Bilderbogen, München, Band 1—4, Folio, Orig.-Kart., koloriert. — *A. Mell*, Geschichte des k. k. Blindeninstitutes in Wien 1804—1904, Wien 1904, gr. 4⁰, Orig.-Leinenprachtband (Auflage von 250 Exemplaren nicht im Handel). Bei den vielen Nummern, die unter 100 K erstanden wurden, erscheinen die Preise in K reichlich hoch, auf Schweizer Franken reduziert oft ganz mäßig und vernünftig.

Eine nicht minder interessante und reichhaltige Sammlung von Viennensia und Austriaca, Büchern und Bildern, kam in dem Auktionsinstitut von *Dr. Ignaz Schwarz* am 17. Mai und den folgenden Tagen unter den Hammer. Wir beschränken uns hier, auf die Stücke aufmerksam zu machen, die Preise zwischen 4000 und 350 K erreichten. *Pfeffel* und *Kleiner*, Vera et accurata delineatio ... Warhaffte und genaue Abbildung (von Wiener Bauten und Prospekten), Augspurg 1724/37, 5 Teile, Querfolio, Hldmappe. 4000 K. — Dass., 1. und 2. Teil, Lederband 1250 K. — *Wurzbach*, Biographisches Lexikon, Wien 1856/91, Oktav, 60 Bände, Hlwd. 3800 K. — *Fischer von Erlach*, Anfang einiger Vorstellungen der vornehmsten Gebäude (Wiens), Wien 1720, Quergroßfolio, Hschwsldbd. 3200 K. — Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, Wien 1848—1871, Bd. 1—44 und Reg., Lex.-8⁰, Hldbd. 2700 K. — Berichte und Mitteilungen des Altertum-Vereines in Wien, Wien 1854 bis 1915, Bd. 1—48, gr. 4⁰, Bd. 1—40 Hmaroqubde., 41—48 br. in Orig.-Umschl., dazu Monatsblätter des Altertums-Vereines, Jgg. 1884—1913 in 4 Bden., Jgg. 1914—1918 in Heften, gr. 4⁰, zusammen 2000 K. — Wiener Allg. Theaterzeitung, hsgg. von Bäuerle, Jgg. 1840/43 in 6 Bden., Quart, Hldbde. 1900 K. — *Hormayr*, Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten, Wien 1823/25, I. Jgg. (5 Bde.), II. Jgg. (4 Bde.), Hldbd. 1850 K. — *Abraham a. S. Clara*, Etwas für Alle, Nürnberg und Wien 1699 bis 1711, kl. 8⁰, 3 Pergtbde. 1700 K. — *Schweickhardt v. Sickingen*, Darstellung des Erzherzogthums Österreich unter der Enns, Wien 1831/41, Oktav, 34 Hlwbde. 1650 K. — Dass., br., unvollst. (es fehlen V. o. M. B. Bd. 3—6) 900 K. — *Abraham a. S. Clara*, Huy! und Pfuy! Der Welt, Würzburg 1707, Folio, Pergmtbd. 1600 K. — Fürst Paul Esterházy, Trophäum nobilissimae ac antiquissimae domus Estorasianae in tres divisum partes, Viennae 1700, Folio, Hlwdbd. 1400 K. — *W. Kisch*, Die alten Straßen und Plätze Wiens, Wien 1883/88, Quart, 3 Hfrzbde. 1400 K. — *C. A. Schimmer*, Das alte Wien, Wien 1853, Quart, 12 Hefte in 1 Lwdbd. 1250 K. — *J. E. Schlager*, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter, Wien 1835/46, Oktav, 5 Pappbände, Orig.-Umschlag zum Teil beigeb. 1250 K. — L. Gülich zu Lilienburg, Erbhuldigung, so ... Josepho dem Ersten ... abgelegt worden, Wien (1705) Folio, Ldbd. 1150 K. — Kalendář nowý s Pranosstikau Hwězdář (in slowakischer Sprache, nur die Jgg. 1653 und 1655 waren bisher bekannt), Trentschin 1651, 16⁰, Ppb. 1150 K. — *C. B. v. Hietzinger*, Statistik der Militärgrenze, Wien 1817 bis 1823, gr. 8⁰, 2 Teile in 3 Kalbldrbden. 1120 K. — *M. Fuhrmann*, Alt und Neues Wien, Wien 1738, kl. 8⁰, 3 Teile in modernen Hldbden. 1100 K. — *J. B. v. Mair*, Beschreibungen was auf Ableben ... Josephi biß nach vorgegangener Erbhuldigung ... Caroli VI. sich Merckwürdiges hat zugetragen, Wien 1712, Großfolio, Hldbd. 1000 K. — *Realis*, Curiositäten und Memorabilien-Lexikon von Wien, Wien 1846, 2 Lwdbde. 1000 K. — *M. Fuhrmann*, Historische Beschreibung und kurz gefaßte Nachricht von Wien, Wien 1766/70, 8⁰, 3 Teile in 4 Hldbden. 970 K. — *Ferdinand Raimund*, Sämtl. Werke, herausgegeben von J. N. Vogl, Wien 1854, kl. 8⁰, 9 Bdch. in 1 Hlwbd. 970 K (!). — *J. C.*



Engel, Geschichte des Ungarischen Reiches, Halle 1797—1804, Quart, 5 Abt. in 4 Hldbd. 960 K. — ***Fischl***, Mahlerische Streifzüge durch die interessantesten Gegenden um Wien, Wien 1805/08, Oktav, 4 Pappbde. 950 K. — ***A. v. Geusau***, Geschichte Wiens, Wien 1789/93, 4 Hldbde. 950 K. — ***Ad. Fr. Kollar***, Analecta monumentorum omnis aevi Vindobonensis, Vind. 1761/62, Großfolio, 2 tom., Kalbldbde. 950 K. — Ausführliche Beschreibung, wie es mit denen Criminal-Prozessen und Executionen wider Nadasdi, Zrin und Frangepan eigentlich hergegangen, Wien 1671, Folio, Hlwd. 950 K. — ***M. Fuhrmann***, Alt und Neues Wien, Wien 1739, Oktav, Band 1 und 2, Ldbd. 900 K. — ***Hormayr***, Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst, Wien 1810/31, 1.—21. Jgg., gr. 4⁰, Hldbd. 900 K. — ***J. A. Helfert***, Geschichte Österreichs vom Ausgange des Wiener October-Aufstandes 1848, Leipzig und Prag 1869/86, gr. 8⁰, 4 in 6 Hfrzbden. 850 K. — ***J. Hirtenfeld***, Der Militär-Maria-Theresien-Orden, Wien 1857, Folio, 4 Orig.-Maroqubde. 800 K. — Panorama der österreichischen Monarchie, Pest 1839, Quart, 3 Hlwdbde. 760 K. — Criminal-Proceß, welcher mit der . . . Christina Pernstainerin . . . abgeführt worden. (Millstatt 1752.) Handschrift, Folio, Pappband 730 K. — ***F. C. Weidmann***, Neuestes Panorama von Wien, 2. Auflage, Wien 1838, Oktav, Orig.-Pappbd. 720 K. — ***Nestroy***, Gesammelte Werke, hsgg. von Chiavacci und Ganghofer, Stuttgart 1890/91, Oktav, 12 in 4 Orig.-Lwdbden., vergriffen 700 K (!) — ***Abraham a. S. Clara***, Sammelband von 16 seiner kleineren Schriften, Salzburg 1684, Quart, Pgmtbd. 700 K. — ***Fr. R. v. Krones***, Handbuch der Geschichte Österreichs, Berlin 1877 bis 1880, Oktav, 5 Hfrzbde. 700 K. — ***Wolfgang Lazius***, Chronica der Hauptstadt Wienn, Franckfurt a. M. 1692, mit Appendix, Folio, Hlwbd. 680 K. — Dass., Pgmtbd. 660 K. — ***Fr. Dückher von Haßlau***, Saltzburgische Chronika, Salzburg 1666, Queroktav, Hlwbd. 680 K. — Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben, mit Beiträgen von Adalb. Stifter u. a., Pest 1844, Oktav, mit 26 (statt 30) kolorierten Stichen und beigeb. Umschlagbild, Lwdbd. d. Z. 660 K. — Dass., Hldbd. 530 K. — ***M. Fuhrmann***, Alt- und Neues Österreich, Wien 1734/37, Oktav, 4 Teile in 4 Hldbden. 660 K. — ***Chr. Fr. Nicolai***, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz i. J. 1781, Berlin und Stettin 1783/87, Oktav, Bd. 1—8 in Hldbd. 650 K. — ***Prehauser***, Hanswurst der musikalische Seifensieder (Wien, 1768, Oktav, br. 650 K. — Landsordnung der Fürstlichen Graffschafft Tirol, Insprug M.D.LXVIII., Quart, Hpgtbd. 650 K. — Sylvesterspenden eines Kreises von Freunden vaterländischer Geschichtsforschung, Wien 1850/53, 1858, Oktav, 2 Teile in 1 Lwdbd. (wahrscheinlich nur in 20 Exemplaren gedruckt, nie im Handel) 620 K. — Seminarium S. Wenceslai juventutis studiosae sub cura Soc. Jesu Pragae a pia fundatorum liberalitate . . . celebratum, Pragae 1680, fol., Pappbd. 620 K. — Der satyrische Portrait-Mahler . . . in einem Alt- und Neuen Krackauer Kalender auf das Jahr 1744, Wien, 12⁰, Originalpappband 600 K. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Wien 1886ff., gr. 8⁰, 23 Orig.-Hfrzbde. 600 K. — Mädchenlust in den Erholungsstunden auf dem Schlosse zu Feldbrunn, Wien (um 1830), kl. 8⁰, mit 8 kolorierten Kupfern, Orig.-Ppbd. 600 K. — Wienerisches Diarium, Wien 1761 Nr. 98, 1762 Nr. 1—97, 1769 Nr. 98—104, 1770 Nr. 1—104, 1773 Nr. 27—52, in 4 Hprgt. und Ppbd. 580. — ***Daniel Spitzer***, Wiener Spaziergänge, 6 Bände, und Letzte Wiener Spaziergänge, Wien 1869/94, Oktav, Origbde. 580 K. — Die Landtafel des Markgrafentums Mähren, herausgeg. von Chlumecky u. a., Brünn 1856, Folio, 2 Hfrzbde. (nicht in den Handel gekommen) 550 K. — ***J. Stummer***, Bildliche Darstellung der Geschichte der . . . Nordbahn (1838—1853), Wien 1854, Imp.-qu.-fol., im Orig.-Umschlag 520 K. — ***Emericus Comes Csaky***, Topographia magni regni Hungariae, Viennae 1750, Folio, Kalbldbd. 520 K. — ***A. A. Schmidl***, Wiens Umgebungen, Wien 1839, kl. 8⁰, 3 Lwdbde. 500 K. — Dass., Wien 1835/39, Oktav, 3 Teile in 8 Lwdbden. 340 K. — Ritter-Orden-Almanach auf das Jahr 1779, Wien, kl. 8⁰, Pappbd. 480 K. — ***O. Fh. v. Mitis***, Jagd und Schützen am Hofe Karls VI., Wien 1912, Vorzugsausgabe (in 30 Exemplaren hergestellt), Kalbldbd. in Karton 480 K. — ***F. A. Gaheis***, Wanderungen und Spazierfahrten in den Gegenden um Wien, Wien 1800—1804, kl. 8⁰, 20 Hefte, br., Orig.-Umschlag 460 K. — Album vom Königreich Böhmen, 48 farb. Lithographien von A. Haun, hsgg. von E. Hölzel (1864), Querfolio in Orig.-Lwdkassette, dazu ***F. B. Mikowec***, Skizzen aus Böhmen, Wien 1864, Quart, Orig.-Lwdbd. 460 K. — Beiträge zur Landeskunde Österreichs unter der Enns, Wien 1832/34, gr. 8⁰, 4 Hlwbde. 460 K. — Briefe eines Eipeldauers aus Wien, mit bayerischen Noten (München?) 1809/11, Oktav, 3 Bände in 1, br. 450 K. — Österreichischer Myrrhen-Berg . . . d. i. Kirchfahrt nach Maria-Tafferl, Passau 1723, Oktav, Ldbd. 440 K. — W. Hayek, Von Ursprung der Böhmen usw., übersetzt durch Joh. Sandel, Prag 1596, Folio, Pgtbd. 430 K. — ***F. Hurter***, Geschichte Kaiser Ferdinands II., Schaffhausen 1850, gr. 8⁰, 9 Hfrzbde. 430 K. — Geschichte der Eisenbahnen der österr.-ungar. Monarchie, red. von H. Strach, Wien 1898, Lex.-8⁰, 4 Bde. in 5, Originalprachtband 420 K. — Album der Südtiroler Eisenbahn (1859), 16 Bl. Chromolithogr. von G. Seelos, Orig.-Lwbd. 420 K. — ***C. Ghega***, Übersicht der Hauptfortschritte des Eisenbahnwesens in dem Jahrzehnte 1840—1850, Wien 1852, Oktav, Ppbd. Dazu Atlas zu der Übersicht, lithogr. von L. Czerny, Wien 1851, Querfolio, Ppbd. 420 K. — ***J. B. Küchelbecker***, Allerneueste Nachricht vom Röm.-Kais.

Hofe nebst einer . . . Beschreibung der Residentz-Stadt Wien, Hannover 1730, Oktav, Ldbd. 410 K. — Verzeichnis aller in . . . Wien . . . befindlichen Häuser, 9. Aufl., Wien 1798, kl. 8°, Hlwdbd. 400 K. — Kurzböck, Neueste Beschreibung aller Merkwürdigkeiten Wiens, Wien 1779, Oktav, Ppbd. 400 K. — Dass., mod. Hldbd. 400 K. — *Gräffer* und *Czikann*, Österr. National-Encyclopädie, Wien 1835/37, gr. 8°, 6 Hfrzbde. 400 K. — *Fr. W. Weiskern*, Topographie von Niederösterreich, Wien 1769/70, Oktav, 3 Ldbde. 400 K. — Dass., 3 in 2 Ldbde. 400 K. — *E. Vehse*, Geschichte des österr. Hofs und Adels, Hamburg 1851/53, Oktav, 11 Orig.-Lwdbde. 400 K. — *J. Pezzl*, Skizze von Wien, 2. Aufl., Wien und Leipzig 1786/88, kl. 8°, Ppbd., Orig.-Umschlag beigeb. 390 K. — Komische Briefe des Hans Jörgels von Gumpoldskirchen, Wien 1841 bis 1849, 1855/58, 1860, Oktav, X.—XVIII., XXIV. bis XXVII., XXIX. Jgg. in 31 Hlwdbden. 380 K. — *Boh. Balbin (S. J.)*, Miscellanea historica regni Bohemiae, Pragae 1679/88, Folio, Hldbd. 370 K. — La Pologne historique, littéraire, monumentale et illustrée, red. par. Léonard Chodzko, 6. éd., Paris 1846/47, kl.-fol., Orig.-Lwdbd. 370 K. — *M. Fischer*, Merkwürdigere Schicksale des Stiftes und der Stadt Klosterneuburg, Wien 1815, Oktav, 2 Teile in 1 Pappbd. 360 K. — *K. A. Schimmer*, Ausführliche Häuser-Chronik der inneren Stadt Wien, Wien 1849, Oktav, Hlwdbd. 350 K. — Dass., Orig.-Pappbd. 185 K. — *J. N. Vogl*, Österr. Volkskalender, Wien 1846/87, 1889, 1893, 1901, kl. 8°, 45 Hlwdbde. 350 K. — *A. Mayer*, Wiens Buchdruckergeschichte 1482—1882, Wien 1883/87, gr. 4°, 2 Hfzbde. 350 K.

Die Höhe der bezahlten Preise deutet darauf hin, daß an diesen Versteigerungen Käufer teilgenommen haben, die mit hochwertigen fremden Valuten zu rechnen gewöhnt sind. Waren es Einheimische, so hat sich eine starke Umschichtung in der Sammlerwelt vollzogen, und die Preislage des Marktes wird von Leuten bestimmt, die das schlechte Geld der Kriegsverdienste nur möglichst rasch in Sachgüter umzuwandeln suchen. Es dürften aber auch auswärtige Aufträge die Ausgebote in die Höhe getrieben haben.

Wien, Ende Mai 1920.

Prof. Dr. Eduard Castle.

Neue Bücher und Bilder.

Oskar Baum, Die verwandelte Welt. Roman. *Wien* und *Leipzig*, *Deutsch-Österreichischer Verlag.* — Die Tür ins Unmögliche. Roman. *München*, *Kurt Wolff.*

Der blinde Prager Dichter Oskar Baum hat versucht, den Roman einer erblindeten Menschheit zu schreiben. In der Einkleidung eines Traumes, den ein zu monatelanger Dunkelkammer verurteilter Augenkranker träumt, zieht diese Vision einer durch eine gewaltige Naturkatastrophe blind gewordenen Menschheit vorüber. Doch seltsam: gerade diesem blinden Dichter fehlt die nötige Weite der Phantasie, eine augenlose Welt augenlos zu gestalten. Es laufen ihm eine ganze Reihe von sozusagen optischen Entgleisungen unter. Die Sprache, von Grund auf vom Auge her metaphorisch aufgebaut, spielt dem Dichter, der wohl gern die Welt nur durch die Erlebnisse von Nase, Gaumen, Ohr und Epidermis aussagte, immer wieder unerkannte Streiche. So bleibt der wortkünstlerische Weg, das Problem dieser „verwandelten Welt", das ethische Problem der Änderung, holperig. Aber auch in der Formung des ethischen Sinnes dieser Utopie stimmt manches nicht: die eingebaute Liebesgeschichte hat ein dürftigeres Format, als das Problem in seinem sozialen Umfange erlaubte. Das Einzelne wird nicht zum Gleichnis, und so passen auch die übrigen Maße nicht zueinander. Man wird das Gefühl nicht los, daß hier eine an sich fruchtbare Idee ausgeführt wurde, bevor sie genügend zu Fabel und epischer Situation ausgereift war.

Und dieses um so mehr, als Baum zu gleicher Zeit einen zweiten Roman erscheinen läßt, der weit über dieser, das Niveau des utopischen Unterhaltungsromans in keiner Hinsicht überragenden Halbfertigkeit steht. In diesem Buche, das den seltsamen Titel „*Die Tür ins Unmögliche*" führt, wurde das aktivistische Problem der Änderung der Welt vom Zentrum eines Ichs aus wirklich Fleisch und Blut. Man möchte diesen Roman einen „Gerichtstag" in Prosa nennen. Wie dort Werfel in subjektivster Ekstase mit sich und seiner ethischen oder unethischen Haltung der Mitwelt gegenüber abrechnet, so zieht hier der Oberbeamte Krastik, durch den Tod des Kindes einer Frau, die er liebt, aus seinem Bürokratendasein aufgeschreckt, die Bilanz seines Lebens. Aus der Erkenntnis heraus, daß es „aller Schuld und Unglück" sei, was den Tod dieses krüppeligen Kindes verursacht habe, nimmt er ihn als Mord auf sich. Er wird verhaftet, kommt in Untersuchungshaft, wird freigesprochen. Aber: er weigert sich, das Gefängnis zu verlassen. Man nimmt Partei für ihn. Es bildet sich um ihn eine Sekte. Die Staatsgewalt ist hilflos, bis ein pfiffiger Jurist es fertig bekommt, den Helden zum Selbstmord zu bringen — längst nachdem dieser zu sich gekommene Mensch erkannt hat: „Es gibt nur diese eine Form der Hilfe: Verbluten im Erkennen, daß man nicht helfen kann." Das Weib erscheint als Verlockung zum Bösen, zum Abfall von der Idee; ihr will dieser Krastik entgehen, als er nicht mehr weiß, ob er, um diese Frau zu erobern oder um Mensch zu sein, seine Tat tut. Er verzweifelt schließlich, „wie den himmlischen Sinn umsetzen in äußeres Leben, ihm den besten, rechten Ausdruck im Täglichen zu geben," und endet in einem



Passivismus: „Vielleicht, o vielleicht ist es so entsetzlich und es gibt das Richtige wirklich nicht, das zu tun das Einzige wäre. Aber das Falsche *nicht* zu tun bleibt doch möglich; jedem!" In der Einsamkeit seines Ichs geht er den Weg in den Tod, da er noch nicht den Mut zu dem neuen Leben hat, „das Gemeinsame als Unwirkliches zu vergessen und mit Nur-Wahrsein, ganz einzeln, vielleicht zusammen-, vielleicht auseinanderzuwachsen."

Die Schlußfolgerung dieses tiefen, auch wortkünstlerisch reifen Buches mahnt, über Werfel, den Weggenossen Brauns, hinaus, an eine Zeitströmung, die den sozialen Aktivismus durch eine Art privaten Aktivismus ablösen will. Hesses hervorragender „Demian" kommt zu einem ähnlichen Ziele. Wir kehren, von dem Ausfluge in eine sogenannte sozialistische Kunst (in der bekanntermaßen keine Phrase so wild gehandhabt wurde wie die von der „Unzulänglichkeit alles Privaten"), zurück zu einer Kunst, die wieder die Unterschiede der Menschen gestalten will, also nicht mehr Typen und soziale Attrappen, sondern Persönlichkeiten — Menschen, die nicht einer Zeitteleologie sich anpassen, sondern die dem Zwange ihres Wachstums in sich gehorsam und andächtig nachzuleben sich bestreben. Solche Kunst zu schaffen, müssen die Schaffenden allerdings erst einmal selbst Persönlichkeiten sein. Oskar Baum gehört, trotz der epochalen Problematik, in der er steckt, nach diesem Buche zu den wenigen, auf die man hoffen darf. O. E. H.

Anton Bettelheim, Neue Gänge mit Anzengruber. *Wien, Prag, Leipzig, Ed. Strache*, 1919. XII, 320 Seiten. 8°. 23 Kronen.

Zu einer Zeit, da die Wiener Journalistik Anzengruber zwar respektierte, aber nicht förderte, hat sich Anton Bettelheim in der „Presse" und in der „Deutschen Zeitung" für ihn eingesetzt; er hat ihm für die Sammlung seiner Werke den Cottaschen Verlag vermittelt, nach dem unerwartet jähen Tode des Dichters diese Ausgabe selbst in die Hand genommen, Anzengrubers Briefe der Öffentlichkeit übergeben, sein Leben beschrieben, durch dreißig Jahre in einer Fülle von Aufsätzen das Andenken des Meisters und der Männer seines Kreises immer wieder wach erhalten. Als einer der letzten Überlebenden der „Nische" steht er einem neuen Geschlechte gegenüber, das zwar manches mit anderen Augen ansieht, aber selbstverständlich überall auf jenen Schatz der Erinnerungen angewiesen ist, die ihm von den Älteren überkommen. So erachten wir denn auch die „Neuen Gänge mit Anzengruber", zuvor in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften verstreut erschienen, trotz manchen Versehen, kleinen Nachlässigkeiten, unbeglaubigten Aufstellungen als eine dankenswerte Gabe. Sie bieten uns Neues von Anzengruber, über Anzengruber und von den Menschen um Anzengruber. Was Bettelheim Anzengrubers „Selbstgespräche" nennt, sind jene „Einfälle und Schlagsätze", von denen die „Gesammelten Werke" (unter Holzingers Einfluß?) eine allzu spärliche Auslese gebracht haben, zu der Bettelheim jetzt einen Nachtrag liefert, mit mancherlei Nebenbemerkungen und Erläuterungen, ohne die er sie dem Publikum nicht zumuten zu können glaubt. Wir sehen der vollständigen Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen aus dem Nachlaß in Latzkes und Rommels kritischer Anzengruber-Ausgabe (Wien, Anton Schroll & Co.) schon in den nächsten Wochen entgegen, und es wird dann eine eingehende Würdigung dieser Späne und Splitter aus der Gedankenwerkstatt eines Dichters und Denkers am Platze sein, es wird sich auch dann erst die Frage über den Einfluß Feuerbachs auf Anzengruber entscheiden lassen, der trotz Bettelheims Einspruch wenigstens für eine bestimmte Periode des Dichters unwiderleglich feststeht. „Die vier letzten Notizbücher Anzengrubers" sind durch des Dichters vor kurzem (am 11. Februar) verstorbene Jugendfreundin Marie Krakowski in den Besitz Bettelheims gelangt: es ist dringend zu wünschen, daß sie vollständig, am besten in photographischer Wiedergabe vorgelegt werden; mit Andeutungen und vereinzelten Mitteilungen von Aufschreibungen außer der Reihenfolge ist dem Zeitung lesenden Publikum, aber nicht der Forschung genug getan. Nebenbei sei bemerkt, daß sich zu der Legende „Der unheilige Heilige" ein anderer Entwurf im Nachlaß findet. Von dorther war mir auch „Anzengrubers Lebenskalender" bekannt, dagegen wüßte ich nicht zu sagen, wer die zwei S. 53f. und 304 mitgeteilten Schemata zur Lebensgeschichte gegenwärtig besitzt — durchaus unschätzbares Quellenmaterial sowohl für den Biographen wie für den Herausgeber Anzengrubers. Den „Schriftenkasten Anzengrubers" (jetzt in den Wiener Städtischen Sammlungen) hatte Bettelheim durch sechs Jahre in seiner häuslichen Verwahrung. Die von ihm mitgeteilten Protokolle stellen seinen Inhalt ab 31. Januar 1890 fest. Wie man Seite 40f. und noch einmal Seite 89 liest, wurden jedoch die beiden Stehpulte in Anzengrubers Arbeitsstube zwischen dem 31. Januar und 7. Februar 1890 in Gründorfs Gegenwart von Holzinger geöffnet, der den „Inhalt sichtete, einen Teil derselben (Notizbücher, Familienbriefe) an sich nahm oder vernichtete (!)"; unwillkürlich drängt sich einem die Frage auf, ob Gründorf, der Vormund der Kinder, der die Vertrauensmänner vor eine vollendete Tatsache stellte, dem gefürchteten Vorsitzenden der Ausnahmsgerichte nicht eine Befugnis eingeräumt habe, die schwerste Bedenken erregen muß. Jedesfalls verschaffen uns alle diese Protokolle keine Einsicht in den tatsächlichen Bestand des Nachlasses am Tage von Anzengrubers Tod.



Mit den Effekten des Dichters ist es wie mit denen anderer großer Männer gegangen: sie wurden von den wohlmeinenden Verwaltern des Erbes für die minderjährigen Kinder am 29. Januar 1890 der öffentlichen Feilbietung überliefert, die Pretiosen um 2 fl. 30 kr., die Kleidung und Wäsche um 54 fl. 40 kr., die Wohnungseinrichtung um 261 fl. 70 kr., die Bücher um 173 fl. 15 kr. Der Gesamterlös überstieg die Einschätzungssumme um 46 fl., er betrug nämlich 538 fl., die Bücher ergaben 166 fl. Keiner der wohlhabenden Freunde des Dichters, keine Behörde und kein Privatmann schwang sich zu dem Pietätsakt auf, für die Bagatelle von 600 fl. das Ganze der Nachwelt zu erhalten. Nur der schriftliche Nachlaß ist, dank den Bemühungen Bettelheims, der Stadt Wien zunächst in Obhut gegeben und schließlich in ihr Eigentum übertragen worden, mit Vorbehalt der Verwertung durch die Erben. Wären die Archive unserer Theater — und leider muß es gesagt werden, auch die der staatlichen Zensurstellen — sorgsamer gehütet worden, ließe sich noch mancher Anzengruberfund erwarten, wie der des Volksstückes „Ein Geschworener" (aus dem Oktober 1876), dessen Urhandschrift der Dichter verbrannt, dessen zwei Theaterhandschriften aber Bettelheim in der Bibliothek des Theaters an der Wien 1917 aufgestöbert hat. Die fast vollständig erhaltenen Zensurakten über Anzengrubers Bühnenstücke rückt Bettelheim in die übliche, ganz falsche tendenziöse Beleuchtung: niemanden, der die Verhältnisse in der österreichischen Bureaukratie kennt, kann es wundernehmen, daß die Unterbehörde (die Polizeidirektion) vorsichtiger, daher strenger sein mußte als die vorgesetzte Behörde (die Statthalterei), da im Falle einer Beanstandung von oberster Stelle ein Versehen des untergeordneten Beamten für diesen weit härtere Folgen haben konnte als selbst weitgehende Milde und Nachsicht für den Vertrauensmann des Statthalters, den Referenten im Statthaltereipräsidium. Der zensierende Polizeikommissär strich daher alle „Jesses", „Himmelkreuzdonnerwetter" usw. an, die gefährlichen Stellen mit Rötel, die minder gefährlichen mit Blaustift, die der Gnade spendende Statthaltereirat dann auf seine oder der literarischen Vertrauensmänner Verantwortung hin immer noch zulassen konnte und häufig genug zuließ. Es ist eine ausgemachte Tatsache: nicht die Theaterzensur hat dem Dramatiker Anzengruber die Bühnen der Hauptstadt mehr und mehr verschlossen, sondern die Theaterdirektoren und — die Theaterkritik. Nicht *ein* Drama Anzengrubers ist von Seite des Staates verboten worden. Wenn Anzengruber in späteren Jahren gleich Grillparzer immer schon im voraus auf mögliche Einwände der Zensur Rücksicht nahm, kann für das Nichtgeleistete doch nicht die Zensur, sondern nur die Zermürbung des Dichters durch widrige Lebensumstände verantwortlich gemacht werden. Daß selbst im Vormärz ein unerschrockener Charakter der Zensur gegenüber alles wagen konnte, beweist Lenaus Zensurprozeß, den ich seinerzeit nach den Akten dargestellt habe. Der Personalakt des Polizeidirektionsoffizials Anzengruber, den der Statthalter Graf Kielmannsegg 1909 ins Statthaltereiarchiv übertragen ließ, um ihn vor der Skartierung zu retten, wird dort so gut verwahrt, daß er heute unauffindbar ist: einige Stücke hat seinerzeit Staatsarchivar Franz Wilhelm (nicht Walter, wie Seite 161 zu lesen ist) in den „Mitteilungen des k. k. Archivs für Niederösterreich", III. Jahrg., 1910, Seite 126/8 veröffentlicht; der ganze Akt lag Bettelheim noch vor. Gerade weil er augenblicklich verschwunden und der Forschung daher entzogen ist, wäre zu wünschen, daß Bettelheim ihn irgendwo vollständig mitteilte. Die Aufsätze über Alt, Martinelli, Chiavacci, Holzinger enthalten mancherlei Nachträge zu Anzengrubers Charakterbild, zu seinen Briefen und Gelegenheitsgedichten. Wertvoll ist auch das über Andreas Schumacher, Anzengrubers Vormund, aus den Akten Beigebrachte. Bettelheim hat vor dreißig Jahren die Cottasche Ausgabe der „Gesammelten Werke" besorgt, er schafft jetzt an einer Auswahl für Bong: die Lücken hier und dort gilt es in der letzten Studie „Nachlaß und Vermächtnis" zu rechtfertigen. Ich stehe auf einem anderen Standpunkt als Bettelheim. Mir kommt es bei einer Ausgabe beileibe nicht auf die äußerliche, aber um so mehr auf die innerliche Vollständigkeit an. Gegen Bettelheims höchste Instanz, den „Spruch der Nachwelt" — er ist zumeist nur ein Nachspruch einseitigen Verstehens oder Mißverstehens wohlmeinender oder mißgünstiger Kritiken — appelliere ich von vornherein an alle Menschen vergangener und künftiger Zeiten, die eines guten Willens sind, denen ich mich aber auch verpflichtet fühle, den ganzen Tatbestand, das ganze Material ungekürzt vorzulegen. Ich bekenne mich eben — warum soll es nicht herausgesagt sein — zu „den alexandrinischen Sammlern und pedantischen Gelehrten". *Eduard Castle.*

Daniel Chodowieckis Künstlerfahrt nach Danzig im Jahre 1773. Des Künstlers Tagebuch dieser Reise in deutscher Übertragung und das Skizzenbuch in getreuer Nachbildung mit einer Einleitung von Willibald Franke. *Leipzig, Grethlein & Co., G. m. b. H.* Preis 12 Mark.

Die freie Übersetzung des in französischer Sprache geschriebenen Tagebuchs Chodowieckis hat Franke nicht nach dem Original, sondern nach einer Abschrift gefertigt. Wer den schwer lesbaren Text des Chodowieckischen Tagebuchs vor Augen gehabt hat, weiß, daß es immer etwas Mißliches ist, nach Abschriften zu arbeiten, da Fehler und Mißverständnisse dabei oft unvermeidlich sind. Im Interesse der Wissenschaft seien die Besitzer



von Handschriften bei dieser Gelegenheit daher von neuem an ihre Pflicht gemahnt, den unser geistiges Wissen vermehrenden Forschern und Herausgebern die Originale zur Verfügung zu stellen.

Durch die Übersetzung ist zweifellos etwas von dem Reiz des Chodowieckischen Originaltextes verlorengegangen, und es tritt uns desto empfindlicher der den Tagebüchern Chodowieckis ohnehin anhaftende farblos-nüchterne Charakter entgegen. In einförmiger Weise berichtet er von seinen äußeren Erlebnissen, führt die Namen der Ortschaften an, durch die er kommt, erzählt, wie weit sie von einander entfernt sind, wie lange er sich an jedem Orte aufgehalten hat, was er und sein Pferd verzehrt, und was er dafür und für sein Logis bezahlt hat, was er an Kunstwerken und merkwürdigen Gebäuden gesehen, wen er besucht, kennengelernt, gezeichnet und gemalt hat, wo und sehr oft auch was er gegessen hat. Nur hin und wieder belebt er das Einerlei seiner Aufzählungen durch humorvolle Kritik.

Sein eigentliches Mittel, seine Erlebnisse zum Ausdruck zu bringen, ist die Zeichnung. Hierauf verwendet er seine ganze Kraft. Auf der Hinreise und in Danzig selbst hat er, wie man aus dem Text seines Tagebuchs entnehmen kann, mit größtem Eifer und mit außerordentlicher Schnelligkeit 108 Zeichnungen von einzelnen Figuren, Gruppen, wobei er sich oft selbst und zwar meistens so, daß wir seine Rückenfigur sehen, angebracht hat, von Landschaften und Interieurs hingeworfen. Von diesen Skizzen sind bei Amsler & Ruthardt in Berlin bereits 1883 in erster und 1895 in zweiter Auflage mit einer Einleitung von Oettingen gute Faksimilereproduktionen erschienen, die jedoch für damalige Zeit verhältnismäßig kostspielig waren und daher nicht so populär geworden sind, wie sie es verdient hätten. In der billigen Frankeschen Ausgabe sind Feinheiten verloren gegangen, dennoch bleibt dieser Zyklus kulturgeschichtlichgegenständlich so reizvoll, daß man es nur mit Anerkennung begrüßen darf, daß er überhaupt in heutiger Zeit zu einem so geringen Preise dem Publikum zugänglich gemacht wird. Wir sehen, welches besondere Aussehen das zu allen Zeiten wegen seiner Prachtliebe bekannte Danzig damals hatte mit den terrassenartigen Beischlägen, seinen hohen Häusern mit der geräumigen Diele, der schmalen Straßenfront, deren spitze Giebel mit wellig profilierten, mit Steinbändern, Volutenornamenten, kreisrunden Bodenfenstern oder Medaillonreliefs geschmückten Sandsteinwänden verkleidet sind, wie die Einwohnerschaft — ein Gemisch von polnischen Fischern und Adligen, reformierten Predigern und Angehörigen der französischen Kolonie, Kaufleuten, Künstlern und der übrigen ursprünglich ansässigen Bevölkerung — sich kleidete und bewegte.

In Danzig wird Chodowiecki während seines Aufenthalts als ein berühmter Mann gefeiert, der zu allen angesehenen Leuten der Stadt Einladungen erhält und viel bei dem Fürst Primas und Erzbischof von Gnesen, Graf Podoski, verkehrt. Diesen malt er zweimal, in gewöhnlichem Miniatur- und in größerem Format. Außerdem fertigt er neben vielen Porträtzeichnungen für den durchschnittlichen Preis von 8 bis 10 Dukaten das Stück mehr als ein Dutzend Miniaturporträts, darunter das des Grafen Przebendowski und seiner Gemahlin, ferner das der Madame Rottenburg, der Gräfin Czapska, der Gräfin Keyserling u. a. So bietet dieses Tagebuch für einen uns noch immer fehlenden Katalog der Gemälde Chodowieckis eine große Ausbeute. Vor seiner Abreise schickt der Künstler 38 in Danzig von ihm geschnittene Silhouetten nach Berlin. Darunter werden sich mehrere von denen befunden haben, die er dann Lavater für seine Physiognomik übersandt hat.

Dr. Charlotte Steinbrucker.

Kasimir Edschmid, Die Achatnen Kugeln. Roman. *Berlin, Paul Cassirer,* 1920.

Seit Edschmids Name unter den deutschen Erzählern Geltung gewann, hatte er den Ruf des Ekstatischen mit den großen konvulsivisch zuckenden Gesten, des glühenden Erotikers. Wer schärfer zu hören vermochte, erlauschte die Untertöne intellektueller, bewußt das Dogma der Literaturmode bekennender Technik. Sternheimsche Kälte erhitzte sich künstlich zur Rotglut an historischen und scheinhistorischen Stoffen, mit derber oder schwüler Sinnlichkeit geschwängert. Manieren, dem Stilgefühl der Unmodischen Unarten, sollten die Verachtung langweiliger Bürger, korrekter Sachlichkeit schon in der Wortfügung dem ersten Blick erkennbar jeder Seite aufprägen. Den Snobs wurde damit das Ihre, und die triebhafte Erregung, das nervenpeitschende Tempo gewann die Vielen. Die Berechnung erwies sich als richtig, da das Entscheidende, das Talent, ihre Wirkung sicherte und da die Form der kürzeren Erzählung ihr entgegenkam.

Nunmehr gibt Edschmid seinen ersten Roman, den er laut eigner Angabe („geschrieben Neunzehnhundertvierzehn bis Neunzehnhundertachtzehn") neben den inzwischen an den Tag getretenen kleineren Werken ausgebaut hat. Hier muß es sich zeigen, ob er ein größeres Gebilde zu formen, das Sein eines oder mehrerer Menschen glaubhaft hinzustellen, Episoden zum Ganzen zu binden vermag. Denn wie weit man auch die Bedingungen der Romanform fassen mag, diese Forderungen sollen durch sie erfüllt werden.

Die Heldin Daisy ist „une beauté qui a passé par bien des mains". Sie stammt von einem Marquis des ancien régime, der in Canada zum Pionier wird,



gewaltigen Besitz erwirbt und mit indianischen Frauen Nachkommenschaft zeugt. Die Blutmischung gärt in den Nachkommen. Daisy zieht nach Europa mit den achatnen Kugeln, dem von der Ahne ererbten Symbol, verliert immer tiefer sinkend eine Kugel nach der andern, empfängt sie aber zurück, als sie in Diensten niedrigster Art den Edelgehalt ihres Wesens zurückgewonnen hat. Also Verzicht auf Luxus, auf Sinnenlust und Standesbewußtsein — Hingabe an die Befreiung der Menschheit durch Revolution, durch Erdulden und selbstlose Liebe.

Mit anderen, etwas altmodischeren Manieren ist dieses Thema in Wassermanns „Christian Wahnschaffe" behandelt. Hier wie dort versagt der Dichter an der entscheidenden Stelle, wo es gilt, die Umkehr geschehen zu lassen; denn sie entspringt beidemal aus dem zufälligen Antrieb eines Gesichts: plötzlich ist der Mensch ein anderer als zuvor. Wassermanns umständliche Motivierung, sein langsames Tempo läßt diesen Mangel fühlbarer werden als die rasende Eile Edschmids. Er jagt unaufhörlich vorwärts, er überspringt alles, was nicht erregter Augenblick ist, er möchte jede Ähnlichkeit mit alter Erzählerart meiden, am liebsten eine neue Sprache erfinden (lustig als untaugliche Versuche dazu die paar Slang-Worte, die Nachbildungen der Vogelschreie) und den Leser kopfüber aus einer Situation in die andere stürzen.

Alles soll leben, alles von innerem Drang geschwellt sein. Zu welchen Bildern das wird, sollen ein paar willkürlich herausgegriffene Beispiele zeigen: „Geräusch von Ruder und geschaufeltem Wasser fiel aus ihr heraus". „Denn da im Umschwung des Daseins sie aus der oberen Kuppel des Theaters hinabgestürzt in die hintersten Parterre" (das heißt auf deutsch: von der Höhe des Lebens in die Tiefe). „Die Figur eines Kapitäns schneidet sich aus einem Dampfer". „Die Terrasse bog sich mit den Stufen entgegen, krampfte sich unter dem Licht, was herauftrieb. Nun fiel das Tor zu. Sie schwenkte die Ampel noch einmal. Ging zurück, warf ihm eine Klavierwelle nach." Diese aktivististischen Kunstmittel sind, in kleinen Gaben verwendet, recht nützlich, um die toten Dinge mit poetischer Kraft zu sättigen; aber bei Edschmid und Genossen wird dieses Stimulans gewohnheitsmäßig angewendet, stumpft dadurch den Leser ab und muß immer stärker dosiert werden.

Wer von den „Sechs Mündungen" an die Stilentwicklung Edschmids verfolgt hat, wird das bestätigt finden, noch mehr durch das Gebaren solcher Nachahmer wie Curt Corrinth (der nun freilich bei aller erotischen Aufgeregtheit mit solchen Stückchen wie hier S. 148ff. nicht konkurrieren kann).

Trotz solchen Manieren, trotz dem eintönigen Rhythmus der winzigen koordinierten Sätzchen, trotz der Willkür des Tempos, die einer Wanderung am Meeresstrande in virtuosenhafter Lust am Schildern übermäßigen Raum gewährt, bleibt doch dieser Roman ein Werk, das nicht nur als Zeichen der Zeit ernst genommen werden kann. Talent, Ernst, zähes Mühen um letzte Erfüllung selbstgestellter Forderungen leuchten stark darin. Fragt sich nur, ob die Forderungen richtig gestellt waren. Ein Menschenschicksal wie das der Daisy Vaudreuil ist ohne Zweifel berechtigter Gegenstand hochstrebender Dichtung. Daß ihr Frauentum, wie die um Edschmid es setzen, als Geschlechtswesen alle Antriebe von der Sexualsphäre her empfängt, daß diese folglich zur wichtigsten für den Gesamtverlauf und seine Episoden wird, mag leicht als bedenklich mit alten Konventionen und Leserneigungen übereinstimmend empfunden werden, braucht aber nicht als Zugeständnis an beide, als Prostitution des Künstlers zu gelten. Nur *ein* ernst zu nehmender Irrtum bleibt bei gewissenhaftem Wägen unbestreitbar und erweist sich für diesen Roman wie für alle artverwandten verhängnisvoll. Sie wollen einen ekstatischen, höchtgespannte Seelenströme entladenden Zustand verewigen. Was früher nur der Lyrik zufiel, soll jetzt auch die großen epischen und dramatischen Gebilde vollständig, nicht etwa nur an Höhepunkten erfüllen. Das führt zu gefährlicher Annäherung an verfallende Barockkünste, an die Effektoper, den Film, und ertötet mit seinem ewigen presto, fortissimo, con brio alle zarteren Töne, läßt keine vertieften und beruhigten Stimmungen zu. Gleich dem Gegenpol, dem dogmatischen Naturalismus, ist diese Kunst gekennzeichnet als Ausschlagsgrenze des Pendels der Zeitseele, die unter dem Stoß gewaltigster Erregungen leidenschaftlich über die bei normalem Antrieb erreichbare Stelle des Kunstwollens hinausschlägt. In einer ruhigeren Epoche wird man die „achatnen Kugeln" als interessantes Dokument würdigen, heute sind sie uns mehr: das Zeichen einer von jedem Mitlebenden gefühlten ungeheuren, gewaltsam gegen alles Alte ankämpfenden und unter den Wehen einer Neugeburt krampfhaft zuckenden Welt. G. W.

Moriz Enzinger, Die Entwicklung des Wiener Theaters vom 16. zum 19. Jahrhundert. (Stoffe und Motive.) *Berlin*, *Selbstverlag der Gesellschaft für Theatergeschichte*, 1918. (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte Bd. 28/29) XV und 614 Seiten.

In der Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften von Josef Nadler, der Grundlage des vorliegenden Werkes, finden sich die Worte: „Die Literatur, fast die ganze Kunst des bairischen Volkes seit Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ist im Grunde nur Theatergeschichte." Dieser Satz, in seiner äußeren Gestalt so befremdlich unlogisch, enthält eine Wahrheit, die man erst in letzter Zeit, und nicht zum geringsten durch Nadlers vortreff-

liche Darstellung, zu erkennen beginnt; und daneben ist der Satz — eine Gefahr. Die Wahrheit ist, daß tatsächlich das Theater alle bedeutenden künstlerischen Äußerungen vom 16. bis zum beginnenden 19. Jahrhundert in den bairischen Ländern — und das heißt in der Hauptsache: in Wien und München — bedingt hat; die Gefahr aber, zu glauben, daß man Theatergeschichte treibe, wenn man sich mit diesen Zeugnissen literarischer oder künstlerischer Art befasse. Während doch Theatergeschichte nur ein Teil dieser allgemeinen, kulturgeschichtlichen Betrachtung sein kann, ein sehr begrenzter und nur leider noch immer nicht scharf genug begrenzter Teil. Diese Gefahr hat Moriz Enzinger nicht erkannt, und sein Buch, in den Schriften einer Gesellschaft für Theatergeschichte erschienen, ist im Wesentlichen Literaturgeschichte, ist, wie der Untertitel erraten läßt, der Versuch, die Zusammenhänge zwischen Hanswurstspiel und Grillparzers Kunstwerken, zwischen Schmelzls Schuldramen und Nestroys Parodien an den gleich oder ähnlich gearteten Stoffen und Motiven aufzuzeigen. Es ist eine sehr fleißige Beispielsammlung zu Nadlers erwähntem Kapitel über die Wiener Literatur, an das Enzinger sich übrigens ein wenig allzu sklavisch anschließt, jedenfalls aber keine Geschichte der Entwicklung des Wiener Theaters vom 16. zum 19. Jahrhundert, zumal Zeugnisse aus dem 16., ja 17. Jahrhundert nur in sehr geringem Umfang herangezogen sind und das reiche Material nur dem 18. und 19. Jahrhundert zugute kommt. Die so entstandenen Darstellung, eine Leistung, die wahrlich nicht gering eingeschätzt werden soll, berücksichtigt vor allem das Zauberstück, Parodie und Travestie. Enzinger zeigt, wie das Zauberstück mit seinem Dualismus von realistischem Alltag und phantastischer Geisterwelt aus dem Jesuitendrama hervorging, das ebenfalls eine irdische und eine überirdische Handlung aufweist. Er gibt sodann eine Fülle von Beispielen für die einzelnen Motive des Zauberstücks: Geisterapparat, Zauberei, Tierszenen usw. Dieser stilistisch nicht ganz verarbeitete Zettelkasten ist der wertvollste Teil seines Buches; er ergänzt das, was bereits bei Nadler und Nagl-Zeidler in größerem Zusammenhang steht, und macht durch den Reichtum seiner Zitate recht augenscheinlich, wie hier eine sehr konservative Tradition Stoffe und Motive vererbt hat, wie sich dabei Einzelheiten bei gleichem Grundcharakter der Werke wandeln und wie schließlich vielfach Dinge, die bei Grillparzer als Kunstleistung erscheinen, nur veredeltes Volksgut sind (wobei das „nur" keine tadelnde Einschränkung ist!).

Was aber hat diese Vererbung mit der Entwicklung des Theaters zu tun? Sehr viel, insofern nämlich nicht eigentlich das Buchdrama (das für viele Werke gar nicht existierte), sondern das aufgeführte Werk forterbend Gutes und Böses in der Wienerstadt zeugte und vor allem die Bühne (Schauspieler, Dekorationen, Maschinen) Gestalt und Wandel der Dramen in weitestem Maße bedingte. Und das, scheint mir, wäre bei dem gewählten Thema die Aufgabe des Theaterhistorikers gewesen: den Theaterapparat, seine Form und seine Wirkung, recht genau, recht säuberlich von allem nur Literarischen abzuschälen, nicht literarische Motiv- und Stoffgeschichte zu treiben, sondern, wenn diese Wendung erlaubt ist, „theatergeschichtlichen" Motiven nachzuspüren. Aber gerade ihnen weicht Enzinger aus, wenn ihn der Zufall einmal an sie heranführt. Das Situations- oder Standeslied, sagt er etwa, habe sich wohl aus Theaterverhältnissen entwickelt. Man möchte wünschen, daß an Stelle des „wohl" die recht ausführlich begründete Tatsache gegeben würde. An anderem Ort erwähnt er, wiederum nebenbei, Direktor Carl habe verlangt, daß die komische Figur niemals auftreten solle, wenn andere Personen auf der Bühne seien, um sie nicht des bewährten Eindrucks zu berauben. Hatte diese Maßnahme „Entwicklung"? Und wie stand es früher damit? Bei Stranitzky z. B. ist Hanswurst entweder mit anderen Personen sogleich auf der Bühne, oder aber er kommt zu anderen Figuren, oft rückwärts schreitend und in Kulissen redend, so daß er belauscht wird oder gar über einen Menschen stolpert, der ohnmächtig da liegt. Hier wäre also ein „theatergeschichtliches Motiv": Auftreten der komischen Figur, begründet durch theatralische Wirkung.

Der komischen Figur, dem Hanswurst, dem Enzinger ein umfangreiches Kapitel widmete, hätte er auch sonst mehr von der Seite des Theaterbetriebes beikommen sollen. Er schöpft hier wie überall sein Material aus den Dramen allein, um die Rolle Hanswursts zu charakterisieren. Dabei vermeidet er seltsamerweise alle Erotik, die doch gerade für diese Figur bezeichnend ist und bei deren Betrachtung sich hinsichtlich der Sprache — wenn doch schon solche nicht-theatergeschichtliche Untersuchung eingeschaltet werden sollte — viele Verknüpfungen zwischen altem Volksgut und literarischer Prägung erotischer Witze ergeben haben würden. Die Eipeldauer Briefe schreiben einmal von Perinets „neuem Sonntagskind": „Es kommen eine Menge Zweydeutigkeiten drin vor. Ich hätt zwar keine drin gfunden; aber d' Wiener wissen d' Zweydeutigkeiten aus einer Komödi heraus z' stechen, wie d' Vögel d' Ameiseyr; und damit ihnen ja keine entwischt, so legen d' Komödianten selbst ein gwissn Nachdruck auf d' Zweydeutigkeiten... Und wenn sie sich nicht traun, d' Zweydeutigkeiten mit dem Maul aus z' drucken, so nehmen s' d' Händ oder d' Füß z' Hülf, und da sieht der Herr Vetter im Komödianten oder in der Komödiantinn selbst oft die Zweydeutigkeit lebendig vor sich stehn." Diese Mimik, die sich von primitivsten Spielen über das Fastnachtsspiel bis

in die moderne Posse fortgeerbt hat — sie wäre auch ein „theatergeschichtliches Motiv"! Enzinger erwähnt sie flüchtig, um sie dann wie alles Theatergeschichtliche zu meiden.

Eine sehr stoffreiche Materialsammlung also ist Enzingers Buch, durch ein gut gearbeitetes Register trotz der bisweilen verworrenen Anordnung und wiederholtem Abschweifen leicht zugänglich und für künftige Ackerer auf gleichem Feld sehr willkommen. Nur eben keine wesentliche Förderung der theatergeschichtlichen Forschung, der hoffentlich die Gesellschaft für Theatergeschichte unter Max Herrmanns Leitung besser dienen wird. *Friedrich Michael.*

Paul Ernst, Der Zusammenbruch des Marxismus. — Der Nobelpreis. *München, Georg Müller*, 1919.

Nach dem „Deutschen Idealismus" läßt Paul Ernst nun auch den Marxismus zusammenbrechen und findet sich damit auf gleichem Wege mit einer ganzen Reihe von Kritikern aus dem bürgerlichen, wie aus dem sozialistischen Lager. Das Unzulängliche der historisch-philosophischen wie der ökonomisch-theoretischen Grundlagen des grandiosen Gedankengebäudes wird immer klarer erkannt; der Nachweis von Sprüngen und Rissen in seinem logischen Aufbau, das Nicht-Eintreffen entwicklungsgeschichtlich begründeter Prophetien, die heiße Sehnsucht nach Erlösung aus den engmaterialistischen Begrenzungen seiner Denkformen arbeiten zusammen an diesem Werke der Zertrümmerung. In den bunten Chor der Zerstörer und Erneuerer bringt nun der Dichter Paul Ernst eine neue stark persönliche und sehr lebhaft gefärbte Note: eine merkwürdige Mischung von gesundem Menschenverstand, dichterischer Phantasie und romantisch-feudalem Illusionismus. Wissenschaftliche Betrachtungsweise liegt dem Autor fern: sie wird hier und da mit kühler Freundlichkeit gestreift, zumeist aber mit der gönnerhaften Überlegenheit des Autodidakten abgetan, der allerlei Lesefrüchte wissenschaftlicher Herkunft wohl mit gutem Appetit verzehrt, daraus aber für seine eigene Gedankenentwicklung doch den rechten Gewinn nicht gezogen hat. Und so findet sich in dem kritischen Teil des Büchleins manch' sehr kluges Wort und mancher fruchtbare Gedanke — vor allem dort, wo von der Bedeutung des Kapitalismus für das moderne Leben und den Grenzen seiner Wirksamkeit, oder von der Möglichkeit der Abstraktion bei der Behandlung ökonomischer Probleme die Rede ist; prachtvolle konkrete Bildlichkeit von eigentümlicher, fast derber Gedrungenheit verdanken wir dem Dichter Ernst, der sich hier mit der Welt der Wirklichkeit auseinandersetzt; jenem seltenen Vogel unter den deutschen Dichtern, der das große Glück hat, auf eigener Scholle in bäuerlicher Umgebung leben und, festverwurzelt mit der Mutter Erde, aus ihr stets neue Kräfte bildnerischer Anschaulichkeit schöpfen zu können. Sein Haß gilt daher allem ungesunden, überlebten, innerlich Unwahren, Phrasenhaften: der alten deutschen Regierung (er nennt die vor 1914 regierende Herrenkaste dumm und gemein), aber mehr noch dem neuen Deutschland von 1919; gilt dem römischen Recht als einem dem deutschen volksmäßigen Rechtsempfinden willkürlich übergestülpten Fremdgewand; gilt der emanzipierten Frau ebenso wie der alten Jungfer als den Entgleisten, aus den natürlichen Bahnen des Geschlechts Geschleuderten. Seine ganze Liebe dagegen gehört dem, was er für erdgeboren, natürlich gewachsen, in sich beruhend und eben deshalb echt und tüchtig ansieht: vor allem dem deutschen Mittelalter, dem Handwerker und Kleinbauern, der „Gemeinschaft" (im Sinne von Tönnies) im Gegensatz zur „Gesellschaft", dem organischen Werden im Gegensatz zum mechanischen Gemachtwerden. Auf solchem Standpunkt stehend, erbaut er dann als imaginärer Gesetzgeber einen luftigen Zukunftsstaat, in dem es sich, wenn nicht üppig, so doch behaglich und bequem wohnen ließe — vorausgesetzt, daß die Fundamente sich als fest genug erwiesen, um dies freundliche Landhaus oder mittelalterliche Bürgerhaus mit Butzenscheiben, Erker und Wasserspeier und einem allenfalls geduldeten modernen Schornstein zu tragen; einen organischen Ständestaat mit stark feudalem Anstrich, mit einer scheinbar natürlichen Schichtung der Klassen und einer darnach gegliederten Verwaltung — eine freundliche Vision, zu schön, um wahr zu sein, weil die Entwicklung, sei sie noch so unerfreulich, sich nicht zurückbiegen, sondern höchstens im Geleise ihrer eigenen Tendenz überwinden läßt. Und wenn der Bauerndichter Ernst mit einem reichlich energischen Quos ego die Wissenschaftler aus der Praxis, wo sie nichts zu suchen haben, in ihr theoretisches Gehege zurückscheucht, so wird man ihm trotz all seines gesunden Menschenverstands und seiner praktisch-sozialistischen Vergangenheit, die er heute abschwört, für das Gebilde eines schönen Traums, aber nicht für mehr dankbar sein dürfen; und wird es einigermaßen verstehen, wenn sein ehrlicher Wille zum Mithelfen, wie er ihn nach Ausbruch der Revolution an hoher Stelle kundgegeben hatte, bei den nüchternen Praktikern des politischen Lebens kein Echo und kein Verständnis gefunden hat. —

Ohne solche Bedenken und Klauseln darf man Paul Ernst, dem Dichter, für die neue Gabe eines Novellenbands Dank sagen. In einen leicht barocken Rahmen gefaßt, dessen anmutige satirische Schnörkel vor allem durch die leicht aufgetragene Selbstironie einen gewissen prickelnden Reiz erhalten, geben sie uns in schlichter, gewollt knapper, fast



puritanisch schmuckloser Erzählungsart, etwa in der Weise der Anekdoten Schäfers, kleine Geschichten, die oft auf wenig Seiten ganze Menschenschicksale scharf umreißen, bald jähe seelische Revolutionen mit unheimlicher Sicherheit blitzartig erleuchten, bald anmutige Situationen zu einer galanten Pointe sich verdichten lassen, bald die erschütternde Tragik stillen Entsagens im plötzlichen Verstummen der Erzählung selbst zum Ausdruck bringen. Nur da, wo die politisch-ökonomische Anschauungswelt des Dichters, wie sie uns sein anderes Werk offenbart, dem freigestalteten Körper der Erzählung ein, wenn auch noch so leichtes, moralisierendes Mäntelchen überhängt, spüren wir wohl ein leises Unbehagen über das Mitspielen kunstfremder Kräfte, genießen dann aber um so tiefer Novellen, wie „Am Weiher", „Das Gespenst auf der Burg", „Auf der Straße", „Der Dussek" u. a.: Äußerungen höchsten künstlerischen Könnens und einer in schärfster Selbstzucht gebändigten Phantasie. A. D.

Anatole France, Thais. — Die rote Lilie. — Die Insel der Pinguine. *München, Musarion-Verlag.* Geh. je 6 M., geb. je 8 M., Luxusausgabe 35 M.

Der Musarion-Verlag will uns eine vollständige Ausgabe der Romane und Novellen von Anatole France bescheren. Die Absicht ist nur zu billigen; denn dieser feine Ironiker und glänzende Stilist verdient es, in seinem gesamten Schaffen gekannt zu werden. Die hier vorliegenden Bände zeigen den Erzähler von drei Seiten. In „Thais" gestaltete er die alte Legende von dem Mönche, der die Buhlerin dem Teufel abzugewinnen strebt, auf seine Weise, anders als unser Gottfried Keller in seinem „schlimm-heiligen Vitalis", oder als später Hartleben in dem Schwank vom „gastfreien Pastor". Der Paphnucius des Franzosen wird von dem Verlangen nach der schönen Thais überwältigt selbst zum Sünder, den keine noch so harte Kasteiung erlösen kann, während ihr, die viel geliebt hat, der Himmel Verzeihung gewährt. Die ironischen Lichter, die durch das scheinbar ernste Gemälde der frühchristlichen Zeit huschen, überstrahlen das Gesamtbild der „Insel der Pinguine", das sich nicht unwürdig dem großen Vorgänger, Rabelais' „Gargantua", zur Seite stellt. In der „Roten Lilie" schildert der Franzose eine „große Leidenschaft" mit allem Zubehör: die Heimlichkeit versteckter Liebesnester, die berauschenden und ermattenden Liebkosungen, die furchtbaren Qualen einer Eifersucht, die sinnlos alle Freuden der Liebenden vergiftet und sie beide schließlich für immer trennt. Es bleibt zu hoffen, die unglaublich schöne Baronin Therese Martin werde für ihren angebeteten Bildhauer Jacques einen Ersatz finden, noch ehe ihr Gatte den endlich errungenen Ministersessel wieder verlassen muß. Die Verdeutschungen der ersten beiden Bände, von Felix Vogt und Paul Wiegler, sind vortrefflich; aber die „Rote Lilie" ist von der verstorbenen Gräfin Reventlow schlecht behandelt worden. Ihr fehlte es an den nötigen Kenntnissen, um einem so vielwissenden, besonders auf archäologischem und historischem Gebiet kundigen Autor zu genügen; auch für die Feinheiten seiner Sprache hatte sie entweder kein Organ oder nicht das nötige deutsche Sprachvermögen. So bewährt sich auch hier das hübsche Goethewort: „Übersetzer sind als geschäftige Kuppler anzusehen, die uns eine halbverschleierte Schöne als höchst liebenswürdig anpreisen; sie erregen eine unwiderstehliche Neigung nach dem Original."

G. W.

Wilhelm Frels, Die bibliothekarische Titelaufnahme in Deutschland. XLVII. Beiheft zum Zentralblatt für Bibliothekswesen. *Leipzig, Otto Harrassowitz*, 1919. VIII, 54 S. 8°. 5 Tabellen.

Christian Wilhelm Berghoeffer, Der Sammelkatalog wissenschaftlicher Bibliotheken des deutschen Sprachgebiets bei der Freiherrlich Carl von Rothschildschen Öffentlichen Bibliothek. *Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co.*, 1919. 61 (64) S. 8°.

Wilhelm Ermann, Weltbibliographie und Einheitskatalog. *Bonn* und *Leipzig, Kurt Schroeder*, 1919. 18 S. 8°.

Die Bibliothekstechnik erstrebt durch Konzentration und Organisation den Betrieb der Büchersammlungen rationell zu vereinfachen. Damit die Bewegung der Büchermassen sich hemmungslos vollzieht, den Benutzern und Verwaltern von Büchersammlungen jedes gerade gewünschte Buch gewissermaßen zwangsläufig in die Hände kommt, ist der Katalog, die Bibliotheksseele, zu einem Präzisionsinstrument ausgebildet worden, dessen Feinmechanik allein darauf beruhen kann, daß alle seine Einzelteile ganz gleichmäßig hergestellt werden. Voraussetzung dafür ist wiederum, daß die Aufnahme eines jeden Buches in Sammlung und Verzeichnis durch eine Bestimmung erfolgt, deren Regelmäßigkeit subjektive Abweichungen der verschiedenen Bearbeiter von der einmal gegebenen Ordnung ausschließt. Diese Abhängigkeit aller Katalogarbeit von einer allgemein gültigen Katalogisierungsordnung ist weiterhin von besonderem Wert für die neuerdings immer bestimmter und deutlicher hervortretenden Bestrebungen, Arbeitsgemeinschaften an Stelle der gerade hier noch vielfach üblichen Arbeitsvervielfachungen und Arbeitswiederholungen zu schaffen, um die beiden Auskunftsmittel eines Büchersuchers, die Bibliographie mit dem Katalog, in einem bibliothekstechnischen Zentralorgan zu verschmelzen. Das Ideal (oder manche werden noch meinen: die Utopie) wäre es, einen Universalkatalog, eine Weltbibliographie zu schaffen, die für die größten und



die kleinsten Büchersammlungen paßt, nach der ohne weiteres jedes aus ihr festgestellte Buch in einer Bibliothek verlangt werden könnte, weil sie alle überhaupt vorhandenen Bücher einheitlich verzeichnet. Und die doch wiederum derart leicht in ihre Elemente, die Titelaufnahmezettel, zerlegbar wäre, daß sie nicht ausschließlich im Rahmen eines einzigen Systems zusammengehalten würde. Daß Problem, dessen Lösung erstrebt wird und das durchaus, worüber keine Zweifel bestehen dürften, erstrebenswert ist, besteht also darin, ein einheitliches, gedrucktes Zettelverzeichnis aller gedruckten Bücher zu schaffen und zwar in einer Aufnahmeform, deren Geltung oder doch wenigstens Gebrauchsfähigkeit international ist, in einer Ausgabeform, deren Bezug eine nach den Bedürfnissen der großen und kleinen Bibliotheken freibleibende Auswahl erlaubt. An der Lösung dieses Problems haben auch der Büchersammler und die Privatbibliothek kein geringes Interesse. Denn sie brächte jeder Privatbibliothek ihren gedruckten Katalog und außerdem eine Bibliographie-Zentralisation, deren Ausnutzung zu Spezialbibliographien, die im steten Zusammenhange mit der Mutterbibliographie blieben, den fachwissenschaftlichen Forschungen von größtem Nutzen sein würde. —

Die angezeigte Schrift von Wilhelm Frels bietet für die Beurteilung der eben angedeuteten Gesamtleistung eine Unterlage, die um so willkommener sein dürfte, als es bisher an einer derartigen Übersicht der Titelaufnahme, das heißt der nach festen Regeln erfolgenden Wiedergabe eines Titels, wie sie an den deutschen Bibliotheken geübt wird, fehlte. Die durch die beigegebenen Tabellen besonders bequemen Vergleichungen, die sie gestattet, werden ebenso der Bibliothekspraxis wie der Bibliothekswissenschaft zugute kommen und auch der Katalog der Privatbibliothek wird von ihnen profitieren können. Ein historischer Rückblick (Kapitel 1 und 2), der die Titelwiedergabe und Titelaufnahme bis zum Ende des 18. Jahrhunderts und die Behandlung der Titelaufnahme in der bibliothekstechnischen Literatur 1790 bis 1883 darstellt, zeigt, daß erst seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts die Praxis der Titelaufnahmen im modernen Sinne sich zu bilden anfing und dann im 18. Jahrhundert sich mit den beliebt gewordenen beschreibenden Bücherverzeichnissen weiterbildete, an denen Bibliographie und Bibliophilie mehr noch als die Bibliothekswissenschaft Anteil gehabt haben. Die diplomatisch getreue Titelabschrift wurde also zunächst der klaren Kürzung vorgezogen und die gelehrten Anmerkungen verlängerten die Katalogarbeit so sehr, daß sie deren eigentliche Zwecke stark behinderten. Erst das Anwachsen der Bestände zwang seit dem Ende des 18. Jahrhunderts dazu, einheitliche Katalogisierungsordnungen zu schaffen und mit ihnen auch die Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich bei der Begründung allgemeingültiger Alphabetisierungs- und Titelaufnahmeregeln ergaben. Derartige Begründungen blieben dann ein freilich nicht gerade bevorzugtes Hauptthema der deutschen bibliothekstechnischen Literatur des 19. Jahrhunderts, deren theoretische Erörterungen indessen die einigenden Formeln nicht gewinnen konnten, bis endlich seit etwa 1880 die Praxis durch die Instruktionen der großen Bibliotheken erheblichen Einfluß auf die Theorie gewann, die Bibliothekskataloge von den literarischen Repertorien trennte und den Boden für den Gedanken einer Einheitskatalogisierung aller öffentlichen Büchersammlungen ebnete. Die Einzelheiten, die hierzu Frels nach den meist gar nicht oder nur schwer zugänglichen Materialien der deutschen Katalogisierungsordnungen mit erfreulicher Hervorhebung des Wesentlichen im dritten Kapitel seiner Schrift zusammenstellt, geben eine gute Anschauung des derzeitigen Standes der Katalogisierungsfrage in Deutschland und derjenigen ihrer Unterfragen, nach deren Beantwortung sich auch die Theorie der Titelaufnahme, wie sie Kapitel 4 begründet, beurteilen läßt. (Wobei deren an und für sich dankenswerte scharfe Trennung ihres bibliographischen und bibliothekstechnischen Zweckes und die Vereinfachung des Problems der Titelaufnahme des alphabetischen Kataloges immerhin bei einer Ausgestaltung der Einheitskataloge zur Einheitsbibliographie hinderlich sein könnte.) Aber mögen auch da und dort Bedenken gegen die Leitsätze der von Frels entwickelten Theorie bestehen, für die Bedürfnisse einer Privatbibliothek ist ihre Betonung des Utilitätsprinzipes eine ausgezeichnete Lehre. Denn der Besitzer einer zu ordnenden Privatbibliothek schwankt ständig zwischen dem Zuviel (der großen Katalogisierungsordnungen) und dem Zuwenig (nicht ausreichender und deshalb bald im Stiche lassender Regeln.) Besonders aber auch deshalb, weil noch keine einheitliche deutsche Katalogisierungsordnung, die alle öffentlichen Bibliotheken Deutschlands verpflichtet, vorhanden ist. Die Möglichkeiten einer Verschmelzung der bestehenden deutschen Katalogisierungsordnungen in einer ferneren oder näheren Zukunft erwägt mit gesundem praktischen Blick das fünfte Kapitel der Frelsschen Schrift. Die aus praktischen Rücksichten verlangte selbständige Druckzettelzentrale dürfte diejenige Einrichtung sein, aus der über ihre engere Bestimmung, die Katalogarbeit der deutschen Bibliotheken zu vereinheitlichen und zu vereinfachen, hinaus sich die Hoffnungen einer allgemein nutzbaren Universalbibliographie und eines allgemein anwendbaren Universalkataloges am ehesten erfüllen würden. Im Hinblick darauf wäre eine Ergänzung der nur die deutschen Verhältnisse berücksichtigenden Schrift durch eine weitere, ähnliche, die bibliothekarische Titelaufnahme in den anderen Ländern behandelnde, recht erwünscht.



Die Ausbildung des nationalen und internationalen Leihverkehrs unter den öffentlichen Bibliotheken hat nicht nur deren Nutzung für die Wissenschaft gefördert, sondern ist auch einer der stärksten Träger der durch den Weltkrieg arg erschütterten Überzeugung von der Universitas litterarum geworden. Und für die Absicht eines Universalkataloges aller bestehenden Büchersammlungen ist es das beste Argument, daß er ein gebrauchsfähiger Schlüssel zu sehr vielen räumlich getrennten Büchermagazinen sein würde. Die Organisation, die bisher schon in Deutschland für eine derartige Leihverkehrsregelung geschaffen wurde, hat ihren hauptsächlichen Mangel in dem Fehlen eines einheitlich gearbeiteten Kataloges, der jedes in einer deutschen Bibliothek vorhandene Werk mit seinen Fundorten verzeichnet. Denn allein ein solcher Katalog kann das langwierige Suchen verhindern, wenn in der örtlichen Bibliothek ein Buch nicht vorhanden ist, kann vor Fehlfragen und Zeitverlusten schützen. Da die bibliographischen Einheiten, in denen sich die Bestände der verschiedenen Bibliotheken auffinden lassen, sehr verschiedenartig und sehr zahlreich sind, so sind Feststellungen in den gedruckten Katalogen, auch wenn diese alle zur Hand sein sollten, kaum leichter und rascher als direkte Anfragen. Das hat den Bibliotheksdirektor der Freiherrlich Carl von Rothschildschen Bibliothek in Frankfurt a. M., Dr. Christian Wilhelm Berghoeffer, bereits im Jahre 1891 bestimmt, unter Ausnutzung der gedruckten Kataloge einen alphabetischen Sammelkatalog der deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken anzulegen, der wenigstens teilweise mit seinen 2,5 Millionen Zetteln den Plan des allgemeinen Bibliothekskataloges verwirklicht, ein Unternehmen, über dessen Einrichtungen und Erfahrungen der vorliegende Bericht alles Wissenswerte mitteilt. Daß dabei die Praxis nicht zu kurz kommt, ergibt sich schon aus der Absicht, die Gestaltung des Sammelkataloges zu begründen und diesen auch gegenüber verwandten Unternehmungen (Zentralkatalog der Bibliotheken in Zürich; Institut international de bibliographie in Brüssel; Preußischer Gesamtkatalog und Auskunftsbüro der deutschen Bibliotheken, Gesamtkatalog der Wiegendrucke in Berlin) abzugrenzen. Aus der Praxis für die Praxis geschaffen und auf die deutschen Verhältnisse zugeschnitten, ist der Frankfurter Sammelkatalog auf sprachlich-nationaler Grundlage aufgebaut worden. Er soll alle erreichbaren gedruckten wissenschaftlichen Kataloge und Zugangsverzeichnisse (einschließlich der Titeldrucke) des deutschen Sprachgebietes für den interlokalen Leihverkehr verwerten, und er hat mit dieser Beschränkung auf das zunächst und in naher Zukunft noch Erreichbare bisher jedenfalls mehr geleistet, als wenn er sich von vornherein die Abgrenzungen einer vollständigen Weltbibliographie gesteckt hätte. Im übrigen vertritt Berghoeffer den Standpunkt, daß bereits das wissenschaftliche Bedürfnis den Ausbau einer Weltbibliographie aus den Gesamtkatalogen eines jeden Sprachgebietes bestimmen sollte, aber nicht umgekehrt erst die nationalen Bibliographienkataloge aus dem allgemeinen internationalen Bibliographiekatalog auszusondern wären, ja, er verneint die Bedürfnisfrage einer Weltbibliographie überhaupt und bemüht sich, seinen Katalog als den zielbewußten Vorläufer eines alldeutschen Gesamtkataloges zu beweisen. Der Arbeitsplan, der die wirtschaftliche, und die Instruktionen, die die wissenschaftliche Anlage des Frankfurter Sammelkatalogs erörtern, sind der verdienten Aufmerksamkeit schon deshalb sicher, weil sie sich auf einen praktischen Erfolg beziehen können. Demgegenüber sind die Vorschläge Ermanns, die er in seinem schon früher einmal entwickelten Plan zur Organisation einer Weltbibliographie auf der Grundlage der von den öffentlichen Bibliotheken durchgeführten Katalogisierungsarbeiten und ihrer Beendigung und Fortsetzung in einer Drucklegung solcher Kataloge macht, vorläufig nur Anregungen. Aber doch Anregungen, deren Ausführbarkeit jedenfalls in gründlichen Überlegungen zu prüfen sein wird. Die allmählich veraltende Fachliteratur, die Büchermengen, die aufbewahrt und nicht mehr benutzt werden, bieten wohl mit ihrer Erfassung die größten Widerstände für die Erfüllung der weitreichenden Wünsche nach einer Weltbibliographie, deren benutzte Teile an Umfang hinter den unbenutzten sehr zurückbleiben würden. Gerade sie aber machen eine klare Entscheidung der Frage, wie und wo Bibliographie und Katalog zu verbinden, wie und wo sie zu trennen sein würden, von subjektiven Entscheidungen abhängig und beeinträchtigen damit die Katalogmechanik. Vielleicht wäre es auch vorteilhaft, noch deutlicher als es vielfach bisher geschehen ist, den ausführlicheren Bücher-(d. h. Ausgaben und Werk) nachweis von dem bloßen Titelnachweis zu trennen. Nur für bestimmte Büchergruppen ist das bibliographische Interesse so groß, daß für sie Büchernachweise im eben angedeuteten Sinne den an die Bibliotheken gerichteten Bücherforderungen regelmäßig zugrunde liegen. Ein internationales Lautsystem gehört seit langem zu den Bemühungen der Linguistik. Daß sich hier schwierigere Alphabetisierungen bis zu einem gewissen Grade praktisch ohne allzugroße theoretische Bedenken lösen lassen, hat zum Beispiel die Wiener Auskunftszentrale für österreichische Kriegsgefangene gezeigt, deren Arbeiten durch ein besonders kompliziertes Namenmaterial erschwert wurden.

Auch die Bibliophilen, denen es ja schließlich in ihrem eigenen Betriebe ebenfalls auf eine Arbeitsökonomie ankommt, die ihnen die beste Büchernutzung verspricht, sollten an dergleichen an-



scheinend nur bibliothekstechnischen Untersuchungen nicht vorübergehen, zumal wenn ihnen dazu so klar geschriebene Abhandlungen wie die angezeigten die Gelegenheit geben. Eine allgemeinere Erörterung könnte durch Anregungen und Aufklärungen, die von den Benutzern der Bücher gegeben werden, das allmählich seine feste Begrenzung findende bibliothekswissenschaftliche Thema auf das ersprießlichste bereichern.

G. A. E. B.

Max Glaß, Die entfesselte Menschheit. *Leipzig, L. Staackmann.* 414 Seiten.

Dieser Revolutionsroman stellt eine dichterische Energieleistung ersten Ranges dar. Dies bezieht sich nicht nur auf die Gestaltung der verschiedensten revolutionären Menschentypen, sondern vor allem auf den eigentümlichen, ich vermag ihn nicht anders zu charakterisieren als — *energetischen* Stil. Die Sprache des Romans ist wie von Aufgeregtheit, revolutionärem Rausch und Braus, von elektrischen Strömen geladen. Dabei ist sie schwerflüssig, belastet mit Gedankenfracht. In einer eigentümlichen Wechselbeziehung zwischen dem Verfasser und seinen menschlichen Figuren entwickelt sich Stil und politische wie psychische Entfaltung. Man hat das fast beängstigende Gefühl, als ob der Verfasser immer hinter seinen Menschen stünde und ihnen seine Gedanken und Vorstellungen einhauchte. Sie handeln vielleicht ganz folgerichtig aus ihrem Wesen heraus und unter Einwirkung der Geschehnisse, sie sind gewiß durchaus vermenschlichte moderne Typen, und zumeist lebendig und organisch funktionierende Organismen; aber doch auch Marionetten des Dichters und seiner Zeit. Endlich repräsentieren sie in markanter Weise die anarchistischen und wiederaufbauenden Tendenzen der Zeit. Und als solche, als typische Vertreter der Revolution, sind sie dem Dichter ausgezeichnet gelungen. Sie sind alle da, die Revolutionäre von rechts und von links, die verkommenen Existenzen, die Abenteuerer, die entmenschten Plünderer und Zerstörer, die furchtbaren Raubtiere der Revolution. Sie alle werden überragt und beherrscht von Karenow, dem finsteren satanischen Geiste des Bolschewismus — eine fast übermenschliche, geisterhafte und doch außerordentlich gegenwärtige und plastische Figur, die der Dichter mit besonderer Kraft und Liebe gestaltet hat, wie ihm überhaupt die negativen Elemente, die geistigen Führer der Revolution — insbesondere der ehemalige Offizier und Lebemann von Winterstein, der von Haß und Rachsucht und Blutdurst dämonisch beherrschte Krüppel Leutenholz, auch etwa der schleimige Überläufer Gudenar — am besten gelungen sind. Dieser Gruppe der Revolutionsmänner, die nichts weiter beseelt als Zerstörungswut und der radikalste Bolschewismus, steht eine andere gegenüber, die der auf dem Grunde der alten Kultur und aller modernen politischen und technischen Errungenschaften das Leben, den Staat und den Menschen neu aufbauen wollenden Idealisten, Techniker, Chemiker und Arbeiter (Michael Clarenbach, Franziskus Turenius usw.).

Die eigentliche Handlung des Romans besteht nun in der Vorbereitung der Revolution und ihrem Ausbruch, sowie in der Einwirkung der revolutionär geladenen Stimmung auf jene Menschen. Diese Stimmung wird ihnen zu starken inneren Erlebnissen, sie lastet auf ihnen, entlädt sich in tragischen Vorspielen, bis die Revolution selbst ausbricht und trotz ihrer entsetzlichen Ereignisse, die von dem Dichter in ungemein plastischen, dramatisch stark bewegten katastrophalen Szenen geschildert werden, auch für ihre Bekämpfer zur Erlösung wird. Nach dem rasenden Gewittersturm — der Bolschewismus (in Berlin) kann sich nicht halten — tritt Ruhe, Erschöpfung, Sammlung der positiven Energien ein. Mit einem sehr optimistischen Gesang auf das Leben und die Arbeit endet der bedeutsame Roman, dessen dichterische Eigenschaften hoch anzuerkennen sind. *Dr. Hans Benzmann.*

Goethe, Adalbert von Weislingen, Schauspiel in fünf Aufzügen. Erster Teil der zweiteiligen Weimarer Theaterbearbeitung des Götz von Berlichingen von 1819, eingeleitet und herausgegeben von Eugen Kilian. *Leipzig, Klinkhardt & Biermann*, 1919. In Pappband 9 Mark.

Die Leidensgeschichte des „Götz von Berlichingen" ist bekannt. Sein Erzeuger hat dem Herkulestorso 1804 einen Antinouskopf aufgesetzt und dann noch dreimal die Riesengestalt in die Maße der klassizistischen Weimarer Bühne hineinzupressen gesucht, teils indem er den Zeitraum zweier Abende in Anspruch nahm, teils durch gewaltsame Striche. Die erste dieser beiden Einrichtungen von 1804 ist durch Wendt 1879, die zweite schon in Goethes nachgelassenen Werken gedruckt worden. Aus dem Jahre 1809 stammt ein dritter, wieder zweigeteilter Theater-Götz (dieser Text scheint verloren zu sein) und endlich entstand ein vierter, ebenfalls auf zwei Abende verteilter im Jahre 1819, der in den Lesarten der Weimarer Ausgabe nicht leicht übersehbar von Sauer publiziert worden ist. Nun bietet Kilian in bequemer, zusammenhängender Fassung den ersten Teil dieser Gestalt des großen Erstlings dar. Sie steht in Goethes dramatischem Schaffen ganz isoliert da. Sie stammt aus einer Zeit, die ihm alles Theatralische in weiten Abstand gerückt hatte; war er doch damals dem Weimarer Bühnenleben und als Dichter der Form des Dramas entfremdet. Was ihn dazu bewog, in dieser Weise seine Teilnahme an dem so viele Jahre geleiteten Hoftheater zu bezeugen,



wissen wir nicht. Aber das Ergebnis war bedeutsam. Neue Szenen entstanden, die namentlich den Zusammenhang der wichtigen Bamberger Vorgänge, der Loslösung Weislingens von Götz, besser herstellten, und die Bauernhochzeit von 1773 wurde eingefügt und retuschiert. Dies gilt aber nur von dem ersten Teile, „Adalbert von Weislingen", während der zweite, „Götz von Berlichingen", der zweiten Form von 1804 folgte. Als Ergänzung der früheren Fassungen und um seines eigenen dichterischen Gehalts willen verdient ohne Zweifel dieser letzte Versuch, den „Götz" der Bühne zu gewinnen, die leichtere Zugänglichkeit, die ihm nun von Kilian mit der bei ihm gewohnten Sachkenntnis und Sorgfalt in gefälliger typographischer Einkleidung zuteil geworden ist. G. W.

August Hagen, Norika. Alt-Nürnbergische Geschichten, neu herausgegeben mit Anmerkungen und Lebensgeschichte des Dichters von Arthur Schurig, mit 26 Kunstblättern in Auswahl von Hans W. Singer. *Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung*, 1920. In künstlerischem Ganzpappband gebunden 14,40 M., numerierte Vorzugsausgabe auf Japanpapier abgezogen, in echt Halbpergament handgebunden 72 M.

Hagens „Norika", 1829 erschienen, zählen zu jenen Künstlergeschichten, deren früheste Vorbilder der junge Tieck und Wackenroder gaben. Die von ihnen geweckte Begeisterung für Nürnbergs große Zeit wirkt in Hagen nach, und mit geschulterem Auge, mit weit reicherem geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Wissen weiß er in anmutiger Erfindung von der Dürerzeit zu erzählen, angeblich nach einer Handschrift jenes Frankfurters Jakob Heller, für den Dürer den Heller-Altar malte. Die etwas biedermeierlich-sanften Bilder haben doch auch heute noch ihren Wert. Sie können jugendliche Gemüter auf angenehme Art mit der großen Kunst Dürers und seiner Zeitgenossen bekannt machen und von dem Leben der Reformationszeit ein farbiges, im allgemeinen zutreffendes Bild geben. Einer der vielen Abschnitte schildert die Singschule der Meistersinger und hat ohne Zweifel für Wagners heiter-ernstes Werk eine Reihe nicht unwichtiger Züge geliefert, vielleicht auch für seinen „Tannhäuser". Schurig lieferte zu dem stattlichen Neudruck eine gute Einleitung, Singer erläuterte mit Sachkenntnis die 26 gut ausgewählten und wiedergegebenen Bilder, die den Text nach vielen Seiten hin anschaulich machen. Die Ausstattung ist in Anbetracht der Zeit vortrefflich, der Preis mäßig zu nennen. G. W.

Wilhelm Hausenstein, Vom Geist des Barock. Mit dreiundsiebzig Tafeln. *München, R. Piper & Co.*, 1920.

Das Buch krankt daran, daß es nur geistreich ist und damit das im tiefsten Unfruchtbare des bloß Geistreichseins, der blendenden Antithese aufdeckt. Jedes der zwanzig Kapitel liest sich wie eine Einleitung, und wenn man glaubt, das Eigentliche komme, folgt eine abermalige Einleitung. Auf jeder Seite eine neue Definition des Barock; vom Überschwang des Barock ergriffen, empfindet Hausenstein zugleich seine Zwiespältigkeit, und da er klar erkennt, daß es viel zu reich und widerspruchsvoll sei, um sich auf eine Formel bringen zu lassen, versucht er es mit einer Vielheit von Formeln. Damit führt er nicht tiefer an das Problem heran.

Der Versuch, den Zusammenhang zwischen Barock und dem Wollen unserer Zeit aufzudecken, ist verunglückt. Die Linie „vom Barock Corinths und Slevogts zum Barock Kokoschkas" ist ganz gewiß nicht „in der Gegenwart an sichtlicher Erfüllung das Reichste" (S. 123). Hausenstein erbringt mit einer solchen Behauptung nur wieder einmal den Beweis, daß ihm das Organ für die führenden Kräfte unserer Zeit, für die neue Haltung der Seele, vollkommen abgeht.

Die Abbildungen sind so glänzend gewählt, daß sie eindeutiger als der Text eine Ahnung vom schöpferischen Reichtum dieser Epoche geben. In der Plastik eröffnen bayrisches und spanisches Barock (heil. Aloysius und Pedro de Meno y Medrano) neue Perspektiven; neben dem überquellenden Reichtum österreichischer und süddeutscher Kirchenräume stehen die in ihrer Formgebung so strenge Wallfahrtskirche zu Kappel, der blockartig geschlossene Gartenpavillon in Krummau, die großartige Freitreppe im Garten des Belvedere zu Wien — Dinge, die man so wenig wie Poussins fabelhafte Pferdestudie oder Zurbarans heil. Agathe in Büchern über Barockkunst zu finden gewohnt ist. *Rosa Schapire.*

Georg Hermann, Kleine Erlebnisse. *Berlin, Egon Fleischel & Co.* 5 M.

Eine stattliche Zahl skizzenhafter Gebilde verschiedenster Art, von der nur wenige Zeilen ausfüllenden Parabel bis zum großen symbolischen Märchen, dazwischen Augenblicksphotographien mit gedankenhafter Übermalung. Alles mit jenem feinen, ein wenig kühlen Geist durchtränkt, der den Verehrer gewesener Schönheit, den Verächter der zufälligen Umwelt kennzeichnet. Selbstironie fehlt in diesem Gemisch nicht: Selbstironie des Sammlers („Mein Freund Gustav"), Selbstironie des Dichters („Gandria oder die ungeschriebene Novelle"), aber daneben noch stärker die Bejahung des eigenen, zarteren Gefühls, der Feindschaft gegen die Brutalität der Durchschnittsmenschheit. So gibt Hermann dem Leser, der nach feineren Humoren verlangt, eine reiche Auswahl verschiedener Töne dieses Registers, das er beherrscht wie nur

wenige Schriftsteller von heute. Eine einzige der vielen Geschichten und Geschichtchen ist gründlich verfehlt, nämlich „Zahnweh". Wie so etwas gemacht werden müßte, kann Hermann in den „Anecdoten médicales" meines Namensvetters unter dem Titel „Le clou de Miss X." sehen.

G. W.

Konrad Hoffschulte, Mein altes Münster. Jugenderinnerungen. Mit Buchschmuck von Annie Coppenrath. *Münster o. J., Coppenrathsche Universitätsbuchhandlung.* 94 Seiten. 8,50 M.

Wenn K. Hoffschulte aus seiner Jugendzeit, die gute dreißig Jahre zurückliegt, allerhand zu erzählen hatte, so scheint es mir recht zweifelhaft, ob sein Geplauder damit gewonnen hat, daß er es im klappernden Alexandriner reimt; und wenn er seine westfälischen Heimatgenossen an eine Reihe gemeinsam verlebter Stunden und gemeinsam durchgekosteter Freuden erinnert, so wird ihm niemand von uns darum böse sein. Sobald er aber das, was er der Mitteilung für wert hält, in Verse bringt, macht er aus seiner persönlichen Angelegenheit eine öffentliche, künstlerische, und dann muß man ihm sagen, daß sein Geplauder mit Kunst herzlich wenig zu tun hat. Es bleibt schließlich doch bei Beschreibungen; und ein bißchen Stimmung und hier und da eine Kleinigkeit entschädigen nicht für die Leerheit des Ganzen. Dergleichen schreibt heute doch wohl jeder überdurchschnittliche Primaner und läßt es dann — hoffentlich ungedruckt im Schreibtisch. Aber ich kann mir denken, daß der münsterische Heimatkreis an dem sauberen und schmucken Bändchen Vergnügen hat, sobald ihn eben nur ein stoffliches Interesse mit dem Geplauder verbindet. Wir alle kennen aus unseren Heimatgegenden ähnliche Bücher.

Hans Knudsen.

Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 55. Jahrgang, herausgegeben von Wolfgang Keller. *Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger*, 1919. Geh. 11 M., geb. 12 M.

Mit dem vorliegenden Bande trat ein neuer Herausgeber an die Spitze des Shakespeare-Jahrbuchs; doch ist der Geist, der darin waltet, und der Körper, den er sich geschaffen hat, unverändert geblieben. Die größeren Aufsätze spielen diesmal etwas mehr ins Philologische, wenn auch Jürgens mit den Mitteilungen über „Dingelstedt, Shakespeare und Weimar" und Aronstein mit seinem großen Aufsatz „Das nationale Erlebnis im englischen Renaissancedrama" bei Lesern ohne Fachinteressen verdienten Dank ernten wird. Allerdings werden manche von ihnen nicht zustimmen, wenn Dingelstedts recht äußerliche Theatralik und eigenmächtige Ergänzungen fast ohne Einschränkung als wertvoll für die Einbürgerung Shakespeares gerühmt werden oder der „Sturm" als „duftiges Märchen" bezeichnet wird. Aronstein gibt, indem er das englische Nationalgefühl im Spiegel der elisabethanischen Bühnendichtung auffängt, von jenem und dieser ein ebenso scharfes wie reiches Bild. Die „Kleineren Mitteilungen" wollen nach Zahl und Wert nicht viel besagen, die „Bücherschau" Kellers strebt dem glänzenden Vorbild zusammenfassender Kritik, das Förster gegeben hat, mit Erfolg nach und Grabaus „Zeitschriftenschau" sucht die durch den Krieg bedingte Unvollständigkeit vergessen zu lassen. Besonderes Interesse erregt, wie immer, die „Theaterschau" mit ihren Berichten über neue Inszenierungen, einer sehr guten Schilderung von Wegeners Shakespeare-Kunst und einem, nicht gerade notwendigen Referat E. L. Stahls über die Shakespeare-Stellen in neuen Schauspielermemoiren. Aus der Bühnenstatistik sei hervorgehoben, daß im Jahre 1918 — abgesehen von Berlin, wo das damals noch Kgl. Schauspielhaus im ganzen zwei Werke Shakespeares brachte! — die Münchener Kammerspiele mit 28 Aufführungen von „Wie es euch gefällt" und 30 vom „Wintermärchen" den Vorrang behaupteten, während nach der Zahl der gegebenen Dramen das Leipziger Stadttheater mit 6 Werken und 29 Aufführungen an der Spitze marschiert, das Weimarer Theater mit dem einzigen „Othello" an der letzten Stelle erscheint.

G. W.

Johannes Janssens Briefe, herausgegeben von Ludwig Freiherrn von Pastor. 2 Bände. *Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung*, 1920.

Es hat stets etwas äußerst Anziehendes, sich mit dem geistigen Sein eines Menschen zu befassen, das vom eigenen weit entfernt steht. Janssen stellt an die psychologische Phantasie moderner Menschen ganz besonders hohe Anforderungen. Es ist unendlich schwer, seinen großen Wirklichkeitssinn und scharfen Verstand mit der handgreiflichen Religiosität zusammenzufühlen, die ihn Zeit seines Lebens beseelte. Als er im Jahre 1856, siebenundzwanzigjährig, von einer schweren Krankheit genest, schreibt er an die Eltern: „Geht doch zum Dank für meine Genesung drei Feiertage . . . im Laufe des Sommers zum Berg und hört dort eine heilige Messe. Saget aber niemand davon. So etwas muß man im Stillen tun!" (I, 70). Und als sich nach kurzer Zeit das Übel wieder einstellt, schreibt er an den Vater: „Sollte es Dir nicht möglich sein, liebster Vater, daß Du im Laufe des Winters für mich eine Wallfahrt nach Walbeck oder Boxmeer machtest?" (I, 74). War Janssen tatsächlich von der unmittelbaren Wechselwirkung zwischen seiner Krankheit und der väterlichen Wallfahrt überzeugt?

Janssen besaß wie alle Strenggläubigen den



ungeheuren Vorteil des festen, unverrückbaren Standpunkts im quellenden Wechsel der Zeit. Und er ist sich von seiner frühesten Jugend bis zum Alter durchaus treu geblieben. Auf politischem Gebiete waren der Gedanke der Legitimität, der sich mit einem starken nationalen Empfinden paarte, und die katholische Kirche seine beiden Leitsterne. Sie gaben ihm in der politisch wandlungsreichen Zeit seines Lebens (1829—1891) stets den Maßstab seiner Beurteilung. So verabscheute er die Revolution von 1848 (I, 6), nannte Napoleon III. „den Banditenhäuptling an der Seine" (I, 88) und erklärte 1859: „Napoleon wird fallen; denn nur durch Verbrechen hat er sich erhoben. Das ehrliche Österreich wird auferstehen in altem und erhöhtem Glanze, wenn es jetzt auch unterliegen sollte" (I, 91). Er steht 1866 auf Seiten Österreichs und nennt Bismarck einen „Verräter". Dann aber begrüßt er den deutschen Volkskrieg 1870/71 mit der größten Begeisterung: „Nie zog ein Volk in einen gerechteren Krieg als das deutsche gegen den welschen Abenteurer, dem das leichtsinnige Franzosenvolk zujauchzt (I, 400). Und: „Auch das Bürgerblut von 1866 ist durch den gemeinsamen Patriotismus und die trotzmutige Tapferkeit aller deutschen Stämme gesühnt" (I, 401). Mit Bismarck hat er sich freilich nie befreunden können. Schon mit dem Ende des deutsch-französischen Krieges war er nicht einverstanden (I, 409). Aber der offene Gegensatz bricht erst hervor, als der Kulturkampf einsetzt. Da schreibt er in seinem Fanatismus 1873 die Worte: „Im neuen Deutschen Reiche gilt fast nichts mehr als Jude und Pickelhaube — alle geistigen Kräfte sind erlahmt", und Ende 1874 glaubt er als Beruf des „großen Staatsmannes" zu erkennen: „den Protestantismus als Häresie zu stürzen und den Liberalismus um allen Einfluß zu bringen" (II, 16). Mit der „großen Wendung" des Jahres 1879 ist er gar nicht einverstanden. „Ein Versumpfen des ‚Kulturkampfes' durch Nachgeben von seiten der Berliner Hochmögenden bloß in den schlimmsten Dingen und durch diesfallsiges Nachgeben und Ausgleichen von seiten der Katholiken wäre, glaube ich, das Schlimmste, was uns treffen könnte" (II, 94). Ja durch den Kampfeseifer dieser Jahre hat sicher auch der sonst lautere Charakter Janssens und seine „Deutsche Geschichte", welche er unter dem Eindruck dieser Kämpfe schrieb, gelitten. Es berührt peinlich, wenn er 1882, 2. Juli, erklärt, daß er in seinem Werk ängstlich bemüht gewesen sei, „jeden Ausdruck persönlichen Urteils zu vermeiden, der die Überzeugung von Protestanten verletzen könnte", wenn er sogar die Tendenz seines Buches leugnet, „der seit Jahrhunderten systematisch betriebenen Schönfärberei der Reformation durch lutherische Forscher den Todesstoß zu versetzen" (II, 138) — und doch kurze Zeit vorher (1882, 6. März) von den „Wut-, Sauf- und Fluchgesellen", der „Spitzbubengalerie des 16. Jahrhunderts", wie sie die protestantische Geschichte in jener Zeit darstelle, spricht und Gott um Kraft und Gnade bittet, „den Bankrott des bisher so blühenden Geschäfts der traditionellen Geschichtslügen zu beschleunigen" (II, 130—131). Daß Janssen ein ebenso erklärter Feind des Sozialismus wie des Liberalismus war, bedarf keiner Erklärung. Aber die seit den 80er Jahren emporkommende neue politische Bewegung wird in den Briefen nur einmal berühet. 1887 heißt es: „Allem Anschein nach bekommen wir einen neuen ‚Kulturkampf', diesmal von *unten*. Die Hetzer sind allerorts gegen uns am Werke und gewinnen im protestantischen, irregeführten Volk mehr Boden, als man noch im vorigen Jahr hätte erwarten sollen" (II, 226).

Freilich die Briefsammlung ist nicht vollständig. Der Herausgeber nennt zwar als Grund der Nichtveröffentlichung von Briefen nur die Rücksicht auf noch lebende Adressaten und Personen, deren in den Briefen Erwähnung getan wird. Es müssen aber auch noch andere Gesichtspunkte mitgewirkt haben. So ist es zum mindesten außerordentlich auffällig, daß für den Krieg von 1866, dessen Beginn Janssen mit so großer innerer Anteilnahme begleitete, die briefliche Überlieferung vom 1. Juli bis Oktober 1866 vollkommen aussetzt. So wird man auch nach dieser Publikation zu einem abschließenden Urteil über Janssens Persönlichkeit noch nicht gelangen können.

Eine Tatsache aus dem Geistesleben unseres Volkes im 19. Jahrhundert führt uns aber auch diese Sammlung wieder mit großer Deutlichkeit vor Augen: die ungeheure Vielgestaltigkeit der sich gegenseitig nahezu ausschließenden Strebungen, die es erfüllte. Neben dem Altpreußentum steht der Sozialismus, neben dem Liberalismus der Ultramontanismus, der auf historischem Gebiete in Janssen ganz zweifellos den begabtesten Vertreter gefunden hat — von den verschiedenen Partikularismen ganz zu schweigen. Es ist in den letzten Jahren des Kaiserreichs, als wir im vollen Besitze der Macht und *äußeren* Organisation unseres Reiches uns befanden, von sozialwissenschaftlicher Seite mitunter die Behauptung aufgestellt worden, daß das Reich hätte kommen müssen auch ohne Bismarck, daß alles zur Einheit zusammenstrebte. Aber heute, da die Macht gebrochen und die äußere Organisation nur mühsam aufrechterhalten wird, erkennen wir, was für *heterogene* Strömungen damals in ein Haus zusammen*gezwungen* wurden. Es ist — wir müssen uns das ganz deutlich machen — die schwere Unterlassungssünde des Geschlechts von 1870 bis 1914, daß es die Verschmelzung nur rein äußerlich, wirtschaftlich, „mechanistisch" suchte und an den ungeheuren kulturpolitischen Aufgaben, die ihm mit der Reichsschöpfung gestellt, leichtsinnig vorbeiging. Wir sind in diesem Kriege an dem *Materialismus* nicht nur in dem

Sinne gescheitert, daß sich schließlich die Spannung zwischen dem Frontgeist oder dem Geist vom 4. August 1914 und dem Heimat- oder Schiebergeist bis zur Unerträglichkeit verschärfte, sondern in der viel tieferen Bedeutung, daß das deutsche Kulturleben nach 1870 Einheitliches und Großartiges nur auf technischem, industriellem Gebiete vollbrachte, die für die Zukunft und Krisenzeiten aber viel wichtigere Aufgabe der inneren, geistigen Verschmelzung unseres Volkes nahezu völlig übersah. Wir erleben heute die furchtbaren Folgen dieses Vergehens und sind in geistiger Anarchie versunken. Ob wir diesen Zustand zu überwinden vermögen und ob uns die große Aufgabe der Schaffung des neuen, einheitlichen, deutschen Menschen gelingt, daran wird sich entscheiden, ob der Weltkrieg nur eine vorübergehende Krisis, oder der Beginn des Unterganges unseres Volkes und des deutschen Geistes ist. *Fritz Kaphahn.*

Georg Kaiser, Der gerettete Alkibiades. Stück in drei Teilen. *Potsdam, Gustav Kiepenheuer.* 110 S. 8 M., geb. 11 M. Luxusband 200 M.

Schon bei früheren Werken Georg Kaisers hat man Vorbilder und Anreger genannt: Wedekind und Sternheim, Ibsen, auch Maeterlinck. Aber nirgends war der Anlaß zum Werk und seiner besonderen Form deutlicher als im „Geretteten Alkibiades". Kaiser hat selbst auf ihn hingewiesen, als er im „Jungen Deutschland" mit „festem Finger" auf Platon zeigte. „Hier ist Aufruf und Verheißung von allem Anfang schon geschehen," sagte er dort in seiner vertrackten Hirnsprache. „Das Gebiet weitet sich in grenzenlosen Bezirk. Da befriedigt Schauspiel tiefere Begierde: ins Denk-Spiel sind wir eingezogen und bereits erzogen aus karger Schau-Lust zu glückvoller Denk-Lust." Ach, es gibt nichts kargeres als diesen „Geretteten Alkibiades", nichts glückloseres, als diese großen leeren Worte der Kaiserschen Griechen zu hören. Denk-Lust? Aber dazu müßten wohl in dem Drama Gedanken sein. Man findet nur den einen Grundgedanken: Sokrates, der bucklige Hermenmacher und schlechte Soldat, tritt sich beim Rückzug aus der Schlacht im Kakteenfeld einen Dorn ein, so daß er liegen bleibt. Er wehrt, wild um sich schlagend, die nachdrängenden Feinde ab, die sich täuschen lassen. So rettet er den Alkibiades, der hinter ihm steht, so rettet er Griechenland. Als aber Alkibiades eines Tages gegen die Hermen frevelt und entflieht — wen trifft das Urteil? Den Sokrates. Denn er hat ja den Alkibiades gerettet, also ist er schuldig an der Schändung der Heiligtümer, also wird er zum Tode verurteilt. Dies ist ein ausgeklügelter Stoff, geschaffen für den Intellekt Georg Kaisers. Aber seine oft erprobte Kraft stark dramatischer Gestaltung versagt hier völlig. Er hat Platon gelesen, „Platons Drama", wie er mit einer schon bedenklichen Verwirrung der Begriffe Drama und Dialog sagt. „Hier stachelt Rede Widerrede — neue Funde reizt jeder Satz — das Ja übersteigt sein Nein zu vollerem Ja — die Steigerung ist von maßlosem Schwung — und auf den Schlüssen bläht sich geformter Geist wie die Hände Gottes über seiner Weltschöpfung". So hat Kaiser Platon gelesen. Er hat, scheint's, große Gesten gesehen, aber nicht bewußt wurde ihm der Kern jener unsterblichen Dialoge: ein großer Mensch, stark fühlend, klar denkend, spendet aus der Fülle seines Herzens, seines Geistes. Aber ein großer Mensch, ein Dichter spricht nicht aus Kaisers Drama. Sondern ein mühsamer Worteflicker, ein armer Möchtegern, ein Theatraliker, der von Versuch zu Versuch jagend, sich verrennt und lange bemäntelte Ohnmacht jäh entblößt. Mich haben „Die Bürger von Calais" erschüttert, ich bin, schon widerstrebend, „Von Morgens bis Mitternacht" mit dem Dichter durch alle Ekstasen gerast, immer noch glaubend und hoffend, daß hier äußere Kälte nur höchste Beherrschung heißester Glut sei. War das alles Irrtum? Man beginnt an diesem ewigen Proteus zu zweifeln und das Spiel seiner Verwandlungen weckt nicht mehr Teilnahme, es ist kein Mensch hinter den Masken, seine Künste sind nicht Kunst. F. M.

Gottfried Keller, Digte, oversatte af Carl V. Østergaard. *Kr. Kongstads Forlag, Hillerød,* 1920. 55 (62) Seiten. 4°.

Herr Kristian Kongstad, der in den letztverflossenen Jahren die Buchkunstfreunde durch mancherlei Proben seiner Meisterschaft in der Buchgestaltung erfreute, zeigt auch in dem neuesten Druck seiner Presse wieder, daß die Gabe des Geschmackes neben dem guten Handwerk für den Buchkünstler weit wichtiger ist als das Programm oder die Theorie. Alles an dem kleinen vornehmen Werk ist erfreulich, seine Absicht ebenso wie seine Ausführung. Ein Buchdruck, der durch Haushalten mit einfachen Mitteln zu schönen Wirkungen kommt, ein Buchschmuck, der sinngemäß typographisch ist, ohne allen weiteren Ehrgeiz. Dadurch, daß die Kongstadschen Musterdrucke ganz und gar die Arbeit ihres Herstellers sind, daß dieser allein den Entwurf eines Buches verwirklicht, selbst setzt und druckt, selbst die Holzschnitte zeichnet und schneidet, bekommen sie bei aller ihrer Schlichtheit ein Ebenmaß, um das sie so mancher Prachtdruck trotz allen seines Aufwandes beneiden muß. Das Bildnis Gottfried Kellers, das das Buch schmückt, ist dem Böcklinschen Porträt von 1889 nachgezeichnet worden und der knorrig kräftige Kopf hat in seiner einfachen Holzschnittwiedergabe seine frische Ursprünglichkeit nicht verloren. Auswahl und Übertragung der Gedichte scheinen wohlgelungen zu sein. Darüber kann der dänische Leser besser als der deutsche urteilen. Wohl aber



darf auch der deutsche Verehrer des Dichters es gern begrüßen, daß die Dichtungen auch in ihrem fremden Sprachgewande mit solch anmutigem Buchanstande für sich werben. G. A. E. B.

Lenore Kühn, Das Buch Eros. Studien zur Liebesgeschichte von Seele, Welt, Gott. *Jena, Eug. Diederichs*, 1920. 94 Seiten. Brosch. 4,50 M.

Auch die einfachsten Menschen kennen jene mächtige Gefühlswelle, die über einen kommt, und wissen, wie dann ein asexuelles, wohl aber erotisches sehnsuchtsstarkes Hindrängen zum Mitmenschen, ein Sich-vermischen-wollen entsteht, das eine Steigerung und Erhöhung des eigenen Lebensgefühls und des seelischen Wertes mit sich bringt. Dieses erotische Gefühl, Eros selbst, findet Stillung, Erlösung, Befreiung, Opferung bis zur Selbstvernichtung in Musik, ebenso wie in der Freundschaft, in der Liebe nicht weniger als in Religion, in der Philosophie wie in der Kunst. Das kleine Büchlein von Lenore Kühn möchte den Menschen zu einem bißchen Selbstbesinnung führen und zwingen; den Menschen, auf dem die Realitäten des Lebens lasten, so daß Eros in ihm keinen Altar erhält, nachdenklich stimmen und hellhörig machen, damit er einmal die Quellen rinnen hört, aus denen allein der Mensch sich Kraft zur Heranbildung einer „vollstimmigen Persönlichkeit" holen kann. Nicht die Äußerlichen, Unbewußten bringen die Welt vorwärts oder fördern die seelische Haltung; nur den Bewußten, Innerlichen, Besinnlichen gelingt es. Dem kleinen Führerbändchen muß in diesem Sinne etwas Didaktisches anhaften, und manches klingt nach platter Binsenwahrheit; anderes wieder ist fein pointiert und gut gegenübergestellt; einzelne Definitionen sind so, daß man wenigstens *auch* so, wenngleich nicht *nur* so formulieren könnte. Diese Frau geht auf ihr Ziel los, ohne sich viel darum zu kümmern, ob andere schon ähnliches gesagt haben. Es ist ihr fühlbar ernst, dazu zu helfen, damit „Eros die Seelen weitet, daß sie ihr letztes Ausmaß erreichen".

Hans Knudsen.

Selma Lagerlöf, Das heilige Leben. Roman. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Pauline Klaiber-Gottschau. *München, Albert Langen*, 1919. 355 S. Geb. 10,80 M.

Man konnte das innere Thema dieses Romans vorhersagen: ein gewaltiges Ringen mit dem Krieg würde er sein. Während in Rußland zuerst und dann in Deutchland und Österreich das Volk seine tätliche Auseinandersetzung mit dem Antichrist des Massenmordes vollzog, während in England und Amerika die Männer, denen man die Strenge ihres Gewissens zu einem Spottnamen gemacht hat, sich ins Gefängnis werfen ließen und ihr Leben lieber zerbrochen sahen, als durch Untreue am Glauben entweiht, wußten wir, daß die schwedische Dichterin in ihrer Abgeschiedenheit von den Gewaltsamkeiten des Krieges ebenfalls diesen Kampf mit der Härte und Starrheit des Feindseligen durchfechten mußte, den Kampf aller derer, die das Leben der Seele gegen die äußeren Gewalten gewinnen wollen, derer die Hingabe und Lösung als das Gute wahrer Menschlichkeit erkannt haben und deshalb eben Härte und Starrheit überwinden müssen — überwinden im Sinne des Jakobsringens: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Aber auch den besten Freunden der Dichterin wird die Wahl ihres Hauptmotivs überraschend gekommen sein. Sven Elversson ist als Matrose auf eine Nordpolfahrt gegangen, deren Teilnehmer sich in schwerster Lebensgefahr fanden; den Heimkehrenden geht das Gerücht voraus, daß sie sich, im Hungertyphus, von der Leiche eines toten Kameraden genährt haben. Sie sind nun, während vor kurzem Geläut und Fahnen ihren Einzug in der Heimat hätten grüßen sollen, Ausgestoßene. So auch Sven. Seine Pflegeeltern in England schließen ihm die Tür, er kommt zu den Eltern, armen schwedischen Fischersleuten, zurück. Der Vater und die Mutter kommen, jedes auf seine Art, darüber hinweg; aber die anderen nicht. Den Pfarrer zwingt es in der Kirche, daß er gegen seinen Vorsatz darüber redet und die Tat straft. Nicht nur die Rohen im Volk, die sich immer so ein Opfer suchen, die geborenen Ketzerrichter und Pogromleute, auch die Menschen guten Willens und klaren Verstandes packt und schüttelt es plötzlich, daß sie ihn von sich stoßen müssen. Die Kinder, denen er, der beste Baumeister weit und breit, ein schönes, gesundes Schulhaus gebaut hat, zeugen gegen ihn; wo die Alten des Gemeinderats sich um des Vorteils und der guten Arbeit willen mit dem Auftrag an den Verfemten abgefunden hatten, kommt nun das Gerede der Kinderstuben in den jungen unschuldigen Seelen zum Vorschein, und zuletzt stecken sie das Schulhaus, das ihnen unrein scheint, in Brand. Sven Elversson läßt sich nicht verbittern; er fühlt, daß er büßen muß, und Büßen ist ihm einfach gleichbedeutend mit Gutes tun, ohne auf Dank zu rechnen. Darin ist er ein echter Sohn der Lagerlöf; so sind ihre Lieblingsgeschöpfe. So kommt Sven Elversson zu seiner Liebe für Sigrun Rhånge; so kommt er zu seinem Ehegelöbnis an Julia Lamprecht, die Tochter des „Schlechtesten der Schlechten". (Hier ist für den deutschen Leser der Vergleich mit Christian Wahnschaffe sehr lehrreich. Sven Elversson ist viel unbewußter als Christian Wahnschaffe und handelt viel richtiger und wahrhaftiger.) So kommt Sven Elversson auch zuletzt zu seiner Entsühnung — nicht zu der unwichtigen äußeren, daß sich herausstellt, er habe gar nicht an jenem furchtbaren Mahl des Hungers teilgenommen, sondern zu der inneren Entsühnung eines ganz neuen Ver-



hältnisses der Menschen zu ihm und seiner angeblichen Tat. Und so kommt auch zuletzt die Dichtung dieses Romans zu dem, was unter ihrer Oberfläche schon lange gewühlt und gewirkt hat, zur Auseinandersetzung mit dem Krieg. Die schwedischen Fischer fahren hinaus und kommen in die See der Toten vom Skagerrak. Sven Elversson ist dabei, als sie die Leichen bergen, um sie in Ehren zu begraben; er wagt sein Leben dabei. Nun sieht das Fischervolk, daß es Schlimmeres gibt als das Verbrechen gegen die Heiligkeit des Todes, und der Pfarrer, für dessen Seele Sven ein Bringer des wahren Lichts geworden ist, kann seine Predigt von der Heiligkeit des Lebens halten: „Laßt mich jetzt davon ausgehen, daß während dieser Jahre das Leben so heilig und kostbar geworden ist wie nie vorher, und seine Heiligkeit nimmt mit jedem weiteren Tag dieser unseligen Zeit zu. Deshalb fangen wir auch an, uns mit größerer Liebe denen zuzuwenden, die die wahren Diener des Lebens sind, die es hoch und heilig halten und den Lebenden Beistand leisten. Da ich jetzt hier in Applum viele Menschen habe sagen hören, sie bereuten es, daß sie Sven Elversson mit Verachtung behandelt hätten, so kommt das wohl daher, weil sie die Bedeutung und Heiligkeit des Lebens zu erfassen anfangen. Sie verstehen, welch ein gutes Werk es ist, verwahrloste Kinder und Landstreicher zu retten, verstehen, daß das Leben größer ist als der Tod."

M. B.

Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. XVII. Jahrgang 1919/1920. Herausgeber: Prof. Dr. Max Ettlinger. *Kempten und München, Jos. Kösel.* 1,50 M.

Die altbewährte Übersicht der Jahresliteratur steht mit festem und maßvollem Urteil auf dem Boden der Weltanschauung, zu der ihr Titel sich bekennt. Wer hier von Befangenheit redet, begeht insofern ein Unrecht, als auch die scheinbar objektive, relativistische Wertung keineswegs den subjektiven Bestandteil jeder Kritik auszumerzen vermag, während das im Gemeingefühl einer großen religiösen Überzeugung begründete Bejahen und Verneinen mindestens die Bestimmtheit der Voraussetzung und damit die leichtere Erkennbarkeit der Fehlerquelle voraus hat. Wir brauchen nicht zu sagen, daß unser Standpunkt ein anderer ist; aber in dem Kampf gegen den Schund in Ganzleder oder grellem Bilderumschlag, gegen überstiegenes Ästhetentum, Dilettantismus und Anbeter neuester Kunstmoden treffen wir mit den durchwegs kenntnisreichen und formgewandten Mitarbeitern dieses Jahresberichts recht häufig zusammen. So können wir unbedenklich auch unsern Lesern empfehlen, sich hier beraten zu lassen; z. B. von Achtermann über die Neuheiten zur älteren deutschen Literatur und Literaturgeschichte, von einem so gründlichen und feinen Ästhetiker wie Christoph Flaskamp über neue Lyrik und Epik, von dem keineswegs engherzigen Pfarrer Mumbauer über ihre philosophischen Schriften der jüngsten Zeit. Die sorgsamen Verzeichnisse mit Verlegern und Preisen erhöhen die Brauchbarkeit des billigen Buches.

G. W.

Karl Leopold Mayer, Die Wolken. Gedichte. *Berlin, Egon Fleischel & Co.*, 1919. 106 Seiten. Brosch. 4 Mark.

In wohlüberlegter Steigerung schichtet der ordnende Kunstverstand K. L. Mayers anfangs zarte Cirruswölkchen über uns zusammen, um, im Ausklang, aus grauen, massigen, dickgeballten Nimbuswolken Gewitter und Blitze herniederzuziehen. Er findet selbst das rechte Wort für seine Verse, wenn er in den „Terzinen der Enttäuschung" seine „Begrenzung" ausdrückt:

Ich bin kein schellenlauter Frohgesell,
mein Sang schwebt auf aus braunen Dämmerungen
und ist wie Hohn, der sich zerfleischt, so gell.

Ich bin nicht von den Kühnen und den Jungen,
der Besen Zeit hat allzu gut gefegt —
Wenn mir auch nie Vollendetes gelungen —

Was ich euch sang: es hat euch doch bewegt!

In wechselnder Form: Ode, Terzine, kurzes Lied, freier Rhythmus — wird immer wieder deutlich, daß sich hier ein besinnlicher, nachdenklicher Mensch mit sich und der Welt, ringend, auseinandersetzt. Schon die ersten feinen und schwebenden Verse deuten auf diesen Grundton, der dann besonders eindringlich aufklingt, wenn die lastende Schwere und Not der Zeit seine Seele bedrängt; und wirkt ohnehin die natürliche Empfindungskraft in dem Buche wohltuend, so ganz besonders die Art, mit der Mayer die Gewaltigkeit der Zeit einzufangen, zu verstehen, zu gestalten versucht in der schlichten Erkenntnis:

Das Zeugende, Neue, ihr Freunde, ist jung und ist ewig
wie des Bergwalds hingeschleuderter Schwung.
Denket, in Wehen gebären Mütter und viele sterben,
doch der Kinder Wange ist rosig, angehaucht von der schenkenden Sonne . . .

Er fühlt die Verantwortung, die der Überlegene, besonnen Gebliebene hat und möchte das Handeln darauf eingestellt sehen.

Hans Knudsen.

Walter Opitz, Deutsche Geschichte werdend und wirkend. Mit 18 Kartenskizzen. *Leipzig, R. Voigtländers Verlag*, 1919.

Der Verlag von R. Voigtländer hat Herrn Professor Walter Opitz gebeten, „eine Deutsche Geschichte auf nur 200 Druckseiten" zu verfassen.



So ist eine Darstellung der deutschen Vergangenheit entstanden, die den Charakter der durch fremden Antrieb hervorgerufenen Arbeit nicht ganz überwunden hat. Es fehlt dem Werke das Persönliche, das Gepräge, dem man die Hand des Bildners anmerkt. Dies aber gehört dazu, wenn ein „Volksbuch" entstehen soll, wie es sich Walter Opitz gedacht hat. Denn das Herz seines Volkes gewinnt nicht ein Buch, an dessen wohlmeinender Sachlichkeit niemand zweifelt, das schön geordnet, und dessen Sprache nichts als leichtverständlich und sauber ist (wiewohl dieser Vorzug durchaus gewürdigt werden soll) — sondern ein rechtes Volksbuch muß inwendig voller Leben sein, muß Ehrfurcht vor den Tatsachen zu vereinbaren wissen mit Temperament und Eigengeist. Dies ist aber dieser neuen deutschen Geschichte nicht geglückt. Der Verfasser glaubt den Gefahren des Lehrbuchstiles entgegen zu sein. Wir glauben es nicht.

Darin aber hat er recht: es ist „doch eine ganze Menge Stoff darin enthalten". Und wer ein Buch braucht, in dem er das Wissenswerte der deutschen Staats- und Kulturgeschichte übersichtlich zusammenfindet, dem wird dies neue Werk gute Auskunft geben. Sollte er freilich mit dem Titel „Deutsche Geschichte werdend und wirkend" nichts Rechtes anzufangen wissen, so gehts ihm wie dem Schreiber dieser Zeilen. Dieser wenigstens könnte das „werdend und wirkend" ohne Schaden der Klarheit ganz gut vermissen. U—

Philipp Rath, Bibliotheca Schlemihliana. Ein Verzeichnis der Ausgaben und Übersetzungen des Peter Schlemihl. Nebst neun unveröffentlichten Briefen Chamissos und einer Einleitung. (Bibliographien und Studien, herausgegeben von Martin Breslauer 1). *Berlin, Martin Breslauer*, 1919. 4°. 96 Seiten. Vorzugsausgabe auf Bütten (40 Stück) 100 M., einfache Ausgabe (250 Stück) 40 M.

Ein neues, verheißungsvolles Unternehmen beginnt mit diesem schön gedruckten Buche. Es bringt auf Grund sorgsamster Forschung Ordnung in die nicht ganz einfache Druckgeschichte des unsterblichen Schlemihls, gibt eine, freilich nicht vollständige Übersicht der deutschen und ausländischen Ausgaben und, unterstützt von guten Nachbildungen, eine besonders willkommene Geschichte der Illustrationen, zu denen neben Meistern wie Cruikshank, Adolf Schrödter, Menzel und Burne-Jones auch zahlreiche andere Künstler beigetragen haben. Angaben und Urteile erweisen sich überall als wohl erwogen; nur die Leistung von Emil Preetorius möchte ich höher einschätzen als der Verfasser. Zur Ergänzung wäre noch ein Hinweis auf die Handschriften erwünscht gewesen; doch hätte Rath freilich von der jüngst aufgetauchten keine Kunde geben können, da seine Schrift schon 1914 abgeschlossen war. G. W.

Knud Rasmussen, Ultima Thule. Grönländische Reiseerlebnisse. Mit zahlreichen Bildern nach Originalaufnahmen während der Reise und einem Bild des Verfassers. Deutsch von Julia Koppel. *Berlin, Morawe & Scheffelt*, o. J. (1920). In Halbleinen 15 M.

Im Sommer 1912 hat der bekannte Forschungsreisende Rasmussen das nördlichste Grönland durchquert, begleitet von drei Eskimos und unterstützt von 53 Hunden, die allmählich auf 13 zusammenschmolzen. Als wertvolles geographisches Ergebnis wurde die Erkenntnis gewonnen, daß die angebliche Insel Peary-Land von Grönland nicht durch einen Kanal getrennt ist, wie Peary angenommen hatte. Von den Erlebnissen dieser Fahrt erzählt Rasmussens Tagebuch in wahrhaft homerischer, einfältiger Größe. Der Leser erlebt die Entbehrungen und Mühen der Reisenden von Tag zu Tag mit: die Überwindung der Gletscher des Inlandeises, den gefahrvollen Abstieg zur Küste und das ebenso schwierige erneute Gewinnen der Höhe zu Beginn der Rückreise, die unablässigen Sorgen um die nötige Nahrung für die Menschen und mehr noch für die wunderbar ausdauernden, klugen und genügsamen Hunde, die aufregenden Jagden auf Seehunde und Moschusochsen. Aber noch stärker fesseln uns die Naturbilder von erhabener Fruchtbarkeit und berauschender Schönheit, wie nur der arktische Sommer sie darbietet. Alles das weiß Rasmussen mit eindringlicher, den Stempel der Wahrheit tragenden Schilderung in knappster Form zu geben, mit jenem Unterton heldenhafter Größe, der dieses Buch den gewaltigen Epen der nordischen Vorzeit, der Edden und der Kudrun verwandt erscheinen läßt. Die (nicht gerade zahlreichen) Bilder und die Kartenskizze unterstützen die Vorstellungskraft des Lesers; sie würden dies noch besser vermögen, wäre ein feinerer Raster für die Wiedergabe gewählt worden. Die Übersetzerin Julia Koppel zeigt sich ihrer Aufgabe durchaus gewachsen. G. W.

Klaus Richter, Schrecken. Novellen und Federzeichnungen. *Berlin, Erich Reiß.*

Die vier Novellen entbehren der Wahrscheinlichkeit, der konsequenten Charakteristik, der feineren Stimmungswerte; sie gehören in das Fach jener Unterhaltungsschriftstellerei, die dem Leser die erwünschten Sensationen darzubieten sucht. Ebenso können die zahlreichen Bilder keinen höheren Ansprüchen genügen, weil sie mit nur allzumerkbar entlehnten Mitteln (Meid, Kubin) eine gefährliche Routine vortäuschen. Und doch leuchten durch die dicke Schicht unkünstlerischer und unpersönlicher Absichten Funken des zwiefachen Talents, sicher erkennbar, wo nicht der Einfluß der Vorbilder und das Sehnen nach dem Publikumserfolg die Flamme erstickte. Die Gefahr droht nahe genug, um so mehr ist es Pflicht wohl-

wollender Kritik, den gewiß noch recht jugendlichen Autor zur Selbstbesinnung und zum redlichen Aufwärtsstreben zu mahnen. Der Band ist prächtig auf bestes Friedenspapier gedruckt und in Halbpergament gebunden. G. W.

Ruth Margarete Roellig, Traumfahrt. Eine Geschichte aus Finnland. *Eisleben, Iso Verlag Walter Probst.*

Ein deutscher Architekt besucht einen Studiengenossen, der als Arzt in einem kleinen finnländischen Landstädtchen lebt, und wird ganz bezaubert von der herben, traumhaften Schönheit des Landes der tausend Seen. Die Seele dieses Landes verkörpert sich ihm in der Gattin des Freundes; das Herbe, Unerschlossene an ihr zieht ihn mächtig an, und umgekehrt ist sie gefesselt von seiner frischen, offenen Art; er läßt Saiten in ihrer Seele erklingen, die bisher immer geschwiegen haben. Die Geschichte dieses halb unbewußten Einandersuchens und -findens wird schlicht und anspruchslos erzählt; die Verfasserin kennt nicht nur die finnische Landschaft, sie fühlt sie auch, ebenso wie sie die innige Einheit der Landschaft und der Menschen fühlt. Dieser Stärke und Echtheit des Empfindens ist die Kunst der Darstellung freilich nicht ebenbürtig; der Stil zeigt wenig Eigenart und ist oft konventionell, die Schlußszene, in der sich Naimi während einer Feuersbrunst dem Gast hingibt, recht unglücklich erfunden. Aber aus dem ganzen Büchlein spricht zwar kein großes dichterisches Talent, doch ein warm empfindender Mensch, den man gern haben muß.

Arthur Luther.

Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch 1920. Herausgegeben von Dr. Ernst Sauermann, Direktor des Kunstgewerbe-Museums der Stadt Flensburg. *Hamburg, Paul Hartung.*

Der schön gezeichnete Umschlag trägt den Titel „Kunstkalender", und unter dieser Bezeichnung lebt das Jahrbuch in erfreulicher Entwicklung seit 1911 unter demselben Herausgeber und ausgestattet von dem einen Künstler Joh. Holtz, so daß die bisher erschienenen neun Bände — der Krieg machte einen Doppelband nötig — innerlich und äußerlich einheitlich durchgebildet sind. Brachte schon der erste Band Wiedergaben von Kunstwerken von Asmus Jakob Carstens bis zu Christian Rohlfs und Emil Nolde, so boten die spätesten alte und neue Kunst, fügten Literatur, Musik und Volksleben hinzu. Reichtum und Vielseitigkeit sind allen Jahrgängen nachzurühmen. Der neue Band aber übertrifft seine Vorgänger um das Doppelte an Umfang, inhaltlich beschränkt er sich auf ein Gebiet, Nordschleswig, das jetzt durch den Versailler Frieden vom übrigen Schleswig-Holstein, zu dem es seit Urzeiten gehört, getrennt werden soll. Alle Liebe zur Heimat hat sich zusammengetan, um diesen ach so wenig gekannten Teil Deutschlands zu schildern und zu werten, manch bitter-wahres Wort wird dabei gesagt und manch dankbares Rühmen wirkt dabei trotz aller Trauer leise versöhnend. Dem Grundcharakter des Kalenders entsprechend wird die geistige Seite eindringlich und erschöpfend behandelt, Nordschleswigs Dichter und Denker, Frömmigkeit und bildende Kunst, vorgeschichtliche Denkmäler und das Landschaftsbild. Zwei Kunstdenkmäler werden in besonderer Würdigung vorgeführt, bei denen sich die preußische Kunstpflege vorbildlich betätigt hat, Lügumkloster und die Wandmalereien von August Wilckens in der Kirche zu Starup, auch in der schwarzweißen Wiedergabe von starker Wirkung. Neben die Kunst tritt aber in diesem Bande des Abschieds auch das geschichtliche, politische und wirtschaftliche Leben, das geschichtliche und nationale Recht in Nordschleswig und die Lösung der nordschleswigschen Frage werden behandelt und die deutsche Arbeit von 1864 bis 1919 von verschiedenen Seiten beleuchtet. Besonders mag noch hingewiesen werden auf den „Schleswig-Holsteinischen Kaland, Bund für Heimatpflege", der eine Vereinigung aller kulturellen Kräfte des Landes bedeutet. Geographische Lage und Geschichte geben dem Volksstamm die Aufgabe, deutsche Kulturbewegungen nordwärts zu tragen und wichtige Anregungen aus dem Leben der nordgermanischen Völker südwärts zu leiten. Die jetzige Grenzverschiebung bedeutet durch die Art der Abstimmung eine Vergewaltigung, die Grenzfrage wird werden zu einer Frage der obsiegenden Kultur. — Begreiflich, daß dieser neue Jahrgang in Schleswig-Holstein sehr viel gekauft wird, er gehört aber auch ins übrige Deutschland, das nicht einmal weiß, was es verliert. Dort oben wacht ein starkes Volks- und Stammesbewußtsein, wie einst in den Zeiten dänischer Bedrückung:

Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank!

H. S.

Carl Ludwig Schleich, Gedankenmacht und Hysterie. *Ernst Rowohlt, Berlin,* 1920. 78 Seiten.

Diese neueste Arbeit *Schleichs*, des durch seine Forschung über örtliche Betäubung (1894) bekannten Kollegen, wurde der Öffentlichkeit zuerst in Form eines am 15. Januar gehaltenen Vortrages bekannt. *Schleich* legt also offenbar Wert darauf, festzustellen, daß es etwas Neues oder Eigenartiges ist, was er zu sagen hat. Nach ihm (S. 63) ist „die Hysterie nicht eine Erkrankung des Nervensystems an sich (eine molekulare Übererregbarkeit des Nervensystems), sie ist auch keine durch innere Sekretion der Leibdrüsen erzeugte, meist anfalls-

weise auftretende Selbstvergiftung (Autointoxikation) des Organismus, sondern sie ist eine Perversion der Phantasietätigkeit." *Schleich* will mit Recht den Namen „Hysterie" abschaffen und dafür „Phantasiasis" setzen und ihr zwei Unterbezeichnungen geben: „Phantiasis functionalis" oder „formativa plastica". Mit diesen beiden Begriffen glaubt *Schleich* allen Symptomen „zu Leibe gehen zu können." — Es ist lebhaft zu bedauern, daß ein Mann von *Schleichs* Bedeutung Endergebnisse seiner Forschung nicht zuerst in wissenschaftlicher Form darbietet. Dann ist es immer noch an der Zeit, sie volkstümlich darzustellen. Die von *Schleich* herangezogenen Vergleiche mögen — und das zeigt der Erfolg seiner Bücher — Tausenden angenehm und sympathisch sein, ich fürchte aber, daß sie viel Halbbildung erzeugen. *Erich Ebstein.*

Fritz Schwiefert, Hans von Huttens Buße, Tragödie. *Berlin, Oesterheld & Co.,* 1919. 60 S.

Was der Stoff aus der Württembergischen Geschichte des Jahres 1515 bot, ist eine einfache Ehebruchs-Angelegenheft: Herzog Ulrich betrügt seinen Stallmeister Hans von Hutten mit dessen Frau Ursula. Es ist derselbe Moment, den Hermann Burte in seinem Versdrama „Herzog Utz" behandelt hat. Aber nicht nur die Burte wesentliche, im höheren Sinne politische Orientierung scheidet die beiden Werke ganz voneinander; Haltung, Art, Rhythmus, Wollen ist beiden so verschieden, daß man geradezu sagen kann, sie haben nichts mehr gemeinsam als den Stoff, ihre Kreise berühren sich überhaupt nicht, geschweige denn, daß sie sich schneiden. Das ist vielleicht schon ein Unterschied der Generation. Schwiefert ist der seinigen ganz aufs engste verbunden. Schon die äußere Technik zeigt es: keine Akteinteilung, nur eine Reihe von „Bildern". Diese Benennung vermeidet Schwiefert, wohl bewußt, und es ist bei ihm auch etwas anderes. Denn es kommt ihm nicht auf die Aneinanderreihung von Situationen an, durch die ein Gesamtüberblick über das Geschehen geboten würde, sondern bei ihm wird die Dichtung, wie heute bei vielen, dramatische Ballade. Der Sinn seines Dramas ist doch wohl der: die innersten Regungen bloßzulegen, die in den Seelen zweier Menschen wach werden und wachsen, wenn sie zueinander gehören und doch gebunden sind; das Begehren und Ablehnen, die Gewalt der Sinne des überlegenen Mannes, mit der er, ohne Brutalitäten, Sieger wird und über den Freund hinweggeht, dem er noch eben das heiße Verlangen mit der Forderung nach Schwertbuße gestand. Nirgends kann diese Technik mehr am Platze sein als hier, wo bei kurzem Aufleuchten stimmungsbelastete Augenblicke menschliches Schicksal in Zuspitzung und Ballung eindringlich deutlich machen sollen. Warum aber dann: Hans von Huttens *Buße,* wenn es um das eigentlich Unaussprechbare zwischen den beiden andern geht? Dies ist seine, Buße heischende, Schuld: obwohl ein Mann, der seinem Weibe mit Innigkeit, Respekt, Tiefe, Reinheit und Stärke der Empfindung naht, fehlt ihm, um den ganzen Anspruch an sein Weib zu haben, die große, leidenschaftlich werbende Kraft, wie Ursula sie ersehnt, wie Utz sie hat; jenes Hingegebensein und jene elementare Sinnlichkeit, schließlich: die letzte Männlichkeit, von der die großen Augenblicke des Gefühls höchster Lebenssteigerung ausgehen können. Darum war Ursula ein Opfertier, war Hans von Hutten ein Betrüger, der eine Ehe log, darum zermalmt ihn die Schuld der beiden, weil er selbst sie tragen muß; und er muß in den selbstgewählten Tod. Schwiefert erringt mit diesem sehr ernsten Erstling sogleich eine bemerkenswerte Höhe. Sie liegt, wie ich andeutete, in einer durchdachten Form, einer künstlerischen Architektur des Dramas, sie liegt weiter und in erster Linie in der Konzeption und einer spürbar echten, durchbluteten, dichterisch reifen Sprache. *Hans Knudsen.*

Ewald Gerhard Seeliger, Die Macht. Zwanzig heroische Novellen. Das deutsche Dekameron. Bd. 2. *Leipzig, L. Staackmann,* 1919. 380 S.

Seeliger macht den Versuch, mit fünf bestimmten Themen, jedes in zwanzig Novellen behandelt, ein deutsches Dekameron zu schaffen. Er wird nicht mehr als die gleiche Bezeichnung dem Italiener entgegenstellen wollen. Er hat zunächst nautische Novellen („Das Meer") veröffentlicht, dem zweiten Bande mit den heroischen Novellen sollen erotische („Der Ring"), revolutionäre („Das Heil") und zuletzt einfach „bunte" („Der Strauß") folgen. Es kommt ihm darauf an, den Machtgedanken sozusagen durch die Jahrhunderte hindurch in seinen Zuspitzungen deutlich zu machen, so daß er, stofflich, von Indien über Alexanders, Hannibals Zeitalter in die Hunnenkämpfe, Wikinger-Fahrten und Kreuzzüge führt, aus den Landsknechtskämpfen in den dreißigjährigen und siebenjährigen Krieg, den russischen Feldzug Napoleons und in den Weltkrieg hinein. Da lassen sich schon Lichter aufstecken! Es ist erstaunlich, wie Seeliger immer wieder Neues erfindet. Natürlich ist nicht alles von gleichem Wert. Wenn er die Machtfrage bei den Indianern erörtert, so ist Karl May nicht sehr fern, und wenn er von der kouragierten Ulrike erzählt, die in Mannskleidern bei den Schweden im großen Kriege Dienste tut, so erinnert man sich, daß C. F. Meyer so ähnliches doch anders angefaßt hat. Andererseits sind Geschichten wie der „Fall von Wedrau", Niß Ipsen von Bombüll", „Die beiden Lieven", „Cäsar Müssigbrot, der Deserteur" ein gutes Zeichen seiner Gabe, zu fabulieren, die oft auch vergnügliche Einfälle hat. Immer aber wird das deutlich, daß der

Mensch überall beherrscht wird von der Macht in irgend einer stärkeren oder weniger brutalen Form, und es gibt nur diese Möglichkeiten: entweder der Macht zu weichen und kämpfend unterzugehen oder den Versuch zu machen, ihr heldenhaft Trotz zu bieten und dann doch dem Feind das Haupt zu zertreten. *Hans Knudsen.*

Seemannskost. Leipzig, Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei, 1919. 4°. 300 Exemplare. Geheftet 30 Mark.

Der Direktor und die Bibliothekare der Deutschen Bücherei in Leipzig haben sich vereinigt, um dem langjährigen ersten Vorsteher des Börsenvereins deutscher Buchhändler, Artur Seemann, eine literarische Gabe zu widmen, die zugleich als Sonderdruck für die Freunde der Deutschen Bücherei ausgegeben wurde. In prächtiger Ausstattung — schönstes Büttenpapier, Druck von Poeschel & Trepte, Einband von E. A. Enders — wurden fünf Aufsätze dargeboten, die samt und sonders vornehmer Einkleidung wert erscheinen. Minde-Pouet gibt neben der humorvollen Widmung einen Beitrag zum Körner-Göschenschen Verlagsunternehmen, einen Brief Körners an Göschen vom 6. Juli 1785, der auf die Pläne und die Beziehungen der beiden eng verbundenen Männer neues Licht wirft. Unser verehrter Mitarbeiter Arthur Luther berichtet sehr unterhaltend von den Beziehungen des russischen Dramatikers Graf Leo Tolstoi zu Weimar. Wilhelm Frels erörtert die Frage: „Wird Peer Gynt begnadigt?" und kommt zu dem Ergebnis, daß der Repräsentant der halben Menschen, der Schwächlinge dem Löffel des Knopfgießers verfällt. Indessen zeigen schon die widersprechenden früheren Meinungen, daß hier keine völlig sichere Entscheidung möglich ist, so klug Frels auch für die seinige plädiert, — ähnlich wie bei dem Schlusse von „Brand", der hier als Gegenstück wohl heranzuziehen wäre. Johannes Thummerer bringt die Belege für Heinrich Heines Anwendungen der naturphilosophisch-romantischen Auffassung des Menschen als Vereinigung von Körper und Geist, eine Reihe feiner stilgeschichtlicher und psychologischer Beobachtungen. Frank Riedner endlich schildert den jungen van Gogh auf Grund der wundersamen Briefe an seinen Bruder, das Herauswachsen des Malers aus dem Kunsthändler und Prediger. Jeder dieser fünf Beiträge hat seine eigenen Reize, sie alle gehören in den Bereich der *gaya scienca,* die nicht dem Gelehrten, sondern dem Gebildeten gilt, und so sind sie des Mannes, dem sie gewidmet wurden, würdig. G. W.

Ulrich Steindorff, Die Irren. *Berlin, Paul Cassirer,* 1919.

Für die in allen gegenwärtigen Dichtern glühende Sehnsucht, auch innerlich über den Krieg hinauszugelangen, gibt es zwei Wege. Der eine: mitten durch das grauenvollste Erleben der Wirklichkeit hindurchgehen, was an Furchtbarem nur zusammenzuraffen ist, in sich aufnehmen und bis zum befreienden Und dennoch! gelangen. Der andere: von vornherein den Standpunkt außerhalb des Geschehens suchen, nicht im Leibe sondern im Geiste die Wirklichkeit durchleben und aus der Überschau die Dinge sehen und gestalten. Beide Versuche, des Schicksals, das uns auferlegt ward, Herr zu werden, haben ihre Gefahren und ihre Vorzüge. Der Dichter, der den ersten Weg geht, wird die Lebendigkeit, die Greifbarkeit, die unmittelbare Wirkung seiner Schöpfungen zu leicht damit bezahlen müssen, daß sie an besondere, sich schnell wandelnde Voraussetzungen, an einmalige, nie so wiederkehrende Gefühlseinstellungen gebunden sind und ihnen mit dem Wandel der Vorstellungen, mit der Umbiegung des Gefühls ein gut Teil des Bodens verloren geht. Dem Dichter aber, der den zweiten Weg wählt und bewußt, willentlich auf das Essentielle, das Zeitüberhobene zugeht, droht die Gefahr, daß seine Gestalten und Worte in der Luft schweben, daß sie sich zu weit von der Erde entfernen, die sie immer von neuem berühren müssen, um Kraft zu gewinnen.

Ulrich Steindorff hat den zweiten Weg gewählt. Jenseit des Krieges, in der Stadt der Irren, spielt sein Stück. Ein Arzt sucht den Armen, unter deren Bilde die Menschheit dargestellt ist, zu helfen. Er wird in dem Strom hin und her gerissen. Der Herrschende wird zum Knecht. Der Wissende wird zum Zweifelnden. Kleine, unwahre, zwanghafte Mittel müssen angewandt werden. Denn die Hilfeflehenden verweigern die Mithilfe. Die Werte verkehren sich ins Gegenteil. Der Gesunde erscheint irre, der Irre gesund. Die kamen um Hilfe, müssen weiterwandern. Nur Rast fanden sie. Nicht Erlösung. Das schrankenloseste Gefühl eines Wissenden vermag nicht zu helfen. Aus sich selber müssen die Armen, Schicksalgeschlagenen den Weg zu Ende gehen. Bis zur gleichen Erkenntnis. Bis zum gleichen Empfinden. Erlösung — von außen kann sie niemand kommen. Aus dem Innersten muß sie hervorbrechen. Muss sie aufbrechen wie eine lange knospende Blüte.

Das ist aus glühendem Gefühl heraus Wort geworden. Sind die oben bezeichneten Schwächen vorhanden? Ja. Nur die, welche sich aus den Vorzügen ergeben? Nein. Hinzu kommen andere, die in der Begabung Steindorffs ihren Ursprung haben. In höherem Maße, als selbst für die von ihm gewählte Form zulässig ist, wurde sein Werk zur Allegorie. Es gibt Partieen in seiner Dichtung, die einer Dissertation keine Schande machten, wenn die Scheinverse, was mit leichter Mühe möglich wäre, in Prosa verwandelt würden. Denn der Kurzvers, dessen Steindorff sich bedient, verleitet geradeswegs zu gedanklicher Nüchternheit. Er bringt



auch nicht — wie es auf den ersten Blick scheint — Knappheit mit sich. Sondern — im Hintereinander gar zu nachgiebig — verführt er zu Wiederholungen, die seine Vorzüge völlig wieder aufheben. Beiden Gefahren — ihrem Wesen nach unnötig, denn sie haben mit der eingangs dargelegten Entscheidung nichts zu schaffen — beiden Gefahren: Gedankliches statt Dichterisches zu geben und sich am häufenden Nacheinander genügen zu lassen, zusammenzuballen, ist Ulrich Steindorff vielfach erlegen. So bleibt von seiner Stadt der Irren als stärkster Eindruck nicht Erinnerung an Bildhaftes, Klangkräftiges, an Rhythmisches, an ein unmittelbares Erlebnis also, sondern ein mittelbares Erleben: die Erinnerung an das Leiden und das Ringen eines gleichgestimmten Menschen, der, obwohl er weder die Kraft hat, hinter die Gestaltung seines Kriegserlebnisses zurückzutreten, noch die Leidenschaft, sich vor sie als Maß der Dinge hinzustellen, doch so weit in seiner geistvollen Allegorie erlebbar wird, daß wir ihm gern und gläubig die Hand reichen als Willkommengruß für den weiteren gemeinsamen Weg. *Hans Franck.*

Ludwig Sternaux, Bücher, die man kennen sollte. *Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge*, 1920. 83 Seiten. 4,40 Mark, geb. 6,60 Mark.

Einer Bücherliste, in der man nur weniges vermißt und der man kaum etwas nehmen möchte, hat Ludwig Sternaux eine Einführung vorausgeschickt, die leider stilistisch nicht auf der Höhe steht, auf der man die Äußerung eines Kenners so vieler guter Bücher zu finden hofft. „Hauptmann, der sozusagen der Goethe unserer Tage ist", ist nicht sehr geschmackvoll, und bei einigen anderen Wendungen weiß man nicht, ob mangelndes Stilgefühl oder nur Flüchtigkeit des Journalisten solche Banalitäten verschuldete. Mit den Zensuren dieser Literaturgeschichte in einer Nuß wird man natürlich trotz Sternaux' taktvoller Zurückhaltung nicht immer einverstanden sein. Unverzeihlich ist, daß Spitteler überhaupt nicht genannt ist und von seinen Werken nur „Olympischer Frühling" und „Glockenlieder" registriert werden. Daß Sternaux der jüngsten Dichtung nicht gerecht wird, ist eher zu entschuldigen. Sternaux ist Epigone, Romantiker. Als solcher schrieb er sein Büchlein, das dem werdenden Bücherfreund nützliche Hinweise für die Zusammenstellung seiner Bibliothek geben mag. (Ein Irrtum: Stieler, der Dichter des Winter-Idylls, heißt Karl, nicht Kurt!) F. M.

August Strindberg, Bühnenwerke, in neuer Übersetzung von Heinrich Goebel. Erste und zweite Reihe zu je 6 Bänden. *Berlin, Oesterheld & Co.*, 1919. Geheftet 64 Mark.

Lange Jahre hindurch hat Emil Schering als einziger Vermittler zwischen Strindberg und den Deutschen gewirkt, kraft eines Mandats, das ihm mehr der Wille des Dichters als besondere Fähigkeit verlieh. Man war seinen Übersetzungen nicht hold, weil sie feineres Einschmiegen in Laut und Sinn der Vorlage vermissen ließen, weil auch die deutsche Sprache unter Scherings Händen kein williges Instrument wurde. Zumal die Bühne hatte darunter zu leiden, und so kann das Verlangen nach einem neuen Bühnen-Strindberg als wohlberechtigt gelten. Heinrich Goebel erfüllt es so gut, wie es nur zu wünschen ist. Längst bewährt als Verdeutscher nordischer Dichtung (es sei nur an die höchst künstlerische Wiedergabe von Hamsuns „Sausen der Wälder" erinnert), stellt er eine ursprüngliche Begabung und geübtes Können in den Dienst der neuen Aufgabe. Wie er sie im Vergleich zu dem Vorgänger gelöst hat, mag aus den bereits vorliegenden sechzehn Dramen ein einziges Beispiel bezeugen. Wir wählen dafür den Schluß der „Gespenstersonate", der ein Urteil nach verschiedenen Hinsichten gestattet, und stellen die beiden Fassungen nebeneinander.

Schering:	*Goebel*:
Der Befreier kommt! Willkommen, du bleicher Schlaf. Du Schöne, Unselige, Unschuldige, ohne Schuld an einen Leiden, schlaf ohne Träume, und wenn du wieder erwachst... möge dich eine Sonne grüßen, die nicht brennt, in einem Heim ohne Staub; mögen dich Verwandte ohne Schande, eine Liebe ohne Gebrechen grüßen . . . Du weiser, milder Buddha, du sitzest da und wartest, daß ein Himmel aus der Erde herauswächst, verleih uns Geduld in der Prüfung, Reinheit des Willens, damit die Hoffnung nicht zu Schanden werde!	Der Befreier kommt! Willkommen, du Blasser, Milder! — Schlafe, du Schöne, Unselige, Unschuldige, die du an deinen Leiden keine Schuld hast, schlafe ohne Träume, und wenn du wieder erwachst — möge dich eine Sonne grüßen, die nicht brennt, ein Heim ohne Schmutz, Verwandte ohne Schande, eine Liebe ohne Fehl... Du weiser, milder Buddha, der du dasitzest und wartest, daß ein Himmel aus der Erde aufwachse, verleihe uns Geduld in der Prüfung, Reinheit des Willens, daß die Hoffnung nicht zuschanden werde!
(*Es säuselt in den Saiten der Harfe, das Zimmer füllt sich mit weißem Licht.*)	*Es saust in den Saiten der Harfe; das Zimmer füllt sich mit weißem Licht.*
Schien mirs, als ich sah die Sonne,	*Sonne sah ich, und ich wähnte,*
daß ich schaute den Verborgnen;	*Den Verborgenen zu schauen;*
jeder Mensch genießt die Werke,	*Jeder erntet seine Werke,*

selig der das Gute übet.	*Wer das Gute tut, ist selig.*
Für die Zornestat, die du verübtest,	*Wolle, was im Zorn du übtest,*
büße nicht mit Bosheit;	*Nicht mit Bosheit bessern;*
tröste den, den du betrübtest,	*Freue den, den du betrübtest.*
gütig, und es wird dir frommen.	*Deine Güte wird dir frommen.*
Der nur fürchtet, der sich hat vergangen,	*Furcht nur hat, wer Böses übte,*
Gut ist schuldlos Leben.	*Gut ist—schuldlos bleiben.*
(*Ein Wimmern hinter dem Schirm ist zu hören.*)	*Man hört wimmern hinter dem Schirm.*
Du armes kleines Kind! Kind dieser Welt der Täuschungen, der Schuld, des Leidens und des Todes; der Welt des ewigen Wechsels, der Enttäuschungen und des Schmerzes. Der Herr des Himmels sei dir gnädig auf deiner Fahrt ...	Du armes, kleines Geschöpf dieser Welt voll Irrungen, voll Leid und Tod; dieser Welt ewigen Wechsels, voll Enttäuschungen und Schmerzen! Der Herr des Himmels sei dir gnädig auf deiner Fahrt ...
(*Das Zimmer verschwindet; Böcklins Toteninsel wird Hintergrund.*)	*Das Zimmer verschwindet; Böcklins Toteninsel wird Hintergrund. Leise, ruhige, angenehm traurige Musik von der Insel her.*
„Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen; und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen."	
Leise Musik, angenehm traurige, ist von der Toteninsel zu hören.	

Ohne weiteres erkennt man: Goebels Übersetzung ist bei gleicher Treue und Vollständigkeit (denn das Fortlassen des Bibelzitats ist für einen Bühnen-Strindberg völlig berechtigt), leichter lesbar, dichterischer und sprachrichtiger als die Scherings. Andere Stichproben bestätigen dieses Urteil allenthalben, und so bedeutet die neue Form dieser Dramen einen erheblichen Gewinn für die deutsche Bühne, auf der Strindberg sich einen so breiten und, wie es scheint, dauernden Platz errungen hat. G. W.

Deutsche *Trostbriefe*. Herausgegeben von Dr. Rudolf Krauß. *Stuttgart, Julius Hoffmann.* 220 Seiten. 7 M., geb. 10 M.

Vor einiger Zeit erschien eine Sammlung letzter Briefe bedeutender Menschen. Diese Zeugnisse erhalten ihren Reiz für den Leser dadurch, daß sein Wissen um das Wie und Wann des Sterbens unwillkürlich die zufällig letzten Äußerungen mit dem Lebensausgang vorausdeutend verknüpft. Die Briefe an sich aber sind doch eben zufällig letzte, inhaltlich oft belanglose Mitteilungen. Anders steht es mit Briefen, die der Tod eines Menschen hervorruft. Sie entstehen aus einer bitteren Forderung, einem grausamen Zwang oder aber auch aus dem mitleidenden Liebesgefühl trostreicher Seelen. Eine Sammlung solcher Trostbriefe, und zwar deutsche Briefe von Luther bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert, gibt in sorgfältiger Auswahl Rudolf Krauß. Er hat ihnen ein schönes Wort Friedrich Hebbels vorgesetzt: „Nach dem Schmerz, dessen er fähig ist, beurteile ich den Menschen." Man kann den Satz variieren: nach der Fähigkeit, Trostbriefe zu schreiben, kann man den Menschen als Briefschreiber beurteilen. Der eine läßt seinem Schmerz ungehemmten Lauf, ein anderer sucht sich und den Briefempfänger zu erheitern und aufzurichten. Schon die Länge der Briefe, der besonders sorgfältige, ja erquälte und gesuchte Ton oder auch der in der Gleichgültigkeit des Schmerzes gegen alle Äußerlichkeiten unachtsame Stil verraten etwas vom Wesen des Menschen, zeigen zugleich mehr als Briefe aus anderem Anlaß die Schreibkunst des Trösters. Aus dem Reichtum der Sammlung möchte ich nur auf jenes kleinste, köstlichste Stück hinweisen, den Brief Beethovens an Härtel beim Tod der Frau Härtel im Jahre 1811: „Ich nehme den wärmsten Anteil an dem gerechten Schmerz über den Tod Ihrer Gattin. Mich dünkt, durch diese beinahe jedem Ehegatten bevorstehende Trennung sollte man abgehalten werden, sich diesem Stande beizugesellen . . . "

Echtheit der Gefühle und formale Schönheit der Briefe waren bei der Auswahl maßgebend. Ferner wurden nur Briefe bekannter Persönlichkeiten gewählt. Das scheint mir etwas einseitig. Krauß sagt: „Es muß ja dem Leser wichtiger sein, wie ein Goethe oder Schiller als wie ein Namenloser den Schmerz über verlorene Lieben zu sänftigen versucht hat." Sollte nicht ein Namenloser bisweilen durch seinen besonderen, einfältig schlichten oder unbeholfen geschwollenen Ton unsere Teilnahme auch wecken können? Vom Standpunkt des Psychologen wäre zweifellos die Wiedergabe der Trostbriefe ärmster, unbedeutendster Menschen ebenso wertvoll, schließlich auch bei ethischer und ästhetischer Betrachtung als Kontrastbeispiel zu den hier gebotenen Briefen erwünscht. Nur dürfte es schwierig sein, derartige Zeugnisse aus älterer Zeit zu erhalten. In der vorliegenden Form ist die Sammlung besonders dem Erbauung suchenden Menschen eine Quelle lindernder Balsams für Wunden unserer Zeit, in der der Tod so reiche Ernte gehalten hat. F. M.



Das junge Ungarn. Novellen. Aus dem Ungarischen übertragen von Stefan J. Klein. (Der Liebhaberbibliothek 2. Band.) *Potsdam-Berlin, G. Kiepenheuer.* Brosch. 2 M., geb. 3,50 M.

Wenn Stefan Kleins Auswahl aus der jungen ungarischen Novellistik nicht nur nach künstlerischen Wertgesichtspunkten getroffen ist und auch die in der transleithanischen Dichtung zur Zeit lebendigen Inhalte veranschaulicht, so geht durch dieses Schrifttum eine tiefe Teilnahme an allem, was da mühselig und beladen ist — sei es Mensch oder Tier. Und das muß den meisten jener Erzählungen nachgerühmt werden, daß sie niemals in der bloßen getreuen Darstellung oder psychologischen Analyse von Leid und Armut, von Haß, Aberglauben und Beschränktheit stecken bleiben, sondern daß sie ihre Stoffe mit einem tiefen Weltgefühl beseelen. So fühlen wir Unglück und Schlechtigkeit mit gleicher Notwendigkeit aus der Schöpfung hervorwachsen wie Glück und Güte, und hinter jeder Erscheinung spüren wir die große Gesetzlichkeit der Natur. Niemals bleiben wir im bloßen niederdrückenden Gefühl menschlich armseliger Zufälligkeit: künstlerische Kraft versteht es, unser Mitleiden in das Bereich befreiender Kunst hinaufzuheben. Das gilt von Karinthys Schilderung des sterbenskranken Knaben Coco, von Szabos Leben in der tollen Hütte, von Kisbans Darstellung der alten Bäuerin, die ihren geizigen Gatten nach dem Glauben des Volkes ins Jenseits hungert, und ganz besonders von Edmund v. Mariays meisterhafter Erzählung von Leben und Tod des Pferdes Nyalka, einer Schilderung, die sich mir von jetzt an dauernd mit dem Gedanken an ungarisches Leben und ungarische Kunst verknüpfen wird.

U—

Veröffentlichungen der Gesellschaft deutscher Bücherfreunde in Böhmen. Prag, A. Haase, Weihnachten 1918. Gr.-8°.

Die im Sommer 1918 namentlich infolge der Werbetätigkeit des bekannten Prager Literarhistorikers August Sauer ins Leben getretene Gesellschaft deutscher Bücherfreunde in Böhmen hat endlich, infolge des großen Letternmangels der Druckerei verspätet, ihre erste Veröffentlichung erscheinen lassen. Das hübsche, sehr wertvolle Buch enthält den ersten Band einer von dem internen Mediziner der Prager deutschen Universität Professor Dr. Friedel Pick herausgegebenen Serie von Pragensia in einem prachtvollen Einband, einer genauen Kopie eines Einbandes vom Jahre 1635. Den Inhalt bilden vier mit Abbildungen versehene Flugblätter über den Prager Fenstersturz vom 23. Mai 1618; zwei davon, noch aus dem Jahre 1618 stammend, schildern, wie die beiden jüngeren das bedeutsame Ereignis in deutscher Sprache; in tschechischer Sprache ist bisher merkwürdigerweise kein solches Flugblatt bekannt geworden, was wohl damit zusammenhängt, daß es sich bei den Ereignissen der wildbewegten Zeit um den Prager Fenstersturz herum mehr um eine religiöse, als eine nationale Bewegung handelte. Von den Flugblättern stammen Nr. 3 aus der Prager Universitätsbibliothek, Nr. 1 und 4 aus der Bibliothek des böhmischen Landesmuseums in Prag und Nr. 3 aus der mit der Universitätsbibliothek in Halle vereinigten Ponickauschen Bibliothek.

Die Untersuchungen, welche Prof. Pick neben der Reproduktion der vier Flugblätter dem vorliegenden Buche beigegeben hat, sind besonders deshalb von ganz besonderem Werte, weil der Herausgeber bei seiner vollkommenen Beherrschung der tschechischen Sprache in der Lage war, neben dem umfangreichen deutsch geschriebenen Quellenmaterial auch die tschechischen zeitgenössischen und späteren wissenschaftlichen Veröffentlichungen über das behandelte historische Ereignis voll zu berücksichtigen.

Gegenwärtig stehen eine zweite Nummer der „Pragensia", die sich mit dem später enthaupteten Prager Mediziner und Universitätsrektor Jessenius beschäftigen soll, und je ein von Brömse illustriertes Dichterwerk von Rainer Maria Rilke und Moritz Hartmann in Vorbereitung.

Dr. Richard Kukula.

(Der Mitgliedsbeitrag für 1918 und 1919 beträgt je 30 Kronen tschechisch: die Mitglieder auf Lebenszeit zahlen mindestens 250 Kronen, die Gründer 1000 Kronen. Das einmalige Eintrittsgeld beträgt 20 Kronen. Die oben besprochene Jahresgabe für 1918 ist noch gegen Zahlung des Beitrags erhältlich. Die Mitgliederzahl beträgt jetzt schon weit über 200.)

Der Vielgeliebte. Hof, Staat und Gesellschaft unter Ludwig XV. nach der „Chronik des Oeil de Boeuf" von Touchard-Lafosse. Herausgegeben von Alfred Semerau. *Berlin, R. Bredow.* Geh. 18,50 M., geb. 22,50 Mark.

Je jünger eine Republik ist, desto mehr Vergnügen macht es dem Durchschnittsbürger, von der Verworfenheit des Absolutismus zu lesen. So kann man sicher sein, daß dieses Buch trotz des hohen Preises seinen Weg machen wird. Die eigentümliche Form des historischen Romans, der sich als authentisches Memoirenwerk gibt, ist dem deutschen Leser so gut wie ganz fremd, während die Franzosen in dieser Gattung Meister waren. Die Chronik von Touchard-Lafosse ist eines der berühmtesten Musterstücke dieser Gattung. Sie gibt sich so echt, daß wohl so mancher Leser, der die Einleitung des deutschen Herausgebers überschlägt, sie gläubig als Aufzeichnungen eines Augenzeugen hinnehmen wird. Im ganzen aber doch eine mehr



ermüdende, als erheiternde Lektüre. Es ist zu viel geschichtlicher Kleinkram drin, mit dem der unvorbereitete Leser nichts anzufangen weiß. Er wird darüber hinwegblättern und sich nur die kleinen Anekdoten und Pikanterien herausfischen. Auf solche Leser scheint das Buch auch vor allem berechnet zu sein, denn sonst wären die Anmerkungen nicht so dürftig ausgefallen. Sie sind für den historisch Gebildeten überflüssig, während sie dem Laien viel zu wenig bieten. *Arthur Luther.*

Otto Vitense, Geschichte von Mecklenburg (11. Werk der „Deutschen Landesgeschichten", herausgegeben von Armin Tille). *Gotha, Friedr. Andr. Perthes*, 1920. XXXIV und 610 Seiten. Geh. 30 M., geb. 34 M.

Mecklenburg hat im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit die typische Entwicklung des deutschen Territorialstaates auf kolonialem Boden erlebt: im 12. Jahrhundert die Germanisierung des Landes; im 13. und beginnenden 14. Jahrhundert die drohende Anarchisierung der politischen Verhältnisse durch häufige Landesteilungen und den äußersten Egoismus der Partikulargewalten; seit der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts die energischen Versuche kraftvoller Herrscherpersönlichkeiten, den vom Zerfall bedrohten Staat zu einer kraftvollen Einheit zusammenzuschließen, im 16. Jahrhundert endlich kam es auch in Mecklenburg zum Ausbau des Ständestaates, zur Begründung der Rittergutsherrschaften und zum Einzug der Reformation.

Diese „normale" Entwicklung wurde indes seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts gestört. Während seit dieser Zeit in den meisten anderen deutschen Territorien der Absolutismus durchdrang, blieb hier die Macht der Stände ungebrochen. Der Grund hierfür ist, wenn Vitense recht hat, eigentümlich genug. Aus Haß gegen Wallenstein, der im Dreißigjährigen Kriege Mecklenburg unterwarf, die Herzöge vertrieb und wichtige Neuerungen im Verfassungs- und Verwaltungsleben mit absolutistischer Tendenz einführte, stellten die Herzöge von Mecklenburg die alten Verhältnisse mit den zahlreichen ständischen Privilegien samt und sonders wieder her, sobald sie mit schwedischer Hilfe ihr Land von der Wallensteinschen Herrschaft befreit hatten. Diesen Zustand vermochten auch spätere Versuche der Herzöge, zum Absolutismus durchzudringen, nicht zu beseitigen, ja 1755 kam es hier zwischen Fürst und Ständen zu dem sogenannten „landesgrundgesetzlichen Erbvergleich", der, soweit ich sehe, geradezu einzigartige Bedeutung besitzt. Er ist, wenn man so sagen darf, eine „Verfassung" auf altständischer Grundlage. Während sonst im Ständestaat die Abmachungen zwischen Fürst und Ständen eigentlich nur für die kurze Dauer der Steuerbewilligungen abgeschlossen und die verfassungsrechtlichen Bestimmungen hier und da verstreut und nirgends kodifiziert waren, wurde der „Erbvergleich" geradezu als eine „ewige Vereinbarung" bezeichnet und enthält das gesamte wohlgeordnete Verfassungsrecht in Mecklenburg.

Dieser eminent sicheren Grundlage mag es vor allem zuzuschreiben sein, daß die ständische Macht während des ganzen 19. Jahrhunderts allen Anfeindungen trotzte, daß die Zeit konstitutionellen Verfassungslebens in Mecklenburg, die durch das am 10. Oktober 1849 publizierte Staatsgrundgesetz auch in Mecklenburg einzuziehen schien, schon am 14. September 1850 zu Ende war. Freilich war bei diesem raschen Zusammenbruch auch die Union (Preußen—Hannover—Sachsen) im Spiele, die durch einen Schiedsspruch den Ständestaat als die Mecklenburg angemessene Staatsform erklärte. Die späteren Reformversuche der Verfassung (1873, 1880, 1907—1913) wurden von den Ständen aus eigener Kraft vereitelt, bis dann im November 1918 auch dem mecklenburgischen Ständestaat ein jähes Ende bereitet wurde.

Das alles wird von Vitense in sehr hübscher, anschaulicher Form erzählt, und neben den verfassungsgeschichtlichen kommen in gleicher Weise die politisch-geschichtlichen, wirtschafts- und kulturgeschichtlichen Seiten zur Geltung, ohne daß er durch übermäßige Einzelheiten je ermüdete. Das Buch ist deshalb auch historisch interessierten Laien zu empfehlen, und der geschmackvolle Einband des Verlags macht es zur Zierde jeder Bibliothek.

Interessant ist übrigens auch die Entstehung der *beiden* Mecklenburg, deren Stände ja stets uniert waren und auf gemeinsamen Landtagen berieten. Sie geht (wie auch die Mosaik der thüringischen Landkarte) nicht aufs Mittelalter zurück, sondern ist eine Schöpfung erst des 17. Jahrhunderts, eine Folge jener letzten territorialen Teilungen patrimonial empfindender Fürsten. In Mecklenburg kam es 1621 zur Teilung des Landes in Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow. Als das letztere Haus bereits 1701 ausstarb, gelang es dem Herzog Friedrich Wilhelm von Schwerin nicht, das gesamte Land an sich zu ziehen, sondern er mußte den kleineren Teil an seinen Onkel Adolf Friedrich II. abgeben, der damit zum Begründer von Mecklenburg-Strelitz wurde. Friedrich Wilhelms Onkel und Vorgänger Christian I. hatte übrigens 1658 eine Teilung des Schweriner Landes, die sein Vater Adolf Friedrich I. testamentarisch vollzogen, gewaltsam verhindert und die völlige Einheit seines Territoriums gesichert, ganz im Gegensatz zu Johann Georg II. von Sachsen, der 1657 in die von seinem Vater Johann Georg I. testamentarisch vollzogene Teilung des Landes willigte, wodurch die albertinischen Nebenlinien, S.-Weißenfels, S.-Merseburg und S.-Zeitz gegründet wurden, die aber im 18. Jahrhundert wieder ausstarben. *Fritz Kaphahn.*



Kuno Waehmer, Bücherzeichen deutscher Ärzte. Bilder aus vier Jahrhunderten. Mit einem Vorwort von Max Sauerlandt. *Leipzig* und *Wolgast*, 1919. „*Der Kentaur*". 129 Seiten.

Es hat von jeher eine stattliche Anzahl deutscher Ärzte von hoher Geistesbildung gegeben, die über ihre Fachwissenschaft hinaus enge Beziehungen zur Literatur unterhalten, die Bücherliebhaberei gepflegt und darum auch an der Exlibris-Bewegung regen Anteil genommen haben. Sie waren vielfach mit bildenden Künstlern befreundet, denen sie in Krankheitsfällen helfend zur Seite standen, und so mag manches Ärzte-Exlibris den Dank für Rettung aus Gefahr ausgedrückt haben. Zudem lieferte gerade dieser Beruf besonders anziehende Motive für Bücherzeichen; vor allem ließ sich da der Knochenmann mit der Sense in hunderterlei Gestalten und Beziehungen verwenden. Dies alles hat zusammengewirkt, um dem Ärzte-Exlibris eine hervorragende Stellung innerhalb der Gattung zu sichern. Umfangreiche Aufsätze in Zeitschriften und eine französische Monographie sind die Vorläufer der zusammenfassenden Darstellung, die nun Dr. Kuno Waehmer a. S., selbst Arzt und zugleich Besitzer einer kostbaren Sammlung alter Bibliothekzeichen, dem dankbaren Thema gewidmet hat. Langjährige Vorstudien haben ihn wie keinen zweiten dazu befähigt. Das Buch gliedert sich naturgemäß in zwei Hauptteile: ältere und moderne deutsche Ärzte-Exlibris. Jene sind ausführlicher behandelt, und ein vollständiges Verzeichnis aller bekannt gewordenen derartigen Blätter bis 1870 ist der Darstellung angereiht. Es liegt in der Natur der Sache, daß immer wieder neue Bücherzeichen aus alter Zeit auftauchen, und gerade Waehmers Buch wird manche aus der Verborgenheit hervorlocken. (So kann ich zur Ergänzung der Liste das Exlibris eines Chirurgen der Deutschordenskommende Altshausen aus dem 17. Jahrhundert anführen.) Um das Jahr 1870 setzt eine neue Blüte dieser ganzen Kleinkunst ein, und mit den übrigen deutschen Bücherzeichen mehren sich auch die der Ärzte in so rasendem Tempo, daß sich von da ab aus der kaum übersehbaren Masse nur noch eine beschränkte Auslese geben ließ. Auch diese Aufgabe hat der Verfasser unter geschickter Hervorhebung des Charakteristischen glücklich gelöst. Einen besonderen Anziehungspunkt des schönen Buchs bildet natürlich das reiche Anschauungsmaterial (77 Abbildungen), das zugleich beweist, wie viele erstklassige Künstler — von Lukas Cranach bis Max Klinger und Otto Greiner — sich um das Ärzte-Exlibris bemüht haben. — Die Vorzugsausgabe ist mit einem Abdruck der Klingerschen Originalradierung für Dr. Waehmer selbst von der Kupferplatte ausgestattet. *R. Krauß.*

Robert Walter, Der Mensch des Rechts. Erzählung eines Schicksals. *Berlin, Egon Fleischel & Co.*

Robert Walter erzählt die Lebensgeschichte eines dithmarsischen Bauern, den vermeinte Ungerechtigkeit seiner Richter zu einer Geißel für seine Heimat werden läßt. Wiben Peter heißt der — wohl historische — Held dieser Novelle. Er ist gegen seine eigene Rechtsauffassung verurteilt worden. Er unterwirft sich der Strafe nicht, sondern versucht mit Gewalt seine Landsleute zu seiner Auffassung zu bekehren. Er glaubt, das gute alte Recht seiner Heimat sei im Verfall, und setzt sich eigenmächtig kraft seines Rechtsgefühls zum Verweser der alten Ehre ein. Da er auf immer schärferen Widerstand stößt, wird er zum Landesfeind, schließlich zum Räuber und Verbrecher, der, wie er meint, zur Strafe, friedliche Dörfer und harmlose Handelsleute überfällt, ausplündert und aufknüpft. Er wendet sich persönlich an den Kaiser, und Karl V., dem der aufrechte Mann gefällt, bestätigt ihm sein Recht. Trotzdem setzen die Dithmarschen die Achterklärung gegen ihn durch. Wiben Peter verrennt sich immer tiefer in Haß und Wut. Weder Tochter noch Bruder noch Freund können ihn belehren, daß er durch seine grausigen Taten längst im Unrecht sei, selbst wenn er anfangs recht gehabt habe: er hat nur immer den Finger auf dem Bibelsatz: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Auf Helgoland gründet er sich ein Raubnest, von dem aus er seine Überfälle dirigiert. Er sinkt in immer schwerere Melancholie; langsam reift in ihm die Erkenntnis, daß er wohl doch nicht recht gehandelt habe, daß sich die Wahrheit nicht zwingen lasse. Er fällt im Kampfe gegen die Übermacht, längst innerlich ein toter Mann, der sich nur noch aus Gewohnheit zur Wehr setzt.

Diese Geschichte ist in einem schönen herben Holzschnittstil erzählt. Die Sprache, leise und unaufdringlich antiquarisch gefärbt, strotzt von starken Bildern, verwendet mit Geschick und künstlerischem Bewußtsein dialektisches Material. Die psychologische Führung ist überzeugend. So bildet der Roman eine wertvolle Bereicherung der historischen Epik. O. E. H.

Ernst Wasserzieher, Leben und Weben der Sprache. Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. *Berlin, Ferd. Dümmler*, 1920.

Gern rühmen wir diese anmutig belehrenden Plaudereien bei ihrem zweiten Erscheinen von neuem. Zählen sie doch zu den wenigen Büchern, die dem Laien das Wesen der Muttersprache fühlbar werden lassen, ohne daß er sich durch das grammatische und sprachgeschichtliche Gestrüpp hindurchzuarbeiten hätte. Die Fülle der kleinen Aufsätze, die Mannigfaltigkeit ihrer Gegenstände und der heitere Ton wirken in der neuen Auflage noch gewinnender als zuvor. G. W.



Armin T. Wegner, Der Weg ohne Heimkehr. Ein Martyrium in Briefen. *Berlin, Egon Fleischel & Co.* Preis 4,50 M.

Die papierne Flut, die der Weltkrieg erzeugte, läßt sich nicht mehr überblicken. Viele der Berichte, Schilderungen, Briefe und Tagebuchblätter kann man schon heute mit gutem Gewissen ad acta legen. Einiges Dokumentarisches dagegen lebt und wird auch kommende Geschlechter durch die Wucht des Tatsächlichen in gleichem Maße wie uns erschüttern. Armin T. Wegners Briefe aus Kleinasien und Mesopotamien, die unter dem Titel „Der Weg ohne Heimkehr" erscheinen, zählen zu diesen relativ spärlichen Bekenntnissen, in denen wir nicht so sehr durch Schilderungen von äußeren Geschehnissen gepackt werden, als vielmehr durch das seelische Erleben Einzelner. Die Tragik im Schicksal dieser Wenigen ist es zumeist, daß sie — an sich differenzierte Naturen, deren innerer Beruf es ist, Liebe zu verschenken — statt dessen zwischen die Mühlsteine des Völkerhasses geraten und nun zu Verkündern der Leiden einer Welt werden. Zur dichterischen Kraft der Sprache, die man bei dem Lyriker Wegner voraussetzen darf, gesellen sich seelischer Reichtum und Überfluß an menschlicher Güte, auf dem blutigen Hintergrund der Kriegsereignisse doppelt ergreifend. Wegner ist als einfacher Sanitätssoldat wahrlich einen „Weg ohne Heimkehr" gegangen. Die Einöde der asiatischen Steppe, die verzehrende Glut der Wüste, das Elend in den Cholera- und Fleckfieberbaracken Bagdads, der greuelhafte Untergang des armenischen Volkes: das sind Bilder, die sich auch dem Leser unauslöschlich einprägen. Der grenzenlose Jammer eines unglückseligen Krieges läßt uns an der Menschheit verzweifeln. Um wie viel mehr müssen wir dem einzelnen Menschen danken, dem es kraft seiner schlichten Menschlichkeit gelingt, von neuem den Glauben an die Unausrottbarkeit menschlicher Güte in uns zu erwecken! *Julius Berstl.*

Werner Weisbach, Trionfi. Mit 60 Abbildungen. *Berlin, G. Grote*, 1919.

Aus literarischen Vorstellungen geboren, von der Antike beeinflußt, beherrschen „Trionfi" Italiens Leben und Kunst während der Renaissance und erhalten sich bis ins Barock. Sie greifen auf Frankreich über und finden dort leidenschaftliche Verbreitung. Auch Dürer und Holbein können sich unter Einwirkung des Humanismns diesem Gedankenkomplex nicht verschließen; bei Rubens, der mit seiner überschäumenden Daseinsfreude den Szenen einen phantastisch-illusionistischen Charakter verleiht, finden sie ihren letzten großartigsten Ausklang. Dieser Stoff, der an eine bestimmte Bildungsschicht und geistige Konstellation gebunden ist und seinen Ursprung nicht in der Volksphantasie hat, vermag sich dennoch Jahrhunderte hindurch zu erhalten, und unterwirft sich, über sein Ursprungsland hinausgreifend, selbst den Norden.

Der triumphale Einzug des siegreichen römischen Feldherrn, ursprünglich an religiöse Symbole gebunden, entwickelt sich allmählich zum reinen Ruhmsymbol. Nichts hat auf die Phantasie des von schrankenloser Ehrsucht erfüllten Renaissancemenschen zündender gewirkt. Hinter diesen bewunderten Vorbildern wollen weder italienische Fürsten noch Päpste zurückbleiben. Erinnert sei an Alfonsos von Neapel triumphalen Einzug in seine Hauptstadt (1443); Julius II. hat seine Eroberung Bolognas 1506 „wie ein zweiter Cäsar" durch einen festlichen Umzug gefeiert, an dem heidnischen Gepränge des Statthalters Christi hat selbst Erasmus von Rotterdam Anstoß genommen. Kostümierte Umzüge kirchlichen und weltlichen Charakters, an deren Ausgestaltung Künstler wie Piero di Cosimo mitgewirkt haben, haben dem Festleben der Renaissance eine bestimmende Note gegeben. Sie wurden „Trionfi" genannt, und die Vorstellung eines bewegten Zuges war sehr bald mit dem Begriff des Triumphes verknüpft.

In Petrarcas „Trionfi", einer Stufenfolge allegorischer Triumphe, die von niederen zu höheren aufsteigen, findet der antike Triumphbegriff, von christlichen Elementen durchsetzt, seinen dichterischen Niederschlag. An Gesehenes und dichterisch Gestaltetes — Trionfi haben sich auch die Bühne erobert — knüpfen die bildenden Künstler an. Rekonstruktionen antiker Triumphzüge wechseln mit Trionfi berühmter Zeitgenossen, mit legendarischen, allegorischen, mythologischen, alttestamentarischen und christlichen Darstellungen. Die Wände der Brauttruhen — Cassone — wurden mit dem Triumph Cäsars, Amors, Davids, der Königin von Saba geschmückt. Raffaels Galathea gehört in diesen Vorstellungskreis so gut wie die Fresken im Palazzo Schifanoja zu Ferrara. Mantegnas Triumph des Cäsar ist die großartigste Darstellung eines antiken Trimphzuges in der italienischen Frührenaissance; der übernommene Stoff wird mit einem neuen Lebensgefühl durchdrungen.

Im tiefsten Gegensatz zur Ausgestaltung des Grabmals im Mittelalter überwuchern Ruhmes- und Triumphvorstellungen auch das Grabdenkmal der Frührenaissance. Jenseitsgedanken verschwinden bis auf den letzten Rest, laut wird der Ruhm des Verstorbenen verkündet. Michelangelos kühner Entwurf für das Grabmal Julius II. ist eine gewaltige Steigerung dessen, was das Quattrocento in seiner Paganisierung angestrebt hat.

Vom Stofflichen, der „invenzione" ausgehend' die noch im 17. Jahrhundert vom Kunstschriftsteller Baglione als „Seele" der Malerei gepriesen wurde, hat Weisbach künstlerische Probleme in den Vordergrund gestellt. Er ist „der Wirkung einer



Idee auf formschaffende Kräfte" nachgegangen; sein Buch ist ein sehr interessanter Beitrag zu einem bestimmten Kulturproblem der Renaissance.

Rosa Schapire.

Adolf Weißmann, Die Primadonna. Mit mehreren Abbildungen im Text und 24 zum Teil farbigen Lichtdrucken. Umschlagzeichnung von Hans Meid. *Berlin, Paul Cassirer*, 1920. In Halbleinen 45 M.

Ein feinschmeckerisches Buch, innen und außen von jener letzten Kultur, die den Intellekt als zeugende Kraft an die Stelle des ursprünglichen Fühlens und der Leidenschaft für die Aufgabe setzt. Der Vielwissende hüllt sich in das Gewand des Salons, plaudert ohne schwerfällige Jahreszahlen und Buchzitate vor einem Zuhörerkreis, dessen müde Geistigkeit nach prickelnder Nervenanregung verlangt. Was könnte da stärker wirken als die lange Reihe der Frauen, die auf den Brettern höchstes Können und entfesselte Sinnlichkeit im Klange der Stimme ausströmen ließen? Ist doch schon an sich die Oper, das Barockerzeugnis späten Datums, die Stätte, wo dem Verlangen nach Raffinements im Bereiche der Bühnenkunst die vollste Befriedigung wurde. Neben der echten Weiblichkeit steht einen langen Zeitraum hindurch der Kastrat als ihr Mitbewerber um die Gunst der obersten Schicht, und so erobert er auch in dem schönen Buche Weißmanns einen breiteren Raum, als ihm der Titel zu gewähren scheint. Das achtzehnte Jahrhundert macht diesem grausam verführerischen Doppelspiel ein Ende, zugleich der alten Operntradition Mantuas, Venedigs und Neapels, die ihre Absenker in den Pariser, Londoner, Wiener und Berliner Boden gesenkt hat. Die Nachblüte des Virtuosentums vertreten unter den Bühnensängern eine Catalani und Pasta, die Schwestern Malibran und Viardot-Garcia, eine Henriette Sontag, Lind, Patti. Dann dämmert das Ende dieser Vergötterung der Frauenstimmen in dem Vorwiegen des dramatischen Erlebnisses herauf: eine Milder-Hauptmann, eine Schröder-Devrient, eine Wilt und Mildenburg zeigen den Weg zu Wagner und Richard Strauß. Hier biegt das kluge Buch vor der breiten europäischen Straße in den engeren Pfad des deutschen Kunstlebens ein. Die lebenden Vertreterinnen des französisch-italienischen Bühnengesanges erscheinen nur so weit, als sie ihre Kunst bei uns gezeigt haben, während z. B. eine so große Künstlerin der Koloratur wie die Hidalgo unerwähnt bleibt. Aber der Band erfüllt trotz diesem Mangel in bester Form seinen Zweck, einen Gegenstand von hohem Reiz anspruchsvollen Lesern zu vermitteln.

G. W.

Heinrich Welcker, Der Baumeister von Alt-Leipzig. Roman. *Leipzig, B. Elischer Nachf.*

Der historische Roman scheint beim großen Publikum wieder Mode zu werden. Das zeigen die großen Auflagen der Bücher Walter von Molos und Paul Schreckenbachs, das zeigt auch dieser Roman, der zuerst in einem weitverbreiteten Familienblatte erschien. Einen besonderen Fortschritt gegenüber den einst so viel gelesenen, heute antiquierten Ebers, Dahn, Hausrath, Eckstein usw. kann man kaum feststellen, — allenfalls, daß die Neueren nicht in so entlegene Zeiten zurückgreifen, wie jene es taten, und ihre Romane daher weniger maskeradenartig wirken. Aber hier wie dort ist schließlich das Historische nur ein Mittel, den Mangel an wirklicher dichterischer Gestaltungskraft zu verschleiern. Und wenn Heinrich Welcker das Problem der Künstlerehe an dem Schicksal des ehrenwerten Hieronymus Lotter, dem Leipzig sein altes Rathaus und die Pleißenburg verdankt, zu erörtern versucht und dem Baumeister von Alt-Leipzig zu dem Zweck eine heimliche Liebe zur schönen Kurfürstin Anna andichtet, so ist das auch reichlich modern und schwerlich im Geiste des 16. Jahrhunderts, von dem man überhaupt nicht allzuviel im dem Buche spürt. Desto mehr bekommt man freilich von der äußeren Kultur jener Zeit vorgetzt, ohne daß sich doch all der bunte Kleinkram zum einheitlichen anschaulichen Bilde rundete.

Arthur Luther.

Thomas Westerich, Zwischen Brückenköpfen. Niederdeutsche Gedichte. *Hamburg, Richard Hermes*, 1919. (Niederdeutsche Bücherei, 88. Band.) 56 Seiten. 3 Mark.

Unter Westerichs niederdeutschen Gedichten findet man einige Stücke im volkstümlichen Ton, frisch und derb, schlicht und zart, fast alle in Rhythmus und Mundart echt und ansprechend. Besonders das „Buerngelag" klingt prachtvoll trotzig und klotzig wie ein Sang aus Bauernkrieg und Landsknechtslager. Die hochdeutschen sind unbedeutend und hätten ebenso wie die Kriegsgedichte, die in Stoff und Gestaltung ganz in ausgefahrenen Bahnen laufen, wegbleiben sollen. Beschränkung auf plattdeutsche Dichtung mag Westerich zu einer gewissen Meisterschaft führen.

F. M.

Paul Westheim, Indische Baukunst. Mit einem Vorwort. (Orbis pictus Weltkunstbücherei, Band I.) *Berlin, Ernst Wasmuth, A.-G.*

In Goethes zornigen Versen:

„Nehme sie niemand zum Exempel
Die Elephanten und Felsentempel,
Mit heiligen Grillen treiben sie Spott,
Man fühlt weder Natur noch Gott"

offenbart sich das Verhältnis des rationalistischen, an der Antike geschulten 18. Jahrhunderts zur Kunst Indiens, der mit dem Maßstab der edlen Einfalt und stillen Größe nicht beizukommen war. Wir haben die Kunst Ostasiens mit ihrem tropischen Überschwang anders einschätzen gelernt und begreifen, daß in dieser rein religiös orientierten Architektur und Plastik das inbrünstige Verlangen vorliegt, die Natur dem Reiche der Kunst gewissermaßen einzuverleiben.

Die 47 ganzseitigen Abbildungen des vorliegenden Bändchens dürften dazu beitragen, über den engen Kreis der Fachgelehrten hinaus das Gefühl für die phantastische Größe und Schönheit dieser Kunst zu wecken. — Die Weltkunstbücherei hat sich die schöne Aufgabe gestellt, gründlichst mit dem europäischen Vorurteil aufzuräumen, daß sich künstlerisches Schaffen innerhalb des engen Bezirkes Antike — Renaissance — Barock abgespielt habe. Es gilt unsere Grenzen auf jedem Gebiet zu weiten und an Kunst, die ihr Gesetz in sich trägt, nicht mit einem vorgefaßten Maßstab heranzutreten. *Rosa Schapire.*

Paul Westheim, Wilhelm Lehmbruck. Mit 84 Abbildungen. *Potsdam, Gustav Kiepenheuer.* In Halbleinen 35 M.

Westheim hat sich mit Liebe und dem besten Verständnis in das Werk Lehmbrucks versenkt, und was er über die Entwicklung dieses uns zu frühe Entrissenen sagt, trägt vielfach den Charakter des Endgültigen. Er verfolgt Lehmbrucks bedeutsame Entwicklung aus den Anfängen seiner Düsseldorfer Akademietage in die plötzlich wie eine köstliche Blüte sich eröffnende Pariser Zeit, die durch den Krieg unterbrochen wurde, und dann durch die Jahre in Berlin und Zürich bis zum Tode, der eine mächtige, oft ätherschöne und, wie die letzten Werke zeigen, immer noch neuen und höheren Zielen zustrebende künstlerische Entwicklung gewaltsam unterbrach. Westheim geht allen Verästelungen und geistigen Etappen dieses Entwicklungsweges mit durchsichtiger Erkenntnis des Problems nach und weiß das künstlerische Gesamtbild in lebendigen, gleichsam von den Schlacken des Zeitlichen befreiten Umrissen hinzustellen. Seine Monographie ist das Beste und Umfassendste, was bisher über Lehmbruck gesagt ist, und wird einen bleibenden Wert behalten.

Ganz ausgezeichnet ist das Abbildungsmaterial. Es ist so umfassend, daß es einen instruktiven Überblick über alle wichtigen Skulpturen gestattet, und auch von den Zeichnungen und Radierungen ist eine Reihe guter Beispiele gegeben. Die Reproduktionen sind technisch geglückt, trotz aller Widerstände der Zeit. *Hans Bethge.*

Wilhelm Widmann, Theater und Revolution. Ihre gegenseitigen Beziehungen und Wirkungen im achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert. Mit sechzehn Vollbildern und neun Abbildungen im Text. *Berlin, Oesterheld & Co.*, 1920. 190 Seiten. 12 Mark.

Mit der Geschicklichkeit des Journalisten hat Widmann ein aktuelles Thema aufgegriffen und nur allzu sehr im Tempo der Zeitung bearbeitet. Auf diese Weise entstand ein gewiß unterhaltendes Buch, nicht aber ein Werk, das von höherem Gesichtspunkt zu fruchtbarer Synthese gesammelte Tatsachen überschauen ließe. Reizvolle Einzelheiten werden dabei vielfach durch belanglose und langweilige Zitate erstickt. Prologe, Kritiken und Statuten werden oft allzu ausführlich wiedergegeben. Weiß Widmann, der gute Kenner des Theaters, nichts vom segensreichen Wirken des Rotstifts? Interessant bleibt immerhin vieles, besonders für den Laien, für den das Buch geschrieben wurde. Allenthalben knüpfen sich ungezwungen Vergleiche zur Gegenwart. Auch wird der Unterschied des deutschen und französischen Temperaments recht deutlich: Theaterstürme, wie sie die Revolution in Paris entfesselte, Begeisterungsjubel und brausende Freiheitshymne findet man in Deutschland weder 1848 noch in der Gegenwart. Dabei bleibt für unsere Zeit freilich zu bedenken, daß die Theater nicht mehr die gleiche Rolle spielen, daß die breiten Massen zum Kino abgewandert sind. Neben der Revolution des Spielplans behandelt Widmann auch die des Theaterbetriebes, er hätte nur beides noch schärfer trennen und da, wo es sich um die heutigen Veränderungen handelt, etwas kritischer das Material sichten sollen. Die zahlreichen Bildbeigaben werden willkommen sein. In einer Neuauflage sollten die vielen Druckfehler, besonders in den französichen Zitaten, verbessert werden. Eine S moll-Symphonie von Beethoven kann auch das revolutionärste Orchester nicht spielen! F. M.

Georg Jacob Wolf, Ein Jahrhundert München: 1800—1900. Zeitgenössische Bilder und Dokumente. *München, Franz Hanfstaengl*, 1919.

Zum Preise Münchens sind schon so manche Bücher verfaßt worden, aber noch keins, das uns das Werden und Wesen dieser Stadt ohnegleichen so sinnfällig, so liebenswürdig und wahrhaftig zeichnete wie dieses. Denn hier tritt nicht, wie üblich, der Einheimische oder der Gast auf, um die Fülle seiner Liebe auszuschütten, — eine lange Reihe von Zeugen bestätigt, was die bayerische Residenz im Beginn ihres Aufstiegs war und wodurch sie zu der Einzigkeit ihrer Bedeutung im deutschen Gesamtorganismus erwuchs. Aus der Art der Quellen ergibt es sich, daß beschreibende und historische Abschnitte miteinander wechseln. Der

größte Teil der vielen Kapitel ist persönlich gefärbt, Briefen und memoirenartigen Darstellungen entnommen, und so wird das Werk zu einer Folge unterhaltender, von frischem Lebenshauch durchdrungener Einzelbilder, fast sämtlich entworfen durch Künstler und Schriftsteller von angesehenen Namen, wie Westenrieder, Mannlich, Friedrich Thiersch, G. H. v. Schubert, Heinrich Heine, Wasmann, Pecht, Steub, Keller, Heyse, Dingelstedt, Riehl, Dahn, Döllinger, Thoma, Burckhardt. Sachkundig erläutert Wolf alles, was den Nachgeborenen nicht ohne weiteres verständlich ist, überbrückt die Zwischenräume und gibt für Persönlichkeiten und Stimmungen sehr geschickt die Hintergrundsmalerei. Sein kurz zusammenfassendes Schlußwort gilt dem Abschied von dem versunkenen leuchtenden München, in das wir uns jetzt doppelt gern zurückversetzen lassen. Dazu tragen die vielen, vortrefflich wiedergegebenen Bilder das ihrige bei. Im Verein mit dem reichen Texte gestalten sie das schön ausgestattete Buch zu einer höchst erfreulichen und unterhaltenden Seelennahrung für jeden Freund der schönen Isarstadt, des gemütlichen Münchens. G. W.

Stanislaw Wyspianski, Die Warschauerin. Novembernacht. *München, Georg Müller*, 1918. LXV und 303 Seiten. 12 Mark, geb. 15 Mark.

Es ist erfreulich, daß in der von A. v. Guttry und W. v. Koscielski herausgegebenen „Polnischen Bibliothek" auch Werke von Stanislaw Wyspianski zu erscheinen beginnen, der als der bedeutendste Dichter der jüngsten Vergangenheit im Gedächtnis seines polnischen Volkes lebt. Er war durch und durch Pole, das Ziel seiner dichterischen Taten war das Ziel aller Polen: ein freies, großes Vaterland; sein Werk begreift sich vielleicht nur aus der Seele des Polen. Über das Leben des Dichters (1869—1907), seine künstlerische Entwicklung und den Ertrag seiner Arbeit gibt die ausgezeichnete Einleitung Aufschluß, die Wilhelm Feldman den beiden vorliegenden Dramen vorausgeschickt hat; eine gewisse Überschätzung muß man dabei entschuldigen. Als Schüler kam Wyspianski unter den Einfluß des großen polnischen Malers Jan Matejko, dessen Romantik und Idealismus für den jungen Malerpoeten bedeutsam wurde. Das Leben der Pariser Studienjahre brachte ihm die verhängnisvolle Verträumtheit seiner Jugend und des ganzen polnischen Volkes zum Bewußtsein, und nun ging er daran, trotz lähmender Krankheit, sein Volk aufzurütteln und es zum Heroismus des Freiheitskampfes zu begeistern. Von 1897—1907 entstanden neben zahlreichen anderen Arbeiten (auch großen Freskenmalereien, besonders in Krakau) siebzehn Tragödien, die, so ungleichmäßig sie immer sein mögen, doch alle eine erstaunliche Phantasie und hinreißende Sprache aufweisen. Neben Einflüssen der Antike machen sich besonders solche Richard Wagners geltend: „Die mythische Welt des Rheingolds", sagt Feldman, „führte unmittelbar zum legendären Polen." Polen gab den Stoff für seine Dramen, die antike Tragödie die Form. Später ließ er auch Wesen der antiken Vorstellungswelt, Götter, Satyrn und Chöre in die polnische Umwelt treten, und so entstanden dann symbolische Dramen, für die das Drama „Novembernacht" des vorliegenden Bandes das beste Beispiel gibt. Gleich die erste Szene dieses Werkes, in der Pallas Athene in der Warschauer Fähnrichsschule erscheint und mit den Siegesgöttinnen zu den Waffen aufruft, ist von großem Schwung und zweifellos mächtiger Wirkung auf den polnischen Leser oder Zuschauer, der hier die Revolutionstage von 1830/31 poetisch verklärt sieht. Auch „Die Warschauerin" spielt in jenen Revolutionstagen, und man begreift, daß gerade dieses Werk bei seiner Erstaufführung am 29. November 1898, dem Gedenktage des Novemberaufstandes, die polnische Jugend tief bewegte, denn hier wird klar und deutlich ausgesprochen, woran die polnische Sache scheitern muß: „Das Plaudern verdirbt uns alles. Arme brauchen wir, nicht Zungen!" Die Übersetzung von St. von Odrowonsch liest sich nicht durchweg glatt, vielfach hat der Wunsch, die Reimbindungen des Originals beizubehalten, zu recht billigen Reimereien geführt. Solche ganz und gar nationalen Dichtungen sind immer nur bis zu einem gewissem Grade in eine fremde Sprache übertragbar, nur eine Nach*dichtung* könnte alle Reize des Originals wiedergeben. Inzwischen läßt die vorliegende Übertragung doch hinlänglich die wahre Größe dieser eigenartigen Dichterpersönlichkeit ahnen. F. M.

Die Zellenbücherei: Ernst Zahn, Schweizer (Nummer 6) 81 S. — Liesbet Dill, Das verlorene Land (Nummer 10) 88 S. — Horst Schöttler, Weltgeschichte in einer Stunde (Nummer 11) 73 S. — Luisa von Haber, Unsere Wahlkinder (Nummer 15) 97 S. — Franz Carl Endres, Vaterland und Menschheit (Nummer 19) 95 S. — Carry Brachvogel, Eva in der Politik (Nummer 20) 92 S. *Leipzig-Gaschwitz, Dürr & Weber.* Jeder Band in Künstlerpappband 4 M., Luxusausgabe 20 M.

Die neue Sammlung eines zum erstenmal an die große Öffentlichkeit tretenden Verlags hat ihren Anlauf sehr kräftig und mit gutem Glück genommen. Wer in der Eröffnung der Reihe durch eine Schrift Wilhelm Ostwalds ein Programm der Richtung vermutet, erfährt sogleich aus der bunt-munteren Folge der nächsten Bände, daß derartiges nicht im Plan der Herausgeber gelegen haben kann. Sie verschreiben sich einer bestimmten Weltanschauung oder gar einer bestimmten Mode, Methode geistiger Arbeit so wenig wie einer bestimmten literarischen

Gruppe; treten vielmehr mit ihren Autoren wie ein rasch zu lustigem Spiel zusammengekommenes, nur durch den gleichen jugendlichen Mut zum Leben und Wirken zusammenstimmendes Liebhabertheater-Völklein vor den deutschen Leser. Zwar findet sich in der „schöngeistigen Reihe" hin und wieder ein rein literarischer Band wie Alice Berends kurze Erzählungen unter dem Titel Einfache Herzen oder eine angekündigte Löns-Biographie von Wilhelm Spickernagel; aber das läuft nur nebenher mit und wird sich wohl in demselben Maß, in dem die andern, der volkstümlichen Erziehung dienenden Bände ihren Zweck erreichen, ganz von selbst erübrigen. Von dem Viertelhundert Bände, das seit Anfang November bis zum Januar erschienen war, geben die sechs in der Überschrift genannten wohl die beste Probe. Ich habe sie allerdings zum Teil auch deshalb so zusammengestellt, immer ein Pärlein, Herr und Dame, weil so die „bunte Reihe" am allerbesten und unterhaltendsten herauskommt — und weil ich eben wieder einmal im Hans Sachs das ergötzliche Kampfgespräch zwischen Jupiter und Juno gelesen hatte, darüber, ob man den Weibern wohl das Regiment eher einräumen dürfte als den Männern, die so „voll Spiels, Trunkenheit und Buhlerei, voll Geiz, Wucher und Schinderei, Kriegens und Raubens stecken voll". Der ehrenfeste Nürnberger hat den Richter Tiresias zugunsten der Männer entscheiden lassen, weil es Gott im Anfang und der Kaiser Justinianus späterhin so verordnet hätten; aber seit dem 30. Tag Aprillis 1534, an welchem dieses Gedicht geschrieben ward, ist eben sehr viel Wasser den Berg hinuntergeflossen. In der Zellenbücherei möchte ich, als blinder Seher von 1920, meinen Richterspruch zugunsten der Juno gegen die Männer fällen. Da ist unter den Länderbüchern, die vielleicht das Wertvollste für den Leser aus dem Volk sind, Zahn mit seinen Schweizern und Liesbet Dill mit ihrem Lothringer Buch; Zahn hat ein paar kräftig-urwüchsige Gestalten abgeschildert, in denen die Stände der Schweiz sich im Gemeinsamen des Volkstums wie in den Besonderheiten der gesellschaftlichen Gliederung deutlich zu erkennen geben. Der „Landammann" ist ein Prachtbild und die „Großkaufleute" und die „Saaltochter" zeigen den guten Humor des Deutschschweizers im rechten Maß. Aber wir können doch nicht vergessen, daß hier ein Dichter spricht, dem eigene Gestaltung und Beschreibung der Wirklichkeit, für ihn selbst untrennbar, zusammen- und durcheinandergehen. So gebe ich dem „verlorenen Land" der Liesbet Dill den Preis, denn hier ist das dichterisch Subjektive zurückgestellt hinter die getreueste Unmittelbarkeit der Beschreibung und nur in der Kunst des lebendigen, bildhaften Ausdrucks zeigt sich die große Könnerin. Dieses Lothringer-Buch ist aber auch eines der besten Volks- und Landbücher, die wir überhaupt haben; ich wüßte kaum ein Gegenstück zu der gleichmäßigen Leichtigkeit und doch Festigkeit, mit der hier die Menschen in die Landschaft gesetzt sind und dann wieder die Landschaft vom menschlichen Treiben belebt erscheint. Hätte das jeder Deutsche gehabt, als wir noch den Weg nach Lothringen offen hatten! — In der politischen Reihe dann erfreut uns das in bestem Sinne demokratische Bekenntnis zu „Vaterland und Menschheit", das F. C. Endres ablegt, mit dem klar-schönen Gleichnis der Vorrede, mit seinen ernsten doch immer mutiggläubigen Gedanken über Heimat, Vaterland und Staat, mit seiner tapferen Aufrichtigkeit gegenüber den Volksgötzen des Nationalismus, mit seinem guten Ausklang in das Lob der Humanität. Aber wenn der Mann hier im Großen mahnt und predigt, gibt uns für einen kleinen politischen Lebensausschnitt die Frau nützliches Wissen; in C. Brachvogels Plauderei über Eva in der Politik steckt tüchtige Arbeit und eine seltene Kunst des Auswählens aus der großen Menge des Anekdotischen mit ihrer vielen Spreu. So ist es auch mit dem letzten Paar: Schöttler lehrt uns Weltgeschichte in einer Stunde und es kann gerade dem eifrigen Fachmann der Historie sehr viel nützen, wenn er in diese Geschwindschule geht, die ins Große und Weite geht, in die Jahrtausende und über alle Welt hinweg. Aber noch lieber folge ich Luisa von Haber in ihren eng umgrenzten Bezirk der Kinderstube, in der die beiden Adoptivkinder zu ihrem eigenen Glück und zum Segen der Eltern aufwachsen. Möge uns die Zellenbücherei noch viel so gute, echte Menschlichkeit bringen, wie sie in diesem kleinen Band steckt. M. B

Walter Karl Zülch und *Gustav Mori*. Frankfurter Urkundenbuch zur Frühgeschichte des Buchdrucks. Aus den Akten des Frankfurter Stadtarchivs zusammengestellt und herausgegeben. *Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co*, 1920. 8, 75 (76) Seiten. 8°.

Es gibt eine Gutenberg-Legende, nämlich die, deren Erfindergestalt, der als Denkmalsgenossen sich die ehrenwerten Gesellen Fust und Schöffer zur Seite stellen, seine Gabe mit der Geste des Prometheus der Menschheit darbringt. Und da in der volkstümlichen Auffassung weiterhin auch noch die Bedeutung der Erfindungen Gutenbergs verkannt wird, die vor allem in seiner Lösung solcher technischen Probleme bestanden, die einen Buchdruck erst möglich machten, indem sie der Beweglichkeit von Lettern in der druckfähigen Satzform einen festen Zusammenschluß gaben, da in ihr zudem auch die die „Erfindung" bestimmenden ökonomischen Tendenzen, nach denen sie im damaligen Buchgewerbe ihren Zweckgedanken zu verwirklichen strebte, nicht recht gewürdigt werden, so erscheint Gutenberg allzuvielen immer noch als der Mann, der einsam an einer (angenommenen) Grenze steht, die scharf eine Buchdruckvorzeit



von der Wiegendruckzeit trennt. Daß dergleichen Meinungen, nicht bei den Fachkennern, aber doch immerhin bei sonst gebildeten Leuten sich behaupten können (freilich ist ja überhaupt die Ansicht, alle Erfindungen seien intuitive, plötzliche Verwirklichungen ihres erreichten Erfolges weit verbreitet), liegt vor allem daran, daß Hypothese und Theorie den Mangel fehlender Urkunden ersetzen müssen. Es gäbe ebensowenig Gutenbergprobleme wie Shakespearerätsel, wenn wir Gutenbergs und Shakespeares Tagebücher hätten. Aber sie hatten beide wohl keine Ahnung von der Gewalt ihrer Persönlichkeit und ihres Werkes. —

Die Erforschung der ältesten Buchdruckereigeschichte hat Methode und System erst gewonnen, nachdem man die Druckdenkmäler als Druckereizeugnisse zu behandeln begonnen hatte und von der Analyse ihrer technischen Elemente ausging, sie konnte sich dann erst zur Buchdruckgeschichte erweitern, nachdem man die Biographien von Buchdruckern im Rahmen der Werkstattgeschichte zu betrachten angefangen hatte. Denn die Firma (wie wir heute sagen würden und ihr oder ihre Inhaber) war keine aus dem geschäftlichen und überhaupt gesellschaftlichen Leben ihrer Zeit losgelöste stille Insel der Träume, sondern ein kommerzielles Unternehmen. Und vielleicht war ebenso wie die Amerikaentdeckung des Kolumbus auch die Buchdruckereierfindung des Gutenberg nichts anderes als eine grandiose Spekulation. —

Allein aus den lokalen Beziehungen läßt sich die territoriale Buchdruckgeschichte in ihren eigentlichen Zusammenhängen erkennen. Will man an ihren eigentlichen Ursprungsort zurückkehren, dann muß vor allem auch in dessen nächster Nachbarschaft alles, was eine Spur nach den Gutenbergpressen hinweisen könnte, auf das sorgfältigste geprüft werden. Wie auch die Beziehungen zwischen Straßburg und Mainz, soweit sie Gutenbergs Lebensweg zwischen diesen beiden Städten angibt, gewesen sein mögen, seitdem Gutenberg in Mainz lebte, hatte das in dessen Nachbarschaft liegende Frankfurt ebenfalls den Rang eines Buchdruckereivorortes gewonnen. Darüber dürfte in Anbetracht der sonstigen Vormachtstellung dieser Stadt im fünfzehnten Jahrhundert kein Zweifel bestehen. Der chronologische Beweis, die Liste der Prototypographen, ist hier keiner, denn die Druckherren von Frankfurt blieben mit ihren „Fabrikanlagen" in Mainz, und auch auf den Frankfurter Reichsmessen wurde von ihnen der geschäftliche internationale Kampf geführt, den man in seinen kulturhistorischen Auswirkungen die Verbreitung der Buchdruckerkunst nennt. —

Erst wenn man sich diese Umstände vergegenwärtigt, versteht man die Wichtigkeit der angezeigten Schrift, deren knapp, aber nicht trocken und mit gründlicher Sachkunde nicht nur des buchgewerblichen Gebietes bearbeitete Regesten Urkundenzeugnisse zusammentragen, in denen zwar an keiner Stelle der Gutenbergname selbst erscheint, die aber bisweilen doch sich ihm nähern und die jedenfalls seine Umwelt mit aufklärenden Streiflichtern erhellen, die ökonomischen, sozialen, technischen Bedingungen erweisen, unter deren Einwirkung die Entwicklung der Erfindung sich zu vollziehen hatte. Dem Leser, den seine nachhelfende Phantasie nicht im Stiche läßt, beleben die Aktenauszüge das Gutenbergbild und lehren ihn erkennen, wie er sich die Anfänge des Buchdrucks auf breiterer als gemeinhin angenommener Grundlage vorzustellen hat. Insofern ist die Schrift, auch wenn ihr lokalhistorisches Interesse und ihre Bedeutung für die Erforschung der Wiegendruckzeit, die nach ihrer Absicht vor allem darin besteht, daß sie auf noch zu bearbeitende Materialien verweist, nicht in Betracht gezogen werden soll, eine anregende Einführung in die Geschichte der Frühdruckzeit und mancher ihrer Hauptprobleme. Dem Schöpfer unserer gedruckten Welt werden nicht so sehr Welteroberungspläne die Ruhe geraubt haben als die Sorgen, wie er seine Geldgeschäfte glatt abwickeln könne. Denn die internationalen Finanzgruppen der großen Handlungshäuser hatten sich bald ebenso der aussichtsreichen Buchfabrikation bemächtigt und waren auf den Schutz ihrer Geschäftsgeheimnisse bedacht, wie die buchgewerblichen alten und neuen Zunftverwandten ihre Rechte zu schützen strebten. Da gab es dann bunte Meßbilder, die mit Aktennüchternheit beschrieben wurden. Es ist ganz gewiß kein Zufall, daß die Erwähnung des Bücherdruckes eher in gerichtlichen und sonstigen Streiturkunden als in Lobreden auf den Erfinder Gutenberg sich vollzog. Zwischen den schon seit etwa 1400 bestehenden Anfängen der Druckereigewerbe und ihren in die Berufsordnungen aufgenommenen Vertretern tauchen, ohne allzuviel Wesens davon zu machen, die Repräsentanten der neuen Richtung auf und suchen sich gegenseitig die Geschäfte streitig zu machen. Mainz brauchte nicht erobert zu werden, damit die von ihrem Meister um die Erde gesandten Jünger sich zerstreuten. Das Kunstgeheimnis bedeutete weniger als die Möglichkeit, den Betrieb einer Buchdruckerei aufnehmen zu können. Auch das lehren die nicht auf ihre engen örtlichen Grenzen beschränkten Frankfurter Akten, die uns im einzelnen, mehr noch in größerem Zusammenhange wichtige Nachrichten von Personen und Verhältnissen, die die Erfindung Gutenbergs umgeben und weiterleiten, vermitteln. Der Bilddruck, der Briefdruck, die Buchschreiberei mit ihren Hilfskünsten wurden in Frankfurt teilweise schon in Großbetrieben ausgeübt, als die neuartige Buchware zum Handelsgegenstande der Messe wurde. Und ein Mann wie Peter Schöffer hatte für seine geschäftlichen „Transaktionen" nicht allein die Beziehungen zum Frankfurter Großhandel gepflegt, sondern



offenbar auch den geschäftlichen Grundsatz gehabt, in anderen Städten „Druckereifilialen“ einzurichten, um vom Frankfurter Markt aus die neue Buchware zu monopolisieren. Die Karte der Frühdruckorte, gern als eine Allegorie des Siegeszuges der neuen Erfindung betrachtet, gewinnt unter einem solchen ökonomischen Kolorit ein etwas anderes Aussehen. Daß der Verkehr der Drucker auf den Messen auch vor schroffen Formen nicht zurückscheute, beweisen die wohl mit Recht von den Herausgebern als Konkurrenzmanöver der Mainzer Geschäftsleute bezeichneten Maßnahmen gegen den Nürnberger Anton Koberger, von denen die alten Akten berichten. Doch hier auf Einzelheiten verweisen, hieße nur unnütz wiederholen, anstatt auf die angezeigte Schrift selbst zu verweisen, deren genau gearbeitetes Inhaltsverzeichnis von allen Seiten in ihren reichen Stoff einzudringen gestattet. Aber an ihre Widmung, die die 25. Wiederkehr des Gründungstages der Schriftgießerei D. Stempel, A.-G. (die selbst eine lesenswerte Festschrift veröffentlichte) feiert, muß noch erinnert werden. Denn dieser Hinweis deutet auch die fernere, noch lange nicht genug bekannte Bedeutung Frankfurts auf einem Gebiete der Druckwerksentwicklung an, das in den späteren Jahrhunderten zum Hauptgebiet der Buchdruckerkunst im engeren Sinne wurde. G. A. E. B.

Kleine Mitteilungen.

Die Gesellschaft hessischer Bücherfreunde in Darmstadt hat ihren Mitgliedern vier Neuerscheinungen auf den Tisch gelegt, die sich würdig der ersten Gabe, dem Fiedlerbuch Hardenbergs anschließen. Für das Vereinsjahr 1919/20 erhielten die Mitglieder den mustergültigen Abdruck eines im Besitz des gräflichen Hauses Solm-Laubach befindlichen Original-Holzstockes von Hans Doering aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Das Blatt stellt den für die handschriftliche Kriegsordnung des Grafen Reinhard Solms und des Ritters Konrad von Boyneburg 1545 von dem Künstler gezeichneten, geschnittenen und ausgemalten „Obersten Kriegsherrn“ dar. Die Forschungen für die wertvolle Veröffentlichung des Historischen Vereins für das ehemalige Großherzogtum Hessen über diesen, bisher nur als Monogramist H. D. bekannten Meister hatten den Holzstock — den einzig noch vorhandenen aus einer langen Folge — zutage gefördert. Die kraftvolle Schönheit des vom Dürerschen Geist durchwehten Werkes kommt in der mustergültig zu nennenden, handgedruckten und mit der Hand kolorierten Wiedergabe, die wir mit dem jungen Darmstädter Kunstdrucker Philipp Volk zu danken haben, voll zur Geltung. Nicht zum wenigsten trägt zu der blendenden Wirkung des schon völlig vergriffenen Blattes das von dem ehemaligen Großherzog von Hessen der Gesellschaft zur Verfügung gestellte und zum Druck verwendete alte handgeschöpfte Bütten aus der Mitte des 18. Jahrhunderts — eine heute besonders seltene und geschätzte Gabe — bei. Unter den drei Sondergaben der rührigen Gesellschaft verdienen die erste Stelle Moritz Carrières überaus schwungvolle Dichtung „Die letzte Nacht der Girondisten“ und ferner „Der Furchtsame von Honan“, der Anfang einer Reihe von kleinen Erzählungen, die in der Folge unter dem Namen „Das orientalische Kabinett“ erscheinen sollen. Carrières hohes Lied der Girondisten, zuerst 1849 gesungen und damals in Gießen zum ersten- und einzigenmal ganz einfach in sehr kleiner Auflage gedruckt, erscheint heute — seinem Inhalt entsprechend — im Stil von 1790. Auch bei diesem Druck, den Prof. F. W. Kleuckens besorgte, ist wieder das wundervolle Papier hervorzuheben. Den Sang, der durch den hohen Flug seiner Gedanken uns heute ganz besonders fesseln muß, neu belebt zu haben, ist ein Verdienst des Darmstädter Bibliothekars Prof. Dr. Bader. Die Chinoiserie „Der Furchtsame von Honan“ ist ein Nei Tan, ein alchymistischer Läuterungsprozeß von amüsanter Mystik in kraftvoller Sprache und Durchführung. Der in der Einleitung angedeutete mysteriöse Schreibtisch dürfte wohl in Darmstadt zu suchen sein! Das kleine Buch wurde von Christian Beyer geschmückt und gleich den beiden oben genannten Publikationen in nur 75 Exemplaren bei der L. C. Wittichschen Hofbuchdruckerei in altbewährter Güte gedruckt. Ob das Prinzip der Gesellschaft Einleitungen in Antiqua, Texte in der mehr vegetativen Fraktur zu drucken, ganz berechtigt ist, muß die Zukunft lehren. Zum mindesten verlangt es Gewöhnung, vorläufig wünscht sich instinktiv das unvertraute Auge mehr Ruhe und Einheitlichkeit in der Typenanordnung. Aber wer möchte an die Frage Antiqua oder Fraktur zu rühren wagen? Der Einband, der wohl auch von Beyer entworfen ist und der hoffentlich für die ganze Folge des Orientalischen Kabinetts beibehalten wird, ist sehr reizvoll. Nicht so viel Glück wie mit ihren ersten Kindern scheint mir die Gesellschaft hessischer Bücherfreunde mit ihrem Nesthäkchen, dem von ihr in einer kleinen Ausgabe neu edierten Märchen „Jorinde und Joringel“ von Grimm gehabt zu haben. Es ist ja ein ganz nettes Büchelchen, aber nicht würdig einer Gesellschaft, die den monumentalen „Obersten Kriegsherrn“ Hans Doerings oder „Die letzte Nacht der Girondisten“ in so wunderbarer Weise wieder zu beleben wußte. Die Illustrationen, die dem Kriegsskizzenbuch Christian Beyers entnommen sind, verraten sehr viel Phantasie und lassen uns die ganze Sehnsucht des Schützengrabenbewohners nach dem guten alten Märchenlande erkennen. Die Skizzen sind in Lichtdruck faksimiliert, den Druck und die Ausstattung besorgte die Hofbuchdruckerei H. Hohmann in Darmstadt.

W. B.



Bitte.

Anläßlich der Zusammenstellung einer Gesamtausgabe der Werke *Heinrich Lautensachs* werden die Besitzer von Manuskripten und Briefen des Dichters um Einsendung an den Verlag *Fritz Gurlitt, Berlin, Potsdamerstr. 113* gebeten. Tadellose Rückgabe garantiert.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Paul Graupe in *Berlin W. 35*. Nr. 91. Neuerwerbungen. 385 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig*. Nr. 477. Geschichte und Hilfswissenschaften. 475 Nrn. — Nr. 478. Kunst. 676 Nrn.

Rudolf Hönisch in *Leipzig*. Nr. 13. Geschichte und Literatur — Kupferstiche des 17. bis 19. Jahrhunderts. 2303 Nrn. — Nr. 14. Autographen, Stammbücher — Geschichte — Literatur — Kunst — Vermischtes. 2105 Nrn.

Oskar Gerschel in *Stuttgart*. Der Bücherkasten. Nr. 3. Nr. 1771—2654.

Leo Liepmannssohn in *Berlin SW 11*. Nr. 205. Autographen. 450 Nrn.

Lipsius & Tischer in *Kiel*. Nr. 49. Vermischtes. 2411 Nrn.

Martinus Nijhoff im *Haag*. Nr. 455. Vermischtes. 440 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau*. Nr. 82. Kunst und Kunstwissenschaft — Illustrierte Bücher. 1083 Nrn. — Nr. 84. Deutsche und fremdländische Literatur. 1470 Nrn.













BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XII. Jahrgang **Oktober-November 1920** **Heft 7—8**

Amsterdamer Brief.

Jan Veth, der vielseitige, der als Maler, Schriftsteller und Dichter gleich eifrige, hat kürzlich wieder einen Sammelband seiner in den letzten Jahren in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze über bildende Kunst erscheinen lassen (Beelden en Groepen, Amsterdam, P. N. van Kampen en Zoon). Die alte Malerei nimmt hierin den weitaus größten Platz ein; die paar Essays über moderne Meister, über Matthys Maris, über Degas, Therese Schwartze usw. sind Nekrologe, nicht gehaltene Grabreden. Jan Veth zeigt sich in all diesen Essays als einen echten „érudit", dessen Kenntnisse sich nicht wie bei so vielen schreibenden Malern auf sein eigenticlhes Fach beschränken und wobei dann mit Vorliebe die technische Seite des Metiers betont wird, sondern der über eine seltene reiche literarische Bildung verfügt, wenn er z. B. in einem Aufsatz über Rembrandts Lukretia in feiner Weise ein Shakespearesches Gedicht „Rape of Lucrece" zur Verdeutlichung des von Rembrandt dargestellten seelischen Konfliktes anführt, oder in seinem Nekrolog über den holländischen Maler Matthys Maris den Gesang der Abgeschiedenen von Novalis als eine literarische Parallelerscheinung zu der sinnlich-übersinnlichen Kunst dieses Neoromatikers in Beziehung bringt. Veth liebt es, sein reiches Wissen zur Schau zu stellen; er *will* Gelehrsamkeit *und* Geist zeigen; dadurch bekommt sein Stil oft etwas Gesuchtes und Preziöses; seine eigene Sprache genügt ihm dann nicht mehr, und er gefällt sich ebenso im Anhäufen von Fremdwörtern wie im Anhäufen von Vergleichen oder Entlehnungen aus der Literatur. Aber meistens sind diese literarischen Belege sehr treffend. Daß Veth als Holländer eine besondere Vorliebe und auch ein besonderes Einfühlungsvermögen für alte holländische Kunst besitzt, ist nicht zu verwundern; auf seinen Reisen im Ausland sind es immer die holländischen Meister, denen seine häufigsten Besuche gelten, so beschäftigt sich ein Aufsatz mit den holländischen Bildern bei Städel und in Aschaffenburg, ein anderer mit den Niederländern, die in den Grafton Galeries in London ausgestellt waren, ein dritter mit den alten Holländern, die Veth auf einer Amerikareise registriert hat.

Aber neben der holländischen ist es auch die alte deutsche Kunst, der Veth als einer der wenigen holländischen Kunsgelehrten ein besonderes Interesse entgegenbringt; und einer seiner besten Aufsätze ist gerade der Kunst von Alt-Augsburg gewidmet; in der kleinen, launigen, von echtem Humor erfüllten Skizze „Karneval in Oud-Augsburg" erzählt er von einem Traumgesicht, das er in dieser Stadt der deutschen Renaissance in der lustigen Faschingszeit geschaut hat; die alten Bilder, die in Museum und Kirche hängen, die Denkmäler auf den Plätzen werden mit einem Male lebendig, treten aus ihren Rahmen und von ihren Sockeln und vereinigen sich zu einem tollen Karnevalszuge von beängstigender Realität; das Traumhafte hat Veth hier in meisterhafter Weise getroffen. Von den übrigen Aufsätzen seien hervorgehoben der ganz fachwissenschaftliche über die Illustrationen zu dem „Cruydt-Boeck von Dodonaeus" und der mehr allgemeine über Quinten Metsys, in dem Veth einen viel reineren Vertreter des vlämischen Elementes in der Malerei sieht als in dem späteren und größeren Rubens.

In der Wiedergabe des Nackten sind die holländischen Maler der Vergangenheit nie hervorgetreten; Rembrandt — und der glatte, elegante Spätling van der Werff sind eigentlich die einzigen, die die intimen Reize des weiblichen Körpers zur Schau gestellt haben. Auch in der modernen holländischen Kunst spielt im Gegensatz zur deutschen oder französischen der unbekleidete Mensch keine große Rolle. Wer möchte sich von den korrekten, deftigen Holländern auch so nackte Frauenkörper in seinem Salon aufhängen; auch in der Kunst herrscht das Gesetz von Angebot und Nachfrage. In den letzten Jahrzehnten scheint sich jedoch hierin ein Wandel vollzogen zu haben; in das steife und prüde Holland ist ein frischer Windzug aus der großen Welt gedrungen und scheint alte Vorurteile hinweggeweht zu haben. Das beweist uns ein reich illustriertes Buch, das



die moderne holländische Aktmalerei zum Gegenstand hat: Het Naakt in de moderne Hollandsche Kunst met eene algemeene beschouwing van H. de Boer . . . s'Gravenhage, M. M. Couvée, 1919. Man ist erstaunt über die Menge von Malern, die dieses Gebiet mit Erfolg bearbeiten; es ist fast nur der weibliche Körper, der die hier vorgeführten Maler zur Darstellung gereizt hat; in den meisten Fällen handelt es sich um Aktstudien nach Modellen im Atelier, wobei die Gefahr der Pose nicht immer vermieden ist; freier und ungezwungener sind die Arbeiten, die die Frau bei der Toilette zum Gegenstande haben; vereinzelt ist der nackte Körper auch im Freien, in Licht und Luft, dargestellt, oder aber der Akt ist für freie Kompositionen verwendet, wie in einer Simson- und Delilagruppe, in der alttestamentarischen Szene „Die Frau des Leviten" oder in einer Adam- und Eva-Darstellung. Daß in einigen gewagten Stellungen oder durch das zufällige Modell oder auch durch die Absicht des Malers das Lüsterne gestreift, bez. die Figur mehr als entkleidet denn als nackt empfunden wird, ist bei unserer dem Nackten entwöhnten zivilisierten Menschheit unvermeidlich. Als ein klassischer Gestalter des Nackten, als der bedeutenste, tritt Breitner hervor, nach ihm kommt der junge Israels, besonders in der Wiedergabe des Momentanen. Ferner verschiedene Graphiker, so der vornehm kühle Konynenburg und der feine van der Stok. Die Auswahl ist nicht immer glücklich, von manchen wird zu viel, von anderen zu wenig gebracht. Die große Begabung von Sluyters als Nacktmaler wird nur unzulänglich illustriert. Van der Hem, der elegante Maler der Halbwelt, fehlt ganz, ebenso der in Paris lebende Kees van Dongen, der sich in den gleichen Kreisen bewegt, und dann der holländische Beardsley, der geniale Zeichner de Nerée van Babberich. Der Text liest sich leicht, beschränkt sich mehr auf allgemeine Betrachtungen über das Genre selbst, als daß er sich in die doch recht verschiedenen Qualitäten der Beispiele vertiefte. Professor Martin hat dem Werke ein kurzes Geleitwort beigegeben.

Nicht nur in materieller Hinsicht sucht Holland dem schwer daniederliegenden deutschen Nachbarn zu helfen, indem es deutschen Kindern Obdach und Nahrung gewährt, oder indem seine Finanzleute über Mittel und Wege sinnen, dem ausgemergelten Land Kredite zu gewähren, auch auf geistigem Gebiete gewährt Holland Deutschland die so hoch nötige Unterstützung. Das groß angelegte internationale Künstlerlexikon von Thieme und Becker, das auf dem besten Wege war ein Torso zu bleiben, kann dank dem tatkräftigen Zugreifen holländischer Gelehrter und Kunstfreunde, die sich zu jährlichen Beiträgen in Guldenwährung verpflichtet haben — was bedeuten hier 100 fl und in Deutschland sind es gleich rund 2000 M.! — seinen Fortgang nehmen; die Gutenberggesellschaft, die die bedeutsame Untersuchung des Wiesbadener Gelehrten Zedler über die Erfindung der Buchdruckerkunst herausgeben wollte, aber nicht mehr die Mittel dazu besitzt, wird nun durch die Holländische Gesellschaft der Wissenschaften in Haarlem instand gesetzt, ihren Plan auszuführen, die sich in der edelmütigsten Weise bereit erklärt, den dritten Teil der Unkosten zu tragen, während der inzwischen verstorbene Chef der Firma Enschedé, Dr. juris Johannes Enschedé, das zweite Drittel aus seiner eigenen Tasche beizusteuern sich bereit erklärt hat. Die genannte Haarlemer Gesellschaft hat an dieser Publikation auch ein besonderes Interesse, insofern als durch Zedler endlich die alte Streitfrage Gutenberg oder Coster, Mainz oder Haarlem endgültig gelöst werden soll, und zwar in einem für die zwei Rivalen befriedigenden Sinne. Auch ein anderes großes Werk, der Thesaurus linguae Latinae, wird es, wie zu hoffen ist, der Freigebigkeit holländischer Gelehrter — und der ohne Hollands Verdienst so enorm gestiegenen Kaufkraft des holländischen Guldens im Vergleich zur deutschen Mark zu danken haben, wenn es fortgesetzt werden kann. — Die Berufung von Professor Einstein an einen Ferienstuhl des Leidener Alma mater kann auch in diesem Zusammenhange als eine Unterstützung und wie in all den vorgenannten Fällen Anerkennung deutscher Wissenschaft gebucht werden.

Ich möchte zum Schlusse noch die Aufmerksamkeit auf einen Punkt lenken, der in Deutschland vielleicht noch nicht genügend beachtet wird, der mir aber aus mehr als einem Grunde von großer Wichtigkeit scheint, nämlich die neuen Ausfuhrbestimmungen für Bücher, die nun bald schon ein halbes Jahr in Kraft sind und deren Wirkungen sich jetzt vielleicht übersehen lassen. Diese Maßnahmen, die der deutsche Buchhandel bekanntlich wegen der niedrigen deutschen Valuta getroffen hat, scheinen nicht nur in kultureller, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht einen schweren Fehlgriff darzustellen. Durch dieselben wird das deutsche Buch nämlich unverhältnismäßig verteuert — denn die Valutazuschläge kommen ja zu dem schon recht beträchtlich gestiegenen Inlandpreise — so daß dasselbe mit dem französischen, seinem gefährlichsten Nebenbuhler, dessen Ausfuhr keinerlei Beschränkungen unterliegt, obwohl der Frank doch auch sehr entwertet ist, nicht mehr konkurrieren kann. Die Vorräte, die die holländischen Buchhändler vor dem Inkrafttreten der Bestimmungen bezogen hatten, gehen denn auch offenbar auf die Neige, und neue Bestellungen werden nur wenig gemacht, auch wohl aus Unwillen über das zweierlei Maß, mit dem inländische und ausländische Abnehmer von dem deutschen Buchhandel gemessen werden. Denn man darf auch nicht aus dem Auge verlieren, daß viele der holländischen Buchhändler im Besitz von deutschem Gelde sind, das sie zu einer Zeit gekauft haben, als die Mark noch bedeutend höher

stand, so daß es vorkommt, daß jemand, der die Mark seinerzeit für 20 Cent gekauft hat, jetzt mindestens 200% darauf legen muß, und die Mark, mit der er seine Einkäufe in Deutschland jetzt deckt, ihm also auf etwa 60 Cent zu stehen kommt. Die Ebbe, die in der Ausfuhr deutscher Bücher hierher eingetreten ist, macht sich schon in den Auslagen der Buchhandlungen bemerkbar. Bis vor einigen Monaten herrschte das deutsche Buch in den meisten Schaufenstern vor, jetzt wird es vom französischen verdrängt. Ich hörte schon, daß französisch orientierte Schulmänner und Universitätslehrer, denen die deutschen Lehrbücher schon lange ein Dorn im Auge waren, sich die Gelegenheit zunutze machen, um die deutschen Bücher überhaupt abzuschaffen, unter dem Vorwande, daß dieselben durch die deutschen Wucherzölle jetzt so viel teuerer als die französischen geworden seien. Und Frankreich entfaltet jetzt eine rege und kluge Werbetätigkeit. In einer der letzten Hefte der Revue Mondiale bespricht Henri Asselin, ein gründlicher Kenner und Freund Hollands, die Möglichkeiten, die sich der Ausbreitung des französischen Einflusses in Holland bieten. Er spornt die französischen Künstler, Schriftseller, Buchhändler, Kaufleute und Fabrikanten an, doch besonders Holland als Absatzgebiet ihre besondere Aufmerksamkeit zu schenken, und er gibt Mittel und Wege an, wodurch sich besonders der französische Buchhandel den holländischen Büchermarkt erobern kann. Er setzt auseinander, ein wie starkes Bedürfnis Niederland an dem französischen Buch hat, in seinen Bibliotheken, seinen Buchhandlungen und seinen Schulen, und wie es da Deutschland verdrängen kann: „Laßt uns billig und praktisch sein", ruft er seinen Landsleuten zu. Und Deutschland wendet jetzt die entgegengesetzten Mittel an: es ist teuer und unpraktisch.

Es ist außer Zweifel, daß der kulturelle Einfluß Deutschlands im Ausland — wie die Verhältnisse in Holland sind, so sind sie auch in den andern Ländern — durch diese Maßnahmen merklich eingeschränkt, wo nicht auf ein Minimum reduziert werden wird. Denn für deutsche Wissenschaft, deutsche Kultur ist niemals mehr Propaganda gemacht worden, als in der kurzen Spanne Zeit nach dem Waffenstillstand bis Ende des vorigen Jahres, durch das deutsche Buch, mit dem wir hier wirklich überschwemmt worden sind. Diese Propaganda war viel wirksamer als alle künstliche, offizielle Propaganda während des Krieges, weil sie rein sachlich und ganz unbeabsichtigt war. Das geistige Deutschland war durch die Billigkeit und die hohe Qualität seiner Bücher wirklich auf dem besten Wege, die Welt zu erobern und sich die Sympathien wieder zu erobern, die es sich durch den Krieg so gründlich verscherzt hatte. Aber durch die jetzt eingetretene Hemmung der Ausfuhr wird Deutschland sich bald kulturell in ebensolcher „spendid isolation" befinden, wie im Kriege in politischer Hinsicht. Erbittern muß auch die drakonische Strenge der Zollbeamten an den deutschen Grenzstationen, die den nach Holland reisenden Deutschen und Ausländer zwingen, was er an geistiger Nahrung mit sich führt, in Deutschland zurückzulassen. Ist es doch vorgekommen, daß ein Reisender in Bentheim seine unterwegs gekaufte Jugendnummer dort abgeben mußte, weil die Ausfuhr deutscher Bücher und Drucksachen ohne Ausfuhrerlaubnis nicht gestattet sei. Die Bureaukratie scheint wirklich bureaukratischer denn je.

Amsterdam, Anfang Juli.

M. D. Henkel.

Pariser Brief.

Durchwandert man die Pariser Straßen und hält man in den Buchläden Umschau, gewinnt man nicht den Eindruck, daß eine Krisis im Buchgewerbe auf Frankreich lastet. Alle Klassiker sind in den bisherigen Ausgaben vorhanden. Der französische Roman liegt reihenweise in den Auslagen. Er kostet statt 3 bis 3,50 Fr. zwischen 5 und 7 Fr. Neuerscheinungen überstürzen sich. Die großen Pariser Verlagshäuser wie Ollendorff, Calman-Levy, Fasquelle und Flammarion produzieren in fast unbeschränkter Menge. Die neueren Verleger, wie Crès & Cie., der Mercure de France, La nouvelle revue française, La sirène geben ein Buch nach dem anderen heraus, drucken eine Auflage nach der anderen. Man bemerkt allerdings, daß manche Bücher auf noch schlechterem Papier gedruckt sind als früher. Auch die Qualität des Papiers des Mercure und der nouvelle revue française ist gesunken. Unübersehbar ist die Zahl der Luxusdrucke. Sie kosten aber im allgemeinen nicht Tausende von Francs, sondern die Preise bewegen sich zwischen 30 und 200 Fr. Neue Zeitschriften gibt es zahlreiche. Kleine Monatsblätter in bescheidenem Gewand, hauptsächlich aber eine Reihe großer Revuen in kostbarer Ausstattung mit prachtvollen Reproduktionen, die buchgewerblich an den Pan, an die Insel und den Genius erinnern. Allerdings sieht es auch hier ganz anders aus, wenn man tiefer in die Buchhandlungen vordringt, nach Schul- und Handbüchern fragt, und hört, daß große enzyklopädistische Unternehmungen nicht fortgeführt werden. Schul- und Handbücher, sowie anständig ausgestattete Volksausgaben, wie unsere Reclamhefte oder die Inselbücherei waren nie in Frankreich auf gleicher Höhe wie in Deutschland. Heute sind sie an Zahl und Ausstattung noch tiefer gesunken. Wenn auch alle bedeutenden Zeitschriften von früher ihr Erscheinen wieder aufgenommen haben, so werden die Fachzeitschriften mit kleinem



Abnehmerkreis nur in beschränktem Umfang und teilweise nur in Vierteljahrsheften ausgegeben. Hier zeigt sich eine Krisis. Allein es hat den Anschein, als ob die Presse die wachsende Teuerung, die übrigens Anfang Juli nachließ, die Streiks und die Arbeitsunlust wesentlich übertreibt. Es ist alles nicht so schlimm wie in Deutschland.

Der deutsche Buchhandel in Paris ist wie jede Erinnerung an deutsche Arbeit in Frankreich vollständig ausgerottet. Der deutsche Besitz der Firma Ollendorff, der die französische Vertretung von Karl Baedeker inne hatte, wurde sequestriert und ist inzwischen liquidiert worden. Ollendorff hat selbst einen Teil der Reisehandbücher zurückgekauft, der andere Teil liegt heute zu Schleuderpreisen auf den Seinekais. Der Direktor der Firma Ollendorff, Humblot, der viele Freunde in Deutschland besaß, ist vor einiger Zeit gestorben. Das Haus wird jetzt von Franzosen geleitet, die weder Kenntnisse Deutschlands besitzen noch Beziehungen zu Leipzig unterhalten. Die Firma Brockhaus wird oder ist schon liquidiert. Bei Le Soudier findet man in altgewohnter Weise deutsche Literatur aus alter und neuester Zeit im Schaufenster. Fischbacher und Per Nilsson bemühen sich, neue Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich zu knüpfen. Mehrere Verlagshäuser suchen Leipziger Kommissionäre, sind aber in echt französischer Unkenntnis der deutschen Verhältnisse völlig hilflos. Der Wunsch nach deutscher Literatur ist nicht gering. Einige Sortimenter würden gerne deutsche Bücher führen, wissen aber nicht, wie das zu inszenieren ist. Sammler und Gelehrte suchen nach Möglichkeiten, sich deutsche Literatur zu verschaffen. Die Bibliotheken wünschen deutsche Bücher zu kaufen. Die Forschung verlangt, sich über deutsche Literatur zu orientieren. Die breite Masse ist ausländischem Schrifttum zugänglicher denn je.

Alle diejenigen Franzosen, die an der Front gewesen sind, haben die Überzeugung gewonnen, daß auch in den feindlichen Schützengräben Menschen von Fleisch und Blut litten. Diese Erkenntnis hat der Clarté eine besondere Entfaltungsmöglichkeit gegeben und ihr zu Erfolgen verholfen, die ich nach meinem Aufenthalt in Frankreich höher einzuschätzen gelernt habe.

Die Clarté gibt eine Wochenschrift heraus, die weniger einer aufreizenden, bolschewistischen Propaganda dient, als der Verbreitung weltbürgerlichen Empfindens und universalistischer Tendenzen. Sie will gleichzeitig unterdrückte Individuen und Völker aufrichten, trösten und stützen. Sie will eine europäische Gemeinschaft schaffen. Wenn sie aus völliger Unkenntnis Rußlands und aus falscher Einschätzung der russischen Propagandabroschüren hin und wieder Hymnen auf die Sowjetregierung anstimmt, so wirkt das eher kindlich als gefährlich. Man nimmt das mit dem sonst so wertvollen Inhalt der Wochenschrift in den Kauf. Der Verlag der Clarté tut durch Verbreitung von Büchern von Henri Barbusse, La lueur dans l'abîme, Noël Garnier, le don de ma mère, Gustave Dupin (Ermenonville), La guerre infernale, G. Demartial, Les responsabilités de la guerre, Normann Angell, Le chaos européen, Andreas Latzko, Hommes en guerre ein übriges, um die Kriegsstimmung in Frankreich zu überwinden und ein neues Weltbürgertum aufzurichten.

Wenn aber auch die Führer der Clartégedanken, Barbusse und Rolland, sowie der engere Clarté-Ausschuß die sprachlichen Grenzen nicht sehen wollen, die kulturellen Unterschiede aller Länder aufheben möchten und in ganz Europa eine allgemeine Brüderschaft zu errichten planen, so folgen nur wenige Franzosen diesen utopistischen Ideologien. Der Franzose ist im allgemeinen zu nüchtern, um dauernd in den Wolken schweben zu können. Er will festen Boden unter den Füßen haben, und dieser Boden gibt ihm allein die vegegative Verknüpfung mit dem Heimatboden. Keine noch so geschickt und noch so leidenschaftlich geführte Propaganda wird dem Franzosen sein bestimmtes und fest gewurzeltes Nationalbewußtsein austreiben. Weltbürgertum hat für ihn nur Sinn, wenn er auf nationalem Boden stehend dem Fremden die Hand entgegenstrecken kann. Und er wird nur den Fremden als gleichberechtigt anzuerkennen vermögen, in dem er ein ebenso starkes und klares Nationalbewußtsein wahrnimmt. Die Überhöhung der nationalen Gegensätze durch allgemeine Menschlichkeit, durch gemeinsame Arbeit, durch gegenseitigen Meinungsaustausch — das ist Ziel und Zweck dieses neuen Weltbürgertums, das in so weite Kreise gedrungen ist, daß die politischen Rechtsparteien von einer „Gefahr" sprechen können.

War die Clarté als Anreger dieser Bewegung außerordentlich wertvoll, so beginnen andere Kreise diese europäischen Gedanken aufzunehmen, von allen Übertreibungen zu reinigen und ein allgemeines Weltbürgertum aufzubauen, das jenen Charakter annimmt, den ich eben andeutete und der schon einmal im 18. Jahrhundert in Frankreich heimisch war. La ligue des droits de l'Homme, die von Victor Basch, Georges Séailles, Seignobos, Cachin u. a. geführt werden, protestantische Theologen wie Doumergue, Faivret, Dumas u. a., und der Kreis um André Gide stärken mit guten Kräften und bestem Willen die Bewegung und haben in den letzten Monaten viel für die Verbreitung des europäischen Gedankens getan.

Gides nouvelle revue française und die Monatsschrift Le monde nouveau, die Tageszeitung L'ère nouvelle, die sozialistische Presse, vor allem die Humanité, die Duhamel, Romains, Vildrac, Bazalgette, Chennevière u. a. zu regelmäßigen Mitarbeitern gewonnen hat, wirken in diesem Sinne. Der Kampf gegen Deutschland ist auf allen kul-

turellen Gebieten aus diesen Blättern verbannt. La revue germanique erscheint seit April dieses Jahres wieder und berichtet in sachlicher, würdiger Form über deutsche Neuerscheinungen, veröffentlicht auch wieder literarhistorische Untersuchungen über deutsche Probleme. Les Images de Paris brachte kürzlich Übertragungen von Novalis. La nouvelle revue française hat über Dehmels Kriegstagebuch referiert und — in allerdings scharf ablehnender Form — Walter Rathenaus Tätigkeit im Kriege umrissen. Aber ich weiß, daß mehrere Mitarbeiter sich mit Eifer den Neuerscheinungen in Deutschland zuwenden und sich mit den hervorragendsten, wissenschaftlichen Arbeiten der letzten Jahre, mit den Büchern von Gundolf, Bertram, Keyserling, Dessoir, Natorp auseinanderzusetzen vorhaben. Neben Felix Bertaux und Jacques Rivière ist auch ein Deutscher als Mitarbeiter für die nouvelle revue française gewonnen worden. Die Zeitschrift hat neuerdings bedeutend an Ansehen und Absatz gewonnen. Das ist einerseits der bedeutenden Persönlichkeit von André Gide, andererseits der geschickten Organisationskraft des Verlagsdirektors Gaston Gallimard zu danken. Mit Umsicht und Geschmack werden hier die abgeklärtesten Talente des jüngeren Frankreichs vereinigt. Der Kreis der Unanimisten ist geschlossen zu der nouvelle revue française übergegangen. Paul Claudel, dessen scharfer Nationalismus in diesem Zirkel fremd wirkt, sichert dem Verlag immerhin auch einen gewissen Absatz. Marcel Proust, dessen neuestes Buch hier bereits besprochen wurde, fügt sich harmonisch der Gruppe ein. Dazu kommen noch fremdländische Autoren wie Browning, Rabindranath Tagore und — Shakespeares Antonius und Cleopatra in der Umdichtung von André Gide. Die mutigste Tat des Verlages ist die Herausgabe des Buches von John M. Keynes, Les conséquences économiques de la guerre mit einem tapferen Vorwort von Paul Franck. Der Verlag hat die heftigsten Angriffe über sich ergehen lassen müssen, da er vier Wochen vor der Konferenz in Spa dieses Buch in Frankreich in die Öffentlichkeit warf.

Das englisch-französische Bündnis hat Shakespeare in Frankreich endlich einmal wieder populärer gemacht. Gides Übertragung von Antonius und Cleopatra ist mit Musik von Florent Schmitt in neuer Ausstattung von Drésa Ende Juni dieses Jahres in der großen Oper aufgeführt worden. Das Théatre du vieux Colombier führte Le conte d'hiver und la nuit des rois auf. Die Comédie française brachte „Juliette et Roméo" in einer sehr fragwürdigen Nachdichtung von André Rivoire heraus, die eine jener üblen Bearbeitungen darstellt, die von dem Original nur wenig übrig läßt. Daraufhin behaupten gewisse Zeitungen, die von deutschen Theatern nichts wissen, daß Shakespeare in keinem Lande so populär sei wie in Frankreich.

Immerhin läßt sich auch aus solchen Äußerungen entnehmen, daß die Franzosen Wert darauf legen, als Weltbürger geachtet zu werden. Nun werden alle Leser von Tageszeitungen mir das entgegenhalten, was sie täglich an politischen Nachrichten aus Frankreich lesen. Darauf kann ich nur kurz erwidern, daß in keinem Lande die Kluft zwischen der regierenden Oberschicht und der breiten Masse des Volkes so tief ist wie in Frankreich. In diesem Blatte kann ich mich nicht ausführlicher über dieses Problem äußern. Ich kann nur meine Eindrücke und Erlebnisse wiedergeben und Tatsachen aufreihen, die für Buchgewerbe, Literatur und Theater charakteristisch sind.

Ich will zum Schluß hier einige bibliophile Kostbarkeiten aufreihen, bemerke aber ausdrücklich, daß meine Angaben nur eine kleine Auswahl treffen, die mir zufällig zu Gesicht gekommen ist. Die Zahl der Luxusdrucke ist nicht zu übersehen.

La nouvelle revue française 33/37 rue Madame:
Collection des peintres français:

Henri Matisse 30 réproductions de peinture et dessins, précédées d'une notice critique par Marcel Sembat, avec un portrait inédit de l'artiste dessiné par lui-même et gravé sur bois par Jules Germain. 150 exemplaires numérotés dont 10 hors commerce, sur beau papier couché avec une épreuve sur Chine de la gravure sur bois portrait de l'artiste signée par l'auteur. 10 Francs.

Charles Guérin par Tristan Klingsor in derselben Art 215 Exemplare. 10 Francs.

Luc Albert Moreau par Roger Allard in derselben Art 215 Exemplare. 10 Francs.

Jules Romains, Donogoo-Tonka ou les miracles de la science 20 exemplaires de luxe sur vergé pur fil Lafuma Navarre. 36 Francs. 2000 exemplaires de l'édition originales sur velin par fil Navarre. 14 Francs.

(In dieser Art und zu diesen Preisen werden jetzt vor allen Neuerscheinungen des Verlages Luxusausgaben veranstaltet.)

Charles Louis Philippe, La mère et l'enfant, ouvrage orné de 18 bois dessinés et gravés par Deslignières. Il a été tiré de cet ouvrage, sur papier pur fil Lafuma Navarre, 10 exemplaires hors commerce marqués à la presse des lettres A à I et 290 exemplaires numérotés de 1 à 210. Les bois ont été barré après le tirage. 60 Francs.

Marcel Proust, A l'ombre des jeunes filles. Un volume en deux tomes de format in-Folio Tellière, imprimé par Paillart d'Abbéville sur papier Indian Bible, non broché, renfermé sous un cartonnage en papier décoré avec rabats et rubans de fermeture avec un beau portrait de J. E. Blanche, ainsi qu'un certain nombre de feuilles manuscrites et de corrections d'auteur de l'écrivain. 50 exemplaires. 200 Francs.

Andre Gide, Le Prométhée mal enchaîné. Ouvrage illustré de 30 dessins par Pierre Bonnard imprimée par Coulouma à Argenteuil avec les caractères Didot de Peignot sur Papier velin des Papeteries Navarre. 750 exemplaires. 50 Fr.

— La symphonie pastorale. 25 exemplaires de luxe sur vergé d'Arches. 40 Francs.

Gérard de Nerval, Les nuits d'octobre. Ouvrage orné de 18 eaux fortes dessinées et gravées par Galanis. 400 exemplaires. 75 Francs.

Evariste Parny, Chansons madégasses traduites en français par E. P. Ouvrage illustré de 31 gravures sur bois en couleurs par J. E. Laboureur. Imprimé par Frozier-Soye en caractères Normande Ollière sur papier de jute naturel. 400 exemplaires. 45 Francs.

François Thompson, Corymbe et l'automne traduit par Paul Claudel. Ouvrage orné de 12 bois dessinés et gravés par André Lhote, in der gleichen Ausstattung wie das vorige. 40 Francs.

Georges Crès & Cie. 21 rue d'Hauteferville:

Robert de Souza, Terpsichore, Poèmes:

11 à 15 imprimés en vermillon d'or sous couverture vert rézéda à titre rouge et vert. 15 Francs.

16 à 20 imprimés en violet pourpré sous couverture clair à titre mauve violet. 15 Francs.

21 à 25 imprimés en noir sous couverture gris fer à titre noir et orange. 15 Francs.

26 à 475 imprimés en sépia sous couverture blanche. 7,50 Francs.

Georges Besson, Marquet; le recueil de 40 réproductions phototypiques d'André Marty est sorti des presses de l'imprimérie „Lux" pour les éditions des „cahiers aujourd'hui" publiées par George Besson. 40 Francs.

Albert André, Renoir, in der gleichen Art auf Chinapapier. 40 Francs.

Léon Werth, Bonnard, in der gleichen Art auf Chinapapier. 40 Francs.

Charles Labelle, Les contes du berger. Edition illustrée de 100 dessins originaux de Clément Serveau dont 23 hors texte en couleurs gravés sur bois par G. et E. Gasperini in-4° couverture illustrée, cartonnage Bradel, non rogné, tête rouge. 30 Francs,
broché couverture, non rogné. 25 Francs.

Paul Rosenberg 21 rue de la Boétie:

Courbet selon les caricatures et les images avec plus de 180 réproductions en couleurs et en noir d'après Baudelaire, Daumier, André Gill, Cham, Bertall, Quillenbos, Hadol, Nadar, Carjat, Grévin, le Petit, Randon etc. suivies de lettres inédites de Courbet (1870—1877) et d'une Bibliographie. Documents réunis et publiés par Charles Lèger, Préface de Théodore Duret. Tirage limité à 500 exemplaires numérotés. 100 exemplaires sur Papier à la forme d'Arches (avec double suite en noir des planches en couleurs). 125 Francs. 400 exemplaires sur velin de Cran-Gravier. 60 Francs.

Port-Folio de 25 réproductions en noir et couleurs d'après des dessins et aquarelles de Picasso aux quelles est jointe une lithographe originale et noir. 150 Francs.

François Bernouard 71 rue des Saint-Pères:

Le gout du jour, revue bimensuelle 7 exemplaires sur Chine avec une suite des gravures avant la lettre. 800 Francs.
25 exemplaires sur papier d'Arches avec une suite des gravures avant la lettre. 400 Francs.
1400 exemplaires. 300 Francs.
Chaque fascicule contient au moins deux planches gravées au burin et rehaussées de tons à la main sur les modes féminines, masculines, les meubles, les automobiles.

La sirène 12 rue de la Boétie:

Guillaume Apollinaire, Le Bestiaire ou cortège d'Orphée illustré par 30 bois de Raoul Dufy sur papier bouffant. 10 Francs.

Henry Malherbe, Le jugement dernier, orné de gravure sur bois de Jean Marchand et tiré en violet et noir sur papier vergé des manufactures Lafuma. 30 Francs.

Aloysius Bertrand, Gaspard de la nuit. Fantaisies à la manière de Rembrandt et de Callot. Un volume in-8° tellière (120×180) de 220 pages, sur papier vergé des manufactures d'Inverness, entièrement tiré en bleu et en noir et décoré d'une centaine de gravures et d'ornements d'après Callot et Rembrandt. 20 Francs.

Dr. Otto Grautoff.

Wiener Brief.

Die beiden großen Wiener Staatsbibliotheken — die Hof- und die Universitätsbibliothek — bleiben vorläufig nebeneinander bestehen. Ein Erlaß des Unterrichtsamtes verfügt, daß die Leitungen der beiden Bibliotheken bezüglich aller Neuanschaffungen miteinander das Einvernehmen zu pflegen haben, derart, daß die Hof- oder (wie sie künftig heißen soll) Nationalbibliothek wie bisher im allgemeinen die geisteswissenschaftliche Literatur und die Literatur zur Geschichte der Naturwissenschaften, die Universitätsbibliothek dagegen die Literatur für alle Lehrfächer der Universität fortführen solle. Entbehrliche Doppelerwerbungen seien nach Tunlichkeit zu vermeiden. Die beiden Bibliotheksverwaltungen tauschen daher von nun an die Listen der Neuanschaffungen noch vor dem Ankauf untereinander aus. Die Hofbibliothek, welche Pflichtexemplare aus dem ganzen Staatsgebiet erhält, hat alle unentgeltlich



eingelieferten aufzubewahren und von den entgeltlich zu beziehenden nur jene anzunehmen, die den von ihr gepflegten Fachgebieten angehören; die Universitätsbibliothek wird die ihr aus Niederösterreich zukommenden Pflichtexemplare aufbewahren, jene aber, die für ihren Bibliotheksbestand entbehrlich sind, an Universitätsinstitute oder andere öffentliche Bibliotheken, für die sie in Betracht kommen, abgeben. Ebenso überläßt die Universitätsbibliothek, um Raum zu gewinnen, ihre Bestände an Zeitungen und nichtwissenschaftlichen periodischen Druckschriften unter Wahrung ihres Eigentumsrechtes der Hofbibliothek, die sie mit ihren Beständen gleicher Art zu einer „Zeitungsbibliothek" vereinigen soll. Die Ausscheidung der Dubletten bleibt einem späteren Zeitpunkt vorbehalten.

Damit sind wohl die für den Augenblick klügsten Entscheidungen getroffen. Was wir des weiteren dringend bedürfen, ist die Einrichtung einer Zentralauskunftsstelle, zunächst über alle in Wien vorhandenen Bücherbestände, der sich Kustos Dr. *Robert Teichl* von der Hofbibliothek bereits tatkräftig annimmt; ferner die Schaffung eines Bibliotheksbeirates, in dem alle Kreise vertreten sind, die an dem Bestand, dem Gedeihen und der Verteidigung unserer öffentlichen Bibliotheken ein Interesse haben; und endlich die systematische Ergänzung unseres Bücherschatzes sowohl im Hinblick auf die Vergangenheit als auch auf die Gegenwart.

Um das Vorhandene zu erhalten, bedarf es bedeutender Geldmittel. Die Jahrgänge unserer Tagespresse — des „Archivs der Zeit" im wahrsten Sinn des Wortes — liegen seit 1914 ungebunden und daher der Benützung entzogen, weil die Kosten der Einbände unglaubliche Summen verschlingen würden. So wurde z. B. der Jahrgang der „Wiener Zeitung" in der Universitätsbibliothek in 36 Bänden aufgestellt; derselbe Pappband, der ehedem mit acht Kronen bezahlt wurde, hat sich seither um 1250 Prozent verteuert, kommt also auf hundert Kronen. Begreiflich, daß sich die Direktion scheut, diese ungeheuren Auslagen zu bestreiten. Mit den gebündelten Tageszeitungen ist aber niemandem gedient, sie müssen wieder zur Aufstellung gelangen, sollen sie nicht dem Verderb und gänzlichem Untergang preisgegeben werden!

In zwei englischen Tageszeitungen wurde zufällig am gleichen Tag (3. April) die Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise auf unseren geistigen Notstand gelenkt. In den *Times* haben zwei Ärzte *Clifford Allbutt* und *J. Mackenzie* den Hilferuf *Wenckebachs* weitergegeben, in *Daily Chronicle* regt eine Zuschrift Ermäßigung der Bücherpreise, bzw. des Umrechnungsschlüssels für uns an und empfiehlt, die Aktion der *School of Economics* in London zu unterstützen, deren Direktor *Sir William Beveridge* unseren Bibliotheken die fehlenden Fortsetzungen von Periodica durch Kauf, Tausch oder Geschenk verschaffen will. 300 Bücher und Broschüren sollen bereits für die Universitätsbibliothek auf dem Weg sein. Der Bibliothekar der *School of Economics* Mr. *B. M. Headicar* hat seine fachmännischen Kenntnisse als Ehrensekretär einem anglo-amerikanischen Komitee zur Verfügung gestellt, an dessen Spitze *Gilbert Murray* steht, das eine *Anglo-American University-Library*, sei es unter eigener Verwaltung, sei es im Anschluß an bestehende Institute unter Wahrung der Eigentumsrechte, einrichten will, sobald die dazu nötigen Geldmittel zustande gebracht sind. Aus Amerika sind einzelne Periodica bereits eingelangt, und man hofft auf Hilfe für unsere wissenschaftlichen Bibliotheken aus der Rockefeller- und Carnegie-Stiftung. Einzelne italienische und französische Persönlichkeiten bezeigen uns Sympathie. Von den neutralen Staaten ist Schweden vorangegangen mit der Zusicherung, uns in den nächsten zehn Jahren die Veröffentlichungen seiner gelehrten Gesellschaften unentgeltlich zur Verfügung zu stellen; Private haben Bücher und Geld zu Neuanschaffungen gespendet. Ähnliche Aktionen sind in Dänemark, Holland und der Schweiz eingeleitet worden. Der Direktor der Universitätsbibliothek, Hofrat *Frankfurter*, entfaltet eine unermüdliche Tätigkeit, der wir nur vollen Erfolg wünschten.

Für uns beginnt aber das Ausland leider schon an der deutschen Grenze. Mit Entzücken las man letzthin in der Zeitung die frohe Mär, Reclam werde billiger, die einzelne Nummer (einst für 24 Heller überall erhältlich) werde, einschließlich 33prozentigem Buchhändlerzuschlag nach dem Umrechnungskurs, der in dieser Branche für die Mark gelte, nur — neun Kronen kosten! Für den einzelnen Kopfarbeiter ist unter diesen Umständen die Erwerbung seines Handwerkszeuges schier unerschwinglich; unsere Abschnürung von den wissenschaftlichen und technischen Bestrebungen und Errungenschaften des Auslandes ist aber eine Sache, die nicht mehr uns allein angeht: der ganze Kulturorganismus ist gefährdet, wenn einem seiner Glieder die Blutzufuhr unterbunden wird. Es hat sich ein Komitee gebildet mit dem Ziel, Bücher für Studienzwecke zu erschwinglichem Preis zu beschaffen (Amba, d. i. Arbeitsmittelbeschaffungsanstalt); natürlich müßte es von allen, denen „Wiederherstellung der Kultur" eine ernst zu nehmende Sache ist, nachhaltig unterstützt werden. Wie wir hören, beschäftigt sich auch der Deutsche Verlegerverein mit der Frage, ob und wie eine Notstandsaktion wenigstens für die wissenschaftlichen Bibliotheken Österreichs eingeleitet werden könnte. Hoffentlich fällt die Entscheidung rasch und großmütig. Hier hat nicht nur das Hauptbuch, hier hat auch das Herz mitzusprechen. Deutsche Brüder, wir brauchen eure Hilfe! Österreichs deutsche Schriftsteller und Gelehrte haben

als Verfasser, Österreichs deutsche Gebildete haben als Abnehmer dem deutschen Verlagsbuchhandel in guten Tagen manchen reichen Gewinst verschafft, Ihr schenkt uns nichts, Ihr gebt uns nur einen Vorschuß auf künftige Rückzahlung! Nicht nur der leibliche, auch der geistige Hunger tut weh, und breite Massen brauchen ein Stück geistiges Brot, sollen sie nicht ganz verzweifeln und in ihren Untergang wieder ein Stück Kulturwelt mitreißen!

Unsere Produktion ist auch jetzt nicht arm, doch darüber das nächstemal. Recht fleißig werden Bücher verkauft, wie unsere Auktionsberichte ausweisen. Unser Mittelstand setzt nämlich die Selbstentäußerung von allen „Luxusartikeln" weiter fort: erst waren es die Teppiche und Klaviere, nun sind es Hausrat und Bücher, und wie lange wird's noch dauern, steht er — vor dem Nichts!

Vielen Männern der älteren Generation, die mit allen Fasern ihres Daseins an diesem Reiche hingen, das man jetzt so sinnlos zertrümmert hat, hat sein Untergang schon den Todesstreich versetzt. Wieder haben wir zwei auf wissenschaftlichem und politischem Gebiete führende Persönlichkeiten begraben: *August Fournier* (gest. 18. Mai) und *Heinrich Friedjung* (gest. 14. Juli), jener hervorragend als Kenner der napoleonischen und Kongreßzeit, dieser wohl auch im Ausland als der bedeutendste Geschichtschreiber des zeitgenössischen Österreich angesehen. Wie Fournier bis in seine letzten Tage an der Herausgabe der im Nachlaß des Grafen Prokesch neu aufgefundenen „Tagebücher von Gentz" (für den Amaltheaverlag) gearbeitet hat, so Friedjung an dem zweiten Band seines „Zeitalters des Imperalismus". Aber auch von dem Schlußband zu „Österreich von 1848 bis 1860" liegen Abschnitte fast vollendet vor, und die Herausgabe noch anderer wertvoller Bruchstücke des Nachlasses dürfen wir von dem Vollstrecker seines literarischen Testamentes *Alfred F. Přibram* in Kürze erwarten.

Wien, Anfang August 1920.

Prof. Dr. Eduard Castle.

Neue Bücher und Bilder.

Käthe Altwallstädt, Ein famoser Wink. Humoresken. *Jena, Pallas-Verlag*, 1919. 152 S. 3,75 M.

Man muß das Erscheinen im elendigen Jahr 1919 unterstreichen. Wir sind doch ein grundgesundes Volk, besonders im Sachsenländchen, von dem diese kleinen, frisch und froh erzählten Geschichten kommen, daß wir unter all dem hier nicht zu nennenden Schicksal dieses Jahres doch so harmlos vergnügt sein und Freude an unserer lieben Kleinigkeit haben können. Welche Erholung nach all den blut- und eisernen Kriegsromanen, nach all den so gar nicht wirklichen Revolutionszusammenstellungen der Verleger, die was Aktuelles bringen wollten! Wir waren ja doch die ganze Zeit her Dr. Löffel und Frau Schmalzmann, die Justizrätin Schaugestell und die Kriegsrätin Rumpel, Fräulein Knietschbein und Fatalerich Strüling und hatten uns als Helden und Heldenstürzer kostümiert, um der Welt zweimal eine gänzlich falsche Meinung von uns beizubringen. Lesen wir die Damen-Almanache der Befreiungskriegszeit und der napoleonischen Jahre vorher, so sehen wir ja auch, wie wenig das Staatsschicksal an der Lebensart des Volkes zu bewegen und zu rühren vermag. Es braucht mehr als Weltkriege und eingebildete Revolutionen, um uns die Freude am Glück im Kleinen zu verderben. Darum sei dieses harmlose Bändchen als Zeuge unseres wahren Wesens hoch gelobt.

M. B.

Ludwig Anzengruber, Gesammelte Werke. In vier Bänden herausgegeben von Carl W. Neumann. *Leipzig, Philipp Reclam jun.* In Halbleinen 50 M., in Halbfranz 150 M.

Was ohne die Benutzung der Handschriften Anzengrubers, die der geplanten Schrollschen Gesamtausgabe vorbehalten bleiben, möglich war, leistet diese gute und in Anbetracht der Zeitumstände sehr hübsch ausgestattete Sammlung. Die Texte sind sorgsam behandelt, das Lebensbild des Dichters verwertet alle Stoffquellen, liest sich gut und bringt den liebenswerten Menschen dem Herzen nahe, auch durch reichliches Anführen von Briefstellen. So ist die gefällige Ausgabe ganz dazu geeignet, die Kenntnis und die Erkenntnis Anzengrubers den Vielen zu erschließen, denen bis jetzt der treffliche Wiener noch nicht so vertraut ist, wie er es verdient.

A—s.

Kurt Paul Aretz, Napoleons letzte Freundin. Sankt Helena-Erinnerungen der Betsy Balcombe. Mit 17 Abbildungen. *München, Georg Müller*, 1919. 280 S. Geh. 11 M., geb. 18 M.

Als zuverlässige Geschichtsquelle sieht der Herausgeber diese Erinnerungen der kleinen Freundin des Verbannten nicht an; er schickt ihnen deshalb auch eine Einleitung voraus, die den letzten Gang Napoleons von Waterloo bis auf die Felseninsel schildert; der Leser, der ihren klaren, zwischen den Widersprüchen der Zeitgenossen wohl abwägenden Sätzen folgt, wird wohl meist unter dem Eindruck davon stehen, wie weitab diese Vorgänge unserm gefühlsmäßigen Begreifen liegen, während sie doch durch ihre politische Bedeutung aufs allernächste mit der Gegenwart verbunden sind. Der Hymnus Grillparzers, der sinnvoll dem geschichtlichen Kapitel vorangestellt ist, scheint unserer heutigen Art der Heldenverehrung so fern, wie uns die Ge-

stalt Napoleons von dem losgelöst vorkommt, was wir heute unter französischem Wesen verstehen.

Die Erinnerungen der Betsy Balcombe selbst, die als junges Mädchen die Gefangenschaftsjahre auf Sankt Helena erlebte, sie in den vierziger Jahren niederschrieb und erst 1873, als Pensionärin des dritten Napoleon starb, sind in ihrem Bild des Menschen, des typisch italienischen Menschen, der nach solchem Leben noch in Vielem, Täglichem ein Kind geblieben war, sehr lebendig, aber sie haben fast noch größeren Reiz als Schilderung des Kolonistenlebens der Insel überhaupt, denn Betsy ist sich, in ihrer gesunden Mädchenhaftigkeit, doch gerade noch um ein kleines wichtiger als der Kaiser selbst. Auch hierzu gibt der Herausgeber eine gute Einführung. Die Illustrationen sind nach meist bekannten Bildern geschickt ausgewählt, könnten aber besser wiedergegeben sein. M. B.

Julius Bab, Neue Kritik der Bühne. Dramaturgische Grundlegungen und Ausführungen. *Berlin, Oesterheld & Co.*, 1920. 204 Seiten. 10 M.

Das Ziel des neuen Werkes von Julius Bab ist wie das seiner früheren historischen, zeitkritischen und systematischen Studien: „das Erlebnis des Dramas durch kritische Umschreibung klar, stark und fruchtbar zu machen." Von den drei bezeichneten Wegen hierzu hat er diesmal wieder den systematischen gewählt und eine Reihe sehr eindringlicher Aufsätze zusammengestellt, die jeder Freund der modernen Dramaturgie mit Gewinn lesen wird. Den ersten, bedeutendsten Aufsatz „Die sprachkünstlerischen Wurzeln des Dramas" nennt Bab mit bewußt stolzem Untertitel „Prolegomena zu einer jeden künftigen Dramaturgie, die als Wissenschaft wird auftreten können". Es kommt Bab darauf an zu zeigen, daß sich das Produktionsbedürfnis des Dramatikers „am Erleben miteinander sprechender Menschen entzündet", daß das Wort, das bei handelnden Menschen immer nur die Verbindung zwischen zwei Gesten, zwei Handlungen herstellt, Material des Dramatikers ist. Hier ist nicht der Ort, diese Darlegungen im einzelnen zu prüfen und der nicht immer überzeugenden Beweisführung Babs entgegenzuhalten, daß das Material des Dramatikers doch wohl der Mensch in seiner Gesamterscheinung (und dazu seine Umwelt) ist: der Dramatiker ist sozusagen der Plastiker unter den Dichtern. Angemerkt sei nur, daß Bab sich ja in gewisser Weise selbst widerspricht, wenn er in einem späteren Aufsatz (Film und Drama) sagt: „Ich halte es geradezu für das Kriterium eines vollkommenen Dramas, das es bis zu einem sehr hohen Grade auch für den Tauben, auch als Pantomime verständlich bleibt"; ich bezweifle jedenfalls, daß wirklich dieses Pantomimische überall aus den sprachkünstlerischen Wurzeln wächst und in ihnen zu erkennen ist, glaube daher, daß die wissenschaftliche Dramaturgie stets auch festzustellen haben wird, inwiefern der Dramatiker, mit Bab zu reden, „zugleich ein mimischer Erfinder" im jeweils vorliegenden Drama ist, wie er den Raum schafft und die Menschen in den Raum stellt und gegeneinander bewegt. — Die übrigen Aufsätze behandeln zahlreiche Einzelfragen der Bühnenkunst, Dramaturgie des Fernsprechers, Marionetten, Kino und schließlich die Organisation des Theaters, mit deren jüngster Gestaltung sich Bab auch in einer besonderen Schrift „Produzenten-Anarchie, Sozialismus und Theater" befaßt hat. Überall gräbt er tief unter die feuilletonistische Oberfläche und erweist sich in dem neuen Buch wiederum als einer der besten Kenner und Beurteiler unseres Theaters und Dramas, als den wir ihn aus früheren Werken kennen. F. M.

Honoré de Balzac, Mystische Geschichten. Eingeleitet und herausgegeben von Georg Goyert. Mit zwölf Steinzeichnungen und acht Strichätzungen von Alfred Kubin. *München, Georg Müller*. Geh. 16 M., in Pappband 20 M., in Leder 80 M. und 20% Verlagszuschlag.

Was ist Mystisches an Balzacs „Facino Cane" und der schwachen Anekdote „El Verdugo", den ersten beiden Geschichten dieses Bandes? Und die gleiche Frage darf zu den meisten Stücken dieses Gliedes der Ewersschen „Galerie der Phantasten" gestellt werden. Aufregend, unterhaltsam sind sie aber alle, und so soll die Berechtigung des Gesamttitels nicht weiter erörtert werden. Wäre nur die Übersetzung gewandter und das Äußere gefälliger! Was nützen Kubinsche Zeichnungen, wenn das Papier unter jeder für bessere Publikationen selbst in dieser Zeit zulässigen Qualität bleibt? A—s.

Matteo Bandello, Novellen. Übersetzt, herausgegeben und eingeleitet von O. M. Mittler. Federzeichnungen und Umschlagzeichnung von Artur Braunschweig. *München, Musarionverlag*, 1920.

Sechzehn dieser Novellen sind völlig neu übersetzt, ein guter Teil davon zum erstenmal ins Deutsche. Die Übertragung kann getrost den Anspruch stellen, als klassische Verdeutschung zu gelten. Denn sie trifft den Ton des Originals ohne irgendwelche Gewaltmittel des Ausdrucks und weiß mit sicherem Gefühl auch Klippen zu vermeiden, an denen die deutschen Sprachmittel — verständnisloser gehandhabt als es hier der Fall ist — scheitern könnten; dort nämlich, wo es sich um die Wiedergabe der vielberüchtigten „Unzüchtigkeiten" handelt. Diese Stellen, in denen die italienische glücklich-frohsinnige Auffassung des „Naturalia non sunt turpia" mit größtem Freimut



lachenden Mundes die Dinge beim rechten Namen nennt oder in geistgewürztem dichterischen Bilde leicht lösbare Rätsel aufgibt, sind auch im Deutschen mit natürlicher Schlichtheit und fröhlich-launiger Umschreibung wiedergegeben, so daß selbst der Moralist, der *ohne* Heuchelei zu lesen fähig ist, die Anmut des Stils, ohne Anstoß zu nehmen, empfinden wird. Eine in ihrer knappen Sachlichkeit wohltuend von sonst-üblichen ellenlangen Vorworten abstechende Einleitung ist der Auswahl vorangestellt. Die beigefügten Federzeichnungen, mit Ausnahme der fein kolorierten Umschlagzeichnung, zeigen bei weitem nicht dasselbe Verständnis für die Eigenheit und Würze Bandellos. Hier erscheint mehr als einmal die Grenze überschritten, jenseits welcher die künstlerische Freiheit des Illustrators gegen die künstlerische Gedankenwelt des Urhebers zu sündigen beginnt. *Magda Janssen.*

Felix Braun, Die Träume in Vineta. Legenden, *München, Musarionverlag.*

„Novellen und Legenden" nannte Felix Braun sein erstes Prosabuch 1910. Novellen und Legenden enthält auch das neue Buch dieses lyrischen Epikers, obschon der Untertitel diesmal die Novellen unterschlägt. Braun versucht, aus diesen einzelnen Stücken eine Einheit herzustellen. Ein Traum, der den Dichter in die Meerstadt Vineta führt, soll diese Einheit schaffen. Doch die visionhaften verbindenden Stellen vermögen nicht darüber hinwegzutäuschen, daß hier stofflich wie formal nicht ganz Homogenes nachträglich zusammengestellt ist. Es sind vor allem die literarhistorischen Novellen, die sich in den Legendenrahmen nicht einfügen wollen. Braun liebt ja diese Art und handhabt sie mit Geschmack; seine Goethenovellen sind bekannt. Diesmal ist es Dorothea Tieck mit ihrem Kreis und Mozart. So kultiviert diese Stoffe bewältigt sind, so wenig wächst ihre Idee doch ins Legendarisch-Allgemeine, in dem die übrigen Stücke wurzeln. Von diesen erscheint der „Attila" als das stärkste. Hier sprengt Braun seine ein wenig zu kultivierte Geste und wirft mit heftigerer Erregung eine Reihe von Szenen hin, denen man sogar mythische Schöpferkraft zugestehen muß, deren Prägnanz und Abruptheit jedoch wieder nicht zu dem breit hinfließenden Erzählerton der übrigen Legenden passen will. Unter diesen sind die lyrisch-ausholenden und stimmungszarten die schönsten und wertvollsten. Alles in allem zwar nicht das, was der Dichter wohl gern gewünscht hätte: ein irgendwie geschlossenes Buch, aus dem eine höhere Idee aufleuchte; aber doch ein gutes, schlichtes und zur Besinnung der Lebenswerte führendes Novellenbuch eines ernsthaften Dichters jenseits der Zeitmode. O. E. H.

Artur Brausewetter, Mehr Liebe! Ein Wegweiser zum wahren Menschentum. *Leipzig, Max Koch.*

Der Krieg hat unserem Volke die tragende Idee zerbrochen. Die Macht und Herrlichkeit des Reiches sind versunken. Was ist nun der Sinn unseres öffentlichen, unseres politischen, nationalen Lebens? Ein furchtbares Ringen hat in unserer Nation um die Antwort auf diese Frage eingesetzt. Und unter schweren Kämpfen zuckt unser Volkskörper.

Da mag es sein, daß sich zarter besaitete Seelen von dem öffentlichen Leben ganz abwenden, dumpf resignieren, oder den Verkündern eines zurückgezogenen Individualismus sich zuwenden. Sie werden dann auch das Büchlein von Brausewetter mit Sympathie und Zustimmung lesen. „Denn es gibt auf dieser armen Erde schließlich nur ein Glück. Das aber ist das höchste, das sie zu vergeben hat: irgendwo auf der Welt einen Menschen zu wissen, der einem zu Eigen ist, zu dem man kommen kann mit jeder Freude, die uns bewegt, mit jedem Leid, das an uns zehrt . . . Die Einsamkeit zu Zweien, der volle Einklang im Zweiklang, das ist das Höchste und Kostbarste, was diese arme Erde zu geben hat" (S. 16—18). So steht es in dem Werkchen geschrieben, und weiche, weibliche Gemüter werden mit dem Kopfe nicken.

Ist hier aber wirklich ein Ausweg aus der Not der Gegenwart gefunden? Kann das Gären einer Zeit wirklich beschworen werden durch das Sich-zurückziehen ins Glück zu Zweien? Nein, mag Brausewetter vielen stillen Seelen Trost verleihen, uns lebendigen, wirkenden Menschen ist die Liebe zu Zweien nur in Feierstunden beschieden, das eigentliche Lebenselement die Arbeit und der Kampf. Wir sagen nicht wie Gobineau, den Brausewetter zitiert: „Die Liebe geht vor allem vor, dann kommt die Arbeit", sondern umgekehrt: „die Arbeit geht vor allem andern vor, dann kommt die Liebe." F. K.

Fritz Brehmer, Nebel der Andromeda, das merkwürdige Vermächtnis eines Irdischen. *Verlag, L. Staackmann, Leipzig,* 1920. 203 S.

Ein „kosmischer" Roman, das heißt eine unweltliche, aber doch keineswegs unmenschliche Geschichte, deren mit der behaglichen Breite des erzählenden Seemannes hübsch vorgetragene Einleitung einen guten Kontrast zu der Hauptsache gibt: dem nachgelassenen Bericht des Überfliegers, der sich zur Andromeda aufschwang, dort eine um Jahrtausende gealterte Menschheit fand und sich in ihr mit seiner Jugendkraft ziemlich unheilvoll betätigte, bis er zuletzt, mit seiner andromedanischen Frau im Arm, wie der zur Erde zurückstürzte. Zu den Utopien ist das Büchlein nicht wohl zu zählen, denn im Grund wird ja hier nur die Triebkraft des durch Erkenntnis noch ziemlich ungeschwächten Menschentieres unserer Erde von



1920 gegen das verfeinerte Gedankenleben der Andromedamenschen vom Jahr 2920 zu sieghafter Behauptung geführt; und auch in der sehr fein durchgeführten Einzelheit der Prügelei, die der Held auf dem sittsamen Stern veranstaltet und wegen deren er zu der einzigen, aber nach den Begriffen der Einwohner um so furchtbareren Strafe des öffentlich als Verbrecher Genanntwerdens verurteilt wird, fühlen wir den Verfasser der Geschichte doch eigentlich recht auf der Seite dessen, dem die kurzhändige irdische Tat lieber ist, als der langausgewobenste Gedanke der Sternenbewohner. M. B.

Barthold Heinrich Brockes, Irdisches Vergnügen in Gott. Auswahl, herausgegeben von Wilhelm Fraenger, gedruckt in 500 Exemplaren. *Hannover, Der Zweemann*, 1920. 104 Seiten.

Solch eine winzige Lese aus den neun dicken Bänden der „Irdischen Vergnügens in Gott" kann auch der ganz unhistorisch eingestellte Leser mit Behagen genießen. Zumal da die Reihe mit bestem Verständnis gewählt und geordnet ist. Der Feinsinn, das gute Auge und die Gefühlswärme des alten Hamburger Ratsherrn strahlen aus den hier vereinten Gedichten so hell, daß er uns lieb und achtenswert wird, auch als Künstler. Die würdige Ausstattung trägt das Ihre zu dem trefflichen Eindruck des Buches bei. Es wäre gut, wenn jedem Autor des „Zweemann" und der „Silbergäule" ein Exemplar überreicht werden könnte. Vielleicht hilft's bei dem einen und anderen! G. W.

Laurids Bruun, Der unbekannte Gott. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen übertragen von Julia Koppel. *Berlin, Morawe & Schaffelt.* Geh. 20 Mark.

Zwei kulturmüde Menschenkinder, ein amerikanischer Ingenieur und Millionär, und eine reiche Dänin ziehen aus, den „unbekannten Gott" zu suchen. Beide sind ihrem Lebenskreise entflohen, weil sie die glücksvernichtenden Halbheiten und Erfolgslügen einer letzthin sinnlosen Scheinkultur nicht zu ertragen vermochten. Sie erreichen die gesuchte Befreiung in der Hingabe an die uralten Heilsquellen indischer Religiosität. Unter ihrem Banne finden sie nach schweren Erfahrungen und sittlichen Kämpfen die reine, dem Göttlichen verbundene Menschlichkeit in sich. Im Lande der Parsen, unter dem sagenumsponnenen Baume des Lebens, einigen sie sich in einer geläuterten, von religiöser Weihe geheiligter Liebe.

So werden Orient und Okzident auf ihre letzten Werte hin verglichen: das Morgenland befreit den Abend von seiner inneren Krankheit.

Diese künstlerische Gegenüberstellung europäischer Zivilisation und orientalischer Urmenschlichkeit ist aber — und darin liegt der Bruch des Romans — umschlungen von einer Kette spannender Erlebnisse in asiatischen Tempeln, indischen Fürstenpalästen, südlichen Weltstädten und Wüsteneien: in eine durch philosophische und religionskundliche Betrachtungen nur mühsam zu entschuldigende Reise- und Abenteuererzählung, die manchmal verteufelt an Karl May erinnert.

Zwar: man bekommt auf diese Weise, sozusagen „hintenherum", eine Menge Volkskunde und Religionslehre versetzt — aber zu diesem Zwecke liest man schließlich keine Romane.

Und schlimmer noch als diese künstlerische Zwiespältigkeit ist dies: daß es Laurids Bruun nicht gelingt, uns von der inneren Logik der Geschehnisse auch nur halbwegs zu überzeugen. Das, was der Orient Bruuns den beiden Gottsuchern zu bieten hat, ist nicht derart, daß der europäische Geist daran gesunden könnte. Wir können uns nicht, so viele theosophische Indomanen auch bei uns herumwimmeln, künstlich in alte, uns wesensfremd gewordene Mythen zurückschrauben. Der europäische Geist kann sich nur aus seinen eigenen Lebensgesetzen heraus neu gebären, oder er muß zugrunde gehen. Indische Pflaster helfen da nichts mehr.

So leidet Bruuns neues Werk künstlerisch an einer unerquicklichen Zweiheit von Weltanschauungs- und Abenteuerroman, und innerlich an der Unwahrhaftigkeit der seelischen Entwicklung. Alles in allem: ein zwar interessantes und ernst zu nehmendes, aber mißlungenes Werk.

H. Robert Ulich.

Die zwölf Bücher, herausgegeben von Carl Seelig. Erste Reihe: *Hermann Hesse*, Kleiner Garten. Erlebnisse und Dichtungen. — *Romain Rolland*, Die Zeit wird kommen. Drama in drei Akten. — *Stephan Zweig*, Fahrten. Landschaften und Städte. *Wien und Leipzig, E. P. Tal & Co.*, 1919. Nr. 151—1000 in Pappband je 18 M., Nr. 51—150 in Halbleder je 42 M., Nr. 1—50 in biegsamem Ganzleder je 90 M.

Durch die Namen der Verfasser und durch die vornehme Ausstattung erweckt dieser Anfang einer neuen, vorsichtig begrenzten Bücherreihe die günstigsten Eindrücke. Hesses Skizze „Der Leser" und die ihr folgende Reihe ähnlicher kleiner Prosastücke schlägt den Ton einer modernen Romantik an, echtes Dichtertum in liebevoll geformte zierliche Gestalten geprägt. — Das Drama Rollands „Die Zeit wird kommen" wurde kaum bemerkt, als es 1902 in den „*Cahiers de la Quinzaine*", zum ersten und bisher letzten Male gedruckt, erschien. Damals war es ein Ausdruck der Empörung über das England des Burenkrieges, über die heuchlerisch verhüllte Grausamkeit, die Gier nach Macht und Gewinn, von denen das kleine Volk vergewaltigt worden war. Die Dichtung wurde zu einer



allgemeinen Anklage gegen Europa, gewidmet der Zivilisation, durchwärmt von dem Glauben, den das Schlußwort kündet: „Die Zeit wird kommen, da alle Menschen um die Wahrheit wissen werden, da sie Pflugscharen schmieden werden aus den Schwertern, und Sicheln aus den Lanzen und der Löwe weiden wird neben dem Lamme." Vortrefflich sind die verschiedenen Typen englischen Soldatentums gezeichnet, beginnend mit dem edlen Feldmarschall Clifford, der vergebens Recht und Menschlichkeit gegenüber den Buren zu wahren sucht und dafür sterben muß. Weniger scharf wirken die Gestalten der Gegenpartei, ausgenommen die Witwe Debora. Die Handlung schreitet energisch dem Ende zu, ähnlich dem Bau der „Wölfe", des bekanntesten Dramas Rollands. Zweigs Übersetzung entspricht nicht ganz den Erwartungen. Denkt man daran, welche Meisterschaft er in seinen Verdeutschungen Verhaerens und ähnlichen Aufgaben bewährt hat, so erscheint die Wiedergabe dieser realistischer Sprache etwas minderwertig, vielfach zu eng der Vorlage angeschmiegt, um noch als völlige Eindeutschung gelten zu können. Für die Bühne, die sich wohl das dankbare Stück nicht entgehen lassen wird, müßte jedenfalls der Dialog an vielen Stellen leichter sprechbar gemacht werden. — Wie Stephan Zweig als frei Schaffender die Muttersprache zu meistern vermag, bezeugt das Bändchen der „Fahrten", Reisebilder aus den verschiedensten europäischen Ländern, aus Asien und Amerika. Alles strahlt hier von Farben, innerlichst empfundene Schönheit flutet in reichen Strömen in die Seele des Lesers hinüber und läßt sie an dem Genießen der glücklichen Augen des Weltreisenden teilhaben. Die Knappheit, die Abrundung und die verhältnismäßig kleine Zahl der Bilder macht das Buch zu einem fein geschmückten kleinen Schrein, der dem auserlesenen Inhalte entspricht. So gesellt sich dieses dritte der „Zwölf Bücher" würdig zu den beiden ersten. G. W.

Die Bücherstube. Blätter für Freunde des Buches und der zeichnenden Künste, herausgegeben von Ernst Schulte-Strathaus. — *Der grundgescheute Antiquarius*, herausgegeben von Carl Georg von Maassen. 4°. Beide in Verlag *Horst Stobbe* in *München.* Jährlich je sechs Hefte zu 4 M., zusammen jährlich 38 M.

Die neuen Zwillingszeitschriften des Verlags Horst Stobbe stellen sich neben die bejahrte Zeitschrift für Bücherfreunde und werden als jüngere Geschwister von ihr freudig begrüßt. Die Namen der beiden Herausgeber bürgen für Sachkenntnis und Geschmack; sie werden mit Hilfe dieser Eigenschaften der Bibliophilie wertvolle Dienste leisten können, wenn sich Gunst der Leser und Ausdauer der Mitarbeiter hinzugesellen. Die beiden ersten Hefte erwecken dafür gute Hoffnung. Der Inhalt, der hier im einzelnen nicht aufgezählt werden kann, ist mannigfaltig genug und so munter im Ton, daß der schlimmste Feind, die Langeweile, nirgends einen Zugang findet. Auch die Ausstattung entspricht den Wünschen, die an ein bibliophiles Organ gestellt werden dürfen.

G. W.

Carl Bulcke, Die drei Trostburgs. Roman. *Berlin, Morawe & Scheffelt.* Brosch. 8 M., geb. 12 M., in Halbpergament 24,50 M.

Carl Bulcke berichtet von den Schicksalen der letzten Sprößlinge einer altadeligen Offiziersfamilie. Er befleißigt sich zu Beginn des Romans in der Auswahl der künsterischen Mittel einer Sparsamkeit, die hie und da an Fontane erinnert, glaubt aber im Verlauf der Geschehnisse, und hauptsächlich dort, wo es sich um die Schilderung großkapitalistischer Kreise des neuen Berliner Westens handelt, nicht ohne die Farben der Sudermannschen Palette auskommen zu können. Diese Zwiespältigkeit des Stils vermag auch nicht durch die Routine des Verfassers, sein lebhaftes Darstellungsvermögen und die Geschlossenheit einzelner Teile des Buches verwischt zu werden. So kommt es, daß die Lebensgeschichte des Hauptmanns Bernhard von Trostburg in ihrer inneren Folgerichtigkeit künstlerische Befriedigung auslöst, während die verschlungenen Pfade, die Trissie von Trostburg wandelt, und das Aufgebot von „Lebenskünstlern", das sie umgibt, einer Romanwelt entstammen, deren Parfüm bereits Sudermanns und Tovotes Bücher hinlänglich verbreitet haben. Bei mehr Konzentration und Selbstkritik hätte Carl Bulcke vielleicht etwas einheitlich Gutes erreichen können; so muß man sich mit einer durchwegs unterhaltsamen Arbeit begnügen, die mehr in die Breite als in die Tiefe geht, die jedoch immer wieder bemerkenswerte Ansätze zu künstlerischer Gestaltung erkennen läßt.

Julius Berstl.

Paul Burg, Die schöne Gräfin Königsmarck. Ein bewegtes Frauenleben um die Wende des 17. Jahrhunderts aus den Briefen, Akten, Urkunden und glaubwürdigen Überlieferungen dargestellt. *Braunschweig, Georg Westermann.*

Der Name Paul Burgs weckt die Vermutung eines historischen Romans; aber was er gibt, ist eine durch überleitende Zusätze verknüpften Urkundensammlung, zurechtgestutzt für einen großen Leserkreis. Auf diese Weise erhält sein Buch zwar die an sich erwünschte sichere Grundlage des Tatsächlichen; aber der Gang der Ereignisse wird allzu sehr verlangsamt, das Charakterbild der Heldin erhält eine allzu mosaikartige, aus Hunder-

ten von kleinen Steinchen gefügte Oberfläche. Andererseits kann auch derjenige, der nach der Kenntnis der Dokumente über Aurora von Königsmarcks Erleben und Wesenheit verlangt, hier nicht zu seinem Zwecke gelangen, denn die Wiedergabe der Schriftstücke ist ungleichmäßig, die Fundstellen werden nicht genannt, die französischen sind verdeutscht, die wenigen schwedischen in der Ursprache mangelhaft wiedergegeben (das Datum des Briefes Karls XII. auf S. 200 ist falsch). Immerhin ist doch der Reiz dieser Urkunden und der in ihnen abgespiegelten Persönlichkeit sehr stark, und man liest den Band von XVI und 446 Seiten mit ungeschwächter Teilnahme bis zum Anhang, den Stücken aus dem Briefwechsel der Kurprinzessin Sophie Dorothea von Hannover und des Grafen Philipp Christoph Königsmarck. Die gefällige Ausstattung mit Bildnissen und Buchschmuck von Alfred Weßner-Collendey trägt dazu bei, den Eindruck der Publikation zu erhöhen. A—s.

Adelbert von Chamisso, Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Mit neun Vollbildern von George Cruikshank. Erste, die Urhandschrift verwertende Ausgabe, herausgegeben von Arthur Schurig. *Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung*, 1920. Geb. 9 M.

Das reizende, im Gewande der Biedermeierzeit auftretende Büchlein wird durch seinen Habitus die Gunst aller Liebhaber zierlicher Drucke gewinnen. Sein Inhalt — der unveraltbare Peter Schlemihl — und sein Schmuck, die musterhaft wiedergegebenen Bilder Cruikshanks mit den farbigen Rahmenzeichnungen des Leipzigers Geißler — gestalten die Vorlage, die dritte deutsche Ausgabe von 1835, zu einem kleinen Juwel. Der mürrische Kritiker hat freilich gegen die Art, wie der Herausgeber Schurig seine Aufgabe erfüllte, manches einzuwenden. Warum erscheinen nicht die Beigaben dieser dritten Ausgabe vollständig: neben dem Gedicht „An meinen alten Freund Peter Schlemihl" und dem Brief an Hitzig auch das hier fehlende Vorwort Fouqués und der ebenfalls fortgelassene Brief „An Fouqué von Hitzig", wofür doch die eingefügte Vorrede Chamissos zur zweiten Ausgabe der französischen Übersetzung von 1838 keinen Ersatz bietet? Wie steht es ferner mit der Behauptung in den Worten des Titels „erste, die Urhandschrift verwertende Ausgabe?" Man muß daraus schließen, der Herausgeber habe das Manuskript, das er meint, selbst gesehen. Daran muß ich aber nach meiner Kenntnis (ich habe die Handschrift längere Zeit in Händen gehabt) zweifeln und annehmen, nur der darüber handelnde Aufsatz Rogges in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie sei Schurig zugänglich gewesen, wofür auch seine vorsichtigen Angaben in den Anmerkungen sprechen. Nebenbei gesagt, ist erstens die Handschrift nicht bis 1916 von ihren Besitzern „verborgen" worden (sie befand sich im Besitz der Familie des Chirurgen R. von Volkmann in Halle) und zweitens gibt es noch eine zweite, von der Schurig nichts weiß, obwohl sie schon für den Druck des „Peter Schlemihl" in Kürschners Deutscher National-Literatur benutzt worden ist. Die Deutung des verlorenen Schattens wird ausführlich erörtert in der Leipziger Dissertation von Julius Schapler „Chamissos Peter Schlemihl" (Deutsch-Krone 1892). Dort wären noch mehrere andere, ebenso berechtigte Auslegungen außer den von Schurig angeführten zu finden gewesen. Die ausgezeichnete „Bibliotheca Schlemihliana" von Philipp Rath (Berlin, Martin Breslauer 1919) war vermutlich dem Herausgeber noch nicht zugänglich, als er seine Einleitung schrieb. G. W.

Charles de Coster, Tyll Ulenspiegel. Nach der ältesten Ausgabe neu bearbeitet von Friedrich Freksa. Mit 10 handkolorierten Bildern von Ludwig Bock. *München, Rösl & Cie.* 1920.

Ein Meisterwerk wie Costers „Ulenspiegel" sollte vor der „Bearbeitung", d. h. dem Zusammenstreichen auf den Umfang eines Oktavbändchens gefeit sein, auch vor einer so phrasenhaften Einleitung, wie Friedrich Freksa sie sich hier auf vier kleinen Seiten leistet. Weitere Kritik eines solchen Unternehmens ist nicht erforderlich. Schade um die kräftigen Bilder Bocks und die sonstige sehr gefällige Ausstattung. G. W.

Max Deri, Die Malerei im XIX. Jahrhundert. Entwicklungsgeschichtliche Darstellung auf psychologischer Grundlage. Zweite Auflage. Zwei Bände. *Berlin, Paul Cassirer*, 1920. 588 Seiten und 200 Tafeln. In Halbleinen 100 M.

Deri ist ein kunsthistorischer Volkslehrer. Er führt die Erscheinungen auf die einem ungeschulten Denken verständlichen, intellektuell erfaßbaren Komponenten zurück, arbeitet mit dem einzigen Begriff der Einfühlung und sucht so auch dort Kunstverständnis anzubahnen, wo höhere seelische Funktionen, verfeinertes Empfinden für spezifisch malerische Werte und Verständnis für allgemein historische Bedingtheiten nicht vorausgesetzt werden können. Er nennt dies eine neue ästhetische Grundanschauung, während sein Verfahren wirklich nur eine gegen früher vereinfachte Ableitung des Kunsterlebnisses bedeutet. In dem Sammelbuch „Einführung in die Kunst der Gegenwart" (Leipzig, bei E. A. Seemann 1919) hat er auf beschränktem Raume seine Theorie entwickelt, sie dann auf die neueste Malerei in einer Aufsatzreihe der Leipziger Illustrierten Zeitung angewendet. Das vorliegende stattliche Werk gibt das gleiche nochmals in aller Breite einer scheinbar geschicht-



lichen Darstellung. Ich sage *scheinbar.* In Wahrheit bietet Deri isolierte Bildanalysen, jede gegen alles andere Erleben abgegrenzt, gereiht auf den Faden einer angeblich zwangsläufigen massenpsychologischen Entwicklung. Das Substrat sind ausschließlich in einfarbigem Buchdruck wiedergegebene Gemälde. Das wesentlichste Element, die Farbe, tritt neben Linien und Formen zurück, ebenso die ursprünglichen Dimensionen der Bilder, ihre lokale und zeitliche Bedingtheit. Es bleibt bei einer Beschreibung des gegenständlichen Eindrucks, die ein im Sehen geübter, aber sonst nicht vorgebildeter Laie von Reproduktionen empfangen kann. Hiermit ist auch die Berechtigung der zweiten Hälfte des Buchtitels gekennzeichnet. Die Entwicklungspsychologie, auf die Deri sich stützt, gehört jener nun schon veralteten Epoche an, die meinte, alle, auch die höchsten menschlichen Funktionen mit Hilfe naturwissenschaftlicher Methoden erklären zu können. Während sie alle Metaphysik ablehnte und erkenntnistheoretisch einem ergebnislosen Relativismus verfiel, wurde sie im Bereich der sinnlichen Erfahrung Beute eines Dogmatismus, den man als oberflächlich bezeichnen muß, weil er allzuleicht von der Einzelbeobachtung zur Ableitung von Gesetzen fortschritt. Der Glaube an den Intellekt als einziges und völlig ausreichendes Erkenntnisorgan, die Ursache dieser Dogmatik, beherrscht Deris Denken. Er lehnt jede überintellektuelle Erfassung von Kunstwerken ab, erklärt sie für von vornherein verfehlt und deshalb zwecklos für dasjenige „Verstehen", das er als wissenschaftlich einschätzt. Dieses gründet er nur auf die Fähigkeiten zur Reaktion auf den Gefühlsinhalt und zur Weitung des Ichbewußtseins. So ausgestattete, normal begabte Menschen müßten nach Deris Lehre nun eigentlich jeder weiteren theoretischen Unterweisung überhoben sein und sogleich vor den Bildern zum Erkennen und Genießen ihrer Inhalte gelangen können. Aber ehe er seine Adepten zum eignen Ausüben dieses Vermögens gelangen läßt, leitet er sie mit Hilfe allzu elementar anmutender Schemata zu den Grundbegriffen seiner Ästhetik, Naturnähe und Naturferne des Künstlers, erstere zum Naturalismus, letztere zum Idealismus und Expressionismus gedeihend. Die eigentliche Absicht des Buches geht nun auf eine Stilgeschichte aus, die keine anderen Faktoren als die der Veränderungen des Künstlerbewußtseins anerkennt. Die Führung wird für das ganze 19. Jahrhundert Frankreich zugestanden. Aber kann man die Malerei dieses Zeitraums (ohne Einschränkung im Titel) schildern, ohne die Goya, Constable, Turner, die Präraffaeliten, die Brüder Maris und Israels, Belgier, Russen und Skandinavier (mit Ausnahme von Munch) auch nur zu erwähnen? Heißt es nicht unser Publikum irreführen, wenn neben den großen Franzosen nur die Deutschen in den Kreis der Betrachtung treten, sie, die zwar unserem Herzen mehr geben können als die Fremden, aber doch an dem Maßstab internationaler Kunst gemessen bis auf ganz wenige Große als minderwertige Könner zu gelten haben? Was ja auch Deri (S. 65) zugibt. Das historische Gesamtbild deutscher und französischer Malerei gliedert sich im allgemeinen nach der üblichen Folge Klassizismus, Romantik, objektiver und subjektiver Naturalismus und Expressionismus, der freilich erst jenseits des im Titel gegebenen Endpunktes erblüht ist; doch bleibt bei der Unterordnung Daumiers, Corots und der Barbizon-Leute unter die Rubrik Übergang zum „objektiven" Naturalismus ein Zwang deutlich spürbar. Alle diese grundsätzlichen Einwände gelten nicht dem eigentlichen Inhalt des Werkes, den Bildanalysen. Hier spricht ein ungewöhnlich scharfsichtiger, kunstverständiger und kunstbegeisterter Mann. Deri führt seine Leser zum Schauen. Mit suggestiver Kraft zwingt er sie gleichsam in das Bild hinein, läßt es erleben und schenkt es dem Schauenden, dem er seine Augen geliehen hat, als dauernden Besitz; denn diese Analysen haften in der Seele, fast jede rundet sich zu einer Gesamtvorstellung. Er wirbt so mit einem Erfolg, wie er schwerlich heute einem anderen Belehrer auf diesem Gebiete beschieden ist, für die neuere und neueste Kunst. Das hat er schon jahrelang durch das gesprochene Wort bewirkt und weiß nun seine temperamentbeschwingte Art auch dem geschriebenen Worte einzuhauchen. Als ein Mittel künstlerischer Volkserziehung wird seine „Malerei des 19. Jahrhunderts" sich behaupten, weil sie das Sehen fördert und kunstgeschichtliche Zusammenhänge erkennen läßt, auf Grund vielleicht allzusehr vereinfachter, aber für den praktischen Zweck förderlicher Voraussetzungen. Den beiden stattlichen Bänden gebührt deshalb eine Stelle in denjenigen Büchereien, die der Kunsterziehung dienen, sei es der eigenen des Besitzers, sei es derjenigen eines größeren Kreises. G. W.

Hermann Diez, Das Zeitungswesen. Zweite, durchgesehene Auflage. *Leipzig* und *Berlin*, *B. G. Teubner*, 1919. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 328.) 128 Seiten.

Wer sich über irgendein Kapitel des umfangreichen Zeitungsbetriebes unserer Tage Aufklärung verschaffen will, oder wer die Entwicklung der Zeitung, die Geschichte ihrer äußeren Gestalt und ihres Einflusses auf die öffentliche Meinung kennen lernen will, findet in dem kleinen Buch von Hermann Diez ein Mittel zur Befriedigung seiner Wünsche, das nur selten versagen dürfte. Von den Spielleuten, den „wandernden Journalisten des Mittelalters", führt uns der Verfasser zu den Flugblattdruckern und Zeitungsschreibern, den „Meßrelationen" und „Neuen Zeitungen", durch

den dreißigjährigen Krieg mit seinem langsam sich weiter entwickelnden Nachrichtendienst bis zur Begründung der teilweise heute noch bestehenden großen Tageszeitungen im 18. Jahrhundert. Die „Magdeburgische Zeitung“ datiert ihren Ursprung sogar ins Jahr 1626! Sehr früh taucht der gehaßte Zensor auf und die langen, hartnäckigen Kämpfe um die Preßfreiheit begleiten uns bis in die Gegenwart, deren Pressewesen der ausführliche zweite Teil gewidmet ist. Kritische Betrachtungen schließen das klug komponierte, niemals in der Belehrung trockene Büchlein, das bei Laien und Fachleuten gleiche Beachtung verdient F. M.

Richard Elsner, Pian. Ein Requiem. 55 Seiten.

Dieses Buch, das nicht für die Allgemeinheit bestimmt ist, bedarf nicht einer *kritischen* Würdigung, obwohl es diese wohl vertragen könnte, denn es ist ganz von jener schmerzlichen Poesie erfüllt, die unmittelbar aus einer tiefgebeugten, vereinsamten Seele fließt. Mir hat es eine Stunde voll ergriffenster Nachempfindung gegeben, in mir hat es lange nachgeklungen wie ein Harfenton, wie die uralte, ewige tragische Ballade von zweien, die sich innig liebten und die der rätselhafte Gott des Todes dennoch — inmitten ihres Glückes — trennte. Und eine Jugend, eine holdselige Knabenliebe mit aller ihrer scheuen Zärtlichkeit spielt hinein. Eine einfache Geschichte von zwei Menschen, die in einer Mietskaserne im Norden Berlins wohnten — und dieser Hintergrund der Großstadt hebt sich fein, schattenhaft auf dem lichten, zarten Gewebe eines Schicksals ab. Und die märkische Landschaft taucht auf, ebenso schattenhaft, — dünne Aquarellbilder, das Dörfchen Pian, das den Liebenden zum unvergeßlichen Paradies wurde. Und dann das kurze, von stiller Glut strahlende Glück der Ehe und das jähe und doch so stille und friedsame Ende, und der tiefe Schmerz des Einsamen, der Schmerz, der ja das ganze Requiem weh und schluchzend durchzittert ... das tiefste Lied eines Liebenden, eines Menschen und Dichters ...

Dr. Hans Benzmann.

Julius R. Haarhaus, Maculaturalia. Ein Märchen für Bücherfreunde. *Leipzig, H. Haessel*, 1920. 96 Seiten.

„Habent sua fata libelli“ ist das Schlußwort dieses reizenden Büchermärchens. Sein Dichter ahnte wohl nicht, welch seltsames Fatum sein Büchlein haben sollte. Es erschien zuerst 1896, fand einigen Beifall, doch nicht so viel, daß die erste Auflage ganz verkauft worden wäre. Da entdeckte es nach dreiundzwanzig Jahren Hans von Weber in einem Antiquariat, war entzückt, ließ es illustrieren und machte einen Dreiangeldruck daraus. Jetzt wollte plötzlich alle Welt auch das Märchen für sich entdecken, der Rest der ersten Auflage war schnell verkauft und nun erhalten wir das Buch neu gedruckt und lesen wieder erheitert die hübsche Geschichte vom Buchhandlungsgehilfen, der in seinem Ladenwinkel einschläft und nachts eine Versammlung der Bücher mit einer witzigen Rede des Don Quixote (editio princeps!) erlebt. F. M.

Max Jungnickel, Der Wolkenschulze. *Leipzig, Quelle & Meyer.* 120 Seiten.

Jungnickel ist ein gütiger Mensch und liebenswürdiger Musikant. Der Umkreis seiner Poeterei ist nicht groß, aber die immer neuen bunten Bildchen in seinem lyrischen Dorfbilderbuch erfreuen alle, die den Schulmeister liebgewonnen haben. In seinem neuen Büchlein träumt er sich den Heiland als Wolkenschulzen in ein Thüringer Dorf hinein, und er tut es mit all der Zartheit seiner früheren Märchendichtungen. Bisweilen nur wirken seine naiven Worte und Bilder ein wenig gesucht und unfrei. Aber man kann ihm nicht grollen, wenn die Saiten seiner Geige einmal falsch klingen, denn er fidelt ja nicht für uns feinhörige Stadtleute. Sein Buch ist mit dem Bilderschmuck und in der schönen Schrift von Paul Hartmann ein nettes Geschenkwerk. F. M.

J. Koller, Aphorismen für Schauspieler und Freunde der dramatischen Kunst gesammelt. Mit zeitgenössischen Schattenrissen herausgegeben von Ewald Silvester. *München, Franz Hanfstaengl* 1920. 12°. In Pappband 12 M.

Im Jahre 1804 ist in Regensburg der einzige frühere Druck dieser Aphorismen-Sammlung erschienen. Der Herausgeber verdient für die Erneuerung des ungemein seltenen Büchleins Dank; es enthält eine große Zahl unveralteter Worte über Drama und Schauspielkunst, die den Theaterfreund zum Nachdenken und zur Heiterkeit stimmen werden. Auch die am Schlusse zusammengestellte kleine Schauspieler-Bibliothek verdient Beachtung, nicht minder die acht beigefügten sehr hübschen Schattenrisse, wie die gesamte, in Anbetracht des niedrigen Preises anerkennenswerte Ausstattung, die das gefällige Bändchen als ein besonders hübsches Gelegenheitsgeschenk erscheinen läßt. G. W.

H. Lorenz, Einführung in die Technik. („Aus Natur und Geisteswelt“ Nr. 729.) *Leipzig, B. G. Teubner*, 1920.

Der übersichtliche Einblick in alle Hauptzweige technischer Arbeit trägt der Vielgestaltigkeit des technischen Berufs Rechnung. Einleitend wird das mehr theoretisch-wissenschaftliche Arbeitsgebiet

des Forschers und Konstrukteurs und die mehr praktisch-organisatorische Tätigkeit des kaufmännischen Ingenieurs oder Betriebsleiters beleuchtet. Nach kurzem Eingehen auf Mathematik, Physik und Chemie, die wissenschaftlichen Grundlagen der Technik, behandelt Lorenz alle wichtigsten Probleme der Tätigkeit des Ingenieurs auf dem Gebiet des Maschinenbaus, der Betriebs- oder Elektrotechnik. Ein besonderes Kapitel ist dabei den für die Entwicklung der Technik so wesentlichen Meßvorrichtungen gewidmet. Als Abschluß ist eine Übersicht über die technische Literatur angefügt, so daß sich das Bändchen ganz besonders dazu eignet, angehenden Technikern den ersten Einblick in die mannigfachen Gebiete ihrer zukünftigen Tätigkeit zu vermitteln. Doch auch jeder gebildete Laie wird das Büchlein mit Nutzen und Interesse lesen. W. B.

Mynona, Unterm Leichentuch. Eine tolle Spukgeschichte. *Hannover, Paul Steegemann.*

Der große und tiefsinnige Witzbold Mynona führt in dieser Spukgeschichte seinen Leser wieder einmal an der Nase herum. Er baut ein höchst unwahrscheinliches schauderöses Nachtstück auf, häuft Unmöglichkeit auf Unmöglichkeit, läßt Menschen, Dinge, Wohnungen gräßliche Perspektiven aufklappen und versteht es, dem Leser bis zum Schlusse weiszumachen, daß er die Erklärung dieses Spukes bringen werde. Das tut er naturlich nicht, sondern er läßt die ganze Geschichte in der Luft schweben und lacht den bis aufs äußerste gespannten Neugierigen am Schlusse aus: „schlechte Technik nach berühmten Mustern". Man ist ihm trotzdem nicht böse, sondern lacht schließlich, wenn man die Suggestion des Grauens, das diese glänzend gemachte, Erotik und Perversität geschickt mischende verrückte Fabel ausstrahlt, überwunden hat, gutmütig mit, indem man sich sagt: Warum bist du so dumm, auf derartigen Wahnsinn hereinzufallen und so ganz heimlich im Innern zu glauben, dieser Humbug sei vielleicht doch wahr! Man hat eine Stunde höchst gruselig angenehm verbracht, bewundert ein wild gewordenes Gehirn und eine außergewöhnliche Technik und ist zufrieden, nicht noch mehr geäfft zu sein. O. E. H.

P. Sebastian von Oer, Das Tagebuch meiner Mutter. Mit drei Bildnissen. *Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.*

Dem Benediktinerpater Sebastian von Oer kam es bei der Herausgabe des Tagebuches seiner Mutter nicht so sehr darauf an, der Nachwelt ein Lebens- und Familienbild zu überliefern, als vielmehr dem Glaubenskampf einer feinfühligen Frau, die, als strenggläubige Protestantin geboren, einen Katholiken heiratet, dessen Kinder in der katholischen Religion erzieht und schließlich selbst nach ernstem Ringen zur Religion ihres Gatten übertritt, eindringliche Worte zu verleihen. Die Tendenz des Büchleins, das den Charakter einer katholischen Werbeschrift nicht ableugnet, schließt eine literarische Würdigung aus. Hervorgehoben sei aber doch der ruhige und sachliche Ton, mit dem der Herausgeber die einzelnen Bruchstücke des Tagebuches untereinander verbindet. *Julius Berstl.*

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

H. Echtermeier in *Berlin.* Nr. 1. Seltenheiten der deutschen Literatur (1750—1800). 165 Nrn.

Oskar Gerschel in *Stuttgart.* Der Bücherkasten Nr. 4. Nr. 2685—3556.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Nr. 133. Deutsche Geschichte, Genealogie u. Heraldik. 2660 Nrn. — Nr. 135. Austriaca, insbesondere Viennensia. 2360 Nrn. — Nr. 136. Alte und neuere Bücher in schönen französischen Einbänden. 339 Nrn.

Paul Graupe in *Berlin W. 35.* Nr. 93. Pergament-Manuskripte, Miniaturen und Initialen des 12. bis 16. Jahrhunderts, Inkunabeln, Holzschnittwerke des 16. Jahrhunderts. 167 Nrn. mit 33 Tafeln.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 479. Belgien. 418 Nrn. — Nr. 480. Spanien und Portugal. 976 Nrn. — Nr. 481. Zeitschriften, Periodica. 898 Nrn.

Franz Richard Holbach in *Berleburg i. Westf.* Nr. 2. Vermischtes. 513 Nrn.

Bernh. Liebisch in *Leipzig.* Nr. 232. Vermischtes. 4029 Nrn.

Alfred Lorentz in *Leipzig.* Nr. 252. Vermischtes. 1930 Nrn.

Edmund Meyer in *Berlin W. 35.* Nr. 52. Das schöne moderne Buch. 2203 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig.* Nr. 157. Von Afrika nach Zürich. Eine preiswerte Fahrt durch Geschichte, Literatur, Sprache und Kunst. 810 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau.* Nr. 85. Vermischtes. 2200 Nrn.

Dr. Ignaz Schwarz in *Wien I.* Kunstkatalog 1. Fliegende Blätter des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, Politische Karikaturen. 208 Nrn. — Nr. 4. Bibliotheca Venereologica. Geschichte und Literatur der venerischen Krankheiten. 15., bzw. 16. bis 20. Jahrhundert. 2184 Nrn.

Speyer & Peters in *Berlin NW. 7.* Nr. 35. 54 Nrn. mit 13 Bildern. Preis 10 Mark.

J. A. Stargardt in *Berlin W. 35.* Nr. 242. Familienkunde, Wappenwissenschaft, Kultur-, Sitten- und Zunftgeschichte. 823 Nrn.







DIE DRUCKE DES ARGONAUTENKREISES

ERSTE REIHE 1920 VIER DRUCKE

Die selbe freudige Leidenschaft, von der Ernst Blass in der Vorrede zum ersten Heft der Argonauten gesprochen hat, treibt uns, zu weiterer Fahrt die Anker zu lichten: wir bringen unterm Schutz der alten Gottheiten vier reich und schön geschmückte Bücher: Jean Pauls Historie von der wunderbaren Nacht-Gesellschaft mit Bildern von Walter Becker, die Rede von Ernst Blass auf Stefan George, Wielands Auszug aus Lucians Nachrichten vom Tode des Peregrinus mit Bildern von Rudolf Schlichter — in jedem Sinn als Marginalie der Reihe zuzurechnen, und wieder mit Bildern von Walter Becker Gogols Erzählung vom Unhold — ein Stück internationaler Romantik.

ERSTER DRUCK:

Jean Paul, Die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht mit 38 Lithographien von Walter Becker

Format 14,5×22,5 cm. 225 Exemplare, handschriftlich numeriert und signiert

Nr. 1—50 in Ganzpergament geb. 275 M.
Nr. 51—225 in Buntpapier kart. 150 M.

ZWEITER DRUCK:

Ernst Blass, Rede auf Stefan George.

Format 15,5×23 cm. 150 Exemplare, handschriftlich numeriert und signiert

Nr. 1—50 in Ganzpergament geb. 200 M.
Nr. 51—150 in Buntpapier kart. 75 M.

DRITTER DRUCK:

C. M. Wieland, Auszug aus Lucians Nachrichten vom Tode d. Peregrinus mit 10 Lithogr. von Rud. Schlichter.

Format 25,5×35 cm. 150 Exemplare, handschriftlich numeriert und signiert

Nr. 1—50 in Ganzpergament geb. 350 M.
Nr. 51—150 in Buntpapier kart. 150 M.

VIERTER DRUCK:

Nikolaus Gogol, Der Unhold mit 74 Lithographien von Walter Becker.

Format 34 × 43 cm. 225 Exemplare, handschriftlich numeriert und signiert

Nr. 1—50 in Ganzpergament geb. 600 M.
Nr. 51—225 in Buntpapier kart. 325 M.

Den Text der Drucke druckt die Offizin W. Drugulin in Leipzig, die Lithographien Friedrich Hornung in Heidelberg. / Die Einbände arbeitet Otto Heinisch in Heidelberg. / Die Drucke werden auf echtem handgeschöpften Büttenpapier der Firma J. W. Zanders in Bergisch-Gladbach gedruckt. Bei Abnahme sämtlicher vier Drucke beträgt der Preis für die kartonierte Ausgabe 625 Mark (statt 700 Mark), für die Ganzpergament-Ausgabe 1300 Mark (statt 1425 Mark). Der Betrag ist bei Lieferung des ersten Druckes zahlbar. / Die Preise sind bis 1. Januar 1921 für den Verlag bindend. / Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und der Verlag entgegen.

Interessenten erhalten einen illustrierten Prospekt auf Verlangen kostenlos.

VERLAG VON RICHARD WEISSBACH · HEIDELBERG


Für den Weihnachtstisch des Bücherfreundes
Die vier Evangelien
und die Offenbarung
St. Johannis
Mit 52 Wiedergaben
nach Holzschnitten Albrecht Dürers
darunter die vollständigen Bilderfolgen: „Das Marienleben"
„Die Große Passion" und „Die Apokalypse".
Groß-Quartformat
Luxus-Ausgabe
in 100 handgebundenen Exemplaren
Nr. 1–10 mit 5 handgemalten Initialen in Ganzpergament
mit Goldschnitt und zweifarbigem Titel . . . . 1200 M.
Nr. 11–50 in schwer. Antik-Kalbl. m. Goldschn. 900 M.
Nr. 51–100 in Halbkalbleder mit Batikbezug und Goldschnitt . . . . 500 M.
Die 52 seitengroßen Bilder vereinigen sich mit dem klaren
Text in Maximilian-Fraktur und roten Initialen
zu einem Werke von großer Schönheit
Amsler & Ruthardt · Berlin W 8


Digitized by Google

v. Zahn & Jaensch
Buch- und Kunst-Antiquariat

Versenden auf Wunsch folgende

Neue Kataloge:

Nr. 287
Geschichte und deren Hilfswissenschaften
Kulturgeschichte / Kirchengeschichte
2954 Nummern

Nr. 288
Deutsche Kunst im 19. Jahrh.
Ölgemälde / Handzeichnungen / Graphik
Illustrierte Bücher
1745 Nummern, mit 16 Tafeln

Nr. 289:
Geographie – Ethnographie
Reisewerk
ca. 2000 Nummern

Dresden-A., Waisenhaus-Straße 10
neben dem Centraltheater

EDMUND MEYER
BUCHHÄNDLER u. ANTIQUAR
BERLIN W. 35
Telefon Amt Lützow 5850 • Potsdamerstraße 28
In bedeutend erweiterten Verkaufs- u. Ausstellungsräumen

In Vorbereitung:

Katalog 52
Moderne Vorzugsdrucke / Liebhaberausgaben / Moderne Graphik in Büchern, Künstler. Handeinbände.

Katalog 53
Neuerwerbungen von Werken des 15. bis 19. Jahrhunderts.

Katalog 54
Kunstblätter aller Art.
Darunter eine größere Collection Chodowiecki, Menzel, Alt Berlin, Japanica und vieles Andere. Nebst einem Anhang: Kunstbücher.

Bitte nur, falls wirkliches Interesse vorhanden, unberechnet zu verlangen!
Einkauf einzelner Werke und ganzer Bibliotheken!

HEINR. ROSENBERG
ANTIQUARIAT

Deutsche
Literatur in schönen
Gesamt- und Erstausgaben
Französische und englische Literatur
Illustrierte Bücher d. 18. u. 19. Jahrh.
Holzschnitt- und Kupferstichwerke
Handzeichnungen · Radierungen
Philosophie · Kunstgeschichte

*

ANKAUF VERKAUF

BERLIN W 15, Lietzenburger-Straße Nr. 33

Seltene Bücher
(Holzschnitt-, Kupferstich-Werke, Erstdrucke, ant. Luxusdrucke usw.) bieten laufend an und legen in ANSICHTSSENDUNGEN bei Kostenübernahme durch den Empfänger vor
Wallisfurth & Co., Essen

Soeben erscheint:

Meisterwerke der Weltliteratur mit Original-Graphik Band II:
SHAKESPEARE / HAMLET
mit 35 Radierungen von Sepp Frank
In einer einmaligen Ausgabe von 182 Exempl.
Ausstattung wie Band I: Goethes Balladen.
Ausführliche Prospekte kostenlos.

PAUL GRAUPE / VERLAG
BERLIN W 35, Lützow-Straße 38





BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XII. Jahrgang — Dezember 1920 — Heft 9

Gesellschaft der Bibliophilen.

Generalversammlung in Frankfurt a. M. am 10. Oktober 1920.

Es ist ein glücklicher Gedanke gewesen, die Ausstellung der Deutschen Gesellschaft für Auslandsbuchhandel „Das deutsche Buch" in Frankfurt a. M. mit einer Tagung der deutschen bibliophilen Vereinigungen und verwandter Gesellschaften dadurch zu verbinden, daß während ihrer Dauer eine Reihe von Erörterungen über die brennendsten Fragen aus den Arbeitsgebieten dieser Vereinigungen veranstaltet werden sollten.

So kam es, daß zum ersten Male seit ihrem Bestehen folgende Vereinigungen sich in den Tagen vom 7. bis 10. Oktober zu gemeinsamer Arbeit in Frankfurt zusammenfanden: Deutsche Gesellschaft für Auslandsbuchhandel, Gesellschaft der Bibliophilen, Maximiliansgesellschaft, Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde, Verein Deutscher Bibliothekare, Verein der Deutschen Antiquariats- und Exportbuchhändler.

Die meisten Teilnehmer werden gleich dem Berichterstatter den Tag der Ankunft zu einem Besuch der Ausstellung im Viktoria-Meßhaus benutzt haben, die durch die glückliche Idee der Milieuanordnung, den lebendigen Zusammenhang des Menschen mit seinen Büchern veranschaulichend, ihr Gepräge erhalten hat und die dem Bibliophilen in dem geschmackvollen Zimmer eines Bücherfreundes eine reiche Auswahl des Besten darbot, was auf dem Gebiete seiner Liebhaberei in den letzten Jahren hervorgetreten ist.

Der Abend des 7. Oktober vereinte im Gesellschaftshaus des Palmengartens die Frankfurter Bibliophilen mit ihren auswärtigen Gästen, denen Herr *Paul Hirsch* freundliche Worte der Begrüßung widmete. Vertraute Aussprache mit alten lieben Freunden und Anknüpfung neuer wertvoller Bekanntschaften ersetzte vollauf die bei solcher Gelegenheit sonst üblichen Darbietungen. Doch brachte es die Lage der Dinge mit sich, daß man bald von dem teuern und sauern Wein des Palmengartens zu dem süßen Apfelmost einer kleinen Kneipe in benachbarter Straße überging, die auf engstem Raum gemütliches Zusammenrücken erforderte, dem freilich die letzte Elektrische ein vorzeitiges Ende bereitete.

Am Freitag begannen unter dem Vorsitz des Rektors der Frankfurter Universität, *Prof. Dr. Kautzsch*, den Bibliophilen durch sein Werk über die neue Buchkunst längst vertraut, und des Geheimrat *Prof. Dr. Ebrard* nach einer orientierenden Ansprache des ersten Vorsitzenden die Erörterungen über die Lage der wissenschaftlichen Forschung mit einer bedeutenden Rede des Direktors der Deutschen Bücherei in Leipzig, *Prof. Dr. Minde-Pouet*: „Von der Erhaltung der großen öffentlichen Bibliotheken und Forschungsinstitute", auf die ein Korreferat des Direktors *Prof. Dr. Berghoeffer* folgte, das die Frage zu beantworten suchte: Was können die Bibliothekare durch Selbsthilfe dazu beitragen, ihre Anstalten leistungsfähig zu erhalten. — Über die Ergänzung der ausländischen Literatur für Deutschland sprachen sodann die Herren *Dr. Weber*, Bibliothekar der Staatsbibliothek in Berlin, und *Prof. Dr. Markwald* aus Frankfurt, während in der Nachmittagssitzung *Dr. Lüdtke* seine Anschauungen darüber darlegte, wie die Verbreitung der deutschen wissenschaftlichen Literatur im Ausland zu fördern sei.

Die Stellung der Versammlung zu den am ersten Tage behandelten Fragen kommt in nachfolgender Entschließung zum Ausdruck:

1. Durchdrungen von der Not der großen öffentlichen Bibliotheken und der Forschungsinstitute in Deutschland, begrüßt die Versammlung dankbar die Einstellung von 20 Millionen Mark in den Reichshaushalt, eines Betrages, der allerdings nur den unmittelbarsten Bedürfnissen des Augenblickes entgegenzukommen geeignet ist, und gibt der Erwartung Ausdruck, daß der Reichstag seine Zustimmung nicht versagen und für eine dauernde Bewilligung zum mindesten in dieser Höhe eintreten wird. Die Versammlung dankt aufs wärmste der Notgemeinschaft



der deutschen Wissenschaft für die kraftvolle Vertretung der Interessen der deutschen Bibliotheken und Forschungsinstitute, und sie hat mit Befriedigung davon Kenntnis genommen, daß an den verschiedensten Stellen des Auslandes, besonders auch in Amerika Bestrebungen im Gange sind, der deutschen Wissenschaft zu helfen.

2. Die durch die Notlage geforderte Beschränkung in der Anschaffung ausländischer Literatur und ihre Verteilung auf eine größere Zahl von Bibliotheken muß durch einen allgemeinen deutschen Leihverkehr ausgeglichen werden. Zu diesem Zwecke werden der preußische Beirat für Bibliotheksangelegenheiten und die Münchener Staatsbibliothek gebeten, die erforderlichen Schritte einzuleiten.
3. In voller Würdigung der besonderen Schwierigkeiten, unter denen die Wissenschaft in Österreich leidet, spricht die Versammlung den Wunsch aus, daß den österreichischen Bibliotheken der Bezug der deutschen Literatur in jeder möglichen Weise erleichtert wird.

Nachmittags 5 Uhr fanden sich die Teilnehmer in der Stadtbibliothek zusammen, um unter Geheimrat *Ebrards* und *Prof. Sarnows* Führung die wundervolle Zimelienausstellung zu besehen und zu bewundern, die dort veranstaltet ist und die so manches Herz schneller schlagen ließ. Ein vorzüglicher, mit schönen Abbildungen geschmückter Katalog erleichterte die Orientierung und wird den Besuchern ein wertvolles Erinnerungsstück bleiben.

Der sinkende Tag bescherte Schulte-Strathaus und mir bei einem behaglichen Bummel durch die Altstadt wundervolle Stimmungen all der köstlichen Plätze, der stillen traulichen Winkel und der schmalen malerischen Gassen, und der ganze Stolz und die Herrlichkeit vergangenen deutschen Bürgertums wurden uns wieder einmal begreiflich, nachdem wir schon vorher in der strahlenden Nachmittagssonne auf den Turm des Domes gestiegen waren und das Bild der modernen Stadt voll flutenden brausenden Lebens und ihrer reichen Umgebung so recht von Herzen genossen hatten. — In der „Bücherkiste" des Ausstellungshauses, die ihren Namen zufolge ihrer Enge mit Recht trägt, aß man zu Abend, und dann ging der Tag in vertrautem Gespräch und in Gesellschaft einer verständigen Flasche Wein und einer nachdenklichen Zigarre zu Ende.

Für die Verhandlungen über die gegenwärtige Lage der Bibliophilie am Sonnabend hatten *Fedor von Zobeltitz* und *Graf Kuno Hardenberg*, der Vorsitzende der Vereinigung Hessischer Bücherfreunde, die Leitung übernommen.

Zuerst sprachen *Witkowski* und *Ernst Schulte-Strathaus*, einander ergänzend, über die volkswirtschaftliche Bedeutung der Bibliophile. Ihre Anschauungen, die die Zustimmung der Versammlung fanden, sind in zwei Leitsätzen zusammengefaßt:

1. Die Herstellung inhaltlich wertvoller, technisch einwandfreier, in der berechtigten Bedeutung des Wortes bibliophiler Bücher bedeutet auch in der Gegenwart keinen schädlichen oder überflüssigen Aufwand. Sie ist vielmehr von Herstellern und Verbrauchern nach Möglichkeit zu fördern. Mit einer Sonderbesteuerung der Ganzledereinbände (Luxusbände) und der Vorzugsdrucke (in beschränkter Auflage auf besonderem Papier) könnte man sich im Hinblick auf die Finanznot einverstanden erklären, besonders dann, wenn sie die Auswüchse einer törichten und verderblichen Pseudobibliophilie trifft. Sollte man aber über diese Grenze hinausgehen, und dadurch die Möglichkeit der Herstellung gut gedruckter und solid und geschmackvoll gebundener Bände unmöglich machen, so müßte dagegen ebenso Widerspruch erhoben werden, wie das schon früher gegen die unsinnige Steuer auf alte Drucke geschehen ist.
2. Die deutschen Bibliophilen erklären, daß die neuerdings überhand nehmenden, häufig den Ansprüchen an Geschmack und Solidität der Herstellung nicht genügenden und zu unverhältnismäßig hohen Preisen angebotenen und weiterverkauften Luxusdrucke von ihnen als Erzeugnisse einer niedrigen Gewinnsucht und Berechnung auf mangelndes Urteil der Käufer verurteilt werden. Sie würden es begrüßen, wenn dort, wo zwischen Herstellungswert und Verkaufspreis erst jüngst gedruckter Bücher ein übermäßiger Unterschied festzustellen ist, gegen Hersteller und Händler unter Anhörung von Sachverständigen gerichtlich eingeschritten werden könnte. —

Sehr interessant waren sodann die Auseinandersetzungen unseres Vorstandsmitglieds *Martin Breslauer* über die Steigerung der Altbücherpreise. Sie machten zunächst die jetzt im Antiquariat herrschenden Verhältnisse und Zustände aus ihrer Entwicklung heraus begreiflich, kennzeichneten und geißelten treffend und witzig die Auswüchse und suchten einen gangbaren Weg, auf dem das außerordentliche Emporschnellen der Preise auf ein erträgliches Maß beschränkt werden könnte. Breslauers Ausführungen gipfelten in folgenden Sätzen:

Die Einführung des Weltmarktpreises, d. h. die Angliederung der Bücherpreise an den Geldstand des valutastärksten Landes (d. i. Amerikas) ist zu verwerfen. Zum Schutz der deutschen Wissenschaft und Volksbildung gegen den Ausverkauf der für ihre Zwecke notwen-

digen Literatur wird ein Auslandsaufschlag von 150%, nach ausländischer Währung berechnet, in Anregung gebracht. Dieser Aufschlag wird nur bei den Antiquariis erhoben, die in Deutschland hergestellt sind und den Zwecken deutscher Wissenschaft und Volksbildung dienen. Der Aufschlag soll keiner gesetzlichen Regelung unterliegen, weil er bei der Sonderart des Antiquariats unwirksam gemacht werden könnte. Dagegen beraten die Vereinigungen der Antiquare baldigst über die Höhe des Valutaaufschlags und empfehlen ihren Mitgliedern diesen zu gleichmäßiger Einführung.

Die mit Spannung erwartete Aussprache über die von Breslauer beregten und getadelten Erscheinungen und über seine Abänderungsvorschläge blieb aus. Wie man hörte, war unter den Beteiligten eine dahingehende Verabredung getroffen worden.

Am Schluß der Vormittagssitzung wies endlich *Prof. Loubier* in anschaulichen und überzeugenden Worten die Berechtigung des schönen Buches in der Gegenwart nach und zwar sowohl vom Standpunkt des Gebrauchers als vor allem auch von dem des Erzeugers aus.

Ein reizvolles Zwischenspiel eröffnete die Nachmittagssitzung. *Prof. Dr. Sarnow* von der Frankfurter Stadtbibliothek erzählt in köstlicher, förmlich ansteckend wirkender Entdeckerfreude von dem Fund des bisher völlig unbekannten Originaldrucks der fünf geistlichen Lieder von Goethes mütterlicher Freundin Susanne von Klettenberg aus dem Jahr 1756, die der Rat Schlosser im Jahre 1808 auf Grund einer von ihm erworbenen Handschrift, die in Wirklichkeit wohl eine Abschrift des ersten Druckes war, in geringer Auflage veröffentlichte, nach der wiederum Anton Kippenberg im Jahr 1907 einen Privatdruck hat herstellen lassen. Sarnow hofft, den Bibliophilen bald eine Neuausgabe des reizend ausgestatteten Büchleins vorlegen zu können.

Der letzte Vortrag, als Korreferat zu den Ausführungen Prof. Loubiers gedacht, hob die Tagung vor ihrem Schluß noch einmal auf bedeutende Höhe. *Rudolf G. Binding*, der Dichter des „Opfergangs" und der köstlichen „Legende von der Keuschheit", der als Leiter der Kleukenspresse für deren wundervolle Erzeugnisse mit verantwortlich ist, lehnte die Frage nach der Berechtigung des schönen Buches in der Gegenwart, die für unsere Zeit höchst charakteristisch erscheine, ab. Sie sei so unangebracht wie die, ob eine schöne Frau oder eine schöne Blume in unseren Tagen noch Berechtigung habe. Man könne Selbstverständliches nicht nach seinem Rechte fragen. Es gäbe Dinge, die ohne Legitimation legitimiert seien, und dazu gehöre das chöne Buch. Er hält deshalb den Nachweis der wirtschaftlichen Berechtigung des schönen Buches für überflüssig. Die Gegner sollten nur dann Recht behalten, wenn sie die Gewähr übernähmen, daß mit dem Verschwinden des schönen Buches auch das Üble und Schlechte aus der Welt ginge. Freilich hat das schöne Buch auch Pflichten zu erfüllen: es muß zugleich gut sein; zwischen dem geistigen und poetischen Wert des Inhalts und der äußeren Gestalt muß restlose Harmonie herrschen; es soll der Ausdruck des künstlerischen Empfindens unserer Zeit sein und darf deshalb weder in den Schriftformen noch in anderen Teilen seiner Gesamterscheinung Anleihen bei den Druckerzeugnissen früherer Jahrhunderte machen. Seine Funktion als Vorbild kann es nur erfüllen, wenn es kein Nachbild ist. Als Vorbild aber hat es zu wirken für die Massenherstellung guter und billiger Bücher der großen Verlagsanstalten. Endlich muß das schöne Buch zugänglich sein. Diese Aufgabe, das wirklich schöne Buch zugänglich zu machen, das naturgemäß nur in kleiner Auflage und zu höherem Preise hergestellt werden kann, schiebt der Vortragende — wenn dem Einzelnen der Erwerb aus äußeren Gründen versagt ist — den öffentlichen Bibliotheken zu. Nach allem ist und bleibt es eine Pflicht unseres Volkes, das schöne Buch zu pflegen. Solche Pflicht aber ist immer auch höchstes Recht.

Wieder schenkte uns die Dämmerung einen Gang durch die Gassen der Stadt. Im Goethehaus durften wir gerade noch ein Viertelstündchen der Mutter Aja und ihres großen Sohnes gedenken, ehe uns eine förmliche und fast halsbrecheriche Odyssee durch den stichdunklen Abend doch endlich nach der Gerbermühle gelangen ließ. Vom Geist des Hauses habe ich freilich trotz aller krampfhaften Zitate aus dem Saki Nameh, dem Schenkenbuch, vielleicht wegen des modernen Schankbetriebs, keinen Hauch verspürt. Auch ist am Ende dauernder süßer Apfelmost doch nicht die rechte Grundlage dafür, um dem Dichter mit Erfolg nacherleben zu können:

Wie man getrunken hat,
Weiß man das Rechte.

Es waren aber ein paar liebe Menschen da, bei denen man sichs wohl sein lassen konnte.

Der Sonntag Vormittag brachte im Frankfurter Hof die *Hauptversammlung* unserer Gesellschaft, der eine längere Sitzung des Vorstandes vorausgegangen war, an welcher die Herren *v. Zobeltitz, Witkowski, Breslauer, Ehwald, Schulte-Strathaus* und der *Berichterstatter* teilgenommen hatten. Der Besuch der Versammlung war sehr gut (über 100 Mitglieder), leider haben sich bei weitem nicht alle Anwesenden in die Präsenzliste eingetragen, in der nur 58 Namen stehen. Der Vorsitzende *Fedor v. Zobeltitz* begrüßte die Versammelten mit einer Ansprache, in der er unter Berufung auf die vorangegangenen Verhandlungstage die Lage der Bibliophilie in der Gegenwart im allgemeinen und die daraus sich er-



gebenden Aufgaben unserer Gesellschaft im besonderen kennzeichnete. — Seit der Weimarer Tagung sind nachgenannte Mitglieder verstorben: Geh. Regierungsrat *Prof. Dr. Ludwig Geiger*, Berlin; *Dr. Franz Mugdan*, Neckargemünd; *Dr. Paul Lindau*, Berlin; *Karl Nick* i. Fa. Ragoczys Buchhandlung, Freiburg i. Br.; Stadtrat und Fabrikbesitzer *Hugo E. Wagner*, Naunhof bei Leipzig; *Theodor Schönchen*, Frankfurt a. d. Oder; *Prof. Dr. Gustav Milchsack*, Wolfenbüttel; *Carl Steinhauff*, Frankfurt a. d. Oder; Archivdirektor *Prof. Dr. Rudolf Schlösser*, Weimar; Justizrat *Baerwald*, Bromberg; Vikar *Adolf Nutzhorn*, Hannover; Geh. Kommerzienrat *Hans Heinrich Reclam*, Leipzig; Freiherr *Vult von Steiyern*, Saltsjöbaden, Schweden; Bankdirektor *Walter Pezenburg*, Berlin; Buchhändler *Adolf Beschoren*, Dresden. Die Versammlung ehrte das Gedächtnis der Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen.

Aus dem Berichte des Sekretärs, der als 2. Punkt auf der Tagesordnung stand, sei Folgendes hervorgehoben:

Der 70. Geburtstag unseres Vorstandsmitglieds, des Geh. Hofrats *Prof. Dr. Rudolf Ehwald* in Gotha, am 7. November 1917 gab Veranlassung, dem verehrten Manne, der seit ihrer Gründung in unserer Gesellschaft an führender Stelle steht und der einigen ihrer Veröffentlichungen (Mirabilia Romae, Biblia pauperum, Jacobs Reden aus den Freiheitskriegen und Luthers Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen) seine Herausgebersorgfalt gewidmet hat, herzlichste Glückwünsche zum Ausdruck zu bringen. Die Gesellschaft erwarb ein Stück der ausgezeichneten, von Prof. Lehnert geschaffenen Ehwaldplakette in Silber-Eisen.

Der Beschluß des Hauptausschusses für die Beratung der Umsatzsteuer auf alte Drucke und auf solche Erzeugnisse des Buchdrucks, die auf besonderem Papier in beschränkter Auflage hergestellt sind, eine Steuer von 20% zu erheben, hat den Vorstand mit einem eingehend begründeten Widerspruch auf den Plan gerufen, der den Migliedern des Deutschen Reichstags in die Hand gegeben wurde.

Die Eingabe hatte folgenden Wortlaut:

An die Herren Mitglieder des Deutschen Reichstags.

Hochgeehrte Herren!

In der Beratung Ihres Hauptausschusses für die Umsatzsteuer wurde in § 7 eine Besteuerung von 20% angenommen für „Antiquitäten, einschließlich alter Drucke und Gegenstände, wie sie aus Liebhaberei von Sammlern erworben werden, sofern diese Gegenstände nicht vorwiegend zu wissenschaftlichen Zwecken gesammelt zu werden pflegen, sowie Erzeugnisse des Buchdrucks auf besonderem Papier in beschränkter Auflage".

Der Vorstand der Gesellschaft der Bibliophilen (E. V.), der größten Vereinigung dieser Art in allen Kulturländern, sieht sich gezwungen, gegen diese Besteuerung, soweit sie Druckwerke betrifft, Einspruch zu erheben.

Begründung: Abgesehen davon, daß es an sich höchst bedenklich ist, Bücher als das bedeutsamste Volksbildungsmittel einer Besteuerung zu unterwerfen, erscheint es auch unzulässig, „alte Drucke" unter die Gegenstände des Luxus einzureihen. Unter alten Drucken können sowohl die Wiegendrucke vor 1500 wie alle späteren Bücher bis an die Gegenwart heran gemeint sein, so daß also mit dieser Bezeichnung keine irgendwie bestimmte zeitliche Grenze gegeben ist. Ebenso unklar und von gefährlicher Dehnbarkeit erscheint die Wendung „sofern diese Gegenstände nicht vorwiegend zu wissenschaftlichen Zwecken gesammelt werden". Der Erwerb alter Drucke dient fast immer zu wissenschaftlichen Zwecken. Die Fälle, in denen derartige Werke Gegenstand einer bloßen Sammelleidenschaft werden, sind so vereinzelt, daß man auf ihnen kein Steuergesetz aufbauen kann. Der an sich schwerfällige Nachweis des Erwerbs „zu wissenschaftlichen Zwecken" wird in den meisten Fällen zu führen sein; denn alte Drucke werden nicht nur von den zünftigen Gelehrten für ihre Arbeiten erworben, sondern alle Gebiete der Geschichts- und Kunstwissenschaft besitzen zahlreiche nicht berufsmäßige Mitarbeiter, die ebenfalls solcher Hilfsmittel bedürfen.

In Anbetracht dessen, daß unsere Gelehrten zumeist nicht den wohlhabenden Kreisen angehören, würde die geplante Besteuerung alter Drucke sie vielfach am Ankauf der nötigen Hilfsmittel in ihrer Arbeit hindern, da der Antiquariatsmarkt die Steuer auf die Käufer abwälzen müßte. Auch die öffentlichen Bibliotheken könnten keinen Ausgleich dafür bieten. Die Zusendung seltener Werke aus öffentlichen Bibliotheken an Auswärtige wird in der Regel versagt, und nur wenige Gelehrte sind in der Lage, an ihrem Wohnorte genügend reichhaltige Büchersammlungen zur Verfügung zu haben. Aus allen diesen Gründen bitten wir, von einer Besteuerung der alten Drucke gänzlich abzusehen.

Da die Gesellschaft der Bibliophilen als eine ihrer Hauptaufgaben die Pflege des Sinnes für das schöne Buch der Gegenwart, des Buches als Kunstwerk betrachtet, so müssen wir uns



auch gegen eine Besteuerung von Drucken „auf besonderem Papier und in beschränkter Auflage" erklären. Die Liebe zum schönen Buche ist in Deutschland erst seit wenigen Jahren erwacht. Im Interesse unseres Buchgewerbes und unserer Künstler können wir uns dessen freuen, daß das Geld der deutschen Bücherfreunde nicht mehr wie früher nach England und Frankreich geht, und daß auch bei uns Drucke geschaffen werden, die vorbildlich wirken. Die Kosten dieser liebevoll hergestellten künslerischen Druckwerke werden zum größten Teile durch die Sonderausgaben, die von der Steuer getroffen werden sollen, gedeckt. Durch den erheblichen Preisaufschlag von 20% würde ihr Erscheinen zum Schaden des deutschen Buchgewerbes und der daran beteiligten Künstler unmöglich werden; auch dürfte diese Besteuerung bei der geringen Zahl solcher Drucke kaum einen nennenswerten Ertrag liefern.

Zusammenfassend möchten wir bitten, von jeder Besteuerung von Büchern abzusehen, vor allem von einer solchen „alter Drucke", schon weil diese Bestimmung viel zu dehnbar ist und weil nicht unerheblicher Schaden für die deutsche Wissenschaft davon zu befürchten wäre.

Berlin, den 27. Juni 1918.

Der Vorstand der Gesellschaft der Bibliophilen

Fedor von Zobeltitz, 1. Vorsitzender
Berlin W 15, Uhlandstraße 33

Prof. Dr. Georg Witkowski, 2. Vorsitzender
Leipzig-Gohlis, Ehrensteinstraße 20

Seminardirektor *Dr. Conrad Höfer*, Sekretär
Eisenach, Augustastraße 2.

Genützt haben die Bemühungen des Vorstands freilich nicht. Er hat nicht einmal eine Antwort auf seine Eingabe erhalten. Unseren Mitgliedern aber glauben wir, den Text der Eingabe übermitteln zu sollen, damit sie sehen, wie nichts versäumt worden ist, um die unsinnige Steuer, namentlich auf alte Drucke, zu verhindern.

Im Oktober 1919 hat statt der ursprünglich in Aussicht genommenen Hauptversammlung, die zufolge der Verkehrsschwierigkeiten unterbleiben mußte, eine Sitzung des Vorstands in Leipzig stattgefunden, in der alle das Leben und die Arbeit der Gesellschaft berührenden Fragen eingehend besprochen wurden.

Als Jahresgaben für 1918 konnten den Mitgliedern überreicht werden:

1. *Friedrich Nicolais* Feyner Kleyner Almanach. Erster und zweiter Jahrgang 1777 und 1778 in einer Faksimilewiedergabe der Reichsdruckerei und mit einem kritischen Nachwort von *Johannes Bolte*.
2. *Ludwig Christoph Heinrich Höltys* Sämtliche Werke. Kritisch und chronologisch herausgegeben von *Wilhelm Michael*. Zweiter Band und
3. *Jahrbuch* der Gesellschaft der Bibliophilen. 15. Jahrgang 1916/17, mit einem Nachruf auf Carl Schüddekopf von *Fedor von Zobeltitz* und einer Biographie unseres lieben verstorbenen Freundes samt einer Bibliographie seiner Arbeiten von *Conrad Höfer*.

Über den Publikationen für das Jahr 1919 waltete ein ausgesprochenes, durch ungünstigste sachliche und persönliche Verhältnisse bedingtes Mißgeschick, so daß sich die Arbeit an ihnen bis zum Ende des Sommers 1920 hingezogen hat. Nunmehr sind beide Jahresgaben glücklich fertiggestellt, und zwar so, daß man seine Freude an ihnen haben kann. Der Versammlung lag je ein Exemplar vor, nämlich:

1. *Der Ehrenbrief des Püterich von Reichertshausen*. Faksimiledruck nach der Handschrift im Kloster Herzogenburg, hergestellt vom Militärgeographischen Institut in Wien. Die Herausgabe wurde von *Fritz Behrend* und *Rudolf Wolkan* besorgt, von denen der erstere in einem Beiheft zum Faksimile über die Persönlichkeit des Püterich handelt, während der zweite die Handschrift untersucht hat und für den Textabdruck verantwortlich ist. Das Ganze ist in eine Mappe eingelegt.
2. *Johann Anton Leisewitzens* Tagebücher. Nach den Handschriften herausgegeben von *Heinrich Mack* und *Johannes Lochner*. Zweiter Band.

Da der Text der Tagebücher schon seit 1916 in 1100 Exemplaren gedruckt vorlag und der Satz wieder zerstört ist, die Zahl der Mitglieder aber durch den Versammlungsbeschluß von 1917 von 900 auf 1200 erhöht wurde, welche Grenze wir seit einiger Zeit erreicht haben, können die 100 letzteingetretenen Mitglieder — worauf schon einmal hingewiesen worden ist — den zweiten Leisewitzband nicht erhalten. Sie werden laut Vorstandsbeschluß durch eine unserer älteren Publikationen, von der wir noch einigen Vorrat haben, schadlos gehalten werden. Die Stadt *Braunschweig* hat im Jahr 1916 vom ersten Band des Leisewitz 18 Stücke zu Dedikationszwecken gegen entsprechendes Entgelt erhalten. Es liegt ihr natürlich daran, den damaligen Empfängern auch den zweiten Band zu überreichen. Leider



sieht sich der Vorstand aus dem eben angegebenen Grund nicht in der Lage, ihr zur Verwirklichung ihres Wunsches behilflich zu sein. Sollten jedoch mehrere unserer Mitglieder, vielleicht solche, die den ersten Band nicht haben, auf den Besitz des zweiten keinen Wert legen, so würden wir gern einen Umtausch gegen irgendeine ältere Publikation vornehmen, um dann die auf solche Weise gewonnenen Exemplare nach Braunschweig abzuführen. Der Sekretär bittet um entsprechende Mitteilung.

Die Versendung der Jahresgaben erfolgt, der Ersparnis halber, in zwei getrennten Drucksachen. Diejenigen Mitglieder, die den Gesellschaftsbeitrag für 1919 noch nicht bezahlt haben, erhalten die erste Drucksache unter Nachnahme des ganzen Jahresbeitrags zuzüglich der Kosten und Verpackungsspesen. Die zweite Drucksache folgt frei.

Die als besondere Ehrung für unsern Vorsitzenden gedachte Sonderpublikation für 1920 lag der Versammlung ebenfalls in einigen Exemplaren vor:

Der Seelenvogel. Die Geschichte eines Widmungsexemplars, wiedererzählt von *Fedor von Zobeltitz.* Mit einer Titelzeichnung und 25 Textbildern von Adelheid Schimz, handgebunden in bemalte Holztafeln und Lederrücken auf Pergamentstreifen. Es bestehen 300 Stücke, die Bilder der ersten 100 sind mit der Hand koloriert. Die Firma *E. A. Enders* teilt neuerdings dem Sekretär mit, daß die Versendung des „*Seelenvogels*" zufolge übergroßer Inanspruchnahme der Abteilung für Handbände erst von *Mitte Dezember* ab erfolgen könne. Die Herren Subskribenten werden gebeten, davon Notiz zu nehmen.

Vom *Anonymenlexikon* (Bd. 1—6) sind seiner Zeit für besondere Zwecke einige wenige Exemplare auf *Schreibpapier* abgezogen worden, die der Vorstand jetzt zum Preise von je **M. 700** zum Verkauf stellt. Der Sekretär machte der Versammlung entsprechende Eröffnung und erbat Bestellungen, die in der Reihenfolge des Eingangs Erledigung finden werden.

Endlich gab der Sekretär noch bekannt, daß die von der Versammlung im Jahre 1917 festgesetzte Mitgliederzahl von 1200 längst erreicht sei und daß eine große Anzahl von Vormerkungen vorliege.

Die Jahresgabe für 1920 soll in einer Wiedergabe des mit ganz entzückenden Kupfern geschmückten Büchleins bestehen: *Miltons Allegro und Penseroso*, für seine Freunde übersetzt von *O. H. von Gemmingen.* Mannheim in der Schwanischen Buchhandlung. 1782.

Für das Jahr 1921 ist trotz aller Not der Zeit und trotz der schwierigen Verhältnisse im Buchgewerbe die Herausgabe der Bibliographie der Werke des *Christoffel von Grimmelshausen*, besorgt von Geh. Archivrat Dr. *Gustav Könneke*, in sichere Aussicht genommen. Wie wir soeben erfahren, ist der verdiente Verfasser des Bilderatlasses zur Geschichte der Deutschen Literatur im Alter von 75 Jahren am 24. Oktober entschlafen. Wir hoffen, daß unser Frankfurter Beschluß dem greisen Gelehrten eine letzte Freude bereitet hat. Die Herausgabe seines Grimmelshausen-Werkes wird durch seinen Tod nicht beeinträchtigt werden.

Als Punkt 3 der Tagesordnung folgte der Bericht der Rechnungsprüfer. Die Rechnung für 1917 zeigt eine Gesamteinnahme von M. 30475,96, der eine Ausgabe von M. 24547,97 gegenübersteht, so daß sich ein Einnahmeüberschuß von M. 5927,99 ergibt. Im Jahre 1918 betrug die Einnahme M. 40222,62, die Ausgabe M. 29617,51, woraus eine Mehreinnahme von M. 10605,11 hervorgeht. Die Rechnungen sind von den Herren Verlagsbuchhändler und Buchdruckereibesitzer *Karl Kahle* in Eisenach und Prokurist *Paul Roeber* in Wutha geprüft und für richtig befunden worden. Die Versammlung erteilt dem Sekretär Entlastung für die beiden Rechnungsjahre und hieß die Geschäftsführung des Gesamtvorstands für die gleiche Zeit gut.

Das an sich nicht unerfreuliche Bild der finanziellen Lage der Gesellschaft, das der Jahresabschluß 1918 mit der Mehreinnahme von M. 10605,11 darbietet, wendet sich ins Trostlose, wenn man die Aussichten für das Rechnungsergebnis 1919 oder gar 1920 ins Auge faßt. Der Vorstand war sich schon seit langem darüber klar, daß nur durch eine beträchtliche Erhöhung der Jahresbeiträge die Wirksamkeit der Gesellschaft im alten Sinne gewährleistet werden könne. Er glaubte aber zugleich, diese Erhöhung so bemessen zu sollen, daß mit ihrer Hilfe, die Grenzen der bisherigen Leistungen der Gesellschaft überschreitend, ein alter Wunsch vieler Mitglieder, der auf der letzten Weimarer Tagung von einigen Rednern mit lebhaftem Eifer vertreten worden war, erfüllt werde: die unentgeltliche Lieferung der „Zeitschrift für Bücherfreunde", die ja von jeher unser Vereinsorgan war, an jedes Mitglied der Gesellschaft. Deshalb brachte der Sekretär im Auftrage des Vorstandes zu Punkt 4 der Tagesordnung den Antrag ein: *Der jährliche Miedgliedsbeitrag wird vom 1. Januar 1921 ab auf M. 100.— festgesetzt. Dafür erhalten die Mitglieder die üblichen Publikationen und dazu vom 1. Januar 1921 ab die Zeitschrift für Bücherfreunde umsonst, und zwar vorläufig den Jahrgang in 6 Zweimonatsheften.* — Der Abonnnementspreis, der jetzt jährlich M. 84.— beträgt, wird vom gleichen Zeitpunkt an für Nichtmitglieder wahrscheinlich auf M. 120.— erhöht werden. — Nach der ausführlichen Begründung des Antrags durch den Sekretär entspann sich eine durchaus in zustimmendem Sinne gehaltene Debatte, in der ein Redner die Erhöhung des Beitrags auf M. 120.— forderte. Dann wurde der Antrag des Vorstands *einstimmig* angenommen. Es ist darnach vom Vorstand noch vereinbart worden, daß sinngemäß die für den Eintritt in die Gesellschaft zu zahlende Summe auf



M. 20.— zu erhöhen sei und daß die Erwerbung der ständigen Mitgliedschaft die Zahlung von M. 3000.— voraussetze.

Weiter machte der Sekretär noch die Mitteilung, daß Herr *Kurt Schmidt* in Amsterdam der Gesellschaft die Summe von 1000 M. für ihre Vereinszwecke zur Verfügung gestellt und daß Herr *Max Sander* in Zürich den Betrag von 200 M. zur Unterstützung eines jungen bedürftigen Mannes gestiftet habe, der mit dem Buchgewerbe in Verbindung stehe. Er regte die Anwesenden zu eifriger Nachfolge dieser schönen Vorbilder an und erwähnte, daß die Stiftung des Herrn *Sander* sinngemäße Verwendung gefunden hätte.

Bevor die in Punkt 5 vorgesehene Neuwahl des Vorstands stattfand, verlas der Vorsitzende einen Brief des Vorstandsmitglieds Hofrat *Dr. Johannes Baensch-Drugulin* in Leipzig, worin er mitteilt, daß er mit Rücksicht auf sein Alter und seinen Gesundheitszustand zu seinem Bedauern gezwungen sei, sein Amt niederzulegen. Der Vorstand glaubte diesem begründeten Verlangen Folge geben zu sollen und sprach durch den Mund des Vorsitzenden Herrn Hofrat *Dr. Baensch* herzlichen Dank und warme Anerkennung für seine treue und selbstlose Arbeit im Dienste unserer guten Sache aus. Sodann machte er den Vorschlag, an Stelle des Herrn *Dr. Baensch* wiederum einen Fachmann aus dem Druckereigewerbe, und zwar Herrn *Carl Ernst Poeschel* in Leipzig zu wählen. Die Versammlung stimmte diesem Vorschlag zu und berief den genannten Herrn in den Vorstand, der im übrigen durch Zuruf in seiner alten Zusammensetzung bestätigt wurde.

Nachdem noch *Berlin* zum Ort der nächsten Tagung gewählt worden war, schloß der Vorsitzende mit Worten des Dankes an die Versammelten wie an die Arbeitsorgane der Gesellschaft die in schöner Harmonie verlaufene Sitzung.

Ehe man sich trennte, konnte der Sekretär noch den ersten Privatdruck zur Verteilung bringen lassen: *Zwanzig Jahre Münchener Typographie* von *Paul Renner.* Sonderauflage in 100 Exemplaren, bei Knorr und Hirth in München gedruckt und den in Frankfurt zusammenkommenden Bibliophilen vom Verfasser gewidmet.

Die Mittagsstunde vereinigte die Vorstände der in Frankfurt tagenden bibliophilen Gesellschaften, die Redner von gestern und vorgestern und andere Gäste mit dem liebenswürdigen Ehepaar *Paul und Olga Hirsch* in deren behaglich-vornehmem Heim zu einem Frühstück, an das sich unter der sachkundigen, liebevoll charakterisierenden und feinsinnigen Führung der Besitzer eine Besichtigung der wundervollen Ausstellung anschloß, die das Ehepaar Hirsch aus den reichen Schätzen seiner Musikalien-, Bücher- und Einbandsammlung getroffen hatte, und für die sogar ein besonderer Führer, den die Gäste als Andenken erhielten, gedruckt worden war, betitelt „*Eine kleine Bücherschau* für die Teilnehmer an den Hauptversammlungen der Gesellschaft der Bibliophilen, der Maximiliangesellschaft und der Gesellschaft der Hessischen Bücherfreunde im Oktober 1920. Veranstaltet im Hause Paul Hirsch, Frankfurt a. M., Neue Mainzer Straße 57. Privatdruck in 300 numerierten Exemplaren."

Das Festmahl im „Frankfurter Hof", an dem 190 Personen teilnahmen, verlief in angeregtester Weise. *Witkowski* toastete auf das deutsche Vaterland, *Moritz Sondheim* auf die deutsche Gesellschaft für Auslandsbuchhandel. Hofrat *Meiner* gedachte Frankfurts und der Frankfurter, in deren Namen Justizrat *Dr. Burghold* erwiderte, um auf die Gäste zu trinken. *Prof. Loubier* rühmte die Bibliophilen und Direktor *Naetebus* von der Berliner Staatsbibliothek den deutschen Buchhandel. Graf *Hardenberg* ließ die Damen hochleben, und *Gustav Kirstein* dankte endlich für die zahlreichen Privatdrucke, die unter freundlicher Mitwirkung einiger Leipziger Damen während des Essens verteilt worden waren und deren lange Liste hier abgedruckt sei, besonders auch, um denen den Mund wässerig zu machen, die nicht in Frankfurt waren. Vorher aber sei den Spendern dieser Drucke für ihre große Liebenswürdigkeit im Namen des Vorstands noch einmal herzlicher Dank gesagt, den auch Herr *Dr. Louis Liebmann* für sich in Anspruch nehmen kann um der selbstlosen Hilfe willen, die er bei der Verteilung der Drucke dem Sekretär geleistet hat.

Außer den beiden oben schon genannten Drucken und einer originellen Speisekarte altertümlichen Stils, die die Firma *Stempel* gestiftet hatte, erhielten die Teilnehmer am Festmahl folgende Gaben:

1. *Der Sammler.* Sondernummer für die Frankfurter Messe: Das schöne Buch. (Auf Veranlassung des Herrn *Ludwig Sternaux.*)
2. *„Frankfurter Hof"-Broschüre,* gestiftet vom *Hotel „Frankfurter Hof".*
3. *Der Frankfurter Markt* oder die Frankfurter Messe von Henricus Stephanus (Henri Estienne). Im Auftrage der Städtischen Historischen Kommission in deutscher Übersetzung herausgegeben von Dr. Julius Ziehen. Neue Ausgabe. Den Teilnehmern an den bibliophilen Veranstaltungen zu Frankfurt am Main im Oktober 1920 gewidmet vom *Meßamt Frankfurt a. M.*
4. *Gutenberg-Museum.* Gutenberg-Gesellschaft Mainz. Inhaltsübersicht über die Sonderausstellung Das deutsche Buch des 15. Jahrhunderts.



5. ***Ein Lied*** Von Belagerung der Stadt Frankfurt im Jahre 1552. Namens der Stadtbibliothek den Teilnehmern an den bibliophilen Veranstaltungen am 10. Oktober 1920 überreicht von ***Friedrich Clemens Ebrard.*** In 400 Stück gedruckt bei Gebr. Klingspor in Offenbach a. M.
6. Ein seltener ***Ablaßbrief*** von 1492 aus der Zwickauer Ratsschulbibliothek. Im Manuldruck von ***F. Ullmann G. m. b. H.*** in Zwickau hergestellt.
7. Der ***Geschenck-Fresser*** oder Poetische Beschreibung des unverantwortlichen Geschencke-Nehmens, von Marforio. Frankfurth, Leipzig und Berlin 1738. Der Gesellschaft der Bibliophilen zu ihrer Generalversammlung am 10. Oktober 1920 in Frankfurt a. M. gewidmet von ***Oskar Rauthe.*** In 300 Exemplaren.
8. ***Des Grafen Montluc Zehn Gebote*** eines Gourmands, so mit goldenen Lettern in die Marmorwände seines Speisesaals eingemeißelt waren. Mit den Anmerkungen von Eduard Maria Oettinger. Den Teilnehmern am Festmahl der Gesellschaft der Bibliophilen in Frankfurt a. M. am 10. Oktober 1920 gewidmet und zur Befolgung empfohlen von ***Edmund Meyer.*** In 300 Exemplaren.
9. *Doktor Luther aufm Abtritt.* Ein Geniestreich von Pater Ignatius Rivero. Zum erstenmal gedruckt und publiziert zu Basel. A. D. 1785. Ausgegraben von *C. G. v.* ***Maaßen*** und für die zu Frankfurt a. M. am 10. Oktober 1920 versammelten deutschen Bücherfreunde aufs neue gedruckt und gewidmet vom Verlag *Georg Müller* zu München.
10. *Beschluß.* ***Über mein Etablissement.*** Den Teilnehmern am Festabend der „Gesellschaft der Bibliophilen" zu Frankfurt a. M., 10. Oktober 1920, gewidmet vom Kunstantiquariat ***Max Ziegert,*** Frankfurt a. M. (Schlußabschnitt des Werkes des Frankfurter Buchhändlers ***Wilhelm Fleischer:*** Ueber bildende Künste, Kunsthandel und Buchhandel in Hinsicht auf Menschenwohl. Glaubensbekenntnis eines Kunst- und Buchhändlers. Frankfurt 1792).
11. *Goethes* Beschreibung seiner Vaterstadt. Gedenkblatt zur Tagung der Gesellschaft der Bibliophilen. Frankfurt am Main Oktober 1920. Aus dem ersten Buche von Goethes Dichtung und Wahrheit. Gedruckt und überreicht von der *Kleukens-Presse* zu Frankfurt am Main. Zweihundertfünfzig numerierte Abzüge.
12. *Die Gelehrten-Versteigerung* nach dem Lucian. Ein Fragment. 1781. Den Teilnehmern am Festmahl aus Anlaß der Bibliophilentagung und der Ausstellung „Das deutsche Buch" zu Frankfurt a. Main am 10. Oktober 1920 gewidmet von *Adolf Weigel*, Leipzig.
13. ***Ein unveröffentlichter Brief Eduard Mörikes*** an Lotte Späth aus der frühesten Zeit seiner Brautschaft mit Luise Rau. Den Teilnehmern an der Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen in Frankfurt am Main am 10. Oktober 1920 aus seiner Mörike-Sammlung gewidmet von *Hanns Wolfgang Rath.*
14. *Faksimile* eines bisher ungedruckten *Stammbuchblattes von Goethe*, gewidmet den zu den Frankfurter Hauptversammlungen der Gesellschaft der Bibliophilen, der Maximiliansgesellschaft und der Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde erschienenen Mitgliedern von ***Paul und Olga Hirsch.*** Frankfurt a. M. den 10. Oktober 1920. Hergestellt in 250 Abzügen.
15. ***Ein Auktionsauftrag Schopenhauers*** an die Buchhandlung St. Goar. Von der Buchhandlung I. ***St. Goar,*** Frankfurt a. M., gewidmet den Teilnehmern der Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen am 10. Oktober 1920.
16. ***Bettina von Arnim und Freiherr von Drais.*** Von ***Louis Liebmann.*** Mit einer Illustration. Den Teilnehmern an den bibliophilen Veranstaltungen in 250 numerierten Exemplaren überreicht von *Wüsten & Co.*, Frankfurt/Main.
17. ***Der Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Hans Hoffmann.*** Aus Carl Schüddekopfs Nachlaß zum 10. Oktober 1920 herausgegeben und den Teilnehmern an den bibliophilen Veranstaltungen zu Frankfurt a. M. überreicht von *C. H[öfer]* und *G. S[chlosser]*. Gedruckt in 300 mit der Maschine numerierten Exemplaren bei *Georg Schlosser* (*Englert* und ***Schlosser***) in Frankfurt a. Main.
18. *Erhard Schön*, Unterweisung der Proportion und Stellung der Possen. Nürnberg 1542. In getreuer Nachbildung herausgegeben. Mit einer Einführung von ***Leo Baer.*** Gedruckt für die Teilnehmer der General-Versammlung der Gesellschaft der Bibliophilen in Frankfurt a. M., am 9. Oktober 1920 in 300 Exemplaren. Überreicht von ***Joseph Baer & Co.***, Frankfurt a. M.
19. ***Immanuel Kant***, Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raume, 1768. Diese seltene Schrift Kants wurde anläßlich der 7. Mitglieder-Versammlung der ***Maximilian-Gesellschaft***, die am 9. Oktober 1920 in Frankfurt am Main tagte, in der Officina Serpentis gedruckt. Satz ***M. Hoffmann***, Druck *E. W.* und *E. H. Tieffenbach*, Steglitz.



20. *Johann Steinwert von Soest.* Der Sänger und Arzt. 1448—1506. Hergestellt in der Hausdruckerei der Schriftgießerei *D. Stempel, A.-G.*, Frankfurt a. Main ... in 300 Drucken, davon 15 auf Bütten, und von derselben Firma den Teilnehmern an der Frankfurter Tagung gewidmet.
21. *Die Heiligenlegende des Jacobus de Voragine* aus dem Jahre 1324 in der Stadtbibliothek Frankfurt a. M. Den Teilnehmern an den bibliophilen Veranstaltungen in Frankfurt am Main am 10. Oktober des Jahres 1920 überreicht von *Gebr. Klingspor*, Offenbach am Main.

Schwer bepackt zogen die Bibliophilen und ihre Gäste, die zum guten Teil als „Geschenkfresser" eine sehr erfreuliche Aktivität bewiesen hatten und die nunmehr hoffentlich auch an sonstiger bibliophiler Betätigung Gefallen finden werden, davon, um da oder dort bei einem Glase Bier verständiger Männerrede zu pflegen und den Tag, der so viel Schönes gebracht hatte, in stillem Behagen ausklingen zu lassen.

Am Montag früh durfte ich in Begleitung meines freundlichen Gastgebers noch einen Blick auf die gartenartig gepflegte Umgebung Frankfurts werfen und besuchte noch einmal auf kurze Zeit die Ausstellung, um über ein paar interessante Dinge in letzter Minute Aufklärung zu erbitten. Am Bahnhof sah man um die Mittagsstunde längs den Zügen noch hie und da ein Gesicht auftauchen, das einem in den letzten Tagen vertraut geworden war, dann zerflatterte die Gemeinschaft der deutschen Bibliophilen wieder in alle Winde.

Zusammenfassend kann ich wohl sagen, daß die Frankfurter Versammlung eine der gelungensten in der langen Reihe unserer Veranstaltungen gewesen ist, daß sie jedem Teilnehmer eine Reihe wertvoller Anregungen beschert hat, die hoffentlich bald greifbare Wirklichkeit werden, und daß auch der gesellige Teil der Tagung allen unseren Freunden eine liebe und gern gehegte Erinnerung bleiben wird.

Zum Schluß bringe ich unseren Mitgliedern noch zur Kenntnis, daß der *Avalun-Verlag* in Wien die Restauflage (etwa 50 Stück) des vierten Avalun-Druckes „*Aucassin und Nicolette*" mit Holzschnitten von *Rudolf Junk*, dem Vorstand zu dem Vorzugspreise von 200 M. für das Stück zur Verfügung gestellt hat. Es kommen für diesen Betrag geheftete Stücke des schönen, überaus günstig beurteilten Buches zur Verteilung, während der Preis des in Halbleder gebundenen Exemplars 600,— M. beträgt. Bestellungen auf dieses Vorzugsangebot *an die persönliche Adresse des Sekretärs* werden in der Reihenfolge des Eingangs erledigt.

Eisenach, 2. November 1920
Augustastraße 2.

Der Sekretär der Gesellschaft der Bibliophilen.
Dr. Conrad Höfer.

Pariser Brief.

In Alcans Bibliothèque de philosophie contemporaine hat J. Legond einen Band: Intuition et amitié veröffentlicht, der eine Absage an den Intellektualismus enthält und für die lyrische Intuition eintritt. Auch gegen diesen Schüler Bergsons polemisiert der Mercure de France. Er wirft ihm vor, daß er den Begriff der Vernunft nicht klar erfaßt habe und diese verschwommenen Formulierungen unausgesetzt durcheinanderwerfe. Legond entfalte eine Methode des Empfindens, aber keine Methode des Denkens. Im Grunde genommen variiere er nur die Exaltation du moi von Maurice Barrès.

In einem Aufsatz der Gazette de Lausanne weist Pierre Lafue darauf hin, daß Corneille das Ideal des heutigen Frankreich sei. Das moralische Bewußtsein sei stärker als das ästhetische und vielleicht würde der Katholizismus wieder Trumpf werden. Pierre de Saint Prix erkennt als wesentlichste Zeiterscheinungen in Ere nouvelle vom 10. Juli die Umformung der Geister durch Bergson und als Reaktion die Auflehnung des Intellektualismus gegen die Bergson'sche Intuition.

Raoul Narsy feiert im Journal des Débats vom 7. Juli den neukatholischen Dichter Fagus. In La libre Parole vom 27. Mai wird der katholische Schriftsteller Abbé Charlier als einer besten der neuen Zeit gefeiert. In La Croix vom 4. Juni stellte Alphonse Mortier einen großen Aufschwung der katholischen Literatur seit 1914 fest. — Unter dem Titel: „Quelques fantômes de jadis" sind literarische Erinnerungen von Laurent Tailhade erschienen, in denen Verlaine ein neuer Ruhmeskranz geflochten wird.

Von Emile Verhaeren ist aus dem Nachlaß ein neuer Gedichtband unter dem Titel: „Toute la Flandre" erschienen, aus dem hier eine kleine Probe wiedergegeben sei:

Ces souvenirs chauffent mon sang
Et pénètrent mes moelles . . .
Je me souviens du village près de l'Escaut,
D'où l'on voyait les grands bateaux
Passer ainsi qu'un rêve empanaché de vent
Et merveilleux de voiles,
Le soir, en cortège, sous les étoiles . . .

Bei dieser Gelegenheit fordert Roger Devigne in Ere nouvelle vom 9. Juli, einer seiner italienischen Freunde möge doch endlich einmal ein Charakter-



bild des Menschen zeichnen. „Wir warten auf ein Buch: Verhaeren en pantoufles", schreibt Devigne. Alle Erinnerungen dieses gütigen, warmherzigen Menschen sollten einmal zusammengetragen werden.

Von Paul Claudel wird demnächst ein neues Buch erscheinen: Feuilles des Saints, das fünf oder sechs Gedichte von 2—300 Versen enthalten wird: Sainte Geneviève, Saint Louis, Saint Martin u. a. Die Gedichte sind in Terzetten geschrieben.

Im Verlag von Leroux beginnt neu zu erscheinen eine groß angelegte Sammlung der Hauptwerke der skandinavischen Literatur unter dem Titel: La Bibliothèque scandinave. Als erster Band erschien der Roman Else von Alexander Kielland, als zweiter Band: la logique de la poésie von Hans Larsson in Lund. Ferner werden in dieser Sammlung Bücher von Kierkegaard, Jakobsen, Strindberg u. a. herausgegeben werden. Auch das ist wieder ein Beweis für das Streben nach Weltbürgertum in Frankreich.

Paul Bourge that im August Friedrich offiziell bei der vierhundertsten Geburtstagsfeier des Druckers Christophe Plantin in Antwerpen vertreten.

1922 soll in Paris ein großes Gedenkfest für Molière stattfinde. — In Frankreich wird von der Regierung ein großes Preisausschreiben für eine neue Postmarke veranstaltet werden.

Ernest Delahaye hat bei Messin eine Biographie Verlaines herausgegeben.

Im Jardin du Luxembourg wurde eine Statue Stendhals errichtet, Paul Bourget hielt die Festrede. In einer Reihe von Gedenkartikeln wurde Stendhal bei dieser Gelegenheit gefeiert. Pierre Fontrailles schrieb bei dieser Gelegenheit in Ere nouvelle vom 29 Juni: „In der Liebe gab er einen Beweis von Eitelkeit und Naivetät, die ein ganz eigenartiges Gemisch darstellen. Er war von lebhaftem Temperament und gehorchte wie die Mehrzahl der Menschen, der Eingebung des Augenblickes. Er sprach, er schwieg, er handelte, ganz nach den Wallungen des Blutes. Stand er einer Kokotte wie Mélanie Guilbert gegenüber, so wurde er ihr Narr. Er wird sich wohl darüber klar, beweist sich aber dann selbst, daß es in Wirklichkeit nichts von Bedeutung sei und er eigentlich nur mit Mélanie spielt. Mit großer Mühe und philosophischer Anstrengung will er unter Aufführung von Deslutt de Tracy sein Verhalten erklären und beweisen, daß alles, was er tat und sprach, nichts als eine gut gespielte Komödie gewesen sei. Glückliche Eitelkeit, die uns durchgreifende Analysen und reizende Darbietungen geschaffen hat!

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Neue Bücher und Bilder.

Bibliophile Neuigkeiten aus der Schweiz.

Aussaat. Ein Verlagsalmanach. *Zürich. Rascher & Co.*

Von einer reichen Aussaat gibt der erste Verlagsbericht des nunmehr zwölf Jahre alten Unternehmens in der Hauptsache erfreuliche Kunde. Die ersten Erfolge erzielte Rascher mit Konrad Falkes „Im Banne der Jungfrau", einer Kunstmappe, 1908. Gustav Billeters Veröffentlichung über die wiedergefundene erste Fassung von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" konnte der junge Verlag nicht ausmünzen, da das vollständige Manuskript, von einem reichsdeutschen Verleger überboten, herauszubringen, ihm unmöglich war. Das (1910) erstmals erschienene Werk „Raschers Jahrbuch für Schweizer Art und Kunst" vermochte sich gleichfalls nicht durchzusetzen. Erst während des Krieges gelang der Aufstieg. 1915 begann die Sammlung „Schriften für Schweizer Art und Kunst" aufzublühen. Die Versuche, dem Verlag eine neue, mehr europäische Richtung zu geben, fanden Widerhall nicht nur in den pazifistischen Kreisen Deutschlands, sondern wohl auch im deutschkundigen Ausland wie in der Eidgenossenschaft selbst, die gerade in jenen Zeiten viele der deutschen Sprache mächtige Intelligenzvertreter aus aller Herren Ländern beherbergte. Henri Barbusses „Feuer", der Eröffnungsband der Reihe „Europäische Bücher" bildete den Grundstock zu „Max Rascher Verlag A. G.", der im Herbst 1917 vom „Verlag Rascher & Co." losgelöst wurde. Das folgende Jahr brachte den Luxusdruck: Charles Dickens' „Weihnachtsabend", womit der Verlag an seinen frühesten bibliophilen Versuch Konrad Falkes „Carmina Romana" anknüpfte. Ihm folgte, ebenfalls von Arthur Rackham illustriert, der Luxusdruck „Märchenwald", sowie S. D. Steinbergs „David" mit Steinzeichnungen Otto Baumbergers. Cotta überließ dem glücklich aufstrebenden Hause das Verlagsrecht Gottfried Kellers für die Schweiz. Die glänzenden Ausgaben dieses Dichters fanden allgemein Anerkennung. Schließlich begann unter Leitung Eduard Korrodis die „Schweizerische Bibliothek" auf den Plan zu treten. Damit erscheint die Liste der Rascherschen Leistungen im ersten Jahrzwölft nicht im entferntesten erschöpft, ich habe bloß einige Hauptstationen seiner Entwicklung festzuhalten versucht. Die Porträts der bedeutendsten Verlagsautoren: Heinrich Federer, Felix Moeschlin, Alexander Castell, Robert Faesi, Adolf Frey, Charlot Straßer, Max Pulver usw., die Proben aus ihren Werken und schließlich das vollständige Verzeichnis der Bücher und Bilder des Verlags am Schluß des Werkes besagen ein übriges. S. D. Steinberg stellte den Text zusammen, die Einbandzeichnung entwarf W. F. Bürger.





Konrad Falke, Die Bacchantinnen des Euripides. Nachdichtung. *Zürich, Rascher & Co.* Geh. 5 Fr.

Zu den weltläufigen Vertretern der Schweizer Literatur, die so international ist, daß man sie ohne weiteres losgelöst von der Heimaterde sich denken könnte, gehört neben Alexander Castell vor allem Konrad Falke. Seine wie ein Original wirkende Verdeutschung der von Goethe geliebten, von Nietzsche verehrten „Bacchantinnen" des Euripides bedeutet nicht seinen ersten Ausflug ins poetische Reich der Antike. Die Urfassung seiner vorliegenden Arbeit erschien vor einem Jahrzehnt in der Zeitschrift „Die Schweiz"; sie war dem Charakter des Musikdramas angeglichen, während die jüngste, durchaus bühnenfähig, durch das gesprochene Wort allein bestehen kann. Mit den Auffassungen, die Falke in seinem Vorwort und dem ausführlichen Nachbericht überzeugend darzulegen versucht, mögen sich die Fachgelehrten auseinandersetzen. Wir haben es hier bloß mit dem Dichter zu tun, der selbst bekennt, daß es sich um eine freie Nachschöpfung handle. In dieser Hinsicht können wir ihm unsere volle Anerkennung nicht versagen.

Jonas Fraenkel, J. V. Widmann (Amalthea-Bücherei, 4. Band). Mit einem Bildnis von F. Hodler. *Wien* und *Zürich, Amalthea-Verlag*.

Drei Studien umschließt das schlanke Buch des Berner Privatdozenten, der dem Verstorbenen Schweizerischen „Literaturpapst" und Redakteur am Berner „Bund" persönlich nahezustehen das Glück hatte: eine Rede über den Dichter, einen biographischen Versuch, dem Schriftsteller gerecht zu werden und einen Denkstein, dem Jugendfreund Spittelers gewidmet. Bibliographische Notizen am Schlusse runden das ausgereifte Literaturbild ab, in dem sich gleichzeitig ein gutes Stück eidgenössischer Kulturgeschichte widerspiegelt. Fraenkel scheint berufen, dereinst der von ihm eingeleiten Widmann-Forschung auch die Krone aufzusetzen durch eine auf breitester Grundlage ausgeführte Lebensbeschreibung des bedeutenden Mannes.

Hermann Hesse, Alemannenbuch. *Bern, Verlag Seldwyla*. Geb. 10 Fr.

Seit Sauers Prager Rektoratsrede und Nadlers Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften schenkt man einem Problem erhöhte Aufmerksamkeit, das diese längst schon verdient hätte. Aber genau so wie dem deutschen Föderalismus politisch der Vorwurf des Partikularismus gerne angeheftet wird, betrachtet man bodenständige Untersuchungen gleich der Nadlerschen mit mißtrauischen Blicken. Solange freilich die unbedingten Unitarier auch kein I-Tüpfelchen ihrer herkömmlichen Auffassung preisgeben wollen, versteifen sich die anderen auf die Notwendigkeit ihres Standpunktes erst recht und versteigen sich zu Einseitigkeiten, die das Problem noch mehr verwirren statt es zu klären und die Ergebnisse einer allgemeinen Anerkennung zuzuführen. Wie unendlich schwer es ist, besonders seit dem 19. Jahrhundert die Literaturentwicklung auf stammheitlich-landschaftlicher Grundlage darzustellen, beweist aufs neue Hermann Hesses „Alemannenbuch". Der Herausgeber, geboren in Calw, kam als Kind nach Basel, dann wieder nach Württemberg, um im weiteren Verlauf seines Lebens am Bodensee und schließlich in Bern seßhaft zu werden. Er fühlt sich demnach ganz als Alemanne. Sein Vater jedoch stammte aus den baltischen Ostseeprovinzen, die Mutter war die Tochter eines Stuttgarters und einer französischen Schweizerin. Ist er also wirklich Alemanne, und wenn er es ist, wohin gehört er seinem Blut und der Vererbung nach? Im übrigen zeigt Hesse an einem deutlichen Beispiel, an sich selber nämlich, daß der Deutsche, wenn er nicht im Lager der Unitarier steht, in das Lager der Phantasten gerät, „denen Heimat mehr bedeutet als Nation, Menschentum und Natur mehr als Grenzen, Uniformen, Zölle, Kriege u. dgl." Muß denn Wort, Begriff und Gesinnung „deutschnational" immer Parteisache bleiben, zuerst eine großdeutsche, dann eine kleindeutsche, bald eine reaktionäre, bald eine fortschrittliche, dann wieder eine reaktionäre und so in alle Ewigkeit? Ein gesamtdeutsches Werk müßte, wenn es überzeugend wirken wollte, stets den Anteil aller Stämme und Landschaften ohne Vorurteil hervorheben, ein Heimatbuch im engeren Sinn jedoch immer wieder die gesamtdeutsche Note durchklingen lassen, weil über dem Stamm die Nation, über der Landschaft das große deutsche Vaterland Geltung behält. Von dieser deutschnationalen (nicht konservativen und nicht berlinischen) Zielrichtung ist nun in Hesses Heimatbuch kaum ein Hauch zu verspüren. Jakob Schaffner schwärmt im Leitaufsatz „Deutscher April 1919" vom künftigen Sieg des im heutigen Deutschland aufkeimenden Menschheits-Mutterland. René Schickele schwört am Schluß seines „Elsässischen Bildersaals" „jeglicher Gewalt, jedwedem Zwang ..." ab, Otto Flake nennt in seinem Nachruf „Abschied vom Elsaß" die Periode seit 1870 „die matteste in der Geschichte eines Volkes, das nie ein Volk gewesen." Der erste Teil seiner Behauptung mag in mancher Hinsicht zutreffen, seelisch sicherlich, aber der zweite? Von wem hat Walter von der Vogelweide gesungen, wofür hat die Romantik geblutet und gekämpft? In einem poetisch reizvollen Stimmungsbild „Freiburg" bemerkt Robert Walser wieder, indem er zunächst die schweizerische Stadt durchmustert: „Ursprünglich war Freiburg eine deutsche, heute jedoch ist es eine französische Stadt. Macht das etwas? Geniert uns das? Mich absolut nicht!" Nicht einmal ein Schatten Wehmut beschleicht den Verfasser der Skizze, ja er unterdrückt sogar die Tatsache,



daß heute noch die ganze Unterstadt kern„dütsch" ist und auch in den feineren Quartieren der Oberstadt immer noch Hunderte von Deutschen wohnen, und zwar nicht die geringsten in diesem uralten Gemeinwesen aus der Zähringer Blüte und Herrlichkeit. Eine Fabel „Der Europäer" steuert Emil Sinclair bei. Ihre Tendenz besagt schon der Titel. Der *deutsche* Chor fehlt in Hesses „Alemannenbuch" gänzlich. Aber auch nach der bloß literarischen Seite zeigen sich unbegreifliche Lücken und Mängel. Warum fehlt der größte jetzt lebende Erzähler der Schweiz Heinrich Federer, warum der feine Lyriker Fridolin Hofer, warum der vielseitige Max Pulver, von neueren Begabungen wie der kürzlich in „Westermanns Monatsheften" weiteren Kreisen vorgestellten Aargauerin Annie Herzog, die würdig neben der Stammesschwester Hermine Villinger bestehen kann und sie vielleicht noch übertreffen wird, abgesehen? — Die Buch- und Kunstdruckerei Benteli in Bumpliz bei Bern darf sich mit ihrer jüngsten Leistung sehen lassen, dem jungen Verlag Seldwyla gebührt vom bibliophilen Standpunkt besonderer Dank. Dreihundert Stück des in stattlicher Aufmachung hergestellten Werkes wurden auf handgeschöpftes antikes Büttenpapier abgezogen, numeriert und von H. Schumacher in Bern in Leder gebunden. Die Exemplare kosten je 40 Fr.

Adolf Frey, Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke. Dritte durchgesehene Auflage. *Stuttgart* und *Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.* Geh. 12 M.

Der Züricher Literarhistoriker, als Dichter wiederholt auch an dieser Stelle gewürdigt, erlebte kurz vor seinem allzufrühen Hinscheiden die freudige Genugtuung, seine dem Freund und Landsmann huldigende Meyer-Biographie in einem vierten Tausend um neue Leser werben zu sehen. Die Schwächen, aber auch die großen Vorzüge dieses Werkes deutet unser erster Satz an. Max Nußbergers umfängliches Buch konnte der Verfasser nicht mehr benutzen, da es erst während der Korrektur der neuen Ausgabe erschien, wohl aber alle Forschungen und Funde bis zum Beginn des Jahres 1919. Neu sind darin verschiedene Berichtigungen und Zusätze, namentlich zu den Pariser Briefen, sowie verschiedene Tatsachen und Bemerkungen, die Frey ursprünglich auf Betsy Meyers Wunsch unterdrücken mußte, schließlich der Anhang über des Dichters Schwester. Der sachliche Ton, die anmutige Frische der Sprache und gehaltvolle, jede bloße Phrase vermeidende Darstellung selbst ziehen nicht bloß den gelehrten Leser in ihren Bann.

Albrecht von Haller, Die Alpen und andere Gedichte (Schweizerische Bibliothek 13.) *Zürich, Rascher & Co.* Geh. 1,50 Fr.

Auf eine gefällige Ausgabe „der Alpen" haben wir lange gewartet. Nun ist sie dem Bücherfreund endlich beschieden und auch das Volk kann an ihr teil haben. Eine Auswahl der besten Gelegenheitsgedichte und Fabeln Hallers begleiten die Hauptdichtung. Des Dichters eigene Anmerkungen sind ungekürzt aufgenommen, Zutaten des Herausgebers (Max Zollikofer) als solche kenntlich gemacht. Das Nachwort entspricht allen gerechten Ansprüchen. Sogar der Philologe kann mit dem Neudruck zufrieden sein.

Paul Ilg, Der Führer. Drama. *Leipzig, Grethlein & Co.*

Der Züricher Ilg, gemeinhin nur als Erzähler geschätzt, während er als Lyriker mehr Beachtung verdiente, hat sich dem Drama zugewandt. Sein „Führer" spielt in einer schweizerischen Großstadt, handfest ausholend und zugreifend. Man merkt den Alemannen, der auf keinen —ismus eingeschworen ist. Ihm hat der Krieg keinen einzigen Sinn verwirrt.

Gottfried Keller, Romeo und Julia auf dem Dorfe. Mit sechs Originalradierungen von Adolf Hildenbrand. *Bern, Seldwyla-Verlag.*

Ein schweizerischer Verlag und ein badischer Künstler, Professor Adolf Hildenbrand, dessen Ruhm bereits 1914 die Ausstellung des freien Bundes in Mannheim begründet hat, vereinigen sich in dieses Jubiläumswerk anläßlich Kellers 100. Geburtstag zu einem Unternehmen von bleibendem Wert. Die Monumentalausgabe der klassischen Novelle wirkt schon rein äußerlich durch die schlichte Vornehmheit des einfachen Ganzpergamenteinbands mit zarter Goldprägung. Die Textrevision verdanken wir dem Berner Literarhistoriker Jonas Fränkel. Den Druck, schöne große Fraktur auf handgeschöpftem Büttenpapier, hat Benteli in Bern besorgt, die Initialen der Künstler selbst gezeichnet. Die vom Radierer unterschriebenen Kunstblätter, lose im Anhang eingefügt, sind in der Druckerei des Künstlerbundes Karlsruhe von den Originalplatten gedruckt worden und stellen folgende sechs Szenen dar: Dreiackerbühl — Im Kornfeld — Umzug nach der Stadt — Angler am Fluß — Streit auf dem Steg — Das Heuschiff. Hildenbrand vermeidet es trotz genauester Kenntnis moderner Technik und Ausdrucksform irgendwie zu experimentieren. Dazu wäre auch der Charakter der Dichtung nicht geeignet, deren abgerundete Harmonie ein geklärtes künstlerisches Empfinden voraussetzt. Die Blätter könnten gleichwohl auch allein ohne Text bestehen, ja jedes einzelne wirkt durch die hohe Anschaulichkeit der Gestalten nnd Gesichte. Die Werkstatt für Buchkunst Otto Schick (und Eva Gräfin zu Wittgenstein) in Karlsruhe, die dem kostbaren Inhalt die entsprechende Hülle geschaffen haben, führt sich im Kreis der Bibliophilen vorteilhaft ein.



Harry Maync, Gottfried Keller 1819—1919. Festvortrag bei der am 19. Juli 1919 von der Universität Bern in ihrer Aula veranstalteten Keller-Hundertjahrfeier. *Bern, K. J. Wyß' Erben.* Geh. 2 Franken.

Die Gedächtnisrede, hier in erweiterter Fassung mitgeteilt, tritt würdig neben die besten der zahlreichen Charakteristiken, die wir von Gottfried Keller besitzen. Ausgehend von des Dichters kulturhistorischem Verhältnis zum schweizerischen und deutschen Volkstum sucht sie seine Stellung und Bedeutung im Gesamtverlauf der literarischen Entwicklung zu bestimmen und schätzt am Ende den Kunst- und Persönlichkeitsgehalt seiner Dichtung scharf umrissen ab. Wertvoll ist die gründliche Auseinandersetzung über die Rolle, die der blauen Blume im Bereich seines Schaffens zukommt. Maync formuliert als Schlußergebnis, Keller sei Antiromantiker und Romantiker zugleich. Mannigfache Anregung bieten auch die Anmerhungen im Anhang.

Romain Rolland, Michelangelo. *Zürich, Max Rascher.* Geh. 3,50 Fr. (7,50 M.).

Die Sammlung „Europäische Bücher" zählt zu ihren erfolgreichsten Bänden Rollands „Beethoven". Ein ähnliches Schicksal beim Publikum dürfte „Michelangelo" haben. Nach der bei Plon-Nourrit & Co. erschienenen Ausgabe hat S. D. Steinberg, der literarische Berater des Verlags, das Werk in gutes Deutsch übertragen, und zwar die zweite Fassung des Originals, die gegenüber der ersten verschiedene Vorzüge aufweist. Es ist die vielleicht lebensvollste Gestaltung des äußeren Daseins und der inneren Entwicklung Michelangelos, dieses unverwüstlichen Feuergeistes, der trotz jahrzehntelanger Kränklichkeit noch an der Schwelle des neunzigsten Lebensjahres tätig war. Neben der gewöhnlichen Ausgabe erschien eine durch 15 Lichtdrucktafeln illustrierte Vorzugsausgabe in Kleinquart, deren Auflage auf 1100 numerierte Exemplare beschränkt blieb.

Paul Sabatier, Leben des Heiligen Franz von Assisi. *Zürich, Max Rascher.*

Ein Freigeist, aber voll religiöser Sehnsucht und Inbrunst, sucht vom Standpunkt der modernen Wissenschaft und Menschlichkeit dem Bilde des gefeierten Apostels neue Züge abzugewinnen und sein Wesen zu ergründen. In glutvoller hinreißender Sprache — man merkt beim Lesen des von Margarete Lisco verdeutschten Werkes kaum, daß uns eine Übersetzung vorliegt — schildert er Lebensgang und Wirken des Heiligen Franz auf dem breiten Hintergrund seiner Zeit und Unwelt, aber auch Zeitgenossen wie den Heiligen Dominik und die Heilige Klara, schließlich die Gründung des Bettelordens, dessen Verhältnis zur Wissenschaft und widmet dem berühmten Sonnengesang ein eigenes Kapitel. Die kritische Forschung wird nachprüfend an mehr als einer Stelle der mitunter allzu subjektiven Charakteristik ihre Abstriche machen. Freilich, ohne tiefe Ergriffenheit wird keiner das Buch aus der Hand legen.

Paul Schaffner, Der „Grüne Heinrich" als Künstlerroman. *Stuttgart* und *Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.* Geh. 5 M.

Dem Maler Keller, sowie dem Kunsttheoretischen und Kunsthistorischen in seinen Schriften ist bisher verhältnismäßig wenig Beachtung geschenkt worden. Außer den Studien von C. Brun und E. H. v. Berlepsch, die über einen allgemein gehaltenen Versuch auf diesem Gebiet nicht hinausgehen, gibt es keine Untersuchung des Gegenstandes. Eine größere Abhandlung über Keller als Maler und Kunstkritiker, von Schaffner während des Krieges abgeschlossen, kann bis auf weiteres nicht erscheinen. So müssen wir uns mit der vorliegenden Teiluntersuchung begnügen, die in geschmackvoller Form die wichtigsten Ergebnisse jener Arbeit als Einleitung darbietet und im übrigen die Künstlergeschichte des „Grünen Heinrich", ihre verschiedene Fassungen, ihren Wahrheitsgehalt und Erfindungsbestandteil, die literarischen Parallelen und „Urbilder" der beiden Romanfiguren Lys und Erikson aufs gründlichste erörtert. Die feinsinnigen Schlußbetrachtungen, ebenso die Literaturnachweise bestätigen, daß hier ein Berufener das Wort ergriffen hat, dem nicht bloß die Keller-Forschung, sondern noch viel mehr die ganze Keller-Gemeinde dankbar sein muß. Schade, daß dem gut ausgestatteten kleinen Werk kein Register beigeschlossen ist.

Wilhelm Kosch.

Ernst Droem, Gesänge. Mit einer Einführung von Oswald Spengler. *München, C. H. Beck*, 1920.

Auf die Verse Droems fällt ein Strahl der Ruhmessonne Spenglers und soll ihnen Unsterblichkeit leihen. Aber das allzu grelle Licht wird den gewiß talentvollen, aber stilunsicheren und formschwachen Versen zum Schaden. Spengler hatte nicht unrecht, als er in seinem vielbewunderten und kräftig bescholtenen Buch den Dichter X. neben Baudelaire und Verlaine nannte. X-Droem ist ein Nachtreter beider, ein nicht unbegabter, doch unfreier und namentlich rhythmisch unbeholfener. Düstere Töne pessimistischer Weltabkehr und der verzweifelten Lust kommen nur selten zum starken Klingen, ersticken meist im Ringen mit dem Gedanken und der Versform (wie mühselig sind viele Reime!). Spenglers Einführung bezeugt ihn ebenso wenig als literarhistorischen und literarästhetischen Deuter wie er sich früher als politischer Prophet bewährt hat. G. W.



Hans Fallada, Der junge Goedeschal. Ein Pubertätsroman. *Berlin, Ernst Rowohlt*, 1920.

Dies gleich zuvor: keine runde und letzte künstlerische Leistung, wohl aber in vielem spürbar begabt und stark. Mit was für einer Einfühlungskraft ist die Fülle der Visionen gegeben! Diese Visionen des Obersekundaners sind wohl der wesentlichste Teil des Buches. Es war einmal an der Zeit, von innerer und äußerer Not der Pubertätsjahre zu sprechen. Qual und Leiden an der Realität des Daseins ist groß, und mit am meisten leiden die Jungens am Realsten ihrer Umgebung, an der Schule, wenn sie das Wichtigste nicht versteht: der Jugend Freude zu bringen; und wenn nur kleine Persönlichkeiten vor ihnen stehen. Dann entsteht jene Sehnsucht des jungen Kai Goedeschal, einmal glücklich sein zu wollen, und dann greift er zu dem Mittel seiner Jugend. Ich bewundere es, wie Fallada den Rausch der Selbstbefriedigung, das Überschäumen im Einsamen, die empfundene Schmach, das Sehnen nach Befreiung und Erlösung vom Laster bis an die letzten Möglichkeiten heran mit Wendungen, die alle Zuckungen spüren lassen, zur Darstellung bringt. Und dann die spaltende, aufpeitschende, steigernde und befreiende Liebe zu dem jungen Mädchen; von hier steigt Güte in ihm auf und das Gefühl, nicht mehr unrein sein zu wollen. Und das schließliche doch wieder Kraftloswerden! Dazu die Menge anderer Verirrungen wie die anonymen Briefe, die kaschierte Selbstanklage beim Direktor — überall ist eine ungewöhnliche Einfühlung und Visionskraft spürbar. Es fehlt dem Buche freilich an künstlerischer Kühle und Konzentration, an besonnenem Maß und überlegener Zucht. Ich glaube, der neue Stil des Buches ist trotzdem zu bewußt oder wenigstens zu sehr gelernt. Jedenfalls aber wird daran das deutlich, daß mit diesem unnaturalistischen, naturfernen Stil des Expressionismus der, in der Sache kurzweg gesagt: heikle, Stoff absolut frei gemacht wird von irgendwelcher anpeitschenden, lüsternen Möglichkeit. Dem Buche liegt jede aufklärende Absicht im Sinne etwa einer Lori Graff H. von Hoffenthals gewiß fern; aber es hat dennoch in sich selbst den Schrei der Not und Bedrängnis, den Ruf nach Erlösung und Hilfe, die Sehnsucht, das Gebet nach Reinheit. Und darum: wer Ohren hat zu hören, der höre. *Hans Knudsen.*

Robert Hohlbaum, Unsterbliche. Novellen. *Leipzig, L. Staackmann.* 176 Seiten. Geh. 5 M., geb. 7 M.

Humor- und gemütvolle Novellen, deren Hauptgestalten den Lebenskreisen unsterblicher Meister — beginnend mit Joh. Georg Fischart, endigend mit Detlev von Liliencron — entnommen sind: so sagt ein dem Büchlein beigegebener Propagandazettel, und man kann jenem Urteil aufrichtig beistimmen. Manche der Geschichten berühren nur anekdotenhaft; in einigen, wie in der von Abraham á Santa Clara, umspinnen das skizzenhafte Lebens- und Kulturbild romanhafte Fäden, die vielleicht ein dichteres Gewebe ergeben könnten. Die Figur des eifernden, impulsiven und doch so von einem feinen, zarten Menschentum im tiefsten erfüllten Wiener Mönches und auch die des hochgesinnten evangelischen Arztes sind plastisch lebendig herausgearbeitet. Ebenso wie in der amüsantesten Novelle „Der Messias" die Figur des burschikosen, adretten und lebenslustigen Klopstock im Gegensatz zu dem weichen, zimperlichen Bodmer. Immer weiß der Verfasser durch einen raschen Gang der Handlung, durch eine anschauliche Darstellung der Dichter und ihrer Mitmenschen zu fesseln, mag das Bildnis eines Dichters, z. B. das Goethes in der tragischen Kleistnovelle, auch hier und da zu grell und scharf gezeichnet sein. So nüchtern und aphoristisch, ja banal z. B. die Liliencron-Paraphrase anmutet, ergreifend wirkt dennoch das Sterben des Dichters, während vor dem Fenster leise von einer Hamburger Regimentskapelle der Hohenfriedberger Marsch gespielt wird. Die Erzählungen haben fast alle derartige empfindsame Momente oder Pointen. Aber anspruchlosen Lesern mag diese leichte und doch auch kluge Poesie genügen.

Dr. Hans Benzmann.

Marie von Hutten, Die große Harmonie. Erzählungen. *Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung.*

Herbe Schicksale erzählt Marie von Hutten. Es ist etwas Männliches in ihrer Art, die Härten des Lebens aufzuzeigen, das Unversöhnbare zwischen Menschen verschiedenen Wesens disharmonisch aufklingen zu lassen, die Möglichkeiten des Verstehens und Zueinanderkommens zu zerbrechen. So trägt dieser Band Erzählungen — die Verfasserin ist sehr bescheiden; einige dieser Prosastücke sind technisch abgerundete Novellen — eigentlich einen falschen Titel nach der einzigen Novelle, die einen harmonischen Akkord aus Schmerz und Leid aufschweben läßt. Da, wo Marie von Hutten den Boden der Volkserzählung verläßt, wird ihre Kunst unsicher und zaghaft. Ihrem Wesen, das im gläubigen Katholizismus wurzelt, sind die Probleme eigenwilligeren Menschentums fremd. Aber da, wo sie einfacher, schlichter Menschenkinder Schicksale erzählt, fesselt sie, wirkt ihre unkomplizierte Epik natürlichecht und oft erschütternd. Kindergeschicke, Geschicke von körperlich und geistig Armen zu gesatlten, gelingt ihr; ob es nun ein Knabe ist, der im „Schatten einer Schuld" schuldlos zugrunde geht; ob es eine Waise ist, die einem Krüppel in keuschester Selbstverständlichkeit alles schenkt, was sie zu schenken vermag, und darum aus der sozialen Gemeinschaft verstoßen wird; ob es ein



uneheliche geborenes Mädchen ist, das eine Liebe überwindet, um bei dem zum Krüppel gewordenen Rabenvater zu bleiben: das ist alles wahr in seiner Herbheit und Unsentimentalität, solide im Technischen und ergreifend im Menschlichen und Allzumenschlichen. O. E. H.

Meyers Handlexikon. Siebente, gänzlich veränderte und neubearbeitete Auflage. Etwa 75000 Stichwörter und Verweisungen mit 1700 Abbildungen auf 797 Seiten Text, 2 bunten, 28 schwarzen Tafeln bzw. Tafel-Gruppierungen, 45 farbigen und schwarzen Karten, Text- und statistischen Übersichten. *Leipzig* und *Wien, Bibliographisches Institut,* 1920.

Die ungeheuren Erlebnisse des Weltkrieges und die völlig veränderte Weltlage haben alle Nachschlagebücher allgemeinen Inhalts veralten lassen. Als das erste erscheint der kleine Meyer von neuem auf dem Plane und verzeichnet Menschen und Dinge, die bis zur Mitte des Jahres 1919 in den Gesichtskreis der deutschen Menschheit getreten sind. Neben den Heerführern, den Schlachtennamen wird eine vollständige, in ihrer Knappheit mustergültige und durch sehr gute Kartenskizzen unterstützte Geschichte des Weltkriegs geboten, daneben aber die alte Aufgabe des kleinen Meyers — schnellste, sicherste Belehrung auf allen Wissensgebieten — nicht vernachlässigt. Die zahlreichen scharfen, musterhaft einfachen Bilder und Karten erläutern das Wort überall, wo die Anschauung dies vermag. Als das beste jetzt vorhandene Nachschlagebuch sei der auch äußerlich ansehnliche Band aufs wärmste empfohlen. A—s.

Voltaire, Die Jungfrau. *Hannover, Der Zweemann* 1920. Geb. 14 M., numerierte Vorzugsausgabe in Halbpergament 45 M.

Voltaires berühmt-berüchtigte „Pucelle" wird hier von Curt Moreck neu herausgegeben. Er kürzte und überarbeitete die gewandte Verdeutschung Bindemanns von 1789 (Moreck kennt weder den Übersetzer noch das erste Erscheinungsjahr) und verlieh so dem frechen aber geistvollen Machwerk erhöhten Reiz, zu dem auch die hübsche äußere Gestalt des Buches das ihrige beiträgt. Allerdings kann gefragt werden, ob diejenigen, die dem alten Spottgedicht ein berechtigtes Interesse schenken, nicht sämtlich des Französischen so weit mächtig sein dürften, um der deutschen, doch immer künstlerisch untergeordneten Form nicht zu bedürfen, und ob für die Leser anderer Art überhaupt gesorgt zu werden braucht. Daß Moreck hauptsächlich an diese Leser denkt, scheinen die drei Seiten seines Nachworts zu bezeugen.

G. W.

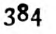
Kleine Mitteilungen.

Der russische Goedeke. In Petersburg starb „an Entkräftung" der Literarhistoriker *Simeon Afanasjewitsch Wengerow,* Professor an der Frauenhochschule (geb. 1855 in Lubny in Südrußland). Er verkörperte den in Rußland höchst seltenen Typus des reinen Philologen und überraschte jeden, der mit ihm zu tun hatte, durch sein geradezu unheimliches Tatsachenwissen und seinen unermüdlichen Sammeleifer und Spürsinn. Sein Hauptwerk ist das leider nicht zum Abschluß gelangte, weil zu groß angelegte „Kritisch-biographische Lexikon russischer Gelehrter und Schriftsteller", von dessen 6 Bänden der erste 1886 erschien. Was für ein ungeheures Material hier verarbeitet worden ist, zeigen die 1909—10 erschienenen zwei ersten Bände der „Quellen zum russischen Schriftstellerlexikon". Eine 1885 erschienene „Geschichte der neuesten russischen Literatur" wurde von der Zensur konfisziert und eingestampft. Wengerow redigierte seit 1891 die Abteilung „Literatur" der großen russichen Enzyklopädie von Brockhaus und Efron. Die meisten, sehr eingehenden und mit reichlichen bibliographischen Angaben versehenen Aufsätze über russische Schriftsteller in den 82 Bänden stammen von ihm. Unter seiner Leitung erschien in demselben Verlage seit 1901 eine „Bibliothek großer Dichter" in eingehend kommentierten und reich illustrierten Ausgaben. Bis 1914 lagen vor: Schiller (4 Bde.), Shakespeare (5 Bde.), Byron (3 Bde.), Molière (1 Bd.), Puschkin (6 Bde.). Besonders wertvoll ist die Puschkin-Ausgabe mit ihrem reichen kritischen Apparat. Eine kleine Schrift Wengerows „Die Grundzüge der neuern russischen Literaturgeschichte" ist 1899 auch in deutscher Übersetzung erschienen. Wengerows Mutter war übrigens eine Deutsche. Ihre „Memoiren einer Großmutter. Bilder aus der Kulturgeschichte der Juden Rußlands im 19. Jahrhundert, von Pauline Wengeroff" erschienen 1908—10 in zwei Bänden mit einer Einführung von Gustav Karpeles im Verlag Poppelauer-Berlin.

A. L.

Die ehemalige Hof-, jetzt National-Bibliothek in Wien hat eine *Büchernachweisstelle der österr. Bibliotheken* begründet. Über ihre unmittelbare Aufgabe hinaus (die sie mit dem Berliner Auskunftsbureau teilt): aus dem ungeheuren Sammelbecken aller angeschlossenen österreichischen und deutschen Bibliotheken zu schöpfen, will sie als überbibliothekarische, unbureaukratische Einrichtung den Bücherankauf der österreichischen Bibliotheken regeln. Eine, mehr denn je nötige *Bibliotheksökonomie,* sowie ein *Gesamtkatalog* der von den angeschlossenen österreichischen Bibliotheken seit 1920 neu erworbenen Werke sollen die unmittelbare Frucht einer Arbeit sein, der noch weitere Ziele gesteckt sind.





VERLAG VON E. A. SEEMANN
LEIPZIG



Das Leben Adolph Menzels

von

GUSTAV KIRSTEIN

Neuntes bis fünfzehntes Tausend

Mit 4 farbigen Tafeln und 80 Abbildungen

In Ganzleinen
nach Entwurf von Professor E. R. Weiß

Preis 20 Mark

Ein entzückendes Buch — und so wohltuend unkunsthistorisch! Man beginnt zu lesen, und es läßt einen nicht los bis zur letzten Seite und zum letzten Wort. (Max Lehrs)

VERLAG VON E. A. SEEMANN
LEIPZIG



Die großen Maler in Wort und Farbe

von

ADOLPH PHILIPPI

Zweite, durchgesehene Auflage

Mit 120 farbigen Abbildungen

In Ganzleinen
nach Entwurf von Prof. H. Steiner-Prag

Preis 120 Mark

Dies farbig illustrierte Handbuch der klassischen Malerei mit seinen 120 ganzseitigen farbigen Abbildungen wurde von der gesamten Presse mit großem Beifall aufgenommen.

VERLAG VON E. A. SEEMANN
LEIPZIG



Seemanns farbige Künstlermappen

Jede Mappe enthält 6—10 Hauptwerke des Künstlers in den Farben der Originale und eine Einleitung aus der Feder eines genauen Kenners

Preis der Mappe 18 Mark

Uhde, Thoma, Feuerbach, Grünewald, Rembrandt, Greco, Spitzweg, Dürer, Rubens, Raffael, Tizian, Knaus, Murillo, Zumbusch, Menzel, Steinhausen, Böcklin, Klinger, Vermeer, M. Liebermann, Velasquez, Schwind, F. A. v. Kaulbach, Holbein, Stuck, Goya, Marées, Botticelli, Alberts, Worpswede, Giorgione, H. Vogel, Frans Hals, A. v. Dyck

VERLAG VON E. A. SEEMANN
LEIPZIG



Seemanns farbige Galerie-Werke

Jeder Band enthält 40—60 farbige Gemäldewiedergaben und eine Geschichte der Galerie. Jedem Bild ist ein erläuternder Text beigefügt. Die Bände sind von ersten Kunsthistorikern, meist von den Direktoren der betreffenden Galerie herausgegeben.

In einheitlichem Einband nach Entwurf von Prof. H. Steiner-Prag

Preis jedes Bandes 150 Mark

Album des Amsterdamer Rijksmuseums, der belgischen Galerien, der Casseler Galerie, der Dresdener Galerie, der Florentiner Galerien, des Kaiser-Friedrich-Museums zu Berlin, des Prado zu Madrid, der alten Pinakothek zu München, der Münchner Kunst, der französisch. Kunst

Im März 1921
erscheint die künstlerische Ausgabe von:

RICHARD DEHMEL

ABER DIE LIEBE

Mit 30 (32) Original-Radierungen von

WILLY JAECKEL

Einmalige Auflage in 340 Exemplaren!

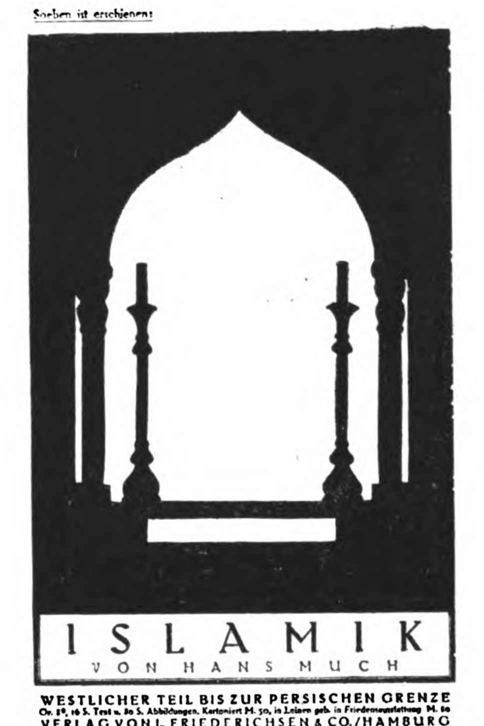
Zu beziehen durch die guten Buchhandlungen oder direkt durch den Verlag E. STEINTHAL, Charlottenburg, Uhlandstraße 191

O. Herfurth
Berlin W 50
Passauer Straße 12

Werkstatt für guten Bucheinband

Handeinbände jeder Art für Bibliophile und Sammler

393



394



E. A. SEEMANN IN LEIPZIG



Soeben ist erschienen:

Buch und Bild 1920

die Jahresrundschau der Zeitschrift für Bücherfreunde

herausgegeben von

Prof. Dr. Georg Witkowski

Preis 5 Mark

Buch und Bild

enthält Besprechungen von nahezu 300 Neuerscheinungen, Bücherlisten der wichtigsten Bücher der letzten Jahre und 76 Anzeigen erster Verleger.

Buch und Bild

gibt somit eine Übersicht über die Produktivität deutschen Geistes in den letzten Jahren.

Buch und Bild

ist der Ratgeber für die Oberschicht der Bücherkäufer.

Aus einer Sammlung umständehalber zu verkaufen:

Goethe, Propyläen-Ausgabe, 28 Bände Ganzleder / Shakespeares Werke von Gundolf, Verlag Bondi. 10 Bände (9 Bände grünes Ganzleder) / Werke u. Briefe Friedrichs des Großen. Bei Reimar Hobbing. 12 Bände. Privateinband Sämisch-Ganzleder / Aug. Strindberg. Bei Georg Müller. 19 Bde. Ganzleder / Allgem. Deutsches Commersbuch. Bei M. Schauenburg. Ganzleder / Fromentin, die alten Meister. Bei G. Kiepenheuer. Ganzleder, Luxusausg. / Fürst Bülow, Deutsche Politik. Ganzleder / Francesco Crispi, Memoiren. Ganzl. / Carlyle, Heldenverehrung. Bei G. Müller. Ganzleder / Goethe, Reinicke Fuchs. Illustr. v. W. Klemm. Bei Kiepenheuer. Ganzleder / Goethe, Westöstlicher Divan. Inselverlag. Ganzleder / Gottfr. Keller, Der grüne Heinrich. Ziegenhalbleder, numeriert / Mereschkowsky, Julian Apostata u. Alexander I. Bei R. Piper. Ganzleder / Bielschowsky, Goethe. Halbfr. / Berger, Schiller. Halbfr. / Chamberlain. Bei E. Diederichs. Ganzleder / Shakespeare, Der Sturm. Luxusausgabe. Bei Bruckmann / Deutschland unter Kaiser Wilhelm II. 3 Bände Halbfranz / Ullstein, Weltgeschichte. 6 Bde. Halbfranz / Kants Briefwechsel. Bei G. Müller. Ganzleder / Memoiren der Frau von Staël. Bei Morave & Scheffelt. Ganzleder / Bode, Die Meister der holländischen u. flämischen Malerschulen. Bei E. A. Seemann. Halbfranz / August Strindberg, Märchen. Ganzleder, numeriert. Bei G. W. Dietrich / Max Liebermann. Bei Bruno Cassirer. Halbfranz.

Alle Bücher sind gut erhalten und tragen ein Ex-Libris.

Angebote unter **Nr. 435** an den Verlag der Zeitschrift für Bücherfreunde erbeten.

Soeben ist erschienen:

Spittelfreuden des Jeremias Kätzlein

Zutage gefördert von Carl Weisflog

Mit vier Zeichnungen von Walter Rehn und einem literarhistorischen Geleitwort von Dr. Max Adler

★

In Pappband M. 17.50 / Zehn Exemplare auf Büttendruckpapier mit vier sign. Orig.-Radierungen von W. Rehn in Halbpergamentband M. 75.–

Ein zu Unrecht Verschollener, tritt Carl Weisflog, der einst vielgelesene Dichter der „Phantasiestücke und Historien", hier wieder vor uns hin. Von dem phantastischen, fabulierfrohen Zeit- und Artgenossen E. T. A. Hoffmanns weiß man heute kaum mehr, als daß seiner Erzählung „Das große Los" der Stoff zu Nestroys unsterblichem „Lumpazivagabundus" entstammt. Weisflog ist irgendwie der Sphäre Jean Pauls und Grabbes nahegerückt. Jede der vom Helden durchlaufenen Stationen ist eine Geschichte für sich, strotzend von Lebensbuntheit und Abenteuer: Schmierenkomödiantentum, Vagabondage, skurrile Reflexe der großen Revolution auf deutschem Boden und am Ende: Seligkeit kühler Abendruhe im Spittel, verspätetes Sichfinden, posthume Liebesfeier. Walter Rehn steuert vier groteske, aus des Dichters Weltgefühl erwachsene Zeichnungen bei, Max Adlers literarhistorische Würdigung führt anteilnehmend in Geist und Leben des Dichters ein.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom

Verlag Rudolf Kaemmerer · Dresden

Diesem Hefte sind Prospekte des **Amalthea-Verlages** in **Wien,** der Verlage **Erich Reiß, Berlin, „Der neue Merkur“, München,** und **H. Haessel, Leipzig,** beigegeben.

Namen-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. Zwölfter Jahrgang. 1920

Die *kursiv* gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

B

C

D

E

F

G

H

I

J

K

L

M

N

O

P

R

S



Schlagwort-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. Zwölfter Jahrgang. 1920

Die *kursiv* gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

B

C

D

E

F

G

H

I



J

K

L

M

N

O

P

R

S

T

U

V

W

Z

